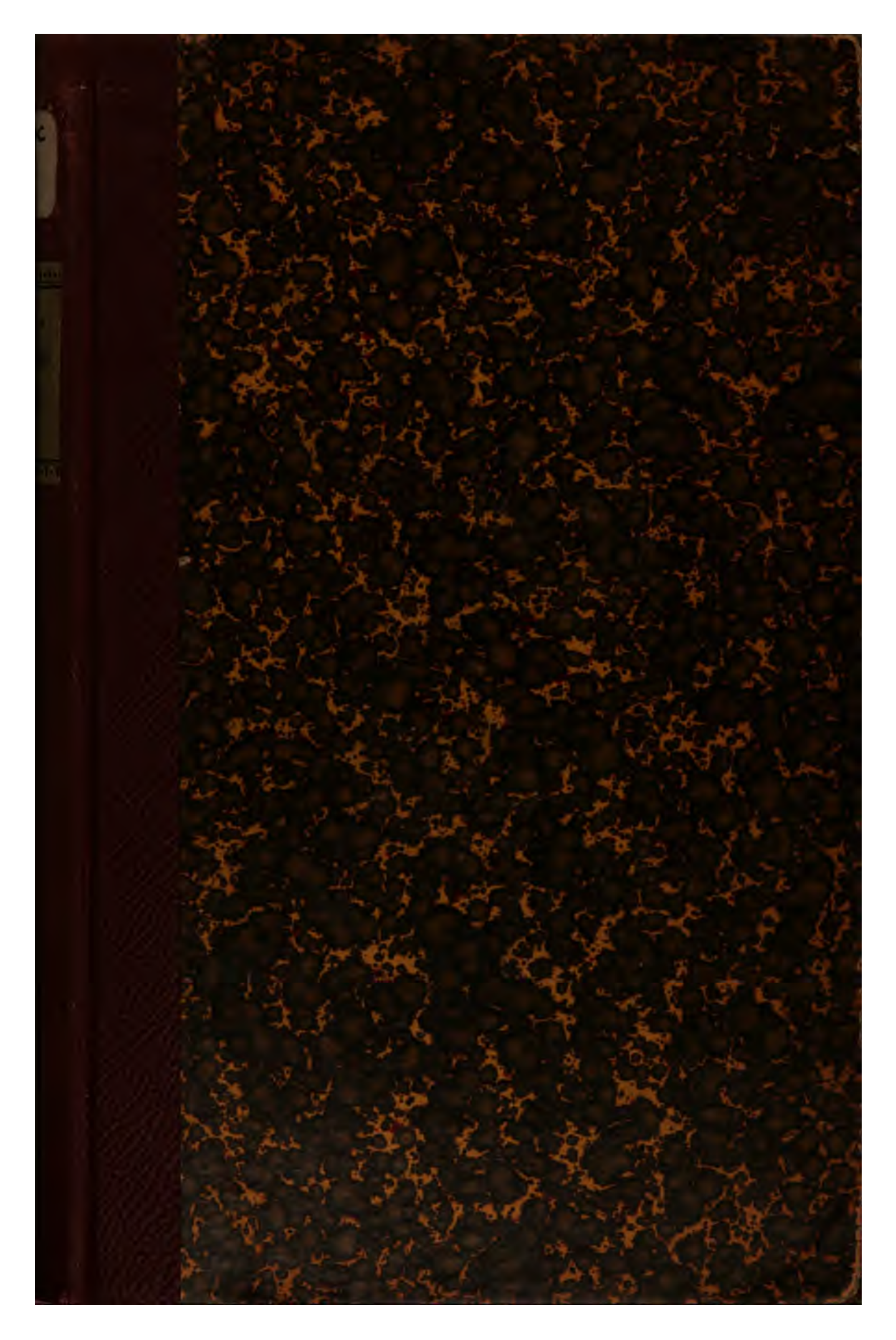



ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV·ANG· SIGILLUM
CHRISTO ET ECCLESIAE
VE RI TAS



Görres-[illegible]

Vereinigung [illegible]

Santa Teresa de Jesus.

Eine Studie über das Leben und die Schriften der heiligen Theresia.

Von

Dr. W. Pingsmann,

Subregens im Erzbischöflichen Priesterseminar zu Köln.

„Enfin, Señor, soy hija de la iglesia.“
„Herr, ich bin eine Tochter der Kirche!“

Hl. Theresia
auf ihrem Todesbette.



Köln, 1886.
Druck und Commissions-Verlag von J. P. Bachem.

Vorwort.

Das dritte Centenarium der hl. Theresia führte den Verfasser im Sommer 1882 nach Spanien. In der Carmeliterkirche zu Avila durfte ich an derselben Stelle, wo einst die Wiege der seraphischen Jungfrau gestanden, das heilige Opfer feiern. Tags danach ging ich von Salamanca zu ihrer Todesstätte in Alba de Tormes. Es war ein eigenthümlich feierlicher Morgen; hoch am wolkenlosen Himmel glühte die spanische Sonne, kirchenstill war es ringsum, in der Ferne glänzte am Horizonte der Schnee einer Sierra. Ein biederer Spanier, der desselben Weges zog, freute sich, daß ein Pilger von jenseits der Pyrenäen zu der großen Patronin seines Heimathlandes gekommen. „Es vocacion de Dios“, das ist ein Ruf von Gott, meinte er. Sein Wort blieb nicht ohne einen gewissen Eindruck. Vor den ehrwürdigen Reliquien der Heiligen, die in kostbarem Sarkophage auf dem Hochaltar der Carmeliterinnen-Kirche zu Alba ruhen, senkte sich mir eine Mahnung in die Seele, aufmunternde Anregung von außen trat hinzu; heute wage ich es, die Frucht dieser Mahnung als eine, wenn auch geringe Opfergabe in ihrem Heiligthum niederzulegen. Auf dem Rückwege nach Salamanca erfreute den Heimkehrenden noch eine anmuthige Erinnerung an die Heilige; über einem kleinen Monument las man die Aufschrift: „Fuente de Santa Teresa“, Quelle der hl. Theresia. Ein freundlicher Hirt bot mir zu trinken aus der Quelle, aus welcher einst die hl. Theresia getrunken. Vaya Usted con Dios (gehen Sie mit Gott!), sagte er nach Landes-Sitte zum Abschied. Dieses Wort des spanischen Hirten möchte ich auch gegenwärtigem Büchlein als Geleit auf den Weg geben: vaya con Dios!

Köln, 28. Januar 1886.

Inhalt.

Leben der hl. Theresia.

Schriften der hl. Theresia.

Von Quellen und Literatur wurden unter anderm vorzüglich benutzt: Escritos de Santa Teresa II tom., herausgegeben von Vicente de la Fuente in der biblioteca de autores españoles von Rivadeneyra 1862; Obras de Santa Teresa, 6 tomos, von demſelben 1882; die franzöſiſche Ueberſetzung ihrer Werke von P. Bouix; die deutſchen Ueberſetzungen von Schwab (Jocham), Clarus, A.(lwine) K.(amper), Gräfin Hahn-Hahn. — Acta Sanctorum, Octobr. tom. VII, 2 (Leben der hl. Thereſia auf 680 Folioſeiten); Yepes, vida de S. Teresa; P. Coleridge S. J., life and lettres of S. Teresa, vol. I: Life of S. Teresa mit einer ſchönen Vorrede von Cardinal Manning; Histoire de S. Thérèse d'après les Bollandistes, II tom.; die deutſchen Biographien Thereſia's von Poesl, Hennes, Hofele. — P. Luis Martin, S. J., discurso leido en Salamanca 15. Oct. 1882; Atrian y Salas, S. Teresa considerada como escritora; Viñas, tratado filosofico-teologico acerca de lo sobrenatural en S. Teresa; Rodriguez, analogias entre San Agustin y Santa Teresa; Maura, Santa Teresa de Jesus y la critica racionalista; La Fuente, el Centenario de Santa Teresa; Jarrin, discurso (S. Teresa bajo el objeto filosofico); P. Hahn, S. J., les phénomènes hystériques et les révélations de Sainte Thérèse — ſämmtlich bei Gelegenheit des dritten Centenariums der hl. Thereſia erſchienene Schriften. Condamin, étude sur les lettres de St. Thérèse; Durand, le coeur de St. Thérèse, conservé et glorifié jusqu'à nos jours. — Verſchiedene Artikel in der „Ciencia cristiana", „Revista Agustiniana", „Civiltà cattolica" und in den „Laacher Stimmen".

Einleitung.

Das Leben und die Wirksamkeit der h. Theresia reichen vom zweiten bis in's neunte Decennium des 16. Jahrhunderts.

Wir kennen dieses Jahrhundert: es bezeichnet den Anfang einer neuen, dem idealen Zuge des Mittelalters abgewandten Periode der Weltgeschichte; mit ihm beginnt die traurige Epoche der großen abendländischen Kirchenspaltung, aber anderseits auch die Zeit eines erneuten, freudigen Aufschwungs innerhalb der katholischen Kirche selbst.

In dieser Zeit und auf diese Zeit wirkte Theresia, und zwar so tiefgreifend und nachhaltig, wie vielleicht nicht manche ihrer Zeitgenossen. Ihre Wirksamkeit werden wir, entsprechend den Hauptrichtungen, nach welchen hin sich dieselbe bewegte, als eine dreifache bezeichnen dürfen.

Als die Schätze der durch Christoph Columbus neu entdeckten Welt in die pyrenäische Halbinsel flossen und die ritterliche Jugend des Landes, um Kriegsruhm und Gold zu suchen, über den Ocean setzte, erscheint in Theresia gleichsam ein anderer Columbus. Das außerordentliche, mystische Leben dieser Heiligen lenkte in den weitesten und höchsten Kreisen der damaligen spanischen Gesellschaft den Blick auf die im Glauben offenbarten Schätze des Jenseits, wie sie hienieden schon durch das contemplative Leben vorgeahnt und genossen werden. Das Leben der hl. Theresia und der von ihr beeinflußten Kreise bezeichnet für Spanien, und nicht für Spanien allein, sondern für die gesammte Kirche jener Zeit die höchste Blüthe der christlichen Mystik.

In Deutschland hatte Luther, der Augustinermönch, zwei Jahre nach der Geburt Theresia's den Bruch der Ordensgelübde und die Lostrennung von der Kirche vollzogen; gleichsam als Antwort auf diese That beschloß Theresia, die Carmeliterin, ihren Orden zur ersten ursprünglichen Strenge zurückzuführen, und durch Stiftung zahlreicher Frauen- und Männerklöster Stätten des Gebetes zu gründen, um auf die Verirrten die Gnade der Erleuchtung herabzuflehen und das eigene Vaterland vor dem

Andrang der Neuerung zu sichern. Und wie Luthers ganzes Wesen und Wirken gipfelt in der Lossagung von der Kirche, so war das letzte Wort auf den sterbenden Lippen der hl. Theresia: „Herr, ich bin eine Tochter der Kirche!“

Eben durch jene Erneuerung des Carmeliten-Ordens hat Theresia einen nicht zu unterschätzenden, oder vielmehr einen gar nicht zu berechnenden Antheil an dem großen, von der katholischen Kirche selbst ausgegangenen und auf dem Concil von Trient beschlossenen wahren Reformwerk; ihr Name glänzt unter den großen Ordensstiftern des 16. Jahrhunderts neben einem hl. Ignatius, Cajetanus, Petrus von Alcantara, Josephus von Calasanz, Philippus Neri, einer hl. Angela von Merici. Eine doppelte Schaar stellt sie in's Feld: Männer, die mit dem beschaulichen Leben das thätige im Dienste der Missionen verbinden, und Frauen, aus deren Gebetszellen ein ununterbrochener, freilich nur dem gläubigen Auge sichtbarer Gnadenstrom befruchtend auf die apostolischen Arbeiter herniederfließt.

Mit ihrem irdischen Leben schließt jedoch ihr Wirken nicht ab. Nicht nur lebt die hl. Theresia in den beiden von ihr gegründeten Ordensfamilien fort, sondern durch ihre zahlreichen Schriften ist sie auch die gotterleuchtete Lehrerin des ascetisch-mystischen Lebens für die zukünftigen Geschlechter geworden, während sie gleichzeitig durch die klassische Diction ihrer Sprache zu den am meisten gefeierten litterarischen Größen ihres spanischen Heimathlandes zählt.

So erscheint die hl. Theresia in den Stürmen und im Dunkel des 16. Jahrhunderts wie ein leuchtender Stern: als die mystische, seraphische Jungfrau, als die energische Erneuerin eines altehrwürdigen Ordens, als die erleuchtete „mistica doctora“.

Ihr Leben zerfällt in zwei scharf geschiedene Perioden; die erste zeigt uns nach dem eigenen Ausdruck der Heiligen Theresia von Ahumada, die zweite Theresia von Jesus.

Das Leben der hl. Theresia.

1. Theresia von Ahumada.

Jugendjahre.

Auf einem Granitfelsen in der spanischen Provinz Altkastilien, unfern von dem weltberühmten Escorial, liegt die alterthümliche, von einer vielgethürmten Mauer umwallte Stadt Avila. In den Kämpfen gegen die fremden Eroberer stand sie ritterlich und treu zu ihren Fürsten: Avila de los caballeros (das ritterliche Avila); die Steinmassen, auf denen sie ruht und welche sie umgeben, erwarben ihr den Namen Avila cantos (Avila die Steinstadt); zahlreiche Heilige, die dort geboren wurden, erheben sie zur Avila santos (Avila das heilige).

Hier erblickte Theresia (spanisch Teresa) am 28. März 1515 das Licht der Welt. Ihre Eltern waren Don Alonso Sanchez de Cepeda und Donna Beatrix Davilay Ahumada aus alt-adeligem Geschlecht. Entsprechend der damaligen Sitte nannte sich Theresia nach dem Namen ihrer Mutter: Teresa de Ahumada, bis sie später denselben beim Beginn und zur Charakterisirung ihres neuen Lebens mit dem Namen Theresia von Jesus vertauschte. Das Geschlecht der Ahumada führte in seinem Wappen einen brennenden von Rauch umwehten Thurm; es leitete seinen Namen (ahumada = fumus, Rauch) von der Heldenthat eines seiner frühern Sprossen her, welcher furchtlos eine brennende Feste im Kriege gegen die Mauren vertheidigt hatte.

Die Familie der hl. Theresia zeigt uns ein sehr anziehendes Bild des religiösen und ritterlichen Lebens in Spanien zu Anfang des 16. Jahrhunderts. Der Vater, ein ernster Charakter, fromm und ein fleißiger Leser religiöser Bücher, war sehr wohlthätig und menschenfreundlich; Leibeigene wollte er niemals in seinem Dienste haben. Die Mutter, bei noch jugendlichen Jahren von seltener Würde, war einfach in ihrer Kleidung wie eine Matrone, von großem Verstande, sehr sanft-

müthig und bei ihren vielen Leiden voll hoher christlicher Geduld. Der Rosenkranz war ihr Lieblingsgebet. Die Familie war sehr zahlreich; außer zwei Brüdern und einer Schwester aus der ersten Ehe des Vaters hatte Theresia noch eine jüngere Schwester und sieben Brüder, von denen fünf ihr Glück als Soldaten in der neuen Welt versuchten und einer später am gleichen Tage mit ihr den Ordensstand erwählte.

Schon ihre Jugend ließ die künftige Richtung und Größe ihres Geistes ahnen. Als siebenjähriges Kind wird sie bei Lesung des Lebens der Heiligen, welcher sie mit ihrem ältern Bruder Rodrigo oblag, auf's tiefste von dem Gedanken an die Ewigkeit der jenseitigen Zustände erschüttert; „für immer, für immer“ (para siempre, para siempre) wiederholte sie sinnend, und getrieben von der Sehnsucht, jenes unvergänglichen Glückes schnell theilhaft zu werden, beschließt sie mit ihrem Bruder, in's Mohrenland zu fliehen — das Andenken an die Maurenkämpfe war damals in Spanien noch recht lebendig —, dort hofft sie um Christi willen den Martertod zu finden und so unverzüglich zur Anschauung Gottes zu gelangen. Ein Onkel trifft die beiden Flüchtlinge noch in der Nähe von Avila, unweit des an der Stadt vorbeifließenden Adaja — ein Kreuz bezeichnet gegenwärtig die Stelle — und bringt sie sofort zur besorgten Mutter zurück. Donna Beatrix schmält mit den Kindern; Rodrigo, der ältere Bruder, schiebt alle Schuld auf die Kleine, la niña. Als so die Hoffnung auf das Martyrium geschwunden, bauen sie sich Einsiedeleien im Garten, allein das lose Gemäuer fällt bald zusammen.

Jedoch ein hoher Ernst lag im kindischen Spiel. Die Sehnsucht nach dem Martyrium sollte dereinst in anderer, unblutiger, aber nicht minder wirksamer Weise gestillt werden, und in dem kleinen, Einsiedeleien bauenden Mädchen ahnt man schon die künftige Reformatorin des Einsiedler-Ordens der Carmeliten.

Noch einen andern Zug aus ihrer Kindheit haben uns ihre Biographen aufbewahrt. Ein Bild im elterlichen Hause stellte den Heiland am Brunnen mit der Samariterin dar, wie sie zu ihm spricht: „Herr, gib mir von diesem Wasser zu trinken“. Tief blieben bei öfterm Anblick des Bildes diese Worte ihrem Herzen eingeprägt; ihr späteres Leben und ihre Schriften geben davon mehrfach Zeugniß.

In ihrem zwölften Jahre verlor Theresia ihre Mutter. Sie begriff die Größe dieses Verlustes; weinend warf sie sich vor einem Bilde der allerseligsten Jungfrau nieder und bat diese, künftig ihre Mutter zu sein. In reichstem Maße hat die Bitte der jungen Waise Erhörung gefunden; Theresia wurde ein Mitglied und späterhin die größte Zierde jenes Ordens, der vor allen andern sich unter den Schutz Mariens gestellt und die Verehrung der Gottesmutter im Abendlande so ungemein befördert hat.

Jene Bitte war freilich damals auch in hohem Grade gerechtfertigt, denn dem reichen, in der jugendlichen Theresia sich so herrlich entfaltenden Gnadenleben begannen große Gefahren zu drohen. Zwei Umstände waren es besonders, welche ihren bisherigen Eifer in bedenklicher Weise erschlafften: ungeregelte Lectüre und ungeeigneter Umgang. Donna Beatrix las gern die damals sehr verbreiteten Helden- und Rittergeschichten, allerdings recht phantastische, allein im Vergleich zu unsern modernen Romanen immerhin noch harmlose und unschuldige Schriften. Vielleicht waren es die Geschichten von Amadis und Palmerin, also solche Bücher, denen selbst die strenge Censur des Cervantes bei der Säuberung der Bibliothek seines Helden Schonung angedeihen ließ. Der ernste Vater billigte diese Lectüre nicht, sie mußte vor ihm geheim gehalten werden; die Mutter suchte Erholung in derselben, ohne sonst ihre Pflichten darüber zu vernachlässigen; aber die Tochter las leidenschaftlich bis tief in die Nacht hinein, und war, wie sie selbst gesteht, unzufrieden, wenn sie nicht immer wieder eine neue Rittergeschichte zu lesen bekam. Ja, angeregt durch diese spannende Lectüre, verfaßte die Vierzehnjährige selbst einen kleinen Ritter-Roman, der in ihrer Umgebung sowohl der geistreichen Erfindung wie der anmuthigen Sprache wegen allgemeinen Beifall erntete. Aber diese leichte, die Phantasie überreizende Lectüre konnte nur störend und verflachend auf das innere Seelenleben einer zu solch hoher Sendung berufenen, und mit natürlichen wie übernatürlichen Gaben so reich ausgestatteten Jungfrau wirken.

Noch bedenklicher war der Umgang mit einigen leichtsinnigen jungen Verwandten, welche, durch die lebhafte geistreiche Conversation Theresiens, sowie durch den hohen Adel und die Anmuth ihrer Erscheinung angezogen, oftmals in ihrem elterlichen Hause Zutritt zu finden wußten. Theresia fand Geschmack an nichtigem Zeitvertreibe mit diesen ihren Vettern und Basen, sie begann sich zu schmücken und suchte zu gefallen; die Liebe zum Gebet und der Umgang mit Gott nahmen in demselben Maße ab. Freilich wurde die Grenze der Zucht bei diesem Verkehr niemals überschritten; schon das natürliche, in hohem Maße ausgeprägte Ehrgefühl Theresia's und mehr noch die Gnade Gottes bewahrten davor; allein immerhin konnte sich hier ein Abgrund öffnen, und es stand, wenn auch augenblicklich nicht Tugend und Unschuld, so doch die Heiligkeit und der große Lebensberuf dieser außerordentlichen Seele bei jener gefahrvollen Krisis auf dem Spiele.

Drei Monate währte diese Periode geistiger Erkaltung; da beschloß der Vater, längst schon von steigender Besorgniß erfüllt, der Gefahr seines Kindes ein rasches Ende zu machen. Donna Maria de Cepeda, die ältere Schwester Theresia's, welche bisher gleichsam Mutterstelle an

ihr vertreten, vermählte sich und verließ das elterliche Haus; bei diesem Anlaß wurde Theresia in das Kloster Maria de Gracia zu den Augustinerinnen gebracht, die eine Erziehungs-Anstalt für junge Damen adeligen Standes leiteten. Dieses erst vor 23 Jahren zu Avila gegründete Kloster genoß einen großen und wohlverdienten Ruf, zu welchem besonders die Wirksamkeit des h. Thomas von Villanova, der eine Zeitlang Beichtvater jener Ordensschwestern gewesen, sehr viel beigetragen. Die ruhige Atmosphäre des Klosters wirkte in ihrem Ernste und ihrer Milde wohlthätig auf das zerstreute Gemüth Theresia's. Das Beispiel der Nonnen und der Zöglinge, die Tagesordnung des Hauses, und namentlich der Empfang des h. Bußsacramentes stellten bald den innern Frieden wieder her. Tiefgehend war überhaupt der böse Eindruck jenes oberflächlichen Treibens nicht gewesen; „es waren gleichsam nur Frühlingswolken, die über den klaren Himmel ihrer Seele dahinzogen, ohne ihn dauernd zu trüben". Wenn der Umgang mit ihren Verwandten im elterlichen Hause ihr zum Fallstrick zu werden drohte, so war dagegen im Kloster der vertraute Verkehr mit der sinnigen und heiligmäßigen Vorsteherin des Pensionates, Maria Bricenno, sehr geeignet, sie in der Richtung ihrer frühesten Jugend wieder zu befestigen und weiter zu führen. Auch die Frage nach dem Berufe trat jetzt in den Vordergrund. Durch die einfache Erwägung des Wortes Christi: „Viele sind berufen, aber wenige auserwählt," sei sie einst, erzählte Maria Bricenno ihrer Schülerin, sofort zum Eintritt in den Orden bestimmt worden. Dazu mochte sich aber Theresia noch nicht erschwingen; „ich bat allerdings," sagt sie, „alle Nonnen dringend um ihr Gebet, daß Gott mir anzeigen möchte, in welchem Stande ich ihm dienen solle; doch wünschte ich in der Stille, nicht Nonne zu werden, und daß es Gott gefallen möge, mich nicht zum Ordensstande zu berufen." Die Zeit des innern Kampfes hat begonnen, nur stufenweise und nicht ohne Widerstreben der Natur dringt die Gnade vor. Seltsame Fügung! Theresia sträubt sich, in den Ordensstand einzutreten, und doch hat Gott sie zur Erneuerin eines großen Ordens berufen!

Was jedoch das Beispiel der Augustinerinnen im Kloster unserer lieben Frau von der Gnade nicht vermocht, das brachte eine andere, strengere Fügung Gottes zu Stande.

Theresia wurde, nachdem sie ein und ein halbes Jahr im Kloster der Augustinerinnen verlebt, sehr krank, so daß sie zu ihrem Vater zurückkehren mußte. Als sie eben genesen war, nahm sie einen längern Landaufenthalt bei ihrer verheiratheten Schwester Maria Cepeda in Castellanos, und kehrte auf dem Rückweg für einige Tage bei ihrem Onkel Don Pedro Sanchez de Cepeda in Hortigosa ein.

Sie ahnte wohl nicht, daß sie hier die Entscheidung über ihr Leben treffen würde.

Don Pedro war ein sehr verständiger, heiligmäßiger Mann; die Unterredungen mit ihm, die zumeist die ewigen Wahrheiten und das letzte Ziel und Ende des Menschen betrafen, ließen in Theresia's Seele einen tiefgehenden Eindruck zurück. Auf seinen Wunsch las sie ihm aus geistlichen Büchern vor; „ich that es," erzählt sie, „obgleich es mir wenig Vergnügen machte. Ich bin aber immer fast im Uebermaß bestrebt gewesen, Andern gefällig zu sein, auch auf Kosten meiner Neigungen." Diesmal wurde ihre Selbstüberwindung in augenfälliger Weise und ganz überreich belohnt. Bisher hatte, so scheint es, Theresia im Kloster der Augustinerinnen wenig Anleitung zur geistlichen Lesung genossen; die religiösen Uebungen bestanden zumeist in Verrichtung mündlicher Gebete, namentlich des Rosenkranzes. Allein der Geist Theresia's bedurfte auch noch anderer Nahrung, und diese wurde ihr jetzt durch die Vermittelung Don Pedro's geboten. Bald fand sie an derselben Geschmack.

Ganz besonders fühlte sie sich angeregt und ermuthigt durch die Briefe des h. Hieronymus, die mit hinreißender Beredtsamkeit zur Nachfolge Christi mahnen und in feuerigen Worten die Erhabenheit des jungfräulichen Standes und des klösterlichen Lebens schildern. Dieser Liebe zur gediegenen heiligen Lesung und zwar gerade zur Lesung der vorzüglichsten ascetischen Schriften großer Kirchenlehrer, wie eines Hieronymus, Gregorius, Augustinus, ist die h. Theresia von jener Zeit an ihr ganzes Leben hindurch treu geblieben; wir werden später noch mehrfach Gelegenheit finden, darauf hinzuweisen.

Allmälig begannen Umgang und Lectüre sowie selbsteigene Erwägung in Theresia's Seele einen großen Entschluß zur Reife zu bringen. Lang und schwer war jedoch der innere Kampf: auf der einen Seite reizte die Welt und die Freiheit, schreckte die Abtödtung und Beschwerde, auf der andern winkte Christus mit seinem Kreuze und die Glorie des Himmels; endlich geben die eindringlichen Mahnungen in den Briefen des Einsiedlers von Bethlehem, welche einst die vornehmen römischen Jungfrauen für das Ordensleben gewonnen, auch bei der schwankenden Theresia den Ausschlag. „Ich wurde dermaßen von ihnen begeistert, daß ich mich entschloß, mich meinem Vater zu offenbaren, und das war fast eben so viel, als das Ordensgewand nehmen; denn ich betrachtete es als einen Ehrenpunkt, bei dem Entschluß zu bleiben, für den ich mich einmal bestimmt."

Der Vater, der seine Tochter auf das innigste liebte, verweigerte seine Zustimmung; aber die muthige Jüngerin des h. Hieronymus, die in seinen Briefen gelesen: „Schreite über deinen Vater hinweg," flüchtete eines Morgens in der Frühe — es war am Allerseelentag des Jahres

1533 — in das Carmeliterinnenkloster von der Menschwerdung zu Avila; dort lebte ihr eine Freundin, Juana Suarez, welcher sie in zärtlicher Liebe zugethan war, und dieser an und für sich nebensächliche Umstand bestimmte die Wahl gerade dieses Ordens und Klosters. Mit staunenswürdiger Energie, allein auch mit beinahe brechendem Herzen that sie den Schritt über die Klosterschwelle; „ich glaube nicht," sagte sie, „daß ich in meiner Sterbestunde eine schmerzvollere Agonie ausstehen werde, wie damals, da ich das Haus meines Vaters verließ; denn ich kann mit aller Wahrheit sagen, ich hatte eine Empfindung, als ob mir jeder Nerv, jede Ader zerrissen werde."

Vielleicht war dieser heldenmüthige Gang zur Klosterpforte der Menschwerdung der entscheidende Wendepunkt ihres Lebens, der erste Grundstein in dem unvergleichlichen Bau ihrer heroischen Vollkommenheit und das Samenkorn der Reform ihres ganzen Ordens. An demselben Morgen und um dieselbe Stunde verließ ihr Bruder Antonio mit ihr das elterliche Haus und nahm das Kleid des h. Dominicus in dem nahe bei Avila gelegenen Kloster St. Thomas.

Sobald Theresia das Ordensgewand angelegt, zog augenblicklich unaussprechliche Freude in ihre Seele ein, „und bis heute," schreibt sie dreißig Jahre später in ihrer Lebensgeschichte, „habe ich sie stets empfunden. Die Trockenheit meiner Seele verwandelte Gott in die süßesten Wonnen."

Theresia als Carmeliterin im Kloster der Menschwerdung.

Verläßt man Avila durch das nördliche Thor Arco del Carmen, so führt der Weg zunächst durch ein tiefes Thal; steigt man wieder aufwärts, so zeigt sich einsam gelegen, von Bäumen umschattet, eine ansehnliche Gebäudemasse, es ist das Kloster der Menschwerdung. Es war 1513 erbaut worden, aber in Folge eines merkwürdigen Zusammentreffens wurde erst zwei Jahre später, am Geburtstage der hl. Theresia, zum ersten Mal das heilige Opfer daselbst dargebracht.

Dort lebte die Heilige 30 Jahre lang, und ihr Andenken ist noch bis zur Stunde unverwüstlich frisch in diesen Räumen.

Als Novizin war Theresia voller Eifer, voller Liebe gegen ihre Mitschwestern; alle Uebungen des Klosterlebens entzückten sie, auch empfing sie schon damals die Gabe der Thränen. Am 3. November 1534 legte sie Profeß ab mit großmüthiger Entschlossenheit und hoher Freude. Noch vor derselben hatte sie einen Beweis heroischer Nächstenliebe gegeben. Eine Nonne war von einer so schauerigen Krankheit befallen, daß die Mitschwestern entsetzt vor ihr flohen. Theresia, die junge Novizin, pflegte sie

liebevoll bis zu ihrem Tode; ja, höchst erbaut von der Geduld der Kranken, flehte sie zu Gott, ihr selber diese oder eine andere Krankheit zu schicken, wenn es ihm gefallen möchte.

Das Gebet wurde erhört, Theresia fiel in eine schwere Krankheit. Die Aerzte in Avila wußten keinen Rath; so beschloß man, sie zu einem Weibe in dem benachbarten Beceda zu bringen, das sich durch seine Curen einen gewissen Ruf erworben. Mit ihrer Freundin Juana begab sich Theresia zu ihrer Schwester Maria, um dort den Frühling und den Beginn der Cur zu erwarten. Auf dem Hinwege besuchte sie ihren frommen Onkel Don Pedro, von welchem sie das Abecedario espiritual (geistliches Alphabet) des Minoriten Franz Osuna erhielt, eine Anleitung zum Gebet unter Betrachtung des bittern Leidens, aus welchem sie großen geistlichen Vortheil zog. In Beceda erlangte sie die gewünschte Heilung nicht, im Gegentheil verschlimmerte sich ihr Zustand durch die scharfen Mittel, die man bei ihr anwandte, dergestalt, daß sie unter furchtbaren Schmerzen und hoffnungslos nach Avila zurückgebracht wurde. Aber ihr Aufenthalt an dem Curort rettete einen Priester, der Jahre lang einen sehr sündhaften Wandel geführt hatte; wir finden schon hier bei Theresia jenen Zug apostolischer Wirksamkeit, der später die Signatur ihres ganzen Lebens und Wirkens wurde.

Wiederholt ist im Leben der hl. Theresia der Einfluß guter Lectüre von großer Bedeutung. So auch in dieser schmerzlichen Periode unerträglicher Leiden. Es waren die Moralium libri des hl. Gregor des Großen (Auslegung des Buches Job), welche ihr in den Schmerzen der Krankheit großen Trost bereiteten und sie zu außerordentlicher Standhaftigkeit ermuthigten. Das Wort des geduldigen Job war stets in ihrem Herzen und in ihrem Munde: „Haben wir das Gute von der Hand des Herrn empfangen, warum wollen wir nicht auch das Uebel annehmen?“ Auch empfing sie um jene Zeit große Gnaden; „der Herr gab mir sogar,“ erzählt sie, „das Gebet der Ruhe. Zuweilen gelangte ich auch zu einer gewissen Vereinigung, wiewohl ich damals weder wußte, was das eine oder das andere war, noch wie hoch es zu schätzen wäre“.

Am Tage vor Mariä Himmelfahrt 1536 verlangte sie den Beichtvater, da ihr Zustand immer bedenklicher wurde; allein der sonst so fromme Vater wollte es nicht zugeben; „o Uebermaß der sinnlichen Liebe bei einem sonst so katholischen und verständigen Manne!“ jammert die Heilige. Sie fiel in eine viertägige Ohnmacht, ihr Grab war bereits fertig gestellt; in einem benachbarten Hause ihres Ordens hatte man schon Exequien für sie gehalten. Ja, hätte der Vater, untröstlich über den Zustand seiner Tochter und voll Reue über die Zurückweisung des Beichtvaters, sich nicht widersetzt, so wäre Theresia lebendig begraben

worden. Endlich erwachte sie aus ihrer tiefen Ohnmacht und wurde in's Kloster nach Avila zurückgebracht. Sie selbst beschreibt ihren jammervollen Zustand: „Gott allein weiß, wie ich ihn ertragen konnte. Meine Zunge war von Schmerz zerbissen, meine Kehle so zugeschnürt, daß ich keinen Wassertropfen zu schlucken vermochte, meine Hinfälligkeit unbeschreiblich, weil ich keine Speise zu mir nahm; mein Kopf fürchterlich verwirrt, jedes Glied meines Körpers aus dem Gelenk und der Körper selbst zu einem Knäuel zusammengezogen. So lag ich da, unfähig, Fuß, Arm, Kopf zu bewegen wenn man mir nicht dabei behülflich war, regungslos wie eine Leiche, nur einen Finger der rechten Hand konnte ich etwas bewegen. Die gelindeste Berührung peinigte mich, so durchschmerzt war der ganze Körper. In einem Leinentuch, das an einem jeden Ende von einer Person gehalten wurde, hob man mich auf."

In einem solchen Zustande blieb sie acht Monate lang und war dann noch drei Jahre gliederlahm. Als sie sich wieder ein wenig auf Händen und Füßen fortbewegen konnte, da dankte sie Gott. Sie litt mit Freuden, betete viel, sehnte sich aber herzlich nach Genesung. Von den irdischen Aerzten aufgegeben, flüchtete sie zu dem himmlischen. Endlich wird der heilige Joseph, an den sie sich mit großem Vertrauen gewandt, ihr Retter. Begeistert empfiehlt sie jetzt die Andacht zum Nährvater Jesu; ihre Worte, die in der Kirche von so großer Tragweite gewesen und die Verehrung des hl. Joseph so mächtig gefördert, verdienen mitgetheilt zu werden.

„Es ist erstaunlich, welche große Gnade mir Gott durch diesen lieben Heiligen erwiesen, aus welchen Gefahren für Leib und Seele er mich befreite. Andern Heiligen scheint Gott die Macht gegeben zu haben, für einzelne Fälle zu helfen, der hl. Joseph aber, das weiß ich aus Erfahrung, hilft für Alles. Dadurch will der Herr uns zu verstehen geben, daß er jetzt im Himmel dem hl. Joseph das gewährt, was er bittet, so wie er einst auf Erden ihm unterthan war, da dieser, der dem Namen nach sein Vater und zugleich sein Pflegevater war, ihm befehlen durfte. Dies haben auch andere Personen erfahren, denen ich die Andacht zu ihm empfahl, und so vermehrt sich fort und fort die Zahl seiner Verehrer, weil die Wirkung seiner Fürbitte die Wahrheit meiner Versicherung bestätigt. Ich hätte gern die Andacht zum hl. Joseph der ganzen Welt beigebracht, um ihr alles Gute zuzuwenden, das er für sie erbitten würde. Nie sah ich Jemand mit Andacht und guten Werken ihm dienen, der nicht in der Tugend fortgeschritten wäre, denn der Fortschritt im innern Leben ist der größte Vortheil, den er seinen Verehrern zuwendet. Seit einigen Jahren bitte ich ihn immer an seinem Feste um irgend eine Sache, und immer

erlange ich sie. War in meiner Bitte etwas Verkehrtes, so richtete er es zurecht und zwar immer zu meinem Besten. — Wer mir aber nicht glauben will, den bitte ich um Gottes willen, er möge es versuchen, dann wird er schon gewahr werden, welchen Vortheil es bringt, sich dem hl. Joseph andächtig zu empfehlen. Seelen, die sich dem Gebete ergeben, sollten ihn besonders zärtlich verehren. Wer kann an die Königin der Engel denken und an alle Drangsale, die sie ausstand, und das Kind Jesu mit ihr, ohne dem hl. Joseph zu danken, der ihre treue Stütze war? Wer keinen Meister findet, der ihn im betrachtenden Gebet unterrichtet, nehme den hl. Joseph zum Muster, und er wird es lernen."

Die hl. Theresia hat ihre große Verehrung gegen den Nährvater des Herrn in vielfacher Weise bekundet. Das erste Kloster ihrer Reform, das zu Avila, weihte sie ihm als St. Josephs-Kloster und stellte so das ganze große Unternehmen ihres Lebens unter seinen Schutz. In allen Klöstern, die sie stiftete, führte sie seine Verehrung ein; fünf derselben haben ihn zu ihrem Patron. Im Geiste seiner hl. Erneuerin hat der Carmeliterorden bis zum Ende des verflossenen Jahrhunderts mehr als 150 dem hl. Joseph geweihte Kirchen errichtet. Der von der hl. Theresia und ihrem Orden so eifrig geförderte Cultus des hl. Joseph gab den ersten Anstoß zur allgemeinen Verbreitung dieser Andacht; andere Orden schlossen sich an, die Reiche Böhmen, Ungarn und Oesterreich wählten den hl. Joseph zu ihrem Patron. In der ganzen christlichen Welt fand diese Andacht zum Nährvater Jesu großen Anklang; endlich erklärte Papst Pius IX. am 8. December 1870 ihn zum Patron der ganzen Kirche — der letzte Schlußstein in dem großen, von der hl. Theresia begonnenen Monumente zu Ehren des hl. Joseph.

Auf den ersten oberflächlichen Blick möchte es nicht als ein Werk von besonderer Bedeutung erscheinen, daß die hl. Theresia der Andacht zum hl. Joseph eine so große Verbreitung in der Kirche erwirkt hat. „Allein solche besondere Andachten," sagt ein geistreicher Schriftsteller, „spielen eine nicht geringe Rolle im geistlichen Leben und bilden einen sehr bedeutenden Theil des Verkehrs zwischen Gott und seiner Kirche. Sie sind die Mittel, durch welche der h. Geist die stillstehenden Wässer der Andacht unter den Christen wieder anregt und bewegt; sie sind die Methode, durch welche die geheimnißvollen Lehren der Kirche den Weg in die Seelen der Menge finden und eine lebendige Wirkung auf sie ausüben. Diese Andachten sind gleichsam das Erzeugniß des Herzens der Kirche, während durch ihre Intelligenz die Fassung der Dogmen zu Stande kommt."

Die äußern Leiden Theresia's waren nun vorläufig, wenn auch nicht ganz geschwunden, so doch gemildert; das erste Stadium der Vorbereitung für ihren hohen mystischen Beruf war beendet — nunmehr begann eine lange Reihe schwerer innerer Kämpfe.

Auch jetzt waren es wieder zwei Umstände, die den geistigen Fortschritt Theresia's hemmten und ihre zum höchsten Fluge bestimmte Seele mit wenngleich feinen, so doch immerhin starken Fäden an die Erde fesselten.

Das Kloster zur Menschwerdung, in welches Theresia eingetreten, hatte keine Clausur, es war den Nonnen Ausgang und ein gewisser Verkehr mit der Welt gestattet. Ueberhaupt wurde die Clausur erst durch das Concil von Trient wieder energisch eingeschärft. Die große Anzahl der Nonnen (es lebten dort nicht weniger als 180), so wie die Armuth derselben waren ein Anlaß, manchfache Verbindungen mit der Außenwelt zu unterhalten. So fanden sich viele Besucher am Sprachgitter; die am meisten Gesuchte war die geistreiche, liebenswürdige Theresia, die in ihrem ganzen Wesen eine wunderbare Vereinigung von Ernst und Milde, von Anmuth und Würde darbot. Oft und lange mußte sie am Gitter erscheinen; ihre Seelenführer fanden nichts Bedenkliches in diesem Verkehr, allein die Folgen für ihr inneres Leben waren verhängnißvoll. Sie verlor den Geschmack am innern Gebet und unterließ es nachher ganz — doch blieb sie gewissenhaft in Ausübung des mündlichen Gebetes, eifrig in allen klösterlichen Obliegenheiten, liebevoll und demüthig, ja sie munterte auch Andere zur Uebung des innern Gebetes auf. Aber ein heftiger Kampf entbrannte in ihrem Innern, sie schwebte gleichsam zwischen Gott und Welt. Immer noch gehörte der größte Theil ihres Wesens Gott, allein die Welt hatte auch ihren Theil an ihr. In irregeleiteter Demuth glaubte Theresia wegen ihrer Unvollkommenheiten nicht würdig zu sein, in der Betrachtung sich Gott zu nähern — so wurde sie unter dem Scheine des Guten vom Streben nach höherer Vollkommenheit ferngehalten.

Ein ganzes Jahr dauerte dieser Zustand, da trat ein Ereigniß ein, welches eine Wendung in ihrem Seelenleben herbeiführte. Ihr Vater erkrankte schwer. Unter Anleitung seiner Tochter hatte er in letzter Zeit ein sehr vollkommenes Leben geführt und namentlich das betrachtende Gebet liebgewonnen. Beschämt entdeckte sie ihm, daß sie selber es seit längerer Zeit unterlassen. Mit kindlicher Liebe pflegte sie ihn, bis er im Jahre 1541 unter dem Gebete des apostolischen Glaubensbekenntnisses eines sehr erbaulichen Todes starb.

Das Beispiel des sterbenden Vaters und sein seliges Ende waren entscheidend für Theresia. Auf Weisung des P. Vicente Baron, der des Verstor-

benen Gewissensrath gewesen, nahm sie das betrachtende Gebet wieder auf und unterließ es von dieser Zeit an nie mehr. Zwar beseitigte sie die Hindernisse, die ihrem Fortschritte im Wege standen, noch nicht vollständig; was das Oratorium gut machte, verdarb das Sprechzimmer; ja zwanzig lange Jahre dauerte dieses Ringen zwischen Natur und Gnade, ein Seelenkampf, der mit großer Bewunderung erfüllen muß. „Es ist ein großes Schauspiel,“ sagt Seneca, „einen guten Menschen kämpfen zu sehen mit dem Unglück.“ Aber ein ungleich erhabeneres Schauspiel ist jener geistige Ringkampf, der in Theresia's Seele geführt wurde. Vernehmen wir, wie sie selbst ihren Zustand schildert: „Mein Leben war nun höchst qualvoll: in Folge der Betrachtung sah ich meine Fehler viel deutlicher ein, so daß mich Gott einerseits zu sich rief, während ich anderseits dem Rufe der Welt folgte. Die himmlischen Dinge gewährten mir süße Befriedigung, aber die irdischen hielten mich fest. Ich wollte, wie mir scheint, zwei feindliche Gegensätze in mir vereinigen: das Leben des Geistes mit seinen hohen Tröstungen und das Leben der Sinnlichkeit mit seinen Freuden und Ergötzlichkeiten. Ich litt furchtbar bei der Betrachtung, weil sie mir zeigte, daß der Geist nicht Herr sei, sondern Sklave, und weil ich nicht in mich selbst einkehren konnte, wie ich wünschte, ohne tausend irdische Gedanken mitzubringen. Ich wundere mich jetzt, wie viele lange Jahre ich so zubrachte und wie ich es aushalten konnte, ohne mich für das eine oder das andere zu entscheiden. Ich weiß aber, daß es nicht mehr in meiner Macht stand, vom betrachtenden Gebete abzulassen, denn der Herr hielt seine Hand über mir, und seine Liebe wollte mir immer größere Gnaden schenken.“

Allein das Gebet kam ihr unaussprechlich schwer an. „Ich sehnte mich, daß die Stunde der Betrachtung zu Ende sein möge, und ich lauschte, ob nicht endlich die Uhr schlagen werde. Ich weiß nicht, welch schwere Buße man mir hätte auflegen können, ich würde sie in jener Stimmung viel bereitwilliger angenommen haben, als die Qual, mich für die Betrachtung zu sammeln. Sei es meine schlechte Gewohnheit, sei es die unerträgliche Heftigkeit des bösen Feindes, der mich zurückhalten wollte — genug, ich betrat das Oratorium nie ohne tiefe Traurigkeit. Man sagte mir, ich hätte nicht wenig Muth, und es hat sich gezeigt, daß mir Gott in der That viel mehr Muth gegeben hat, als er gewöhnlich den Frauen gibt; aber mit all diesem Muth mußte ich mich waffnen, um meinen Widerwillen gegen die Betrachtung zu überwinden, bis denn endlich Gott mir zu Hülfe kam.“

Auf zweifache Weise kam diese Hülfe: durch den Anblick eines Bildes und durch die Lesung eine Buches.

Eines Tages betrat sie das Oratorium, dort stand ein Bild, das bei einem bald zu feiernden Feste aufgestellt werden sollte: Christus an der Geißelsäule, mit Wunden bedeckt. Tief erschüttert bei diesem Anblick und im Innersten der Seele getroffen, wirft sie sich unter einem heftigen Thränenstrom vor dem Bilde nieder und fleht um Rettung aus ihren Banden: „Herr, nun werde ich nicht aufstehen, bis du mich erhört hast". Zugleich rief sie die hl. Maria Magdalena an, zu welcher sie, wie überhaupt zu solchen Heiligen, die von den fernen Pfaden der Sünde sich zur Liebe Gottes bekehrt hatten, ein großes Zutrauen hegte.

Die Wirkung dieses Anblickes und Gebetes war eine tiefgehende; die Vollendung der Bekehrung ward endlich durch die Bekenntnisse des hl. Augustinus herbeigeführt, welche um diese Zeit in ihre Hände kamen. „Ich fand in denselben mein eigenes Bild und empfahl mich dringend seiner Fürbitte. Bei seiner Bekehrung, bei jener Stimme, die er im Garten hörte, meinte ich, dies geschähe mir, so lebhaft empfand es mein Herz. Ich löste mich in Thränen auf und verging fast vor Jammer und Reue."

So wogte in Theresia's Seele ein ähnlicher Kampf wie bei Augustinus, wenn sie auch nicht unter den Eisenketten seufzte, welche die Seele des Sohnes der hl. Monica fesselten, sondern gleichsam nur durch feine Seidenfäden von höherem Aufflug zurückgehalten wurde; aber wie bei Augustinus, sehen wir auch bei Theresia jetzt heroischen Muth und beharrliche, nie mehr unterbrochene Hinwendung zu dem höchsten Ziele. Die Heilige stand in ihrem vierzigsten Lebensjahre.

Von nun an beginnt ein neues Leben. „Bisheran hatte ich mein Leben gelebt, dasjenige aber, welches jetzt für mich im Gebete begann, ist das Leben Gottes in mir, denn ich glaube, ich darf das sagen."

In ihrer Lebensbeschreibung schildert Theresia die Periode der Abnahme ihres Eifers mit den stärksten Farben, so daß Leser, die mit der Sprache der Heiligen nicht vertraut sind, ein ganz falsches Bild von ihrem Innern gewinnen. In der That findet man auch in einigen Biographieen Theresiens diese demüthigen Aeußerungen ganz unbesonnen ausgebeutet. Als die Heilige die Geschichte ihres Lebens schrieb, stand sie auf der Höhe der Vollkommenheit und schaute mit gotterleuchtetem Blick jede auch die geringste Abweichung von Gottes Willen in ihrer ganzen Größe. Wenn die Strahlen der Mittagssonne in ein Gemach fallen, dann wird auch der Staub sichtbar, der sonst dem Auge verborgen bleibt. Gerade diese Periode ihres Lebens ist bei dem Proceß ihrer Heiligsprechung Gegenstand ganz genauer Untersuchung gewesen; das Resultat war das Zeugniß der Kirche, daß Theresia niemals in ihrem Leben durch eine schwere Sünde die Gnade Gottes verloren, sondern das hochzeitliche Gewand der Tauf-

unschuld unbefleckt bewahrt habe (illibata praecordia). Auch wurde in der Lection des Breviers statt des anfänglichen Ausdruckes „Criminum" (Vergehen) auf Anordnung des Papstes „culparum suarum oblivione" (durch Vergessen ihrer Verschuldungen) gesetzt.

2. Theresia von Jesus.

Ein Wort über Mystik und Contemplation.

Wenngleich die heilige Theresia erst einige Zeit später bei ihrem Eintritt in das St. Josephskloster sich Theresia von Jesus zu nennen begann, so dürfen wir doch jetzt schon beim Anfang ihres neuen Lebens sie mit diesem Namen benennen: so eigenthümlich wundervoll und übernatürlich sind die Erscheinungen, über welche wir jetzt zu berichten haben.

Die Heilige tritt in einen ganz außerordentlichen psychologischen Zustand, sie wird — gewissermaßen zum Lohn für ihr heldenmüthiges Opfer — auf die höchsten Wege der mystischen Contemplation, der übernatürlichen Beschauung geführt; „das innere Auge wird ihr geöffnet und eine Welt von Gesichten und Erscheinungen ist dem geöffneten jetzt aufgethan". Ein Wort über diese außerordentlichen Zustände und mystischen Erscheinungen dürfte zum Verständniß und zur Würdigung des nun Folgenden nicht unangemessen erscheinen.

Görres bezeichnet die Mystik als „ein Schauen und Erkennen unter Vermittelung eines höhern Lichtes und ein Wirken und Thun unter Vermittelung einer höhern Freiheit: wie das gewöhnliche Wissen und Thun durch das dem Geiste eingegebene geistige Licht und die ihm eingepflanzte persönliche Freiheit sich vermittelt findet."

Ein solches Schauen und Erkennen, Wirken und Thun finden wir bei der h. Theresia; ihr Leben zeigt uns die Praxis, ihre Schriften enthalten die Theorie der Mystik: sie ist Beispiel und Lehre zugleich. In weit höherm Grade, als bei dem gewöhnlichen Gnadenleben, und selbst als bei jenen Heiligen, die nicht auf diesen außergewöhnlichen Wegen geführt werden, gilt hier das Wort des Apostels: „Ich lebe, doch nicht mehr ich, sondern Christus lebt in mir."

Diese Beschauung himmlischer Dinge, die Contemplation, welche die Grundlage des ganzen mystischen Lebens bildet, ist verschieden von der Betrachtung — Meditation —, welche als Kern und Bedingung des ascetischen geistlichen Lebens gilt. Beide sind allerdings eine Erhebung des Geistes zu Gott und göttlichen Dingen, aber die Betrachtung forscht, erwägt, sinnt mühsam nach, sucht; die Beschauung hingegen ist einfacher, ruhiger Anblick der klar vor dem Auge des Geistes stehenden Wahrheit.

Auf weitere Momente in der Beschauung weisen die folgenden Erklärungen hin. Der hl. Augustinus bezeichnet sie als „freudige Bewunderung der klar einleuchtenden Wahrheit“; der hl. Bernardus nennt sie „eine Erhebung der in Gott versunkenen Seele, die Freuden der ewigen Wonne im Voraus verkostend“. Einfacher Anblick der göttlichen Wahrheit und zwar ein Blick von solcher Klarheit, daß er dem Beschauenden Bewunderung einflößt und zur Liebe und Entflammung des Willens, zur Vereinigung mit Gott hinreißt — das ist Contemplation. Auch bei den Philosophen, namentlich den Neu-Platonikern, finden wir eine Art Contemplation; dieser mangelt jedoch das letzte Erforderniß der hl. Contemplation: die Entflammung der Liebe und des Willens; sie bleibt im Verstande stehen und ihr Ziel ist die Erkenntniß des Verstandes. Aber die Contemplation der Heiligen ist Gebet, die höchste Stufe des Gebetes, ein Vorgeschmack des Paradieses, der beseligenden Anschauung im Himmel.

Das contemplative Gebet zeitigt, wie sich von einem solch innigen Verkehr der erkennenden und liebenden Seele mit Gott, ja einer solchen Versunkenheit in ihn erwarten läßt, ganz außerordentliche Früchte: tiefinnigen Frieden und Seelenfreude, tiefste Ehrfurcht vor Gottes Majestät, Losschälung von den Geschöpfen, Sehnsucht nach Demüthigung und Leiden, Hunger und Durst nach der Gerechtigkeit: „Alle Güter sind mir zugleich mit ihr gekommen.“ Gilt dieses schon von der contemplatio acquisita, von der durch eigenes Bemühen, wenn auch nicht ohne göttliche Gnade erworbenen Contemplation, die als Frucht lange geübter Betrachtung verliehen wird, dann um so viel mehr von der contemplatio infusa, der eingegossenen, unmittelbar ohne eigenes Zuthun von Gott verliehenen Beschauung, die den natürlichen Fähigkeiten der Seele ganz unerreichbar ist. Hier ist die Erleuchtung des Geistes unermeßlich heller, sind die Affecte viel flammender, ist die Wonne unaussprechlich, die Vereinigung ganz innig. Nur bei der eingegossenen Contemplation treten die wunderbaren ekstatischen Erscheinungen und die höchsten Grade der mystischen Vereinigung ein.

Auf diesen überirdischen Höhen bewegt sich nunmehr das Leben der hl. Theresia. In eine ganz neue Welt ist sie eingetreten, neue Horizonte eröffnen sich ihr, und sie wird bis an die Schwelle des himmlischen Jerusalem geführt; sie darf den Schleier lüften, der diese Stadt vor den Blicken der Sterblichen verhüllt, und wie im Voraus die Wonne des Paradieses verkosten.

Wir können selbstverständlich in Folgendem nur flüchtige Hindeutungen auf jene wunderbaren Zustände bringen, und müssen den Leser an die Quelle selbst, d. h. an ihre Schriften verweisen. Er wird staunen, mit welcher Ruhe und Klarheit, ja man möchte sagen, mit

welcher Nüchternheit die Heilige von diesen außerordentlichen Dingen spricht.

Aber wie ist es um die Echtheit jener ekstatischen Zustände, so wie der Visionen und Ansprachen seitens überirdischer Wesen bestellt? Läuft nicht Täuschung unter? so fragt der Zweifel und so behauptet die rationalistische Kritik.

Daß Theresia wissentlich Unwahres berichtet, sie, die Lauterkeit und Aufrichtigkeit selbst, ist eine Annahme, die von vornherein nicht in Frage kommen kann; sie würde sich richten durch ihre eigene Lächerlichkeit. Ein flüchtiger Blick in ihre Selbstbiographie bezeugt ihre Gewissenhaftigkeit auch in den unbedeutendsten Dingen. Allein, hat sie sich nicht selbst getäuscht? Theresia war sehr wohl im Stande, über die Vorgänge in ihrem Innern ein rechtes Urtheil zu fällen. Selbst die Gegner gestehen der Heiligen eine große Kraft und Schärfe der Reflexion, eine klare, genaue und tiefe Kenntniß der geistigen und seelischen Functionen zu; Theresia analysirt mit der Schärfe eines Anatomen die Bewegungen und Zustände ihrer Seele; sie beobachtet genau, „das innere Auge einerseits nach aufwärts, anderseits nach abwärts auf sich selbst gerichtet; einsichtig, verständig, geistreich, wie sie war, sucht sie sich immer Rechenschaft zu geben von dem, was in ihr vorgegangen, und ist dabei vorsichtig und gar wohl kundig der Worte, deren sie sich bedient, um uns ihre Erfahrungen rund und klar mitzutheilen.“ So charakterisirt Görres mit Recht die geistige Eigenthümlichkeit der hl. Theresia. Nun zieht die Heilige ganz scharf die Grenzlinie zwischen natürlichen und übernatürlichen Vorgängen in ihrer Seele und spricht von den letztern mit derselben Ruhe und Bestimmtheit wie von den erstern. Sie entsetzt sich anfangs über die ungewohnten Erscheinungen in ihrem Innern, wehrt sich gegen dieselben, warnt vor Täuschungen, sucht Licht und Rath, wendet sich mit Vorliebe an solche Männer, die sich gegen Visionen ungläubig verhalten, zieht die gelehrtesten und heiligsten ihrer Zeitgenossen in Spanien zu Rath, wird peinlich geprüft, sie übt heroischen Gehorsam und wird vollständig bewährt gefunden. Noch ein weiteres Moment verdient ernste Erwägung. „An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen“ sagt Christus; die Frucht dieser erhabenen Gebetszustände und Visionen war eben jene eminente Heiligkeit und großartige Wirksamkeit, deren Betrachtung uns noch näher beschäftigen wird.

Seltsam klingt jenen Thatsachen gegenüber die Hypothese, welche die außerordentlichen Erscheinungen im Leben der hl. Theresia auf Magnetismus, Spiritismus oder gar Hysterie zurückführen und aus derartigen Zuständen erklären will. Sowohl Inhalt und Charakter der Visionen, wie sie in der Selbstbiographie Theresia's mitgetheilt werden, als die

Persönlichkeit der Heiligen selbst stehen mit einer solchen Annahme im schneidendsten Widerspruch. In ihren Visionen und in den Berichten über dieselben herrscht die größte Klarheit, Consequenz und Ordnung, wie sie in den Träumen magnetisirter und hysterischer Personen nimmer zu finden ist. Allerdings weisen die Krankheitserscheinungen bei der Heiligen eine gewisse Aehnlichkeit mit den Zuständen nervenkranker Personen auf; aber die ganze Persönlichkeit der hl. Theresia, ihr klarer, energischer Geist, ihr heiteres Wesen, ihr großes administratives Talent, ihr ganzes Sein und Wesen bilden den denkbar größten Gegensatz zum Charakter solcher Personen, welche unter die eben bezeichnete Kategorie gehören. Mit berechtigtem Spott fragt P. Luis Martin [1]: „Wenn die mystischen Erscheinungen bei der hl. Theresia in nervösen Leiden ihren Grund haben, warum bringt denn die Salpêtrière zu Paris (das große Spital für Nervenkranke) keine hl. Theresia hervor, und warum gibt es trotz so vieler Nervösen namentlich in unserer Zeit doch nur eine hl. Theresia?"

Die Kirche hat über die Offenbarungen der hl. Theresia ein durchaus günstiges und bestätigendes Urtheil gesprochen, so daß dieselben, wie Cardinal Bona und Papst Benedict XIV. sagen, sogar als sicheres Kriterium und als Norm für die Beurtheilung analoger Zustände anzusehen sind.

So viel zur Orientirung über die außerordentlichen Erscheinungen, von denen uns die Heilige jetzt selbst berichten wird. „Es gibt viele Dinge im Himmel und auf Erden," sagt ein eben so geistreicher wie tiefsinniger Dichter, „von denen sich unsere Philosophie nichts träumen läßt." Dieses Wort findet hier volle Anwendung. Für den christlichen Standpunkt gilt aber noch das Wort von Görres: „Aller Mystik Anfang, Mitte und Ende geht in's innerste Geheimniß des Christenthums, Dreieinigkeit, Menschwerdung und Sendung des h. Geistes zurück; jene mithin, welche das Christenthum gelten lassen, aber die Mystik leugnen, mögen zusehen, wie sie diesen Widerspruch mit sich ausgleichen und beseitigen."

Auch sind mystische Erscheinungen in der Geschichte der Kirche nicht neu und nicht selten; von dem hl. Stephanus an, der unter dem Steinregen knieend im Gebete den Himmel offen sah und Christus stehen zur Rechten Gottes; von Paulus an, der bis in den dritten Himmel verzückt war und dort geheime Worte hörte, die einem Menschen zu reden nicht vergönnt sind, bis hin zum hl. Benedictus, zum hl. seraphischen Franciscus von Assisi, zur hl. Hildegardis, der rheinischen Seherin, und der hl. stigmatischen Katharina von Siena, ja bis auf die Gegenwart hinab schreitet eine lange, Ehrfurcht und Erstaunen gebietende Schaar hoch-

[1]) Discurso leido en Salamanca 15. Oct. 1882.

begnadigter mystischer Persönlichkeiten, und unter diesen ist die hl. Theresia von Jesus eine der großartigsten und hervorragendsten.

Als erläuterndes und furchtsame Zweifel verscheuchendes Vorwort zu den wunderbaren Erscheinungen im Leben der h. Theresia stehe hier folgende Verheißung des Herrn: „Wer meine Gebote hat und sie hält, der ist es, der mich liebt. Wer mich aber liebt, der wird von meinem Vater geliebt werden, und ich werde ihn auch lieben und mich selbst ihm offenbaren. Und wir werden zu ihm kommen und Wohnung bei ihm nehmen.“

Allerdings gelten diese Worte Christi zunächst von der Ankunft und Wohnung des dreieinigen Gottes in uns durch seine Gnade; allein wer getraut sich das Maß festzusetzen, in welchem der Herr sich offenbaren und wie innige Wohnung er in den Seelen seiner Heiligen nehmen will?

Inneres Leben der hl. Theresia.

Vernehmen wir die Heilige selbst, wie sie den ersten Anfang dieser ungewöhnlichen Gnadenerweise beschreibt:

„Stellte ich mir bei der Betrachtung oder bei der Lesung Christus in seiner wesentlichen Gegenwart vor, so überkam mich zuweilen das Gefühl der Gegenwart Gottes mit solcher Macht, daß mir kein Zweifel bleiben konnte, entweder er sei in mir, oder ich sei ganz versenkt in ihn. Eine Vision war es durchaus nicht. Ich glaube, man nennt es mystische Theologie. Sie erhebt die Seele so hoch, daß diese ganz außer sich zu sein scheint. Der Wille liebt, das Gedächtniß ist gleichsam verloren, der Verstand ist nicht untergegangen, aber auch nicht thätig; ich meine, er habe nur die eine Fähigkeit bewahrt: zu staunen über das, was er wahrnimmt, weil Gott will, daß er nichts von den erhabenen Dingen begreift, die sich ihm vorstellen.“ (Cap. 10.)

Was die hl. Theresia hier mystische Theologie nennt, war eben Contemplation, eingegossene Contemplation.

Gott, der im innersten Grunde der Seele durch die Gnade wohnt, sandte also von dort aus einen Strahl übernatürlichen Lichtes auf den Geist Theresia's, und eine diesem Licht entsprechende Wonne in ihr Herz, so daß er diese beiden Seelenkräfte ganz von dem Irdischen abzog und auf sich concentrirte.

Eine solche göttliche Einwirkung im contemplativen Gebete hat aber ihre verschiedenen Stufen, und diese sind von unserer Heiligen bis zur höchsten erstiegen und in ihrer Selbstbiographie beschrieben worden. Sie bedient sich hierzu eines sehr treffenden und anmuthigen Gleichnisses, wie sie überhaupt zur Charakterisirung der mystischen Zustände sehr oft zu Ver-

gleichungen greift, ein Verfahren, das die Lectüre ihrer Schriften überaus anziehend macht.

Theresia vergleicht die Seele mit einem Garten, aus dem der Herr selbst das Unkraut ausgerissen, und in welchen er guten Samen gestreut hat. „Nun muß man," sagt sie, „mit Gottes Beistand Sorge tragen, daß die Keime wachsen. Fleißig müssen diese begossen werden, daß sie nicht vertrocknen, sondern Blüthen treiben und durch ihren süßen Duft den Herrn erquicken. Was ist nun zu thun, um den Garten zu begießen? Es gibt, wie ich meine, vier verschiedene Weisen, um den Erdboden zu begießen: man schöpft dazu Wasser aus einem Brunnen — eine sauere Arbeit; oder ein Rad dreht Schöpfeimer vor Wasserröhren — das ist eine leichtere Arbeit, die ich schon mehrmals verrichtet, und sie gibt viel mehr Wasser; oder man leitet das Wasser aus einem Bache oder Flusse ab — was eine noch viel reichlichere Bewässerung gibt, die Erde kräftiger tränkt und dem Gärtner die Mühe des häufigen Begießens erspart; oder endlich es regnet stark — und dann begießt der Herr selbst ohne unser Zuthun den Garten, was denn die allerbeste Art ist."

Diese vierfache Weise vergleicht sie mit den vier Stufen des Gebetes, zu denen der Herr ihre Seele mehrmals erhoben.

„Die erste Art bezeichnet das gewöhnliche betrachtende Gebet; wer dieses zu üben anfängt, schöpft gleichsam das Wasser aus dem Ziehbrunnen, und das ist, wie gesagt, eine sauere Arbeit; denn es ermüdet ungemein, die Sinne wieder und immer wieder zu sammeln, welche die Gewohnheit angenommen haben, sich in der Zerstreuung zu verlieren." Dieser erste Grad gehört noch nicht zu den übernatürlichen Gebetszuständen.

Die zweite Stufe ist das Gebet der Ruhe, die Sammlung der Seelenkräfte. „Die Seele beginnt sich zu sammeln, und ihr Zustand beginnt übernatürlich zu werden; denn durch ihre eigene Kraft würde sie nimmermehr dahin gelangen, selbst wenn sie sich auch noch so sehr anstrengen wollte." Die Wirkungen dieser Ruhe in Gott gibt die Heilige wie folgt an: „Gott beginnt ihr einen Vorgeschmack der ewigen Herrlichkeit zu verleihen. Der Geist sieht sich dem wahren Lichte so nahe und wird so von demselben durchleuchtet, daß ich in meiner Armseligkeit mich selbst kaum mehr verstehe. Mir ist im Ruhegebet schon Folgendes begegnet. Ich verstehe sehr wenig von lateinischen Gebeten, am wenigsten Psalmen; dann aber verstand ich den lateinischen Psalmenvers nicht nur so gut wie spanisch (en romance), sondern ich ging weiter und bis zum erquickenden Verständniß des Sinnes." (Cap. 15.)

„Sobald man zu dieser Ruhe gelangt ist, verliert sich auch das Verlangen nach irdischen Dingen. Kein Reichthum, keine Macht, Ehre

und Lust reicht hin, um nur einen Augenblick diese Freude und diesen Trost zu verschaffen; denn hier ist eine wahre Freude, bei welcher man spüret, daß sie sättigt und das Herz wahrhaft befriedigt." (Cap. 14.)

Dieses Ruhegebet ist übrigens sehr von dem sogenannten, durch die Kirche verworfenen Quietismus unterschieden; in letzterm bleiben die Geisteskräfte, Verstand und Wille müßig, nur ein Act des Glaubens soll zu Anfang erweckt werden und dann verharrt die Seele in dumpfer Unthätigkeit, bei der sie keinen Trost und keinen Fortschritt im Guten, sondern nur eine widerwärtige Dürre und Langeweile empfindet; aber im Ruhegebet der hl. Theresia gewahren wir erhöhte Erkenntniß, feuerige Liebe und Wachsthum an Tugend.

Die dritte Stufe des übernatürlichen Gebetes, das Gebet der Vereinigung, wird versinnbildet durch das aus einem Bache oder Flusse kommende und in den Garten geleitete Wasser. „Die Arbeit ist gering, da man das Wasser nur zu leiten braucht. Der Herr hilft hier dem Gärtner so sehr, daß er fast dessen Stelle einnimmt und fast alles allein thut; dieser Zustand ist ein Schlummer der Seelenkräfte; sie gehen nicht ganz in Gott unter, aber sie wissen nicht, wie sie thätig sind, die Seele genießt unvergleichlich mehr Freude, Wonne und Entzücken als früher. Sie trinkt in langen Zügen das Wasser der Gnade, womit der Herr sie überströmt; sie weiß nicht, wie ihr geschieht, sie kann nicht vorwärts drängen, nicht sich zurückziehen, sie verlangt nichts, als dies Uebermaß der Herrlichkeit recht zu genießen. Sie gleicht einem Sterbenden, der sich nach dem Tode sehnt, und der mit der Sterbekerze in der Hand bereit ist, den letzten Seufzer auszuhauchen. In diesem Hinsterben genießt die Seele namenloses Entzücken, sie ist fast todt für alle Dinge der Welt und ruht selig befriedigt in Gott." (Cap. 16.)

Theresia charakterisirt diese dritte Gebetsstufe als eine himmlische Trunkenheit; so groß ist die Kraft und Süßigkeit der göttlichen Liebe, von welcher die Seele überfluthet und in die sie eingetaucht worden. Der Ausdruck Trunkenheit darf nicht befremden. Sagt doch die hl. Schrift: „Sie werden trunken werden von der Fülle deines Hauses." In diesem Zustande wurde Theresia zur begeisterten Dichterin. Solche Trunkenheit der Liebe verleiht der Seele eine außerordentliche Kraft und eine große Sehnsucht, die schwersten Leiden und die grausamsten Qualen für Gott zu ertragen.

„Die Seele hätte gewünscht, ihr ganzes Wesen, leiblich und geistig, möge sich auflösen und dadurch die Wonne kundgeben, die jenes süße Marterthum der Liebe mit sich bringt. Sie erkennt deutlich, daß die Martyrer nicht aus sich selbst die wunderbare Stärke inmitten ihrer Leiden schöpften, sie kam von anderer Seite. Aber nun, welche Qual

für die Seele, wenn sie aus ihrer himmlischen Trunkenheit erwacht und wieder auf Erden leben muß und sich wiederfindet unter den Gesetzen der Welt und deren Sorgen und Pflichten! — Ich habe nichts übertrieben, wenn ich behaupte, daß im Vergleich mit jenen Wonnen, die der Herr einer Seele zum Troste in ihrer Verbannung schickt, alle Dinge der Welt namenlos niedrig sind."

Der vierte Grad ist der erhabenste von allen; es ist das Gebet der Ekstase, der Verzückung, alle Kräfte der Seele sind gänzlich untergetaucht in die göttliche Wesenheit. Die Heilige bekennt die Schwierigkeit, das zu erklären, was bei diesem Zustand in der Seele vor sich geht. „Der Herr gebe mir Worte, um von diesem vierten Wasser etwas zu sagen. Seine Gnade ist mir dazu noch viel nöthiger, als bei dem vorigen. Im Gebet der Vereinigung fühlt sich die Seele noch nicht ganz todt — wir dürfen diesen Ausdruck gebrauchen, da sie todt für diese Welt ist. Aber sie ist immer noch genug bei sich selbst, um zu erkennen, daß sie auf der Welt ist, und um ihre Einsamkeit und Verlassenheit zu fühlen. Allein in diesem neuen Zustand hört alle Empfindung auf. Die Seele ist aufgesogen vom Wonnegenuß, ohne zu wissen, was sie genießt. Nur eines ist ihr klar: sie genießt ein Gut, das allein alle übrigen Güter auf einmal in sich schließt. Doch die Natur dieses unermeßlich großen Gutes ist ihr unbegreiflich. Alle ihre Sinne sind dermaßen von Wonnegenuß überfüllt, daß keinem einzigen die Möglichkeit bleibt, sich mit irgend einer äußern oder innern Sache zu beschäftigen. Das Wasser, welches vom Himmel fällt, damit es mit seinen Fluthen den ganzen Garten überschwemme, kommt manchmal, wo der Gärtner es am wenigsten erwartet. Im Anfang geschieht es fast immer nach einem anhaltenden innern Gebet; denn der Herr hebt das Vögelein von einer Stufe zur andern empor, bis er dasselbe in das Nestchen setzt, auf daß es darin seine Ruhe habe. Während die Seele Gott sucht, empfindet sie mit ungemeiner Wonne, daß sie gleichsam zerfließe. Dabei überfällt sie eine gewisse Ohnmacht: der Athem stockt, alle Kräfte des Leibes verlieren sich so, daß sie auch die Hände nur mit großer Mühe rühren kann; die Augen gehen zu, und wenn sie dieselben offen hält, so sieht sie fast nicht; sie hört, weiß aber nicht, was sie hört. Die gesammte äußere Stärke verliert sich und die innere mehrt sich, damit die Seele um so besser ihrer Glorie genießen könne. Die Wonne, welche man dabei empfindet, ist ungemein groß. Dieses Gebet schwächt, wenn es auch lange dauert, die Gesundheit nicht. Mich wenigstens hat es nie geschwächt, so krank ich auch war, sondern ich befand mich danach stets weit besser. Die äußern Wirkungen sind so merkbar, daß man nicht zweifeln kann, es müsse etwas Großes vorgegangen sein, weil es gar alle Kräfte mit

so großer Wonne hinwegnimmt und doch die Kräfte vermehrt und gestärkt läßt." (Cap. 18.)

Ueber die innern Vorgänge in der Seele sagt sie dann: „Als ich nach der hl. Communion, wo ich mich in diesem Gebete befunden, schreiben wollte, dachte ich bei mir selbst, was doch die Seele zur selbigen Zeit thue. Da sagte mir der Herr: »Die Seele verzehrt sich ganz und zergeht, damit sie besser in mich eindringe, sie ist es nicht mehr, die da lebt, sondern ich lebe in ihr.«"

Das Wasser, welches so vom Himmel fällt, diese ungemeine Gnade des Herrn, läßt in der Seele stets sehr große Früchte zurück. „Die Seele bleibt davon ungemein beherzt und muthvoll. Nun keimen die heldenmüthigsten Entschlüsse und Versprechen auf, die lebhaftesten, glühendsten Wünsche nach himmlischen Dingen, da wird der Abscheu gegen die Welt recht groß, da fängt man an, ihre Eitelkeit sehr klar zu erkennen, und dies alles geschieht mit weit größerm Nutzen und auf viel erhabenere Weise als bei den vorigen Gebetsstufen." So ist denn auch die Demuth mehr gewachsen; „die Seele erkennt sich dieser hohen Gnade ganz unwürdig und erkennt ihr Elend, weil sie an eine Stelle gekommen, wo die Sonne sehr hell einstrahlt und kein Spinngewebe verborgen bleibt.

„Diese vollständige Gebundenheit aller Seelenkräfte dauert nie lange; eine halbe Stunde ist schon sehr viel, und ich glaube nicht, daß sie je so lange bei mir gewährt hat. Freilich hat man kein klares Urtheil darüber, weil man nichts Aeußeres empfindet."

Dieser erhabene Zustand ist jedoch nicht in dem Sinne zu fassen, daß die Seele ihr creatürliches Sein verlöre und in Gottes Wesenheit aufginge und zurückkehrte — das wäre ein pantheistischer, von der Kirche mehrfach ausdrücklich verworfener Irrthum; nicht von einer transformatio substantialis, einer Wesens-Umbildung, sondern von einer transformatio affectiva, einer affectiven Verschmelzung ist die Rede; es ist die auf Erden denkbar höchste Vereinigung der Seele mit Gott, wie der Apostel Paulus sie charakterisirt mit den Worten: „Ich lebe, doch nicht mehr ich lebe, sondern Christus lebt in mir." „Wer dem Herrn anhängt, wird ein Geist mit ihm." Diese Contemplation der Vereinigung ist die Vorstufe der beseligenden Anschauung im Himmel.

Wenn der Aufschwung der Seele zu Gott ganz plötzlich erfolgt und die Sinne schwinden, dann tritt die Ekstase ein. Die ekstatische Union ist zweifach; sie entsteht entweder aus einer plötzlichen überstarken Erleuchtung des Geistes, oder aus einer großen Liebesgluth und Wonne, durch welche Gott die Seele aus diesem Lande der Finsterniß in die Regionen des Lichtes und der Wahrheit führt.

In diesen erhabenen Zustand sah sich die Heilige nunmehr oft versetzt.

„Ich möchte mit Gottes Beistand," sagt sie, „den Unterschied zwischen Vereinigung und Verzückung erklären. Die Verzückung nennt man auch Erhebung, Aufflug des Geistes, Ekstase; es sind verschiedene Namen für dieselbe Sache, denn das alles ist eins. Die Verzückung oder Ekstase aber übertrifft bei weitem die Vereinigung, ihre Wirkungen sind ergreifender, die Entfaltung ist größer. Die Vereinigung ist in ihrem Anfang, ihrer Mitte und ihrem Ende ein ganz innerlicher Zustand, die Ekstase aber ist etwas Erhabeneres und hat verschiedene Stufen und offenbart sich innerlich und äußerlich.

„In der Ekstase zieht der Herr die Seele an sich, wie die Wolke die Dünste der Erde an sich zieht. Er entrückt sie sich selbst und hebt sie zu sich empor, er führt sie dem Himmel zu und beginnt ihr die Herrlichkeiten jenes Reiches zu offenbaren, das er ihr von Anbeginn zubereitet hat. In dieser Ekstase scheint die Seele den Körper zu verlassen, den sie belebt. Man fühlt in sehr empfindlicher Weise, aber mit unendlich süßer Wonne, wie die natürliche Wärme mehr und mehr verschwindet und der Körper allmälig kalt wird. Man kann dem Zuge nach oben nicht widerstehen. Die Ekstase kommt meistens allen Gedanken und jeder Vorbereitung mit einem so plötzlichen und stürmischen Anfall zuvor, daß du siehst, daß du fühlst, wie jene himmlische Wolke dich hebt oder wie der Königsadler dich ergreift und auf seinen Schwingen trägt. Ich wollte widerstehen, ich sträubte mich aus allen Kräften dagegen, besonders in Gegenwart Anderer, aber auch sehr oft, wenn ich allein war. Zuweilen konnte ich einigen Widerstand leisten; doch ich fühlte mich hinterher gebrochen und müde, als hätte ich mit einem Riesen gerungen. Meistentheils aber war es unmöglich. Mir wurde die Seele entrückt, und dabei gewöhnlich das Haupt zuerst und dann der ganze Körper gehoben, bis er nicht mehr den Boden berührte. Wollte ich widerstreben, so fühlte ich unter meinen Füßen eine ganz gewaltig hebende Kraft, die ich mit keiner andern vergleichen kann. Was für Bewegungen des Geistes auch eintreten mögen, diesem Ansturm ist nichts ähnlich. Der Kampf war furchtbar, ich fühlte mich wie in Stücke gehauen, und endlich war der Widerstand vergeblich! Denn, wenn der Herr will — was vermag menschliche Kraft gegen seine Allmacht!"

In den letzten Lebensjahren der Heiligen treten diese äußern Wirkungen nicht mehr oder nur selten ein, aber doch blieb ihre Seele stets zur höchsten Beschauung erhoben. Es ist dieser Zustand im Grunde noch erstaunlicher und wunderbarer, als das Außersichsein in der Ekstase, welches ja durch die Beschränktheit der körperlichen Kräfte verursacht wird.

Entweder gewöhnt sich die Seele allmälig an diesen Zustand, oder es werden vielleicht ihre Kräfte in ganz besonderer Weise gestärkt, daß sie ungeachtet der höchsten Contemplation doch zu den Sinnesthätigkeiten mitwirken kann. Die Seligen werden nach der Auferstehung die beseligende Anschauung genießen und doch den Gebrauch der Sinne ihres verherrlichten Leibes haben, und das Beispiel des Herrn in seinem sterblichen Leben zeigt, daß auch schon bei nicht verklärtem Leibe beides vereinigt sein kann.

Wahrhaft wundervoll sind die Wirkungen der ekstatischen Vereinigung; herrlich werden sie in dem 20. und 21. Capitel der Selbstbiographie Theresia's beschrieben. Wir können nur einige kurze Bemerkungen ausheben.

„Welche Herrschaft bekommt die Seele, die der Herr so hoch erhebt, daß sie alles unter ihren Füßen und sich selbst durch nichts gefesselt sieht! Mit welcher Beschämung blickt sie auf die Zeit zurück, wo auch sie in irdischen Ketten lag! Ich weiß und habe erlebt, daß eine Stunde der Ekstase und weniger genügt, um die Seele zur Herrin über alles Erschaffene zu machen und sie in eine hohe Freiheit zu versetzen, daß sie sich selber nicht mehr kennt. Wie sie zu einer solchen Gnade gelangt, weiß sie nicht; aber mit unerschütterlicher Gewißheit weiß sie, daß es eine ganz erhabene Gabe ist, und daß dieser Aufflug des Geistes ihr jedes Mal unermeßliche Vortheile bringt.

„Jetzt sieht die Seele im hellen Sonnenlicht der übernatürlichen Erleuchtung nicht bloß die Spinngewebe, die großen Fehler, die sie verdunkeln, sondern auch das geringste Stäubchen, jedes Atom von Unvollvollkommenheit. Bemüht sie sich auch noch so eifrig, nach Vollkommenheit zu streben, so wird sie sich um so fehlervoller finden, je mehr diese Sonne sie erleuchtet.

„O, was empfindet nicht die Seele, die von ihrer Höhe wieder zum Verkehr mit Menschen herabsteigen, wieder die traurige Komödie dieses Lebens anschauen, wieder die Zeit damit verschwenden muß, durch Essen und Schlafen den Leib zu erhalten. Sie jammert nach ihrer Freiheit, wie der Apostel Paulus, und dies geschieht zuweilen mit einem so stürmischen Drang, als wolle die Seele aus dem Kerker des Leibes in die Freiheit entfliehen und nicht darauf warten, ob man sie ihr gewähre. Sie wandelt umher wie eine verkaufte Sklavin in fremdem Lande, und was am tiefsten sie schmerzt, ist die Wahrnehmung, wie glühend die meisten Menschen dies erbärmliche Leben lieben, und wie wenige sich mit ihr verbannt fühlen und nach der Heimath verlangen."

Solche und noch manche andere sind die wundervollen Wirkungen der Contemplation in ihrem höchsten Grade. Man erkennt, daß diese

verschiedenen Stufen des beschaulichen Gebets auch zugleich eben so viele Stufen der Tugend und der höchsten Vollkommenheit sind.

Noch andere Erfahrungen macht die hl. Theresia auf diesen mystischen Gebieten. „Ich verging vor Sehnsucht nach der Anschauung Gottes und ich verlangte nach dem Tode, um das Leben der Seligkeit zu genießen. Diese Stimme der Liebe war so stark, daß ich ganz außer mich gerieth; es war wirklich, als würde mir das Herz aus der Brust gerissen."

So war die hohe Contemplation Theresia's nicht ohne, wenngleich süße innere Verwundungen und Schmerzen. In welcher Weise diese Liebeswunde und dieser Liebesschmerz bei ihr auch äußerlich kund wurde, wird nachher zur Sprache kommen.

Endlich ging der Herr, nachdem er die hl. Theresia vollkommen geläutert und vorbereitet hatte, auch jene höchste und innigste Verbindung mit ihrer Seele ein, welche mit dem Namen mystische Vermählung bezeichnet wird. Es ist dies die beständige innigste, unauflösliche Vereinigung der Seele mit Gott. Gott und die Seele werden eins durch die Transformation, die Seele fühlt unaufhörlich die göttliche Gegenwart und befindet sich beständig in seiner Gesellschaft. Eben die Innigkeit und Unauflöslichkeit dieses Bundes (von Seiten Gottes, denn die Seele kann sich noch trennen, ist noch nicht unvermögend zu sündigen) veranlaßt die Vergleichung mit dem ehelichen Bund; hat ja auch Paulus die Vereinigung Christi mit der Kirche unter dem Bilde der bräutlichen und ehelichen Verbindung dargestellt. Gerade die Möglichkeit der Untreue, die auf Erden selbst bei der höchsten Vereinigung mit Gott nicht ausgeschlossen bleibt — nur die beseligende Anschauung macht unsündlich — flößt der so begnadigten Seele die tiefste Demuth ein und diese letztere wird gleichsam wieder eine Bürgschaft, daß auch von ihrer Seite die Vereinigung nicht gelöst wird.

Dies war der innere Zustand der hl. Theresia, namentlich in den letzten Jahrzehnten ihres Lebens. Aus ihm erklärt sich ihre vollständige Losschälung von allem Irdischen, ihr glühender Eifer und ihr heroisches Wirken für die Ehre Gottes, ihre vollständige und unbedingte Gleichförmigkeit mit dem göttlichen Willen, ihre innere Ruhe und Wonne; die Seele Theresia's lebte nicht ihr eigenes Leben mehr, sondern göttliches Leben. „O Leben meines Lebens," rief sie aus, „o du Stütze, die mich unterstützt. Unser Wandel ist im Himmel!"

Ansprachen und Visionen. Die geistlichen Führer der hl. Theresia.

Als die hl. Theresia jene vorhin besprochenen außerordentlichen Erscheinungen in sich wahrzunehmen begann, gerieth sie in große Angst; einestheils konnte sie die göttlichen Gunstbezeugungen nicht verkennen, anderseits gewahrte sie ihre Unvollkommenheiten und befürchtete, das Opfer einer Täuschung zu werden. Kurz zuvor hatte eine gewisse Nonne, Namens Magdalena vom Kreuz, durch ihre Visionen und Wunder ganz Spanien in Erstaunen versetzt, so daß sich sogar König und Papst ihrem Gebete empfahlen, und doch war alles Täuschung und Betrug gewesen. In Lissabon hatte noch jüngst eine Nonne den einsichtsvollen Geistesmann Ludwig von Granada getäuscht. So begreift man die Furcht Theresia's und die Prüfungen, die jetzt von Seiten ihrer eigenen besten Freunde über sie ergingen.

Um jene Zeit waren Priester der neugegründeten Gesellschaft Jesu nach Avila gekommen. Gern hätte die Heilige von ihnen Aufschluß über ihr Inneres erbeten; sie wagte es anfänglich nicht und wandte sich zunächst an einen frommen Priester Namens Daza, jedoch da sie diesen nicht persönlich kannte, durch Vermittelung eines heiligmäßigen Edelmannes Francisco Salcedo. Um ihm die Entscheidung über den Charakter ihrer innern Zustände zu erleichtern, hatte sie in einem ascetisch-mystischen Buche Subida del monte Sion (Aufstieg zum Berge Sion) die Stellen unterstrichen, welche sich auf ihr Gebet bezogen, und überhaupt den Stand ihres Innern dargelegt. Die Entscheidung lautete: Alles ist diabolische Täuschung. Jedoch gab man ihr einen guten Rath, sie möge sich an einen Priester der Gesellschaft Jesu wenden. So kam sie zum P. Padranos, einem noch jungen, aber in geistlichen Dingen sehr kundigen Priester. Dieser beruhigt sie, empfiehlt ihr das Leiden Christi als Gegenstand der Betrachtung, mahnt sie, den innern Tröstungen zu widerstehen, auch solle sie mehr körperliche Buße üben.

Die Heilige befolgte nicht bloß diese Mahnung, sondern ging in ihrem Heldenmuth noch über die gegebene Weisung hinaus; nur gelang es ihr trotz alles Widerstrebens nicht, die innern Tröstungen von sich fern zu halten.

Die große Unruhe und Befürchtung, welche Theresia über die außerordentlichen Zustände ihres Innern fortwährend empfand, hatten die vortheilhafte Folge, daß sie sich noch mehr mitzutheilen und den Rath erfahrener Geistesmänner einzuholen suchte. So wurde nicht nur die Echtheit ihrer Visionen und Gebetsweisen genau geprüft und gegen

Täuschung sicher gestellt, sondern auch sie selbst wie in einem Feuerofen der Prüfung und Verfolgung mehr geläutert; namentlich aber wurden hierdurch die ihr gewordenen Erleuchtungen weitern Kreisen und der ganzen Kirche zugänglich gemacht. Eine Reihe erleuchteter Asceten und heiliger, mit dem mystischen Gebiete vertrauter Männer traten jetzt nach und nach in Verkehr mit der hl. Theresia.

Der erste war der hl. Franz Borgias, ehemals Herzog von Gandia, der am Sarge der Königin Isabella plötzlich der Welt entsagt hatte und in die Gesellschaft Jesu eingetreten war. Er war ein vertrauter Freund Kaiser Karl's V. und nicht ohne Antheil an dessen Entschluß, die Krone niederzulegen. Vom Kloster St. Juste kommend, besuchte er Avila. Er billigte den Geist und die Gebetsweise der hl. Theresia, wie sein Ordensgenosse Padranos; nur in einem Punkte änderte er die von jenem gegebene Vorschrift: Theresia sollte den innern Bewegungen beim Gebete ferner keinen Widerstand mehr entgegen setzen.

Theresia empfand großen Trost durch die Besprechung mit P. Franciscus Borgias; allein dieser nahm ihr den P. Padranos weg. Doch war die Heilige einmal mit der Gesellschaft Jesu in Verbindung getreten; durch Vermittelung einer Freundin wurde sie mit dem ausgezeichneten Geistesmann P. Alvarez bekannt, dessen strenge Leitung ihr zum großen Vortheil gereichte. Er schrieb ihr vor, alle auch erlaubten Neigungen und Verbindungen aufzugeben und sich von Allem innerlich loszuschälen. Theresia erhebt das Bedenken, ob solches nicht undankbar sei; P. Alvarez heißt sie einige Tage Gott im Gebete diese Angelegenheit vortragen und den Hymnus Veni Creator Spiritus beten. Sie that es, und hierbei gerieth sie zum ersten Male in Ekstase; zugleich vernahm sie die Worte einer Ansprache Gottes: „Ich will nicht, daß du hinfort mit Menschen deine Gemeinschaft habest, sondern mit Engeln!"

Diese Worte haben sich in vollstem Maße erfüllt. „Ich habe," sagt die Heilige, „seitdem keine Freundschaft schließen, keine besondere Zuneigung empfinden können, außer für Personen, von denen ich überzeugt war, daß sie Gott lieben und ihm dienen wollen und sich dem Gebete widmen. Jahre lang hatte ich mit mir selbst gerungen, um dies Opfer zu bringen, vergebens; eine frei gewählte und erlaubte Freundschaft zu brechen, war mir unerträglich."

Oft wiederholten sich seitdem jene Ansprachen im Leben Theresia's, allein sie wurden für sie Anlaß zu sehr peinlichen Prüfungen und Verdächtigungen.

Was ist unter diesen Ansprachen Gottes, so wie unter den Visionen, über die wir später berichten, zu verstehen, und wie werden sie wahrgenommen?

Gott spricht auf manchfache Weise zum Menschen: durch das Wort der heiligen Schrift, durch die Lehre der Kirche, wenn er belohnt und bestraft, durch die Gnade und die innern Anregungen der Seele. Von solchen Ansprachen Gottes verschieden ist die mystische Ansprache. Es sind dies Worte, die Gott unmittelbar zum Menschen spricht, um ihm eine Wahrheit oder einen Befehl kund zu thun. Je nach dem Organ, mit welchem der Mensch sie vernimmt, unterscheidet man eine dreifache Art der Ansprachen. Einige werden mit dem äußern Ohr vernommen, wie die Worte auf dem Tabor und der Engelgesang in der Christnacht; andere durch die Phantasie, sei es schlafend, wie Joseph die Stimme des Engels vernahm, oder wachend, wie Petrus im Gebet, als ihm die Berufung der Heiden gezeigt wurde; wieder andere endlich bloß durch den Geist. Analog dem Verkehr, den die Engel und die vom Leibe abgeschiedenen Seelen unter einander und mit Gott unterhalten, war die Ansprache Gottes an die heilige Theresia.

Eine übernatürliche Vision ist (subjectiv) der Anblick, das Schauen eines Gegenstandes, den Gott auf eine ganz außerordentliche Weise unserer Wahrnehmung vorstellt. Geschieht der Blick mit den leiblichen Augen, so heißt sie eine körperliche Vision; wird das Object mit der Phantasie geschaut, so heißt sie eine bildweise Vision (visio imaginaria); findet die Vision bloß durch den erkennenden Geist ohne Vermittelung sinnlicher Bilder statt, dann ist sie eine intellectuelle Vision. Der heilige Augustinus macht die Verschiedenheit dieser Visionen an folgendem Beispiel anschaulich. „Du liesest im Gebot Gottes: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst — mit den Augen siehst du die Buchstaben: visio corporalis; mit der Phantasie stellst du dir den abwesenden Nächsten vor: visio imaginaria; du begreifst und schauest, was Liebe ist, das ist die dritte Art Vision." Die leibliche Vision ist die geringste, die zweite steht höher, die erhabenste ist die dritte. Die heilige Schrift ist bekanntlich reich an Beispielen von Visionen, namentlich der ersten und zweiten Art.

Daß die Heilige sich nicht getäuscht, sondern daß die ihr gewordene Einsprache wirklich von oben gekommen, ist wohl zu beweisen. Sie selbst gibt das Kennzeichen an: „Es steht dem Vernehmenden nicht frei, sich ihrer zu entschlagen und die Gedanken davon abzuziehen, die Worte erzwingen sich Gehör. Von hören und nicht hören wollen ist keine Rede, der Verstand wird genöthigt, auf's allerdeutlichste das wahrzunehmen, was Gott für gut findet zu sagen. Die Worte, welche der Herr spricht, sind Wort und That zugleich. Mögen sie also Worte der Liebe oder des Tadels und des Vorwurfes sein, sie versetzen die Seele auf der Stelle in das richtige Verhältniß, und geben ihr neue Fähigkeit, Licht und Liebe, Trost und Ruhe." Noch ein anderes Kennzeichen führt Theresia

an, um die göttlichen Worte von den Producten der Phantasie zu unterscheiden. „Wenn der eigene Geist sich bloß einbildet, Gottes Ansprache zu hören, so wird er bei genauer Aufmerksamkeit merken, daß er selbst es ist, der seine Worte setzt und ordnet, und daß er sich nicht hörend verhält; seine Worte sind aber leer, dumpf und phantastisch und ohne die herrliche Bestimmtheit der göttlichen Worte." In ganz scharfsinniger Weise hat die heilige Theresia im 25. Capitel ihrer Selbstbiographie die Kriterien der wahren und der vermeintlichen Ansprachen Gottes gezeichnet. Die Stelle ist höchst beachtenswerth als Beweis, wie sorgfältig die Heilige die Thätigkeit ihrer Seele beobachtet und analysirt, und wie sie bemüht ist, aller Täuschung vorzubeugen.

Die Freunde Theresia's wurden jedoch nicht überzeugt, daß die ihr gewordenen Ansprachen einen göttlichen Ursprung hätten; man fürchtete, es möchte eine Täuschung des bösen Feindes sein, man betete, Gott möge sie auf einem andern Wege führen, und sie betete selbst eifrig in dieser Absicht. Allein dieses Gebet fand keine Erhörung; neue Gunstbezeugungen Gottes übernatürlicher und außerordentlicher Art wurden ihr zu Theil, eine Reihe von Visionen beginnt.

Die Heilige schaute den Herrn selbst in einer Vision. „Es geschah am Festtage des glorreichen heiligen Petrus, daß ich Christus neben mir sah, oder eigentlich neben mir fühlte; denn mit den Augen des Körpers und der Seele sah ich nichts. Allein ich fühlte, daß er bei mir sei und zu mir spreche. Da mir solche Visionen ganz unbekannt waren, hatte ich anfangs große Furcht und schwamm in Thränen. Aber so wie er zu mir ein einziges Wort sagte, wurde ich wie gewöhnlich vollkommen ruhig, die Furcht schwand, die Wonne trat ein. Mir war, als wandele der Herr mir beständig zur Seite; da es aber keine bildweise Vision war, so wußte ich nicht, in welcher Gestalt. Aber ich fühlte ganz entschieden seine Gegenwart und daß er der Zeuge aller meiner Handlungen sei. Wenn ich nur ein wenig mich sammelte und nicht allzu zerstreut war, so konnte ich unmöglich an seiner Anwesenheit zweifeln. Höchst beängstigt so etwas sagen zu müssen, ging ich doch gleich zu meinem Beichtvater. Er fragte, in welcher Gestalt ich den Herrn sehe, und ich antwortete, ich sehe ihn nicht. Dann fragte er, woher ich wisse, daß es der Herr sei. Ich antwortete, auch das wisse ich nicht, aber ich könne nicht zweifeln, daß er bei mir sei; ich sehe, ich fühle es, meine Seele sei tiefer gesammelt, mein Ruhegebet länger und die Wirkungen dieser göttlichen Gegenwart auf mich wären ganz anders als gewöhnliche fromme Eindrücke. Es sei über allen Zweifel erhaben. Ich suchte mich durch Vergleiche deutlich zu machen, aber für eine solche Vision sind passende schwer zu finden; denn sie gehört der höchsten Ord-

nung an, wie mir das später ein heiliger Geistesmann, Petrus von Alcantara, sagte. Ich in meiner Unwissenheit fand keine Worte, um die Vision gebührend zu erklären. Sage ich, daß ich die Vision weder mit den Augen der Seele noch des Leibes sehe, weil die Vision kein Bild ist, wie kann ich denn wissen und mit fester Zuversicht betheuern, daß er bei mir ist und ich ihn sehe? Ich antworte: ein Blinder, oder Jemand, der in tiefer Finsterniß sich befindet, sieht auch nicht, was neben ihm ist. Aber der Vergleich ist unvollkommen; denn eine solche Person weiß durch die übrigen Sinne, ob ein Anderer in ihrer Nähe ist; sie kann ihn anrühren, sie hört ihn reden oder sich bewegen. Hier nichts von allem, auch keine Finsterniß! Der Herr zeigt sich der Seele durch eine sonnenklare Erkenntniß. Ich sage nicht, daß sie die Sonne, oder den Glanz, oder das Licht sieht. Nein, ich sage: ohne Licht wird ihr Inneres erleuchtet, damit die Seele ein namenloses Gut genieße. Eine solche Vision bringt uns kostbare Vortheile." — Jene Vision sprach, aber nicht in solcher Weise, wie die frühern Ansprachen. „Diese hier," sagt die heilige Theresia, „ist eine Sprache des Himmels, die sich schwer in's Irdische übersetzen läßt; möge man sich noch so viele Mühe geben, wenn der Herr sie uns nicht durch Erfahrung gibt. Durch dieses Reden ohne Worte will der Herr, meine ich, ungefähr der Seele zeigen, wie es im Himmel ist, wo man auch ohne Sprache einander versteht. Bloß weil es sein Wille ist, verstehen Gott und die Seele einander und brauchen kein Zeichen, um sich ihre gegenseitige Liebe auszudrücken. Wenn auf Erden zwei Freunde sich sehr lieben und von hellem Verstande sind, so verstehen sie sich sehr gut ohne irgend ein Zeichen, nur dadurch, daß sie sich ansehen. So wird es auch zwischen Gott und der Seele sein."

Was die hl. Theresia hier durch Erfahrung lernte, entspricht der Lehre des hl. Thomas.

Tagelang dauerte diese Vision. Einige Zeit nachher offenbarte sich der Herr mehr und mehr, zeigte ihr seine Hand, sein göttliches Angesicht und endlich seine ganze Person in dem Mysterium der Auferstehung. „Ich erschrak," sagt sie; „denn anfangs erschrak ich immer über jede neue Gnade, die mir der Herr in der übernatürlichen Ordnung erwies. Hochwürden werden der Meinung sein, es sei nicht sehr anstrengend, schöne Hände und ein schönes Antlitz zu betrachten. Aber die verklärten Leiber sind so schön, ihr übernatürlicher Glanz ist so strahlend, daß bei ihrem Anblick die Seele außer sich geräth. Ich sage nur das eine: gäbe es im Himmel keine andere Wonne für das Auge, als die Schönheit der verklärten Leiber und namentlich der heiligsten Menschheit unseres Herrn zu schauen, so genügte das, um uns unaussprechlich zu beseligen. Zeigt

er uns hienieden nur so viel von seiner Glorie, als unser Elend verträgt, um in Wonne zu versinken, was wird uns im Himmel erwarten, wo wir aller Genüsse der Seligen theilhaft und fähig sein werden.“ (Cap. 28.)

Zwei Jahre und länger dauerten diese Visionen; manche Worte hörte die Heilige aus dem Munde des Herrn, mitunter strenge und tadelnde. Die öffentliche Aufmerksamkeit begann sich mehr und mehr auf diese Erscheinungen zu lenken; Verdacht und Vorwürfe werden laut, man glaubt sogar, die Heilige sei von einem bösen Geist besessen und will den Exorcismus über sie sprechen.

Allein die Gnadenerweise, welche im Gefolge dieser Visionen der Seele Theresia's zu Theil wurden, waren die beste Antwort auf alle Einreden. „Ich sagte eines Tages zu jenen erleuchteten Männern: wenn sie behaupten wollten, daß eine Person, mit welcher ich eben gesprochen, und die mir wohl bekannt wäre, nicht diese, sondern eine andere Person sei, und daß sie wüßten, ich sei über dieselbe im Irrthum, so wollte ich bereit sein, ihnen zweifellosen festern Glauben zu schenken, als meinen eigenen Augen. Habe die Person mir aber zum Beweise ihrer Liebe köstliche Kleinodien geschenkt, habe sie mich, da ich zuvor nichts besaß und ganz arm war, reich gemacht, so sei es mir unmöglich, ihnen trotz des besten Willens zu glauben. Das aber sei genau der Fall bei mir. Ich könne ihnen die Kleinodien vorzeigen, die der Herr mir gegeben, meine Seele sei umgewandelt, eine große Veränderung zum Bessern gebe sich in jeder Beziehung augenscheinlich bei mir kund; wer mich früher gekannt, nehme es mit größter Deutlichkeit wahr und mein Beichtvater bezeuge es.“ Von den Visionen der hl. Theresia gilt das Wort: An ihren Früchten sollet ihr sie erkennen. Die Wirkungen, welche sie hervorbrachten, sind das glänzendste Kriterium ihrer Echtheit und scheiden sie unwidersprechlich von natürlichen Visionen und Hallucinationen.

Wie die Ansprachen Gottes, so wiederholen sich auch die Visionen im Leben der hl. Theresia sehr oft und sehr bedeutungsvoll. Sie sah Jesus Christus, die allerseligste Jungfrau, die hl. Apostel Petrus und Paulus, den hl. Joseph und andere Heiligen. Auch erblickte sie die Seelen ihrer Eltern im Himmel; andere Seelen sah sie im Fegfeuer oder in die Hölle stürzen. In ihren Visionen wurde sie mit den erhabensten und tiefsten Geheimnissen der Gottheit vertraut. Sie schaute das Geheimniß der hl. Dreifaltigkeit, der Menschwerdung und andere Mysterien der himmlischen Glorie. Man lese das 38. Capitel ihres Lebens. „Die Seele sieht sich urplötzlich im Besitze der höchsten Wissenschaft. Die Geheimnisse des Glaubens stehen so klar vor ihren Augen,

daß sie bereit ist, gegen jeden Theologen kühn diese Wahrheiten zu vertheidigen. Eine einzige solche Offenbarung reicht hin, um die Seele von Grund aus zu bekehren." Auch sagte die Heilige einst ihrem Beichtvater Bischof Yepes, ein plötzlicher Strahl des Lichtes sei durch ihren Geist gegangen, der sie in einem Augenblick mehr Wahrheiten von Gott gelehrt, als wenn sie tausend Jahre bei den größten Theologen in die Schule gegangen.

Nach einiger Zeit mußte ihr Seelenführer P. Alvarez Avila verlassen. Sein Nachfolger traute den Erscheinungen in der Seele Theresia's nicht; er gebot ihr, sich mit dem Kreuzzeichen gegen diese vermeintlich diabolischen Einflüsse zu waffnen und den Visionen des Heilandes sogar mit Zeichen der Verachtung zu begegnen. Namentlich dies letztere fiel der Heiligen ungemein schwer, da sie während der Vision unmöglich glauben konnte, sich in einer Täuschung zu befinden. Sie bat den Herrn um Verzeihung, da sie im Gehorsam gegen jene handele, die er als seine Stellvertreter der Kirche bestellt habe. Der Herr beruhigt sie, lobt ihren Gehorsam, tadelt aber, daß man ihr die Uebung des Gebetes untersagt, und verspricht zu bewirken, daß ihre geistlichen Führer die Wahrheit erkennen.

Ihr Gehorsam wurde belohnt; je mehr sie widerstand, in desto erhöhtem Maße wurden ihr die himmlischen Gunstbezeugungen zu Theil. „Ich kam gar nicht mehr aus dem Gebete heraus, nicht, wenn ich mich zerstreuen wollte, nicht einmal im Schlummer. Es war nicht mehr in meiner Macht, obschon ich es oft versuchte, meine Gedanken von ihm abzulenken."

Um diese Zeit empfing sie jene eigenthümlich wunderbare Gnade, welche sie den großen mystischen und stigmatisirten Heiligen, wie dem seraphischen hl. Franciscus und der hl. Katharina von Siena, zugesellt, nämlich die Durchbohrung ihres Herzens durch den Pfeil eines Engels.

Vernehmen wir die Heilige selbst.

„Der Herr wollte, daß ich zuweilen folgende Vision hatte. Ich sah zur Linken neben mir einen Engel in leiblicher Gestalt. Er war nicht groß, sehr schön und mit jenem strahlenden Antlitz, welches den liebentflammten seligen Geistern der höchsten Ordnung eigen ist. Der Engel hatte einen großen goldenen Pfeil in der Hand, an dessen Spitze ein kleines Flämmchen glühte. Mit demselben durchbohrte er mir mehrmals das Herz bis auf den Grund. Es war mir, als ziehe er mein Leben an sich und entzünde in mir die Flamme der heißesten Liebe zu Gott. Der Schmerz war so heftig, daß er mir leise klagende Seufzer erpreßte, war aber zugleich mit einer so übermäßigen Wonne verbunden, daß ich weder dessen Ende wünschen, noch eine höhere Befriedigung als die in Gott begehren

konnte. Es ist kein körperlicher, sondern ein geistiger Schmerz, an welchem jedoch der Körper zuweilen mehr, zuweilen weniger Theil nimmt. Das Liebesbündniß, welches nun zwischen der Seele und Gott beginnt, ist von so unsagbarer Süßigkeit, daß ich den Herrn bitte, er möge es in seiner Huld demjenigen zu kosten geben, der da meint, daß ich die Unwahrheit sage. Dieser Zustand währte zuweilen Tage lang. Dann hätte ich nichts sehen und nichts hören und nichts fühlen und nur mich verabgründen mögen in mein seliges Leid, das mir glorreicher erschien als alle Herrlichkeit der Welt."

Zu wiederholten Malen wurde ihr Herz in einer solchen Vision durch den Pfeil des Engels durchbohrt. Es war jene Wunde nicht bloß eine bildliche, sondern eine wirkliche physische Durchbohrung des Herzens; noch heute zeigt das Herz der Heiligen, das, von kostbarem Krystall umfaßt, in der Carmeliterinnenkirche zu Alba verehrt wird, den tiefen Schnitt, dessen Seiten verbrannt erscheinen. Dem Schreiber dieser Zeilen war es vor einigen Jahren vergönnt, dies mit eigenen Augen zu sehen.

Jenes wunderbare Ereigniß begeisterte die hl. Theresia zu folgendem Gesang.

„In des Herzens tiefstem Grunde
Fühlt ich einen jähen Stich,
Gottes Schwert drang ein in mich,
Große That gab davon Kunde.

Wund' hat mir der Stich gegeben,
Wird sie gleich den Tod mir reichen,
Ist der Schmerz auch ohne Gleichen,
Bringt mir dieser Tod doch Leben.

Tödtet er, wie gibt er Leben?
Wie kömmt Tod aus Lebenskraft?
Wie doch heilt, was Wunden schafft?
Wie kann Zwietracht Bündniß geben?

Große Macht wird hier bewährt,
Die aus schroffem Widerstreite
Geht hervor im Siegsgeleite
Und durch hohe That mich ehrt."

Der Carmeliter-Orden und die Kirche Spaniens feiern die Durchbohrung des Herzens der hl. Theresia (transverberatio cordis) durch ein eigenes Fest am 27. August; auch das römische Brevier gedenkt am Feste der Heiligen (15. Oct.) dieses Wunders in der geschichtlichen Lesung der zweiten Nocturn. Die Kirche aber preist die hl. Theresia ob dieser wunderbaren Auszeichnung als die seraphische Jungfrau.

„Große That gab davon Kunde," singt Theresia.

Die große That, welche aus der seraphischen Durchbohrung ihres Herzens hervorging, war das heldenmüthige Gelübde, immer und in allem dasjenige zu thun, was sie als das Vollkommenere und Gott Angenehmere erkennen würde. Ein staunen-erregendes Gelübde, nicht ein bloßer Vorsatz, sondern ein unter Sünde verpflichtendes Gelübde: Gott niemals, auch nicht durch die kleinste Sünde zu beleidigen, und auch nichts zu unterlassen, was die höchste Vollkommenheit verlangt, alles Gute in der vollkommensten Weise und in der vollkommensten Absicht zu thun. Später wurde dieses Gelübde dahin geändert oder vielmehr vervollkommnet, daß die Entscheidung in einzelnen Fällen dem Beichtvater zustehen solle; so wurde Scrupeln vorgebeugt und das Verdienst eines noch größern Gehorsams gesichert. Es ist dies ein Gelübde, das bis dahin beispiellos in der Geschichte der Heiligen da stand. Später sind einige andere Heilige ihrem heroischen Beispiel gefolgt. Der hl. Alfons von Liguori, ein begeisterter Verehrer der hl. Theresia, nennt es ein Gelübde, das selbst heilige Männer mit Entsetzen erfülle. Wie treu aber Theresia dieses Gelübde gehalten, davon legt ihr ganzes nachfolgendes Leben das herrlichste Zeugniß ab.

Theresia stand damals in ihrem 45. Jahre.

Der heilige Petrus von Alcantara. Fernere Prüfungen. Erste Reformgedanken.

„Ich sah, wie Niemand mich begriff," klagt die hl. Theresia, als ihre innern übernatürlichen Zustände von den Beichtvätern als dämonische Täuschung angesehen oder doch mit größtem Mißtrauen betrachtet wurden, „allein ich wagte es Niemanden als meinen Beichtvätern zu sagen; denn sonst würde ich zu erkennen gegeben haben, daß es mir an Demuth fehle." Endlich aber fand die Heilige einen erleuchteten Mann, der ihre Seele verstand, den hl. Petrus von Alcantara.

Sein Beruf war ähnlich jenem, zu welchem die hl. Theresia vorbereitet werden sollte. Petrus hatte den Orden des hl. Franciscus zu seiner ursprünglichen Strenge und Armuth zurückgeführt, ja noch über dieselbe hinaus, und wurde jetzt der Führer Theresia's, die Gott zur Reformatorin des Carmel bestimmte. So begegneten sich jene beiden großen Persönlichkeiten in ihren Bestrebungen, und wie um dieselbe Zeit damals auf dem immer fruchtbaren Boden der Kirche mehrere Stifter neuer religiösen Orden aufstanden für die neuen Bedürfnisse der Zeit, so sind diese beide Heiligen zur Neubelebung zweier ehrwürdigen alten Orden der Kirche von Gott gesandt worden.

Petrus war General-Commissar des Barfüßer-Franciscaner-Ordens, ein Mann von außerordentlich strengem Leben und hoher Beschaulichkeit. Interessant ist die Schilderung, welche Theresia von ihm gibt. „In 40 Jahren widmete er von 24 Stunden nur 1½ dem Schlafe. Er ging stets unbedeckten Hauptes und stets barfuß; er aß nur an jedem dritten Tage; so abgezehrt war er, wie von Baumwurzeln zusammengeflochten. Ungemein freundlich war er, aber schweigsam, wenn man ihn nicht fragte. Da er einen ausgezeichneten Verstand hatte, war nichts angenehmer, als sein Gespräch. Er starb unter dem Psalmenvers: Ich habe mich gefreut über das, was mir gesagt worden: Wir werden eingehen in das Haus des Herrn."

Der hl. Petrus prüfte den Geist der hl. Theresia, und sie legte ihm einen schriftlichen Bericht über ihre Gebetsweise und den Zustand ihrer Seele vor. Petrus antwortete billigend, belehrte und beruhigte sie. Unter anderm sagt er ihr, die größte Prüfung sei für ihn gewesen, daß er von guten Menschen Verfolgung ausgestanden; eine solche Prüfung stände auch ihr bevor.

Im Leben der Heiligen ist eine solche Erscheinung gar nicht selten; ja im Canonisationsproceß wird bei der Untersuchung, ob die Tugend der Geduld in heroischem Grade geübt worden, gerade auf diese Probe der Geduld, das Ertragen von Verfolgung seitens guter Menschen, ganz besonderes Gewicht gelegt.

Der Besuch des hl. Petrus gereichte Theresia zur außerordentlichen Stärkung für die innern und äußern Kämpfe, durch welche sie allmälig ihrem großen Berufe entgegengeführt werden sollte. Innerlich litt Theresia durch Anfechtungen falscher Demuth, die sie alles vergessen ließ, was Gott für sie gethan; sie glaubte die Ursache aller Leiden zu sein, welche die Kirche heimsuchten. Verstand und Willen lagen nun in Fesseln, alles war ihr dürr und geschmacklos; nur selten fand sie einigen Trost in der heiligen Communion. Auch von Seiten des bösen Feindes erfuhr sie große Belästigungen. Von hoher Bedeutung ist, was die Heilige bei diesem Anlaß über den Gebrauch des Weihwassers und die Kraft der kirchlichen Segnungen sagt: „Ich bin bereit, für die kleinste Ceremonie der katholischen Kirche mein Leben hinzugeben."

Zu dieser innern Trübsal kam noch übele Nachrede und Verfolgung von Seiten der Welt. In ihrer geistreichen Weise äußert sich Theresia hierüber: „Das ist noch das einzige Gute an der Welt, daß sie an guten Leuten nichts Böses duldet und daß sie durch ihre Klagen hilft, sie zu vervollkommnen."

Die letzte vorbereitende Gnade zu ihrem Beruf, welche die Erregung ihrer Energie bis zum höchsten Grade zur Folge hatte, war ein schaue-

riger Blick in die jenseitige Welt, in die Schrecken der göttlichen Gerechtigkeit. Theresia war zum apostolischen Beruf erkoren; sie sollte denselben brennenden Eifer für das Heil der Seelen in sich tragen, welcher in den Herzen eines hl. Dominicus, Franciscus Xaverius, Ignatius und so vieler andern Apostel glühte. Um sie zu diesem apostolischen Beruf zu befähigen, wollte Gott die Furcht vor seiner strafenden Gerechtigkeit und das Mitleid mit den in Gefahr ewiger Verwerfung schwebenden Seelen lebendig in ihrem Herzen erwecken.

Hören wir die Heilige selbst. „Eines Tages fühlte ich mich im Gebete urplötzlich, ich weiß nicht wie, in die Hölle versetzt. Dabei gab mir der Herr zu verstehen, ich solle den Platz betrachten, den die Geister der Finsterniß für mich eingerichtet, und den meine Sünden verdient hätten [1]). Es dauerte nur wenige Augenblicke, und doch, ich vergesse es nicht, und wenn ich hundert Jahre lebte. Der Eingang kam mir wie eine lange sehr schmale Gasse vor, oder besser wie ein niedriger, enger, dunkeler, langer Backofen, der Boden mit flüssigem Unrath von pestilentialischem Geruch und voll greulichem Ungeziefer bedeckt. Am entgegengesetzten Ende befand sich in der Mauer eine Vertiefung, wie ein sehr enger Wandschrank; da wurde ich eingesperrt. In Vergleich zu dem, was ich nun fühlte, war das, was ich sah und nur angedeutet habe, ein wonniger Anblick.

„Dies Gefühl ist nicht zu beschreiben und nicht zu begreifen. Während ich in meiner Seele ein Feuer spürte, dessen Natur mir unbekannt war, wurde mein Körper von unerträglichen Schmerzen gefoltert. Ich habe große leibliche Qualen ausgestanden, die größten, wie die Aerzte sagen, die der Körper leiden kann; ich habe die heftigsten Nervenkrämpfe und in andern Krankheiten viele schneidende Schmerzen gehabt, sogar solche, die vom bösen Feinde kommen. Das ist aber gar nichts in Vergleich mit dem, was ich hier litt und mit dem Bewußtsein, daß diese Qualen ohne Ende und ohne Erleichterung sein würden. Die Seele war wie in der Agonie. Diese Angst, dieses Ersterben, dieses Brechen des Herzens, diese unerhörte, verzweiflungsvolle, bittere Traurigkeit — ja dafür habe ich keine Worte. Denn sagte ich, es sei wie beständiges Sterben, so genügt das nicht. Sterben wir, so macht ein fremde Gewalt unserm Leben ein Ende; hier aber gibt sich die Seele selbst den Tod, indem sie sich zerreißt. Den Gipfel dieser unerhörten Qualen bildet das innere Feuer und die Verzweiflung der Seele. Was mich marterte,

---

[1]) D. h. wenn sie in der zeitweiligen Lauigkeit geblieben, wodurch sie allmälig in schwere Sünden gefallen wäre. Thatsächlich hat ja die Heilige niemals die Gnade Gottes verloren.

wußte ich nicht; aber ich fühlte, wie mich die Flammen verzehrten und wie man mich in Stücke schnitt.“ (Cap. 32.)

Dies war die erste Vision der Hölle. Später sah sie noch einmal die furchtbaren Strafen, mit denen Gottes Gerechtigkeit die verschiedenen Laster züchtigt. „Allein, da ich die Qualen nicht empfand, war mein Entsetzen minder.“

Die Wirkung jener ersten Vision war eine außerordentliche.

„Ich war ganz starr vor Entsetzen und bin es noch jetzt, obschon beinahe sechs Jahre seitdem verflossen sind, in einem solchen Grade, daß ich meine, das Blut erfriere mir in den Adern.“ Seitdem erscheint ihr alles unsäglich gering, was man auf Erden leiden kann. Sie betrachtet diese Vision als eine der größten Gnaden, die sie je empfangen. Alle Furcht vor Widerwärtigkeit auf Erden ist verschwunden; sie ist ermuthigt, alles zu dulden. Eine weitere Folge war der brennende Schmerz über den Untergang so vieler Seelen, und das glühendste Verlangen, etwas für ihre Rettung zu thun. „Um nur eine einzige vor den Höllenstrafen zu bewahren, bin ich bereit — ich weiß es — mit Freuden tausendmal den Tod zu sterben. Meine Seele fand keine Ruhe mehr; allein diese Unruhe war nicht beängstigend, sondern äußerst wohlthuend. Ich dachte nach, was ich wohl thun könnte; mein Nachsinnen brachte mich auf den einfachsten und nächsten Gedanken, damit anzufangen, daß ich mich in meinem Berufe vervollkommnete und meine Ordensregel mit größter Treue befolgte.“

Die Heilige wußte, daß sie ihren apostolischen Seeleneifer nicht bethätigen könne, wie die Priester, durch die Predigt des Evangeliums, den Unterricht der Bekehrten und die Ausspendung der Sacramente. Aber sie konnte und wollte kämpfen für Gott durch ihr Gebet; die Macht des Gebetes ist jedoch bedingt durch die Heiligkeit des Lebens: darum ihr Streben nach vollkommenster Befolgung ihrer Ordensregel. Das Schlachtfeld, auf welchem sie für die Kirche streiten wird, ist der Carmel. Anfangs dachte sie wohl nur an die vollkommene Treue gegen die gemäßigte Regel, die sie gelobt; allein das in ihr lodernde Feuer drängte zu Größerm und Höherm. In ihrem Seeleneifer fühlte sie sich angetrieben, die Ordensregel auf die frühere Strenge zurückzuführen und Genossinnen um sich zu sammeln, um nach Weise der alten Carmeliter in Armuth, Einsamkeit und Bußstrenge dem Herrn zu dienen.

3. Die Reformatorin des Carmel.

Gründung des St. Josephsklosters in Avila.

Die Gedanken, welche das Herz der hl. Theresia bewegten, sollten bald zur Ausführung gelangen. Merkwürdigerweise kam die erste und nächste Anregung von einer Seite, von welcher man eine solche am wenigsten erwarten konnte.

Es war am Nachmittag des 16. Juli 1560; die Kirche und der Orden feierte das Fest unserer lieben Frau vom Berge Carmel. Theresia unterhielt sich in ihrer Zelle mit mehreren vertrauten Freundinnen und Verwandten über die große Schwierigkeit, in einem von so vielen Personen bewohnten Kloster die Geistessammlung zu bewahren. Auf einmal begann ihre Nichte Maria Ocampo, ein Mädchen von siebenzehn Jahren, Kostfräulein im Kloster, mit eigenthümlichem, unerwartetem Ernst: „Laßt uns alle, wie wir hier sind, gehen und ein Leben führen als Einsiedler, wie die Clarissinnen." Das Wort fand Beifall, ja es zündete; Maria bot sofort tausend Ducaten aus eigenem Vermögen für die ersten Auslagen einer Klosterstiftung an, ihre Großmuth wurde mit dem Beruf zum Ordensstande belohnt.

Die hl. Theresia war freudig überrascht, sich so nahe am Ziele ihrer Wünsche zu sehen; sie empfahl mit ihren Freundinnen dringend dieses Anliegen Gott im Gebet. In einer Vision befiehlt ihr der Herr unter großen Verheißungen, das neue Kloster der strengen Regel zu gründen: „Die Welt würde zu Grunde gehen, wenn es keine Ordensleute mehr gebe." Noch zögerte sie wegen der Schwierigkeiten und Kämpfe, die sie voraus sah; die innern Mahnungen wiederholten sich. Ihr gegenwärtiger Beichtvater, P. Alvarez, hielt die Ausführung des Planes für unmöglich, verwies sie jedoch an den Carmeliter-Provincial P. Salazar. Dieser freute sich über den Eifer der Heiligen und gab seine Zustimmung. Namentlich waren es jedoch Petrus von Alcantara, ihr bewährter Führer und der hl. Ludwig Bertrand, aus dem Dominikanerorden, welche beide auf Befragen Theresia zu dem großen Reformwerke aufmunterten.

Allein der Widerspruch der Welt, dieses Wahrzeichen aller Werke Gottes, blieb nicht aus. Ihre Freunde, welche früher bei ihr eine Irreleitung durch den bösen Geist befürchtet, standen auf's neue bestürzt da; die ganze Stadt Avila sogar gerieth in Aufregung, im Kloster entstand Verwirrung, alles war gegen das neue Unternehmen und verlachte und tadelte Theresia als eine Närrin. In ihrer Bedrängniß wandte sich die Heilige an P. Ibañez aus dem Dominikanerkloster St. Thomas in Avila, einen Mann von heiligem Wandel, großem Wissen und nicht geringer Erfahrung in der mystischen Theologie. Ihm legte sie ihren

Plan vor, ohne jedoch von den ihr gewordenen, göttlichen Mittheilungen etwas zu sagen; nach achttägiger Bedenkzeit entschied er zu ihren Gunsten und versprach seinen Beistand. Nun kaufte man rasch ein kleines Haus, dort wo jetzt das Kloster St. Joseph steht; aber kaum war der Contract abgeschlossen, als eine neue Verzögerung eintrat. Bei dem allgemeinen Widerspruch der öffentlichen Meinung schien es dem Provincial nicht rathsam, die Sache weiter durchzusetzen; er nahm die gegebene Erlaubniß zurück und P. Alvarez verbot jetzt Theresia, sich ferner mit diesem Plane zu befassen. Auf's neue tobte der Sturm der Anklage und Verleumdung gegen Theresia; aber in demselben Maße, als die Welt sich feindselig gegen sie erhob, nahmen die himmlischen Gunstbezeugungen zu; P. Ibañez brachte indessen die Angelegenheit an den apostolischen Stuhl.

Sechs Monate vergingen; es kam ein neuer Rector der Jesuiten nach Avila, der den Geist Theresia's erkannte und den P. Alvarez anwies, der Heiligen die beabsichtigte Klosterstiftung zu gestatten. Ihre Schwester Johanna kaufte nun das Haus; durch eine liebevolle Fügung der Vorsehung angeregt, sandte ihr Bruder Lorenzo, der in Peru als königlicher General-Intendant der Finanzen über großen Reichthum verfügte, ganz unerwartet eine bedeutende Summe, welche über die ersten Schwierigkeiten hinweghalf. Eine andere Förderung des Werkes lag darin, daß Theresia für sechs Monate von Avila entfernt blieb, — gerade zu jener Zeit, als der Fortschritt des Hausbaues die Aufmerksamkeit auf den Zweck desselben leiten und so ihn vereiteln konnte. Auf Befehl des Provincials ging sie nach Toledo, um dort der Gräfin Luisa de la Cerda, Schwester des Herzogs von Medina, die über den Tod ihres Gemahles auf's tiefste betrübt war, Trost zu bringen. Theresia's Ruf war bereits nach Toledo gedrungen; die damalige Praxis gestattete den Nonnen einen solchen längern Aufenthalt außerhalb des Klosters. Für das tief erschütterte Gemüth der Gräfin und für alle Hausgenossen war die Heilige wie ein Schutzgeist — persönlich brachte sie ein großes Opfer. „Fast alles," sagt sie, „war ein Kreuz für mich; denn die stattliche Bedienung war mir lauter Marter. Alles, was ich sah, verachtete ich, und je kostbarer es nach der Ansicht der Welt war, desto mehr verachtete ich es."

Von großer Bedeutung für ihr Unternehmen war in Toledo das Zusammentreffen mit einer Ordensgenossin Maria von Jesus, einer sehr heiligmäßigen Jungfrau, die gleich Theresia ein neues Kloster ihres Ordens zu gründen im Begriff stand. Von ihr lernte Theresia, daß die ursprüngliche Regel des Carmeliter-Ordens völlige Armuth ohne alles Einkommen verlange, und war seitdem entschlossen, diese bei ihren Stiftungen einzuführen.

Inzwischen kam das päpstliche Breve an, welches die Gründung eines Klosters nach der ursprünglichen Regel des Carmel gestattete, und zwar unter Oberleitung des Bischofs. Theresia eilte nach Avila zurück. Am St. Bartholomäustag, 24. August des Jahres 1562, wurde das heiligste Sacrament feierlich aus dem Kloster der Menschwerdung in die kleine Kapelle des neuen Klosters übertragen — das erste Kloster der Reform war somit gegründet; St. Joseph wurde sein Patron. Jetzt legte Theresia ihren Namen von Ahumada ab und nannte sich Theresia von Jesus.

Vier Genossinnen zogen mit ihr ein; sie waren sorgfältig ausgewählt, um den Grundstein des neuen geistigen, von ihr aufzurichtenden Gebäudes zu bilden. Allein die Freude über das glücklich erreichte Ziel wurde bald empfindlich gestört. Der erste Ansturm kam aus ihrem eigenen Innern. Furcht und Zweifel überfielen sie, ob sie nicht gegen den Gehorsam und die Liebe gefehlt, indem sie ihr Kloster verlassen; ob sie und ihre Genossinnen ein so schweres Bußleben würden aushalten können. Der böse Feind lieferte ihr, nach ihrem eigenen Ausdruck, eine furchtbare geistige Schlacht, aber ein Gebet vor dem heiligsten Sacramente gab ihr den Seelenfrieden wieder.

Kaum war der innere Sturm beschwichtigt, so bricht von außen ein neuer, nicht minder heftiger gegen sie los. Die Priorin ruft sie in's verlassene Kloster der Menschwerdung zurück. Die Nonnen fühlten sich beleidigt durch ihr Weggehen, der Provincial tadelt sie scharf, aber nachdem Theresia gesprochen, findet Niemand mehr eine Schuld an ihr, auch erlaubte ihr der Provincial, im neuen Kloster St. Joseph zu leben. Mehr noch als innerhalb der Klostermauern tobte der Sturm in der Stadt. Eine Versammlung der Stadtverordneten wurde anberaumt, „die Neuerung der unruhigen Nonnen" wurde verurtheilt, und die Aufhebung des neuen Klosters, „das augenscheinlich der Stadt zur Last fallen würde", mit vielen Stimmen beschlossen. Theresia fand keine Vertheidiger. Da erhob sich ein Mann für sie, dessen Namen in der Kirchengeschichte, freilich auf einem ganz andern Gebiete, sehr berühmt geworden: P. Bañez aus dem Dominikaner-Orden, einer der bedeutendsten Theologen seiner Zeit. Seine Rede war überzeugend: Nicht alles Neue sei als solches schon zu verurtheilen, die Kirche sei oft durch Gründung neuer Orden sehr gefördert worden, aber hier handele es sich nicht einmal um eine Neuerung sondern nur um eine Reform. Von frommen Frauen sei doch für die Stadt nichts zu befürchten, auch habe ja Theresia mit päpstlicher Erlaubniß gehandelt. Allein der Sturm legte sich noch nicht, namentlich wollte man kein Kloster ohne feste Einkünfte dulden; erst nach einem halben Jahre wurde der Streit geschlichtet, nachdem ein päpstliches Breve

den Nonnen des Josephsklosters gestattete, ohne allen Besitz und nur von Almosen zu leben.

Im März 1563 zog Theresia mit ihren Novizinnen in das neue Kloster St. Joseph ein. Der Sieg war errungen: drei Orden, Franziskaner, Jesuiten und Dominikaner, hatten in ihren ausgezeichnetsten Vertretern zu diesem Siege mitgewirkt. Fünf Jahre, die ruhigsten ihres Lebens, brachte die Heilige jetzt ununterbrochen dort zu; es war der Frühling des Carmel. Die ursprüngliche Regel wurde in ihrer ganzen Strenge beobachtet und von der hl. Theresia durch besondere Constitutionen noch verschärft. Wie große Fortschritte im geistigen Leben die Bewohnerinnen von St. Joseph unter der Leitung der Heiligen machten, läßt uns ihre Schrift „Weg der Vollkommenheit" ahnen, die sie auf Bitten ihrer Ordensschwestern verfaßte; sie lüftet einigermaßen den Schleier, der auf dem Gott geweihten Leben dieser ersten Töchter des Carmel ruht. Im Kloster St. Joseph schrieb Theresia ihre Selbstbiographie auf's neue und fügte die Geschichte der Gründung von St. Joseph hinzu.

Noch jetzt wird alljährlich am 24. August in diesem Kloster das Andenken an die Gründung der Reform mit eigenthümlicher Feier begangen. Morgens in aller Frühe segnen die Nonnen unter dem Tone primitiver Instrumente die Zellen mit einem Bilde der Heiligen; vier Novizinnen tragen dasselbe, zum Andenken an die vier Schwestern, welche den Grundstein des neuen Carmel bildeten. Auch die Bewohner von Avila zeigen noch heute in den Namen, die sie der zum Kloster führenden Straße, sowie dem Kloster selbst geben, welche Verehrung sie gegen die ersten geistlichen Töchter ihrer großen Patronin hegen. Die enge Straße, welche durch das östliche Thor von Avila zu dem Kloster führt, heißt travesia de las santas madres; das Kloster, ein Bild größter Einfachheit, trägt noch den Namen José las madres. Theuere Erinnerungen an die Heilige finden sich dort. Sprechzimmer und Gitter sind noch dieselben wie zur Zeit der hl. Theresia. Im Kloster zeigt man das Abecedario espiritual, dessen Lesung ihr zu so großem Vortheil gereichte, einen Krug, aus dem sie trank, eine Flöte, auf welcher sie bei der Erholung den Gesang ihrer Schwestern begleitete.

Ausbreitung der Reform. Der hl. Johannes vom Kreuz.

Anfangs beabsichtigte Theresia nicht eine weitere Ausbreitung ihres Ordens, aber bald sollte ihre Reform eine ungeahnte Ausdehnung gewinnen. Von jetzt an greift die Heilige ein in die Geschichte der Kirche und reiht sich den großen wahren Reformatoren und Ordensstiftern an, welche über die dunkele, sturmvolle Zeit des sechszehnten Jahrhunderts einen so hellen Glanz verbreiteten, und sich als Säulen der von halb Europa

angegriffenen und verfolgten Kirche erhoben. Um die Bedeutung des von ihr unternommenen Werkes zu würdigen, ist ein Wort über die Stellung und Bedeutung, sowie über die bisherige Geschichte des Carmeliter-Ordens nothwendig.

Kein Orden in der Kirche hat so altehrwürdige und glorreiche Traditionen, als der Orden der Carmeliter; er verehrt, wenn auch nicht als eigentlichen Stifter, so doch als „Führer und Vater" Elias den Propheten, welcher allein mit 7000 Genossen unentwegt treu zu Gott stand, als ganz Israel vor Baal die Kniee beugte. Elias rief auf dem Carmel durch sein Gebet den lang ersehnten Regen vom Himmel herab, er war Zeuge der Verklärung des Herrn auf dem Tabor; er ist jener wundervolle Heilige, welcher der Erde entrückt, noch im sterblichen Leibe an verborgenem, Gott allein bekannten Orte wohnt, bis er zur Zeit des letzten Abfalles vor dem Weltgerichte als Zeuge des Herrn wieder auf Erden erscheinen wird. Elias und seine Schüler in den Prophetenschulen galten den Vätern, wie einem hl. Hieronymus und Andern als die ersten Urheber des klösterlichen Lebens. „Unsere Fürsten sind Elias und Elisäus, unsere Führer die Söhne der Propheten, welche auf freien Feldern und in Einöden wohnten, und an den Gewässern des Jordans sich Hütten bauten." Im Sinne dieser Auffassung rechnen die Carmeliter mehrere Heilige der alten Kirche, einen hl. Hilarion, Cyrillus von Alexandrien, Telesphorus, Anastasius, zu ihren Ordensgenossen. Das Eremitenleben, welches die Carmeliter der ersten christlichen Zeiten geführt, wurde sodann, sagt die Ordenstradition, im Beginne des 12. Jahrhunderts auf Anregung des seligen Berthold mit dem gemeinsamen Leben vertauscht. Patriarch Albert von Jerusalem gab den Carmelitermönchen eine strenge Regel, die von Papst Honorius III. bestätigt wurde (1224). „An der Spitze der Genossenschaft steht ein Prior, jeder Mönch hat eine abgesonderte Zelle, verzichtet auf sein Eigenthum, lebt von dem, was ihm zugetheilt wird; das Oratorium ist mitten unter den Zellen, das Fasten dauert von Kreuz-Erhöhung bis Ostern, Fleisch soll nur als Arzenei gestattet sein, Jeder soll Handarbeit verrichten und stillschweigen von der Complet bis zur Prim."

Während der Orden seinen Ursprung mehr oder minder auf den Propheten Elias zurückführt, und eine ununterbrochene Reihenfolge des klösterlichen Lebens auf dem Carmel von jenen Zeiten bis auf den Patriarchen Albertus annimmt, betrachtet dagegen die neuere Kritik seit dem Bollandisten P. Daniel Papebroch den eben genannten seligen Berthold, Kreuzfahrer aus Calabrien, der als Einsiedler auf dem Carmel eine Schaar Genossen um sich sammelte, als den eigentlichen Stifter des ganzen Ordens. Ein heftiger Streit entbrannte zwischen den Bollandisten und den Carmelitern über den Ursprung des Ordens, bis

Papst Innocenz XII. im Jahre 1698 beiden Parteien Stillschweigen gebot[1]).

Als das heilige Land den Christen verloren ging, siedelte der Orden um 1240 nach Europa über, und fand dort bald allgemeine Verbreitung. Von ganz besonderer Bedeutung wurde er hier für die Verehrung der allerseligsten Jungfrau, er betrachtete sich als den eigentlichen Orden der Mutter Gottes, seine Mitglieder nennen sich „Brüder der seligsten Jungfrau vom Berge Carmel". Die bekannte Erscheinung, welche dem seligen Simon Stock, dem Generalprior des Ordens, zu Theil wurde — die Verleihung des Skapuliers —, brachte dieses Bewußtsein zu noch lebendigerem Ausdruck und trug außerordentlich viel zur Ausbreitung des Ordens bei. Die strenge, für den Orient berechnete Regel wurde nun mit Rücksicht auf die europäischen Verhältnisse in einigen Punkten zweckmäßig geändert und in dieser Fassung von Innocenz IV. (1247) bestätigt. Die Ungunst der Zeiten führte später eine bedeutende Milderung der ursprünglichen Strenge herbei, wozu Papst Eugen IV. seine Genehmigung ertheilte (1431); allein auch die so gemilderte Regel wurde vielfach nicht mehr festgehalten. Es fehlte nicht an ernsten Versuchen, eine allgemeine Reform des gesammten Ordens anzubahnen. Namentlich ist hier der eifrige General Johannes Soreth († 1471) zu nennen, der Stifter des weiblichen Zweiges des Carmeliter-Ordens; allein der Erfolg seiner Bestrebungen war kein allgemeiner und nachhaltiger. Was heilige Männer und einflußreiche Prälaten vergebens versucht, blieb der Hand einer schwachen Jungfrau vorbehalten. Die hl. Theresia wurde die Erneuerin des altehrwürdigen Ordens vom Carmel; sie führte denselben nicht nur zu seiner ursprünglichen Strenge zurück, sondern hauchte ihm auch ihren apostolischen Geist ein.

Wiederholt war in die Einsamkeit von St. Joseph die Kunde von dem Umsichgreifen der Irrlehre, namentlich in Frankreich, gedrungen. Die Heilige steigerte ihren Eifer und ihr Gebet. Von mächtiger und

[1]) Beachtenswerth für diese Frage ist eine Bemerkung in Herzog's Encyclopädie: „Es sind hier (von den Carmelitern) Ideen ausgesprochen, die ein Historiker des Mönchthums nicht unbeachtet lassen darf. Es war z. B. eine ganz richtige Behauptung, daß das Mönchthum älter als Pachomius, Antonius, Paulus von Theben, überhaupt älter als das Christenthum ist. Es war keine werthlose Combination, welche auf Therapeuten, Essener, auf Prophetenkinder und Prophetenschüler, auf Elisäus und Elias zurückführte. Der Berg Carmel ist erweislich von Elias an immer mit Asceten besetzt gewesen, und jüdisches Ascetenthum ist hier ohne große Kluft in christliches Anachoretenthum und Mönchthum übergegangen. Wichtig war es, daß die Carmeliter diese ursprüngliche Einheit des Mönchthums behaupteten." Professor Scholz fand (1821) in den Grotten des Carmel zahlreiche griechische Inschriften aus den ersten christlichen Jahrhunderten, welche auf ein Bewohntsein des Berges durch christliche Asceten hindeuten.

entscheidender Wirkung auf das Unternehmen ihres Lebens war endlich ein Besuch des P. Alonso Maldonado, Franciscaner aus der Mission von Indien. In ergreifender Rede schilderte er den Nonnen von St. Joseph das geistige Elend der Seelen, die zahlreich in jenen Gegenden verloren gingen, und forderte seine Zuhörerinnen auf, durch Buße und Gebet ihnen die Gnade der Bekehrung zu erwirken. Tief erschüttert hörte es Theresia; sie beneidete, wie sie selbst sagt, jene Männer, die durch ihren Beruf verpflichtet sind, für das Seelenheil des Nächsten zu arbeiten. Sie hat kein anderes Mittel als ihr Gebet, unter Thränen fleht sie Gott an, demselben Kraft zur Unterstützung jener apostolischen Männer verleihen zu wollen. In der folgenden Nacht sagte ihr eine Erscheinung: „Warte ein wenig, meine Tochter, und du wirst große Dinge sehen!"

Sechs Monate später erkannte sie, worin diese großen Dinge bestehen sollten.

Um jene Zeit kam auf Anregung König Philipp's II. der Carmeliter-General Johann Baptist Rossi, ein sehr gelehrter und heiliger Mann, von Rom nach Spanien. Auf seiner Visitationsreise besuchte er auch Avila und trat so in unmittelbare Berührung mit der hl. Theresia. Erfreut über die strenge Ordenszucht, die er in dem St. Josephskloster beobachtet sah, trug er der Heiligen auf, noch andere Klöster nach der ursprünglichen Regel zu gründen. Er gab ihr jedoch nur Vollmachten — keine Mittel. „Ich hatte eine Hand voll Patente," sagte Theresia, „aber kein Geld." Nonnen sollte sie aus dem Kloster der Menschwerdung nehmen dürfen, wenn diese wollten. Die Vollmachten bezogen sich auf Alt- und Neucastilien, aber Andalusien blieb ausgeschlossen.

Noch eine bedeutende Vollmacht von außerordentlicher Tragweite erlangte Theresia auf ihr Bitten — die Erlaubniß, Männerklöster zu gründen, um Beichtväter und Seelenführer für ihre Nonnen zu bekommen.

So war die Gründung der Reform für beide Geschlechter eingeleitet und gesichert. Die Heilige, auf's höchste erfreut, begann zuerst die Stiftung eines neuen Nonnenklosters (1567). Sie wählte als Stätte desselben das nördlich von Avila gelegene Medina del Campo, wo P. Alvarez, ihr früherer Seelenleiter, Rector des Jesuitenhauses war. Der Prior der Carmeliter, Antonio de Heredia, kaufte in ihrem Auftrag ein Haus, leider ein sehr zerfallenes. Theresia kam auf schlechten Wegen und in schlechtem Wagen am Vorabende vor Maria-Himmelfahrt in Medina an; am Feste selbst sollte das neue Kloster eröffnet werden. Zum Unglück gerieth sie mit ihren Gefährtinnen in die Vorbereitungen zu dem bekannten spanischen Nationalspiele; die Stiere für das am folgenden Tage stattfindende Stiergefecht (toros de muerte) wurden eben durch die Straßen

getrieben. In der Eile wird noch während der Nacht die Kapelle eingerichtet und sofort das hl. Sacrament in dieselbe übertragen. „In diesem Augenblick war ich glücklich," sagt Theresia, „denn es ist für mich immer eine große Freude, wenn ich eine Kirche mehr sehe, worin das heilige Sacrament aufbewahrt wird." Jedoch war sie auch nicht ohne Furcht, denn Medina del Campo war eine von Fremden sehr besuchte Handelsstadt. Theresia besorgte, Lutheraner möchten kommen und den Gottesdienst stören. Sie hatte zwei Nonnen aus St. Joseph und vier aus dem Kloster der Menschwerdung mitgenommen — ein Beweis, daß auch in letzterm das Beispiel Theresia's mächtig zu wirken begonnen. Das Kloster zu Medina del Campo wurde bald eine Stätte hoher Tugend und klösterlicher Beschauung.

Medina del Campo, schon durch den Namen an seinen arabischen Ursprung erinnernd, ist eine Stadt von großartiger Vergangenheit, liegt aber gegenwärtig in tiefem Verfall. Das von der hl. Theresia gegründete Kloster blüht jedoch auch noch heute.

Die Stiftung von Medina del Campo führte zu einem weitern bedeutenden Schritt in dem Unternehmen Theresia's. Hier fand sie in P. Antonio, ihrem Helfer bei der Gründung des Nonnenklosters, zugleich den ersten Carmelitermönch, der sich zur Annahme der Reform bereit erklärte. Aus Liebe zu einem strengern Leben stand er eben im Begriff, in den Carthäuser-Orden zu treten. Theresia wußte ihn für ihre Idee zu gewinnen. Ein Jahr lang dauerte sein Noviziat unter Leitung der Heiligen selbst, die sich über den geistigen Fortschritt dieses Erstgewonnenen sehr freute. Allein noch ein größerer Triumph wartete ihrer in Medina.

Ein junger Ordensgenosse des P. Antonio, Johannes vom hl. Mathias, der im benachbarten Salamanca Theologie studirte, trug sich ebenfalls mit dem Gedanken, Carthäuser zu werden. Bei einem Besuche in Medina kam er auf Veranlassung Antonio's mit Theresia zusammen und eröffnete ihr sein Herz; die Heilige bedeutete ihm, wenn er entschlossen sei, Gott vollkommen zu dienen, könnte er dies viel angemessener in dem eigenen als in einem fremden Orden. Johannes, von jetzt an Johannes vom Kreuz, stimmte zu, — so hatte Theresia jetzt ihren mächtigsten Genossen gewonnen. In ihrer heitern Weise sagte sie, sie habe bereits einen und einen halben Pater, denn Johannes vom Kreuz war von kleiner Statur. In einem Dörfchen Durvelo, nahe bei Medina, bot nun ein Edelmann aus Avila der hl. Theresia ein sehr verfallenes Haus, eine Pächterwohnung, als Klosterstätte für Männer an. „Das Haus hatte einen ziemlich geräumigen bedeckten Hof," berichtet Theresia, „zwei Kammern nebst einem Getreideboden und eine kleine Küche. Der bedeckte Hof, dachte ich, könnte zur Kirche dienen, in den Kammern könnten sie schlafen

und in der Küche essen. Meine Reisegefährtin dagegen sagte: »Gewiß, Mutter, wenn einer auch den besten Geist hätte, so würde er doch hier nicht aushalten können.«" Dennoch zogen beide apostolische Männer ein, am ersten Adventsonntage 1568 wurde in diesem „Stall von Bethlehem", wie Theresia sich ausdrückt, das erste hl. Opfer dargebracht; sie erneuerten das Gelübde, der milderen Regel zu entsagen und die ursprüngliche Regel ohne Milderung bis zum Tode zu beobachten. Außerordentlich streng war das Leben dieser ersten Barfüßer-Carmeliter (so werden die Carmeliter von der Reform gewöhnlich genannt, weil sie keine Schuhe, sondern nur Sandalen tragen; die Carmeliter der milderen Regel heißen die Beschuhten); mit dem beschaulichem Gebet verbanden sie apostolisches Wirken, indem sie in der Umgegend predigten. Zwei Jahre später übersiedelten sie aus dem ungesunden Durvelo nach dem nahe gelegenen Mancera. So kam die Stiftung des ersten Barfüßer-Carmeliterklosters zu Stande. „Ich überzeugte mich," sagt die Heilige „daß dieses eine weit größere Gnade war, als jene, welche mir der Herr bei der Errichtung der Frauenklöster erwiesen."

Der hl. Johannes vom Kreuz, der gottgesandte Genosse der hl. Theresia in der Reform des Ordens, wird von der Kirche als „erster Stifter und Führer der unbeschuhten Carmeliter nach der hl. Theresia" geehrt; er war ein Mann von außerordentlicher Abtödtung, höchster Beschauung, rastlos thätig für die Reform des Ordens, dürstend nach Leiden dergestalt, daß er auf die Frage des Herrn, welchen Lohn er für so viele Arbeiten verlange, zur Antwort gab: „Herr, leiden und verachtet werden um deinetwillen." Wie die hl. Theresia, gehört Johannes vom Kreuz zu den tiefsinnigsten uud erhabensten mystischen Theologen; seine Schriften, wie „die Besteigung des Berges Carmel, die dunkele Nacht der Seele, die lebendige Liebesflamme. der geistige Wechselgesang zwischen der Seele und ihrem Bräutigam" sind jedoch philosophischer, bei weitem schwieriger verständlich und nicht für einen so ausgedehnten Leserkreis berechnet, wie die Schriften seiner Geistesverwandten, der hl. Theresia. Der hl. Johannes vom Kreuz ist auch ein hochbegeisterter Dichter; seine Lieder bilden eben die Grundlage und das Thema seiner mystischen Schriften, in welchen Vers für Vers die einzelnen Strophen in ausführlichen Abhandlungen erläutert werden.

Durch die Stiftung von Männerklöstern erhielt das Werk der hl. Theresia den rechten Halt und die Gewähr festen Bestandes. Wir kommen auf die weitern Gründungen des männlichen Zweiges nachher zurück und wenden uns zunächst zu den übrigen zahlreichen Stiftungen von Frauenklöstern, welche Theresia im Auftrage des Ordensgenerals übernahm.

Die übrigen Klosterstiftungen der hl. Theresia.

Leider können wir nur einen flüchtigen Blick auf die Geschichte derselben werfen; ausführlich wird sie von der Heiligen selbst in dem Buche ihrer Klosterstiftungen erzählt.

Schon bald begann der Ruf von Theresia's Wirken sich über Spanien zu verbreiten, so daß von vielen Orten Bitten an sie gelangten, Klöster ihrer Reform zu gründen. Die nächste Stiftung nach jener von Medina del Campo war in Malagon, einem Städtchen im Centrum der Mancha. St. Joseph wurde der Patron des neuen Klosters. Weil der Ort klein war, verstand sich Theresia auf Rath ihres Beichtvaters Bañez dazu, daß dem Kloster Einkünfte gesichert wurden. Von Malagon kehrte die Heilige in das Haus ihrer Freundin Luisa de la Cerda nach Toledo zurück. Hier erhielt sie einen Brief von Johannes von Avila, dem Apostel Andalusiens, der einer der ausgezeichnetsten Asceten und Mystiker Spaniens, ein vorzüglicher Geistesmann, Leiter vieler Heiligen war. Er rieth Theresia, „ruhig auf dem betretenen Wege fortzuschreiten, jedoch nicht ohne Furcht vor Räubern"; auch ermuthigte er sie in ihrem Vorhaben, Klöster der Reform zu stiften. Als Johannes von Avila einige Zeit nachher starb, vergoß Theresia bittere Thränen, daß eine solche Säule der Kirche weggenommen worden.

Wir folgen der Heiligen nach Valladolid, der ehemaligen Hauptstadt Castiliens, in welcher Philipp II. das Licht der Welt erblickte. Ein Bruder des Bischofs von Avila hatte hier die Stiftung eines Klosters angeboten. Plötzlich starb er nach einem ziemlich weltlichen Leben, ohne die hl. Sacramente empfangen zu können, jedoch unter Zeichen der Reue; Theresia beschleunigte ihren Einzug in die neue Stiftung, um der Seele des Hingeschiedenen möglichst bald zu Hülfe zu kommen. Auch in diesem Kloster wurden die Bewohnerinnen zu großer Heiligkeit geführt, wie Theresia selber berichtet.

Ganz besondere Schwierigkeiten bereitet ihr die Gründung des Klosters in der altehrwürdigsten Stadt Spaniens, in dem „kaiserlichen" Toledo. Bezeichnend für Theresia ist es, daß sie ihre freundschaftlichen Beziehungen zu Luisa de la Cerda gar nicht verwerthete; in der neuen Stiftung herrschte die größte Armuth, aber Theresia bekennt: „Von dieser Zeit an wuchs in mir das Verlangen, arm zu sein, und gleichsam mit hohem Herrschersinn schaute ich herab auf alle Güter der Erde, weil das Entbehren derselben das innere Glück wachsen läßt."

Sodann folgt die Gründung von Pastrana, in der Nähe von Guadalajara, jetzt noch reich an theresianischen Erinnerungen. Die Prinzessin von Eboli — wir werden ihr gleich wieder begegnen — gab die Ver-

anlassung zu dieser Stiftung. In Pastrana wurde auch das zweite Männerkloster für barfüßige Carmeliter gegründet, eines der angesehensten und vortrefflichsten Klöster Spaniens. Die beiden nächsten Stiftungen sind in der berühmten Universitätsstadt Salamanca (1570), so wie in dem nahegelegenen Alba de Tormes (1571), das einst die Ruhestätte der Heiligen zu werden bestimmt war. Alba trägt seinen Namen von dem Stammschloß der Herzoge von Alba, dessen Ruinen noch heute die Stadt überragen.

So ist Theresia, die contemplative Jungfrau, auf ein Mal durch den ihr gewordenen Auftrag, Klöster der Reform zu stiften, aus der Einsamkeit der Zelle in die Unruhe der Welt geworfen. Vom Jahre 1567 bis zu ihrem Tode finden wir sie — die Zeit der Verfolgung abgerechnet — fast beständig auf Reisen mit ihren Ordensschwestern. Von der Art und Weise ihres Reiselebens gibt uns ihr Zeitgenosse und Biograph Yepes einen anziehenden Bericht.

Am Tage der Abreise pflegte sie mit ihren Gefährtinnen die heilige Communion zu empfangen. Gewöhnlich begleitete ein Priester die kleine Schaar, welcher ihr die heilige Messe las, Julian von Avila, ihr Kaplan. Eine Sanduhr regelte die für die geistigen Uebungen einzuhaltenden Stunden, ein Glöcklein gab wie im Kloster das Zeichen zum Gebet und zum Stillschweigen. Auch die Kutscher mußten Schweigen beobachten. Sie wurden dann in der Posada (im Wirthshaus) durch ein reichliches Mahl und einen guten Trunk belohnt, wenn sie gut geschwiegen hatten. Weihwasser und eine Statue des Jesukindes fehlten nicht. Stets reiste man in ganz gedeckten Wagen, oder wenigstens war der Wagen so bedeckt, daß man die Nonnen nicht sehen konnte; wenn nicht, so mußte der Schleier herabgelassen werden. Im Gasthaus nahmen sie ein abgesondertes Zimmer, eine Schwester wurde Pförtnerin. War ein besonderes Zimmer nicht zu erhalten, so mußte der Ort durch aufgehängte Tücher und Decken abgesondert werden. Die Heilige legte sich zuletzt zur Ruhe, in der Frühe weckten sie dann ihre Töchter. So blieb die Sammlung bewahrt wie in der Klosterzelle. Julian von Avila, zwanzig Jahre hindurch Begleiter der hl. Theresia, bezeugt, daß sie täglich nach der Communion in Ekstase gerieth. Redete sie, dann geschah es mit solcher Anmuth und Freundlichkeit, daß Alle mit Interesse und Lust zuhörten. Zu jener Zeit waren die Wege nicht so gebahnt, wie heute; aus den Berichten der Heiligen ergibt sich, wie mühsam und selbst wie gefahrvoll nicht selten ihre Reisen waren. Kam Theresia in eines ihrer Klöster, so wurde sie feierlich mit Lichterprocession empfangen und unter dem Gesange des Tedeum vor das heiligste Sacrament geleitet.

Vorläufig jedoch wurden ihre Reisen für einige Zeit unterbrochen. P. Fernandez, apostolischer Visitator der Carmeliterklöster, rief sie nach

Avila, wo das Kloster der Menschwerdung in einen Zustand traurigen Verfalles gerathen war. Theresia sollte als Priorin Zucht und Ordnung wieder herstellen. Gleich ihr erstes Auftreten in dieser höchst schwierigen Lage war äußerst klug und gewinnend. Als die unzufriedenen Nonnen in's Chor kamen, fanden sie auf dem Stuhl der Priorin ein Standbild der Mutter Gottes mit den Schlüsseln des Klosters; Theresia aber saß zu den Füßen desselben und sprach zu ihnen: „Meine Frauen, Mütter und Schwestern, Gott hat mich durch den Gehorsam in dieses Kloster geschickt, um das Amt einer Priorin zu versehen, an das ich so wenig gedacht, als ich es verdiente. Diese Maßregel hat mich sehr betrübt, weil man Ihnen eine Priorin gegen Ihren Willen gab und zwar eine Priorin, die von der Geringsten, die sich hier befindet, erst Gutes lernen dürfte, und genug zu lernen findet. Ich komme bloß, Ihnen zu dienen, und müßte ich auch mein Blut und Leben hingeben, ich würde es gerne thun. Ich bin eine Tochter des Hauses und kenne Charakter und Bedürfnisse aller aus Ihnen, wenigstens der meisten. Darum ist kein Grund, mich als eine Fremde zu betrachten, da ich in so vieler Hinsicht Ihnen angehöre." Solche Rede entwaffnete alle; binnen wenigen Monaten war die Reform derart durchgeführt, daß sich die Bewohnerinnen dieses Hauses fast nur durch ihre Ordenstracht von den Nonnen in St. Joseph unterschieden. In dem hl. Johannes vom Kreuz erhielten sie einen erleuchteten Beichtvater. In jene Zeit fällt auch jene wunderbare Vereinigung der Seele Theresia's mit dem Herrn, welche die mystische Theologie mit dem Namen geistliche Vermählung bezeichnet — ein Zustand, der nahe an die beseligende Anschauung im Himmel grenzt. Ein wundersamer Contrast: auf der einen Seite ein unruhiges Wanderleben und tausend zerstreuende Sorgen und Mühen in Stiftung und Regierung von Klöstern — auf der andern Seite ein solch hoher ekstatischer Zustand.

Zwei bedeutende Genossinnen wurden der Heiligen während ihres Aufenthaltes in Avila gewonnen: Anna vom hl. Bartholomäus, welche ihr später im Tode beistand, und Anna von Jesu, die hervorragendste Tochter der hl. Theresia, welche die Reform des Carmel in Frankreich und Belgien einführte. Anna von Jesu war eine königliche Erscheinung in ihrem ganzen Wesen, an natürlichen Gaben Theresia überlegen, an geistlichen ihr wenig nachstehend. Beide, Anna vom hl. Bartholomäus und Anna von Jesu, gehören zu den größten Zierden des Carmeliter-Ordens; ihr Seligsprechungs-Proceß ist eingeleitet.

Begleiten wir jetzt die hl. Theresia bei ihren weitern Stiftungen.

Die nächste war zu Segovia in Altkastilien (1574), später berühmt als Grabstätte des hl. Johannes vom Kreuz. Theresia ließ auch die Nonnen

aus dem Kloster Pastrana dorthin kommen, welches durch die Stifterin, Prinzessin Eboli, eine aufgeregte, excentrische Person, in die größte Verwirrung gebracht worden war. Durch den Tod ihres Gemahls fast zur Verzweiflung gebracht, hatte sie die Aufnahme in den Orden verlangt und von dem Prior in Pastrana gewissermaßen erzwungen. „Am ersten Tage war sie von glühender Andacht beseelt, am zweiten ließ sie Weltleute die Clausur überschreiten, am dritten Tage veränderte sie die Ordensregeln." Die Nonnen sollten nur auf den Knieen mit ihr reden und wurden wie Sklavinnen behandelt. Die Heilige machte diesem Zustande ein Ende, indem sie das Kloster trotz des Widerspruches der Prinzessin auflöste.

Im Jahre 1575 stiftete sie das Kloster in Veas; es lag in der Gegend von Jaen in Andalusien, besteht aber heute nicht mehr. Es war eines der bedeutendsten und eifrigsten vom ganzen Orden.

In Veas wurde Theresia mit einer Persönlichkeit bekannt, welche von jener Zeit an auf ihr Leben wie auf die Reform des Ordens den größten Einfluß gewann. Es war dies Hieronymus Gracian (im Orden P. Hieronymus von der Mutter Gottes), der Sohn eines Secretairs der spanischen Könige Karl und Philipp, gleich ausgezeichnet durch Wissenschaft und Beredtsamkeit wie durch heiligen Wandel, auch als Schriftsteller berühmt; durch eine eigenthümliche Fügung von oben wurde er in den Carmeliterorden geführt, mit 30 Jahren war er bereits apostolischer Commissar der Reform und Visitator der beschuhten Carmeliter. P. Gracian wurde der geistliche Führer Theresia's, dem sie unbedingten Gehorsam leistete. „Ich kann nicht getäuscht werden," sagt die Heilige, „wenn ich gehorche, über eine Offenbarung kann ich mich täuschen; ich versprach, den P. Gracian in allem, was nicht gegen den Willen Gottes ist, im Innern und im Aeußern als Stellvertreter Gottes für mich zu betrachten." Anderseits betrachtete sich aber auch P. Gracian als den geistlichen Schüler und Jünger der hl. Theresia.

Im Auftrage Gracian's, der zugleich Visitator der Provinz Andalusien war, unternahm jetzt Theresia die Stiftung eines Klosters in Sevilla. Die Reise dorthin war überaus mühsam und gefahrvoll, die südspanische Sonne brannte, bei der Ueberfahrt über den Guadalquivir wäre die Heilige mit ihren Genossinnen beinahe ertrunken. Das schöne und reiche Sevilla wurde der Garten Gethsemane für Theresia. Ueberall fand sie Widerspruch. Der Erzbischof widersetzte sich der Stiftung, in der reichsten Stadt Andalusiens litten ihre Ordensschwestern fast Noth. Theresia wurde sogar von einer überspannten Nonne bei der Inquisition angeklagt, ihre Unschuld kam jedoch bald an den Tag. Zu den äußern Anfechtungen gesellten sich innere Leiden. „Unter diesem Klima," sagt

Theresia, „fand ich mich so geändert, daß ich mich selbst nicht mehr kannte; eine Zeitlang hatte ich vollständig den Gedanken aufgegeben, hier ein Kloster zu bauen." Da erschien ganz unerwartet Hülfe. Ihr Bruder Lorenzo Cepeda kam mit seinen drei Söhnen und einer kleinen Tochter Teresita grade in dieser Zeit äußerster Noth aus dem goldreichen Peru nach Spanien zurück; er kaufte sofort ein eigenes Haus, und am Sonntag vor Pfingsten 1576 wurde in Sevilla das Kloster vom hl. Joseph eröffnet. Der Ausgang des mühevollen Unternehmens war glorreich, der Erzbischof kniete sogar vor der Heiligen nieder, ihren Segen erbittend.

In dieselbe Zeit fällt auch die Stiftung des Frauenklosters zu Caravaca, einer Stadt im Gebiete von Murcia. Bei dieser Gründung leistete ihr König Philipp II., an den sie sich brieflich gewandt, wohlwollende Hülfe. „Ich bitte," schreibt Theresia ihren Nonnen, „daß ihr nun besondere Gebete für Seine Majestät verrichtet, wie ich es auch thue."

Wie große Verbreitung die Reform auch bei den Carmelitermönchen gewonnen, möge folgender kurze Ueberblick zeigen. Auf die Gründung von Durvelo und Mancera folgte zunächst, wie schon erwähnt, die von Pastrana, dann 1570 die Stiftung eines Klosters in der berühmten Universitätsstadt Alcala, ferner in der Einsiedelei Altomira auf dem Gebiete des Herzogs von Pastrana, sowie bei Villanueva de la Xara, einer Stadt in Nord-Andalusien. In Cordova mußten auf päpstlichen Befehl die Carmeliter der mildern Observanz eines ihrer beiden Klöster an die Unbeschuhten abtreten. Es folgten dann weitere Stiftungen: in Granada 1573, im selben Jahre in Peñuela, wo die dortigen Eremiten ihre Einsiedelei in ein Carmeliterkloster umwandelten, ferner in Sevilla 1574, und im Jahre 1575 zu Almodovar in Neucastilien ꝛc., im Ganzen fünfzehn Männerklöster der Reform. Diese Klöster wurden nicht nur von gelehrten und ausgezeichneten Personen weltlichen Standes bevölkert, sondern auch mehrere Mitglieder der mildern Observanz schlossen sich der Reform an.

Kampf gegen die Reform und endlicher Sieg.

War schon bisher das Werk der Klosterstiftungen ein sehr mühsames und dornenvolles gewesen, so erhob sich jetzt ein heftiger Sturm gegen die Reform, welcher dem ganzen Unternehmen Theresia's den vollständigen Untergang bereiten zu wollen schien. Die eben berichtete Abtretung eines Klosters zu Cordova an die Patres der Reform hatte unter den übrigen Ordensgenossen große Verstimmung erregt. Auch in Sevilla waren in Folge der Gründung eines neuen Reformklosters Mißhellig-

keiten entstanden. Einzelne Carmeliter der mildern Observanz sahen in der Reform eine Neuerung und einen Vorwurf; zunächst richtete sich der Unwille gegen P. Gracian, bald auch gegen die hl. Theresia selbst. Theresia hatte bisher eine große Stütze in dem General der Carmeliter gefunden; trotz ihrer dringenden Bitte wollte er den ihr gegebenen Auftrag, möglichst viele Klöster zu stiften, nicht zurücknehmen, sondern wünschte im Gegentheil, „sie möge so viele Klöster stiften, als sie Haare auf dem Kopfe habe". Aber auf dem Generalcapitel des Ordens zu Piacenza in Italien (1575) siegten die Gegner der Reform. Auf falsche Berichte hin, die Theresia als eine ungehorsame und eigensinnige Nonne und die Patres der strengern Observanz als unbotmäßige Neuerer darstellten, wurde die Aufhebung der ganzen Reform beschlossen. Man entzog der Heiligen die Erlaubniß, neue Klostergründungen vorzunehmen und gebot ihr, das Kloster, das sie zum Aufenthalt wählen würde, nicht mehr zu verlassen. Selbst der General der Carmeliter, Johann Baptist Rossi, bisher ein großer Gönner Theresia's, der jedoch aus der Ferne die Sachlage nicht recht zu beurtheilen vermochte, gab zu dieser feindseligen Maßregel seine Zustimmung. Die Heilige unterwarf sich sofort, nahm aber ihre angeschuldigten Ordensgenossen in einem Briefe an den P. General energisch in Schutz. Als Wohnort wählte sie das Kloster in Toledo und später jenes in Avila. Die Verfolgung beugte jedoch ihren Muth nicht nieder. „Ich sage euch," schreibt sie ihren Schwestern, „alles dieses verdroß mich nicht nur nicht, sondern verursachte mir sogar eine solche Freude, daß ich mich selbst nicht fassen konnte."

Auf einem Provincialcapitel in Spanien wurden sodann die Beschlüsse von Piacenza zur Ausführung gebracht und zwar in der Weise, daß die unbeschuhten Carmeliter mit den beschuhten in einem Hause zusammenleben sollten; doch sollte es jedem frei stehen, die strenge oder die mildere Regel zu befolgen. So hoffte man die Reform allmälig unbemerkt aus dem Wege zu schaffen. Wie zu erwarten stand, weigerten sich die unbeschuhten Carmeliter, dieser Aufforderung Folge zu leisten. Theresia suchte den ausbrechenden Zwist zu hemmen, aber der Sturm sollte jetzt erst recht zum Ausbruch kommen. Die bisherigen Stützen fielen; der Nuntius Ormanetti in Madrid starb im Juni 1577, und sein Nachfolger Philippus Sega war dermaßen gegen die Heilige eingenommen, daß er sie in einem Berichte nach Rom „ein unruhiges, umherschweifendes Frauenzimmer" nannte, und gegen die Klöster der Reform, so wie auch gegen die Nonnen im Kloster der Menschwerdung zu Avila, welche Theresia zu ihrer Priorin gewählt hatten, mit den strengsten Maßregeln, sogar mit der Excomunication vorging. Der hl. Johannes vom Kreuze wurde neun Monate in strenger Haft gehalten und in unwürdigster Weise miß-

handelt; auch P. Gracian und andere Ordensgenossen erlitten schmähliche Verleumdung und Verfolgung.

Da wandte sich Theresia in einem würdigen und festen Briefe an König Philipp II., welcher die Heilige hochschätzte, und sich schon früher in ihr Gebet empfohlen hatte. Augenblicklich war der Erfolg gering; die Bedrängniß stieg auf das Höchste, als der apostolische Nuntius, durch einen unklugen Schritt der Unbeschuhten erzürnt, die vollständige Vernichtung der Reform aussprach — da kam endlich die Rettung. Durch Vermittelung des Königs erfolgte im Jahre 1580 eine apostolische Bulle, welche die vollständige Trennung der beschuhten und unbeschuhten Carmeliter verfügte. Die Unbeschuhten sollten eine eigene Provinz bilden; P. Hieronymus Gracian wurde ihr Provincial, alle Carmeliter, beschuhte wie unbeschuhte, stehen aber unter einem General in Rom. „Nun sind wir alle," schreibt Theresia, „sowohl die unbeschuhten wie die übrigen Carmeliter, in gutem Frieden und es stört uns nichts mehr im Dienste Gottes." Während des ganzen Kampfes stand die Heilige aufgerichtet und ungebeugten Geistes da; nur einmal fand sie sich in die tiefste Verlassenheit versenkt, — an jenem Abend, als sie die Nachricht von dem Vernichtungs-Decret erhielt. Sie fiel in Ohnmacht und wurde wie todt in ihre Zelle getragen. Ein Gesicht von oben stärkte sie wieder.

Mit welchem Heldensinn und welcher Geisteskraft sie diese vierjährige Prüfungszeit durchlebt, bezeugen ihre Briefe, und mehr noch die reiche schriftstellerische Thätigkeit, die sie gerade in dieser Kampfesperiode entfaltete. Sie vollendete während dieser Zeit die Geschichte ihrer Klosterstiftungen und schrieb die „Seelenburg", ihr vorzüglichstes Werk. Theresia wohnte auf solchen Höhen, daß der Sturm nicht bis zu ihr hinaufzubringen vermochte.

Als auf dem Provincial-Capitel zu Alcala 1581 die förmliche Trennung der beschuhten und unbeschuhten Carmeliter vollzogen worden, begann Theresia das Werk ihrer Stiftungen auf's neue. Die nächste war in Villanueva de la Xara, auf dem Wege von Alicante nach Madrid, dann folgte die von Palencia (1581) unweit Valladolid. Am Tage des königlichen Psalmisten David wurde das Kloster eröffnet, „zu meiner besondern Freude," sagt Theresia, „denn ich hege eine große Verehrung gegen ihn". Am Feste des hl. Elisäus wurde die Gründung des Klosters in Soria, auf dem Wege von Madrid nach Saragossa, vollendet. Zum zweiten Male wird jetzt Theresia zur Priorin des St. Josephsklosters in Avila gewählt, wo alsbald ihre Amtsführung den materiellen Zustand des Klosters hebt und den guten Geist der Schwestern erneut und befestigt. Unter Leitung der Heiligen wurde dann (1582) in Granada, der

alten Maurenstadt, wo bereits seit 1573 ein Männerkloster bestand, auch ein Carmeliter-Frauenkloster errichtet. Theresia konnte selbst nicht kommen, weil sie im Begriff stand, zur Stiftung eines Klosters in Burgos abzureisen. Anna von Jesu, die vorhin genannte, ausgezeichnete Jüngerin der Heiligen, gründete unter großen Schwierigkeiten das Haus in Granada, das bald auch einen sehr heilsamen Einfluß auf die andern geistlichen Genossenschaften dieser Stadt auszuüben begann.

Wir kommen zur letzten Klosterstiftung der Heiligen, jener von Burgos, sie war fast die mühsamste aller bisher unternommenen. Burgos ist die Stadt des Cid, weltberühmt durch ihren herrlichen Dom, den zwei deutsche Baumeister erbauten.

Theresia war krank, schon vorgerückt an Jahren, das Wetter unfreundlich, die Wege entsetzlich. Mit heroischem Muthe beschreitet sie die geländerlose Brücke, die bereits von den Fluthen des reißenden Arlanzon bespült wird. „Laßt mich zuerst hinüber," ruft sie ihren Schwestern zu, „wenn ich ertrinke, dann folgt mir nicht nach!" Nachdem sie im Dome von Burgos das berühmte Gnadenbild el Cristo de Burgos begrüßt, beginnt sie ihr Werk. Beim Erzbischof findet sie anfangs Widerstand, am Himmelfahrtstage Maria's wäre sie mit ihren Schwestern beinahe in den Fluthen des Arlanzon in ihrer eigenen Wohnung ertrunken — doch endlich kam die Stiftung am 18. April 1582 glücklich zu Stande. „Niemand kann glauben, der es nicht selbst erfahren, welche Freude wir bei dieser Stiftung empfunden, wenn wir uns endlich in der Clausur sehen, wo keine weltliche Person mehr Zutritt zu uns hat!" Jene Frau von Burgos, Katharina von Tolosa, welche Theresia zur Stiftung eines Klosters eingeladen, nahm selbst mit ihren fünf Töchtern das Ordensgewand, und ihre beiden Söhne traten in den Orden der Barfüßer-Carmeliter.

So sind im Laufe von zwanzig Jahren durch die hl. Theresia siebenzehn Frauenklöster und fünfzehn Männerklöster des Carmeliterordens gegründet worden, — zweiunddreißig Opferherde, auf denen das Feuer der contemplativen Andacht glühte, und zugleich eben so viele Brennpunkte apostolischen Wirkens zur Ausbreitung und Sicherung des katholischen Glaubens. Während in England und Deutschland ein verheerender Sturm über die geistlichen Genossenschaften hinfuhr, entfaltete sich auf der pyrenäischen Halbinsel das klösterliche Leben zur höchsten Blüthe. Spanien wurde zumeist durch seine Orden das Bollwerk der kathol. Kirche zur Zeit der Reformation. Während der hl. Ignatius von Loyola die Gesellschaft Jesu in's Feld führte, um die angegriffene Kirche in Europa auf der ganzen Linie zu vertheidigen, und sein Jünger, der hl. Franciscus Xaverius, die Völker im fernen Indien und Japan für den katholischen Glauben zu erobern unternahm,

stand die hl. Theresia mit ihren Töchtern gleich ihrem Vater und Führer Elias auf den Höhen des Carmel, um durch ihr Gebet den Gnadenregen auf die apostolischen Arbeiter herabzurufen, indeß ihre geistlichen Söhne zum großen Theile sich den Schaaren der Glaubensboten einreihten. Die von der hl. Theresia durchgeführte Reform war selbst von höchst anregendem Einfluß auf den ältern Zweig des Ordens, in welchem ebenfalls jetzt ein frischeres Leben aufzusprossen begann. So ist die Heilige in die Reformbestrebungen des Concils von Trient eingetreten; ihr Standbild hat darum auch mit Recht unter den Statuen der großen, wahren Reformatoren des sechszehnten Jahrhunderts, wie eines hl. Philippus Neri, Ignatius, Cajetanus, in den Hallen von St. Peter zu Rom eine Stelle gefunden.

Die Reform der hl. Theresia verbreitete sich rasch über viele Länder der alten und neuen Welt.

4. Die seraphische Jungfrau.

Tod der hl. Theresia.

Die irdische Laufbahn der hl. Theresia nahte sich ihrem Ende. Das Riesenwerk der Reform, schwerer als die Neugründung eines Ordens, war vollendet, das spanische Land war um eine mächtige Schutzwehr reicher gegen den Andrang der Neuerung, welche im Herzen Europa's die Kirche bedrohte und selbst nach Spanien hinüberzüngelte. Mehr als die Waffen Philipp's II. und das Gericht der Inquisition hat das Wirken der hl. Theresia den katholischen Glauben auf der pyrenäischen Halbinsel geschützt und befestigt.

Nach Vollendung der Stiftung in Burgos wollte sich Theresia über Medina del Campo nach Avila begeben, wo ihre Nichte Teresita aus ihrer Hand den Schleier empfangen sollte. In Medina rief jedoch ein Befehl des stellvertretenden Provinzial sie nach Alba de Tormes; die Herzogin von Alba verlangte ihren geistlichen Beistand. Schon seit langer Zeit fühlte sich die Heilige krank; auf dem Wege nach Alba, in einem kleinen Dorfe bei Pennaranda, fiel sie in Ohnmacht. Nichts war zu ihrer Labung zu finden, zum tiefsten Schmerz ihrer Begleiterin Anna vom heiligen Bartholomäus; allein die Heilige sagte: „Weine nicht, Gott will es so.“ Am Tage vor dem Feste des hl. Matthäus kam sie in Alba an. Sofort mußte sie sich zu Bette legen. „Gott, wie erschöpft bin ich,“ sagte sie zu ihren Ordensschwestern; „seit zwanzig Jahren erinnere ich mich nicht, so frühzeitig zu Bette gegangen zu sein wie heute.“ Doch stand sie am andern Morgen in der Frühe auf, visitirte das Kloster und nahm möglichst Theil an allen Uebungen, aber

am Feste des hl. Michael versagten die Kräfte. Am 3. October Abends verlangte sie die heilige Wegzehrung. Weinend umringten ihre Ordensschwestern ihr Sterbelager. „Meine Töchter," sagte die Heilige, „verzeiht mir das böse Beispiel, das ich euch gegeben und folget mir darin nicht nach, daß ich die Regel und die Ordensgesetze so schlecht beobachtet habe. Um der Liebe Gottes willen bitte ich euch, haltet sie vollkommen und im Gehorsam gegen euere Oberen." Thränen und Schluchzen war die Antwort der Schwestern.

Als das hl. Sacrament in ihre Zelle getragen wurde, richtete sie sich plötzlich auf, ihr Gesicht strahlte in überirdischem Glanze, sie brach in die Worte aus: „O mein Herr und mein Bräutigam, so ist endlich die Stunde gekommen, die ich so lange, lange Jahre ersehnt. Ja, es ist Zeit, daß ich zu Dir komme. Es ist Zeit, mein Herr und meine Liebe, daß ich aus dieser Verbannung scheide, Dein allerheiligster Wille geschehe. Das Ende der Verbannung ist gekommen, meine Seele erfreut sich in Dir, den sie so heiß und so lange ersehnt hat." Wieder und wieder sprach sie das Wort: „Herr, ich bin eine Tochter der Kirche!" ein Gedanke, der sie mit unaussprechlicher Freude und größter Zuversicht zu erfüllen schien. Theresia, die hl. seraphische Jungfrau, wiederholte dann oft, gleich dem sterbenden hl. Augustinus, das Bußgebet des Psalmisten: „Ein Opfer vor Gott ist ein betrübter Geist. Ein zerknirschtes und gedemüthigtes Herz wirst Du, o Gott, nicht verachten." So betete sie, so lange sie sprechen konnte. Um neun Uhr Abends empfing sie die heilige Oelung; auf die Kirchengebete antwortete sie selbst. Als P. Antonio, ihr Beichtvater, sie fragte, wo sie begraben sein wolle, antwortete sie fast mißbilligend: „Darf ich in etwas meinen eigenen Willen haben? Wird man mir hier nicht ein wenig Erde gönnen?" Am 4. October Morgens, am Feste des hl. seraphischen Franciscus, wandte sie sich auf die linke Seite, und blieb, das Crucifix umklammernd, die noch übrigen 14 Stunden ihres Lebens mit entflammtem Angesicht in seraphische Contemplation versunken. Nicht sowohl die Gewalt der Krankheit, als vielmehr die „unerträgliche Gluth der göttlichen Liebe" löste endlich die irdischen Bande. Abends um neun Uhr schwang sich ihre Seele himmelwärts. So war die Sehnsucht nach dem Martyrium, welche schon in früher Jugend ihr Herz ergriffen und ihr ganzes Leben hindurch beseelte — leiden oder sterben blieb stets ihr Wahlspruch — jetzt, wenn auch nicht in blutiger Weise gestillt.

„Wund von der heiligen Liebe Strahl
Stirbst du dahin in seliger Qual."

Im Augenblick des Todes erschien sie schöner, als sie in der Jugend gewesen, die Runzeln des Alters waren verschwunden, die Farbe war

wie Alabaster, die Glieder biegsam; Wohlgeruch erfüllte die Zelle und das ganze Kloster.

Im November 1585 wurde ihr heiliger Leib nach St. Joseph in Avila gebracht; allein nach neun Monaten kehrte der kostbare Schatz wieder nach Alba zurück. Papst Sixtus V. bestimmte, daß das Carmeliterinnen-Kloster zu Alba fortan die Ruhestätte der Heiligen bleiben solle. Im Jahre 1614 wurde Theresia, deren Heiligkeit Gott bereits durch viele Wunder bezeugt, selig gesprochen und am 12. März 1622 nahm Papst Gregor XV. die seraphische Jungfrau feierlich unter die Zahl der Heiligen auf. Die Kirche feiert ihr Andenken am 15. October, am Tage nach ihrem Tode; denn im Jahre 1582 wurden in Folge der Kalenderverbesserung auf einmal zehn Tage, vom 5—15. October, in der Zeitrechnung ausgelassen. Die hl. Theresia hatte ein Alter von 67½ Jahren erreicht.

In herrlichen Worten verkündet die Bulle der Heiligsprechung das Lob der seraphischen Jungfrau: „In unsern Tagen wirkte Gott großes Heil durch die Hand eines Weibes; denn er erweckte in seiner Kirche gleichsam eine neue Debora[1]), die Jungfrau Theresia: welche, nachdem sie in wunderbarer Weise die Sinnenlust durch beständige Jungfräulichkeit, die Welt durch bewunderungswürdige Demuth und alle Anschläge des bösen Feindes durch viele und sehr große Tugenden überwunden, noch Erhabeneres anstrebend und über die Schwäche ihres Geschlechtes durch Geistesgröße hinausschreitend, mit Stärke ihre Lenden gürtete und ihren Arm kräftigte, und die Heere der Tapferen anleitete, auf daß sie für das Haus des Gottes Sabaoth, für sein Gesetz und sein Gebot mit geistlichen Waffen kämpften. Der Herr erfüllte sie zur Vollbringung eines so großen Werkes im reichsten Maße mit dem Geiste der Weisheit und der Erkenntniß, und erleuchtete sie in solchem Grade mit den Schätzen seiner Gnade, daß sie im Hause Gottes wie ein Stern am Firmamente von Ewigkeit zu Ewigkeit glänzet."

---

[1]) Debora die Richterin und Befreierin des Volkes Israel, Prophetin und begeisterte Sängerin. Richt. 4, 5.

Die Schriften der hl. Theresia.

Uebersicht.

Die hl. Theresia lernt man erst vollständig in ihren Schriften kennen; in diesen enthüllt sich das Bild ihres reichen Geistes und ihrer gotterleuchteten, heiligen, zur höchsten Beschauung erhobenen Seele; wir gewinnen einen Einblick in die Werkstätte ihres innern Lebens und Wirkens. „Ich kannte und sah," sagt der berühmte Luis de Leon, „die Mutter Theresia, während sie auf Erden lebte, nicht. Aber seit sie im Himmel lebt, kenne ich sie und schaue sie selbst immer in zwei lebenden Bildern an, die sie von sich hinterlassen. Dies sind ihre Töchter und ihre Bücher, welche nach meinem Urtheil treue und über jede Einrede erhabene Zeugen ihrer großartigen Tugenden sind."

In ihren zahlreichen Schriften lebt und wirkt die hl. Theresia für weit ausgedehntere Kreise fort, als ihr je während ihres Lebens zu bereichen vergönnt war. Nicht nur zählt sie seit drei Jahrhunderten zu den gefeiertsten und am meisten gelesenen mystischen Theologen ihres Heimathlandes Spanien, sondern sie nimmt in der ganzen katholischen Kirche als Lehrerin des ascetischen und mehr noch des mystischen Lebens eine so außerordentlich hervorragende Stellung ein, wie sie außer ihr keiner Frau in der Geschichte der Kirche zu Theil geworden.

Nicht minder wie in der ascetischen und mystischen Theologie glänzt der Name der demüthigen Klosterjungfrau, die am allerwenigsten einen solchen Ruhm gesucht und geahnt, in der Geschichte der klassischen Litteratur Spaniens. Ihre Schriften haben in der großen biblioteca de autores españoles von Ribadeneyra Aufnahme gefunden.

Selbst für den Geschichtsforscher bieten die Werke der hl. Theresia, vorzüglich ihre Briefe, sehr willkommene Aufschlüsse. Sie liefern einen werthvollen Beitrag zur Culturgeschichte der pyrenäischen Halbinsel im 16. Jahrhundert, da sie über das Leben und die Sitten der damaligen Gesellschaft, namentlich der höhern, vielfaches Licht verbreiten.

Gewiß verdienen also die Schriften der seraphischen Jungfrau eine mehr eingehende Behandlung, als ihnen sonst in der Lebensbeschreibung der Heiligen zugewandt wird.

Nicht aus eigenem Drang und persönlicher Neigung ergriff Theresia die Feder, sondern im Gehorsam, auf das Gebot ihrer Beichtväter und Oberen. Nicht in behaglicher Muße schreibt sie, sondern unter großer Geschäftslast und von vielen und schmerzlichen Krankheiten heimgesucht. „Ich stehle mir zum Schreiben gleichsam die Zeit, und das thut mir sehr leid, denn es hindert mich am Spinnen, und ich befinde mich in einem armen Kloster und bin überhäuft mit vielen Geschäften." (Leben Cap. 10.)

Sie hat vielfach keine Zeit, das Geschriebene zu überlesen und zu corrigiren, oft steht der Bote bereit und wartet und drängt, um den Brief in Empfang zu nehmen. Theresia schreibt schnell; einmal spricht sie den Wunsch aus, mehrere Hände zu haben, um ihre Correspondenz bewältigen, sowie namentlich um der Fluth innerer Erleuchtung und Entzückung folgen zu können. Die Schriften der Heiligen sind also nicht das Product mühsamen wissenschaftlichen Studiums, sondern der Erguß eines gotterfüllten, liebeglühenden Herzens; es sind keine gelehrten Abhandlungen, sondern sie tragen vielmehr den Charakter einer ungezwungenen Conversation. So sagt ein Zeitgenosse: „Für jene, welche die Heilige nicht persönlich gekannt, sondern bloß ihre Schriften gelesen, bemerke ich, daß ich nie etwas so vollkommen Aehnliches gesehen, wie die Schriften der h. Mutter und ihre mündliche Unterhaltung. Ich kann in der That die Leser ihrer Schriften versichern, daß sie in denselben die Heilige persönlich reden hören, so sehr gleicht die Art ihres Schreibens ihrem Gespräch."

Die Schriften der hl. Theresia handeln sämmtlich von der ascetischen und mystischen Theologie, sie zeigen die mühsamen Wege des ascetischen, und die steilen und dunkeln Pfade des mystischen Lebens; ihren nächsten Leserkreis suchten sie in den Ordensschwestern, denen die hl. Verfasserin als Mutter vorgesetzt war. In dem Vorwort zur Seelenburg sagt sie: „Jene, die mir zu schreiben befohlen haben, glaubten, die Nonnen der Klöster unserer lieben Frau vom Berge Carmel müßten über einige Punkte des Gebetes belehrt werden; sie meinten, dieselben würden eine Frau besser verstehen und wegen ihrer Liebe zu mir mehr Vortheil aus meinen Worten ziehen. Uebrigens würde ich auch nicht wagen, den Gedanken bei mir aufkommen zu lassen, daß sie noch Jemand anders nützen könnten."

Die Kirche und die Nachwelt haben in letzter Beziehung anders geurtheilt, als die Demuth der hl. Theresia. Freilich werden selbstverständlich zunächst die Personen des Ordensstandes und solche, die den

Ruf nach höherer Vollkommenheit in sich vernehmen, sowie namentlich die Seelenführer zu den Werken der hl. Theresia greifen; allein Vieles, sehr Vieles ist auch allgemein verständlich und anwendbar und liegt nicht über den Horizont des gewöhnlichen Christenlebens hinaus. Jene erhabenen, oft dunkeln und nicht zugänglichen Gebiete aber, in denen wir die hl. Theresia sich bewegen sehen, mögen uns zu der demüthigen Einsicht verhelfen, daß wir noch viel, sehr viel zu lernen und zu üben haben.

Wir theilen die zahlreichen und zum Theil auch umfangreichen Schriften der hl. Theresia mit Lafuente, dem verdienstvollen spanischen Herausgeber ihrer Werke, der bessern Uebersicht wegen in folgende Klassen ein:

I. Biographische Schriften: Zu diesen gehören: 1) Ihr Leben, von ihr selbst beschrieben. 2) Die Relaciones, Berichte über ihre innern Zustände. 3) Das Buch der Klostergründungen.

II. Schriften, die sich auf die Verfassung und Regierung des Carmeliter-Ordens beziehen. Es sind folgende: 1) Die Constitutionen der Reform. 2) Die Avisos (geistliche Denksprüche). 3) Die Schrift über die Art und Weise, die Klöster zu visitiren.

III. Ascetisch-mystische Schriften: 1) Der Weg der Vollkommenheit. 2) Gedanken über die Liebe Gottes im Anschluß an einige Verse des hohen Liedes. 3) Die Seelenburg oder die innern Wohnungen. Auch die Exclamaciones, Gebete nach der hl. Communion, gehören hierhin.

IV. Die Gedichte.

V. Die Briefe der hl. Theresia.

In diesen Schriften der Heiligen spiegelt sich ihr Leben wieder. Sie zeigen uns Theresia in ihrem innern, mystischen Leben der Maria, in ihrem äußern, thätigen Leben der Martha; wir sehen, wie sie den von ihr gestifteten Klöstern Gesetze gibt und die Bewohnerinnen derselben einführt in das innere Leben, und zwar von den Anfängen bis zur höchsten Beschauung. In den Poesien sehen wir sie den erhabensten Flug zu Gott nehmen und ihr ausgedehnter Briefwechsel zeigt sie uns im Verkehr mit den Menschen. Die Heilige ist Geschichtschreiberin, Gesetzgeberin, Lehrerin des ascetisch-mystischen Lebens, Dichterin und sehr beschäftigte Correspondentin.

Es sind der hl. Theresia auch mehrere Schriften fälschlich beigelegt worden, von denen zum Schluß die Rede sein wird.

1. Die Geschichtschreiberin.

Die hl. Theresia ist die Geschichtschreiberin ihres innern und äußern Lebens; die Reihe ihrer biographischen und überhaupt ihrer Schriften wird durch ihre Selbstbiographie eröffnet.

Das Leben der hl. Theresia, von ihr selbst geschrieben.

Sie nennt es nicht selber mit dem Namen vida (Leben), sondern, sehr bezeichnend für den Inhalt desselben und für sie selbst: das Buch der Erbarmmungen des Herrn, auch wohl, mit Rücksicht auf seinen Umfang, das große Buch. Es enthält nicht eine Selbstbiographie im gewöhnlichen Sinne des Wortes, sondern die Geschichte ihres Seelenlebens und ihrer innern Gebetszustände; von den äußern Ereignissen wird nur so viel mitgetheilt, als zum Verständniß der erstern nothwendig ist. Im Folgenden soll eine kurze Geschichte, Inhaltsangabe und Charakterisirung des Werkes gegeben werden.

Wir wissen bereits, daß nur der Gehorsam die demüthige, in der Verborgenheit der Klosterzelle lebende Jungfrau zu dieser Kundgebung ihres Innern veranlaßte. In der Vorrede zu ihrem Leben spricht sie sich also darüber aus: „Man hat mir den Befehl und die ausgedehnte Vollmacht gegeben zur Beschreibung meiner Gebetsweise und der Gnaden, die mir der Herr erzeigt. Ich wünschte, daß man mir dieselbe Erlaubniß und Vollmacht gegeben, meine großen Sünden und mein arges Leben zu beschreiben. Man hätte mir damit einen großen Trost gegönnt. Allein man hat dies nicht gewollt, sondern vielmehr in diesem Punkte mich sehr gebunden."

Es war P. Ybañez, ihr erleuchteter Führer, welcher ihr diesen Auftrag ertheilte; die Kirche bleibt ihm dafür zu stetem Dank verpflichtet. Vielleicht war nicht er allein es; die Aeußerung der Heiligen: „indem ich dies mein Leben schreibe, gehorche ich meinen Beichtvätern", scheint dies anzudeuten. Als Grund des Befehls wurde angegeben, man könne auf diese Weise leichter im Verein mit andern Ordensgenossen prüfen, ob ihr Geist aus Gott sei. Außerdem und vorzüglich jedoch ging die Absicht ihres Seelenführers dahin, die wunderbaren Gnadenerweise und die Aufschlüsse über die Geheimnisse der mystischen Theologie, die er von Theresia erfuhr, auch zur Kenntniß der Kirche und der Nachwelt zu bringen. Theresia that, was der Beichtvater gebot, befahl ihm aber das strengste Geheimniß über alles an, was ihr zum Lobe gereichen konnte, während sie anderseits volle Befugniß gab, ihre Schwächen und Fehler Allen zu offenbaren.

Die Heilige folgte jedoch bei Abfassung dieser Schrift auch einer unmittelbaren höhern Anregung; sie sagt: „Indem ich dies thue, gehorche ich, wie ich wohl weiß, auch meinem göttlichen Meister, der dies schon lange von mir verlangt, ohne daß ich bisher gewagt hätte, es zu unternehmen."

Sie begann ihre Schrift im St. Josephs-Kloster zu Avila im Jahre 1561 und vollendete sie im Juni des folgenden Jahres auf dem Schlosse der Gräfin Luise della Cerda zu Toledo, mitten unter den Zerstreuungen und den gesellschaftlichen Pflichten, welche dieser Aufenthalt ihr auferlegte.

Charakteristisch ist das Begleitschreiben, mit welchem sie ihr Buch an ihren Beichtvater P. Garcia von Toledo abschickt: „Ich würde nicht Unrecht thun, wenn ich Ew. Hochwürden meine aufgewandte Mühe näher schilderte, um Sie desto mehr zu verpflichten, mich recht dringend unserm Herrn zu empfehlen. Ja, ich könnte dies recht wohl; denn im Hinblick auf die Leiden, die es mir verursacht, mich selbst beschrieben zu sehen und mein vielfältiges Elend mir in's Andenken zurück zu rufen, kann ich in Wahrheit sagen: ich habe mehr ausgestanden, da ich die Gnade beschrieb, die mir der Herr erwiesen hat, als in Darlegung der Beleidigungen, die ich gegen seine Majestät (d. h. Gott) begangen habe."

Die Heilige hatte noch nicht alles, was sie geschrieben, ganz überlesen, als P. Garcia das Manuscript abholen ließ. „Daher mögen wohl," sagt sie, „einige Dinge nicht genügend erklärt, andere wiederholt sein; denn es blieb mir so wenig Zeit, daß ich das Geschriebene nie wieder überlesen konnte."

Sie wünscht, daß ihr Buch dem P. Magister Avila zur Prüfung vorgelegt werde, „denn mit dieser Absicht habe ich zu schreiben angefangen. Wenn er das Urtheil abgeben könnte, daß ich auf einem guten Wege wandele, so würde es mir zu großem Troste gereichen."

Der erleuchtete Meister des geistlichen Lebens prüfte es sorgfältig und fand nichts in demselben, was nicht der hl. Schrift und der Kirchenlehre conform gewesen.

Wenige Monate nach Vollendung des Buches und noch im Jahre 1562 sprach P. Garcia den Wunsch aus, Theresia möge nun auch die inzwischen erfolgte Gründung des Josephsklosters, des ersten Klosters der Reform, sowie außerdem noch andere merkwürdige Erlebnisse ihres Innern beifügen. Auch trug er ihr auf, das Buch, welches sie ohne Absätze in einem Zuge hingeschrieben, in Capitel einzutheilen. Theresia entsprach diesem Auftrag; sie überarbeitete ihre Schrift, wie bereits erwähnt, in den fünf ruhigen Jahren, welche sie zu St. Joseph zubrachte.

Sie wünschte ihre Schrift der strengsten Prüfung unterworfen; sie hat sie nur unter der Bedingung geschrieben, daß ihr Beichtvater alles zerreiße und in's Feuer werfe, was ihm mißfalle; ja sie hätte einst selbst mit eigenen Händen ihr Buch in die Flammen geworfen, wenn P. Bannez, der, um ihren Gehorsam zu prüfen, dies befohlen, nicht alsbald seinen

Befehl zurückgenommen. Aber nicht minder groß war ihre Freude, als sie durch die Prüfung der Theologen versichert wurde, daß sie auf einem guten Wege wandele. In ihrem Berichte an P. Alvarez sagte sie: „Diese Darlegung meines Lebens war so ausgefallen, daß alle Gelehrten, denen sie zu Gesicht kam (es waren ihre Beichtväter), sich dahin aussprachen, sie wäre von größtem Nutzen für den Unterricht in geistlichen Dingen." Sie trugen ihr darum auf, das Niedergeschriebene umzuarbeiten und ein anderes Werklein für ihre Töchter zu verfassen, um ihnen für das geistliche Leben Anleitung zu geben. Theresia schätzte ihr Buch, ihr „großes Buch", wie sie es nennt; in einem Briefe an ihre Freundin Luise della Cerda bezeichnet sie es als „ihre Seele", weil sie ihre Herzensgeheimnisse in demselben beschlossen; gegen ihren Bruder Lorenzo äußert sie: „Vielleicht kommt es mir in den Sinn, es zu vollenden, und die neuen Gnaden hinzuzufügen, die mir seitdem widerfahren sind. Diese würden einen großen Band füllen." Wir bedauern mit ihrem Biographen Bischof Yepes, daß die Heilige diesen Gedanken nicht zur Ausführung bringen konnte; vielleicht waren ihre innern Erlebnisse in den letzten 20 Jahren ganz unaussprechlicher Art, anderseits darf man aber gewiß auch die „Seelenburg" als ein Bild des Seelenlebens ihrer letzten Periode betrachten.

Trotz dieser günstigen Beurtheilung theilte Theresia jedoch ihre Schrift nur ihren Seelenleitern und einigen ihrer geistlichen Töchter mit. Die uns schon von Pastrana her bekannte Prinzessin von Eboli hörte davon und wünschte sie ebenfalls zu lesen; ihr, der Gründerin zweier Klöster, konnte dieser Wunsch nicht gut verweigert werden. Allein sie mißbrauchte auf unwürdige Weise das Vertrauen der Heiligen. Zum großen Leidwesen Theresia's kommt das Buch in die Hände eines unberufenen Publicums und wird der Inquisition bekannt. Theresia fürchtet sich nicht vor der Inquisition, sondern ist nur besorgt, einen Irrthum begangen zu haben, und überreicht selbst ihr Buch dem Glaubensgericht. Allein dort wurde es so gut aufgenommen, daß sogar der Cardinal-Großinquisitor sagte, er wolle das Buch nicht aus der Hand legen, bis er sich ganz an demselben gesättigt. Bei Lebzeiten der Heiligen wurde es nicht veröffentlicht, als jedoch Theresia später zu Madrid ein Kloster zu gründen gedachte, fand sie beim Cardinal-Inquisitor das größte Entgegenkommen. Nach dem Tode der Heiligen trug derselbe sogar zu den Druckkosten ihrer Werke bei.

Ein ganz anderer Leser des Lebens der hl. Theresia, als die vorwitzige und launenhafte Prinzessin Eboli, war ein berühmter Mann jener Zeit, bei welchem man nicht leicht Geschmack an einer solchen Lectüre hätte vermuthen sollen, nämlich Ferdinand Herzog von Alba, der gefürchtete und viel gelästerte Feldherr Philipp's II.

Als er zu Uceda gefangen saß — sein Sohn Friedrich hatte sich gegen den Willen des Königs verheirathet und dadurch den Zorn desselben erregt — da tröstete er sich in seiner Gefangenschaft an den Schriften der h. Theresia, und wurde von einer solchen Hochachtung gegen sie erfüllt, daß er den sehnlichsten Wunsch hegte, diese außerordentliche Persönlichkeit kennen zu lernen und sogar zu diesem Zwecke die Beschwerden einer weiten Reise nicht scheute. Auch Theresia schätzte den Herzog, wie sie überhaupt Jeden hochachtete, der nach Vollkommenheit strebte, und trat später mit ihm in Correspondenz.

Die Schrift einer armen Nonne, die wider ihren eigenen Willen und nur aus Gehorsam den Spinnrocken mit der Feder vertauschte, fand also ihren Weg in die Paläste der Großen, und rief den Beifall und das Entzücken nicht bloß der Theologen und der Bewohner stiller Klosterzellen, sondern auch zahlreicher Weltleute und selbst der Männer des rauhen Waffenhandwerks hervor.

Das Original der ersten Bearbeitung ist verloren gegangen; das der zweiten bildet einen Juwel in der Bibliothek des Escorial.

Geben wir nach diesem geschichtlichen Ueberblick einen Bericht über den Inhalt des Buches, der um so kürzer gefaßt werden kann, als derselbe schon theilweise im ersten Theil dieser Schrift Aufnahme gefunden. Das Leben der h. Theresia ist, wie bereits bemerkt, keine Selbstbiographie im gewöhnlichen Sinne des Wortes; wir lernen zwar auch manches von ihrem äußern Leben kennen, allein hauptsächlich doch ihr inneres; es ist, wie sie selber bezeichnend sagt, el libro de las misericordias del Señor, das Buch der Erbarmungen des Herrn; die Geschichte der Führung ihrer Seele, nicht der äußere Lebensgang wird geschildert.

In gedrängter Kürze, aber mit Anmuth und mit reizender Offenheit berichtet sie über die Erlebnisse ihrer Jugendjahre und ihren Eintritt in's Kloster; sie erzählt, wie sie krank geworden und in Lauigkeit versunken, aber dann sich wieder aus diesem mühsamen Stande nach langen, jahrelangen Kämpfen aufgerafft.

Im zehnten Capitel unterbricht sie den Faden ihrer Erzählung und gibt einen ausführlichen Unterricht über Gebet und hohe Beschauung; durch das sinnige vom Wasser hergenommene Gleichniß erklärt sie die vier Stufen, auf welchen sie der Herr vom gewöhnlichen Gebet bis zur höchsten Beschauung erhoben: eine sehr lehrreiche Abhandlung für contemplative Seelen, und namentlich für deren geistliche Führer. Von jeher ist auch diese Schrift der hl. Theresia als ein zuverlässiger Führer auf dem Gebiete der Mystik betrachtet worden.

Theresia berichtet sodann, welche Visionen und Ansprachen ihr zu Theil geworden, und erzählt die innern Bedrängnisse so wie die Ver-

folgungen von außen, die wegen jener außerordentlichen Zustände über sie hereinbrachen. Mit den Gunstbezeugungen des Himmels wuchs das Streben nach größerer Vollkommenheit, und es entzündete sich in ihrem Herzen ein brennender, verzehrender Seeleneifer. So faßt sie den Plan, nach der ursprünglichen strengen Carmeliterregel zu leben und gesellt zu diesem Ende sich mehrere gleichgesinnte Genossinnen zu.

Die Stiftung des Klosters St. Joseph und der Bericht über den Sturm gegen das neue Kloster bilden den Schluß. Es folgen dann noch einige Nachrichten über Gnadenerweisungen, die ihr vom Herrn zu Theil geworden — zur Orientirung für ihren Seelenführer. Das Ganze ist in 40 Capitel getheilt. Vom 10. bis 27. Capitel geht die Abhandlung über die verschiedenen Gebetsstufen, welche man als eine Abschweifung vom eigentlichen Thema bezeichnen möchte. Allein im Grunde ist sie doch nicht eine solche; denn Theresia beschreibt hier in Form eines Unterrichts die eigenen inneren Zustände, in welchen sie sich zu jener Zeit befunden.

In dieser Beziehung sagt sie selber: „Ich halte es für sehr vortheilhaft, wenn ich mich, während ich schreibe, augenblicklich auf der Stufe befinde, welche ich behandele. Ich erkenne dann ganz klar, daß weder der Ausdruck noch der Gedanke von mir kommt. Ist es geschrieben, so begreife ich oft nicht, wie ich dazu im Stande gewesen."

Das Leben der hl. Theresia erinnert an die Bekenntnisse des h. Augustinus; neben diesem unvergleichlichen Buche ist es die vorzüglichste Schrift in ihrer Gattung. Ueberhaupt sind Theresia und Augustinus verwandte Naturen; wir kommen später darauf zurück.

In einem Punkte verlangt die Lesung der Selbstbiographie Theresiens Vorsicht von Seiten des Lesers, nämlich wenn sie von ihren Sünden und ihrem „argen Leben" spricht. Durch ihre Demuth und Heiligkeit legt sie dem Leser gewissermaßen eine Falle; man darf nicht immer die Worte in ihrer stärksten Bedeutung nehmen, sondern muß Aeußerung gegen Aeußerung halten, um den rechten Sinn zu treffen und die Verirrungen ihrer Jugend nicht allzu groß anzusehen. Theresia scheint einen Kampf zu kämpfen zwischen Demuth und Aufrichtigkeit. Hätte eine ihrer Genossinnen das Leben der Heiligen geschrieben, selbst jenes Zeitraumes, wo sie nach ihrem eigenen Geständniß sich von Gott entfernt hatte — welch ganz anderes Bild würden wir von ihr erhalten! Nicht immer ist dies, wie schon früher bemerkt, genugsam beachtet worden, und man hat in Folge dessen ihren lauen Zustand nicht selten mit zu grellen Farben geschildert.

Welch ein Abstand zwischen den Bekenntnissen einer hl. Theresia und z. B. jenen Rousseau's! Es klingt fast ungeziemend, diesen unglücklichen Menschen neben der seraphischen Jungfrau auch nur

zu nennen. Beide geben allerdings Rechenschaft von ihrem Innern; allein wie verschieden ist dieses Innere, und wie verschieden der Geist, in welchem sie diese Rechenschaft ablegen! Bei Rousseau eine Eitelkeit und ein Stolz, der sich in seinen Lastern gefällt; bei Theresia eine Demuth, in der sie sich, ungeachtet der erhabensten himmlischen Gunstbezeugungen, für die Geringste von Allen und für die größte Sünderin hält.

Theresia stand im 47. Jahre ihres Lebens, am Beginne ihres öffentlichen Wirkens, reich an Erfahrungen auf dem mystischen Gebiet und bereits auf hoher Stufe der Vollkommenheit. Nicht zu verwundern ist es darum, wenn sie im Sonnenlichte von oben auch die kleinsten Sonnenstäubchen unten entdeckt und die menschlichen Untreuen und Schwächen mit großmüthigster Offenheit eingestand. Aber man vergesse nicht: ihre Verirrungen gingen niemals so weit, daß sie die Gnade Gottes durch eine schwere Sünde verloren, sondern nach dem ausdrücklichen Zeugniß der Kirche hat Theresia das weiße Gewand der Taufgnade stets unbefleckt bewahrt.

Nicht bloß für die ascetische und mystische Theologie, sondern auch für die Psychologie ist das Leben der hl. Theresia von hervorragendem Interesse. Die Heilige besaß eine große Gabe der Reflexion, so daß sie ihre innern Zustände nicht sowohl schildert, als vielmehr einfach berichtet und mit Schärfe analysirt. Als Augenzeuge der Vorgänge auf dem dunkeln Gebiete der Mystik, als aufmerksamer Wanderer in das geheimnißvolle Land der Visionen und Offenbarungen kann sie für ihre Aussagen mit Recht ganz besondere Autorität beanspruchen. Görres hat dieses in seiner Mystik ausdrücklich betont.

Wenn die Selbstbiographie der Heiligen hinsichtlich des Stiles noch manche Unebenheiten und Mängel zeigt, so darf dies nicht Wunder nehmen; man erinnere sich nur der Umstände, unter welchen, und der Eile, mit der sie schreiben mußte. Ueberhaupt dachte Theresia bei ihren Schriften nicht an Veröffentlichung; am wenigsten wird man bei einer Generalbeichte — und eine solche war ihre Biographie im Grunde — an ein Feilen des Ausdruckes denken. Aber auch diese Ungezwungenheit, dieses „gracioso desaliño“ hat seinen eigenen Reiz; übrigens nimmt man wahr, daß dort, wo Theresia von Gott und zu Gott redet, ihr Sprache immer einen erhabenen Schwung nimmt.

Von Manchen wird diese Schrift als das Meisterwerk, als das am meisten ihre ganze Persönlichkeit abspiegelnde Werk Theresia's angesehen. Die Heilige selbst gab dagegen dem „Weg der Vollkommenheit“ und der „Seelenburg“ den Vorzug, nicht bloß aus dem Grunde, weil in diesen Schriften eine strengere Methode und mehr Ordnung herrscht,

sondern darum, weil dieselben ausdrücklich für den Unterricht ihrer geistlichen Töchter bestimmt waren. Bei Abfassung ihres Lebens hatte sie an eine solche Benutzung dieses Buches nicht gedacht, sondern nur ihr eigenes Innere ihrem Seelenführer offen gelegt, um seine Leitung desto besser genießen zu können. Freilich, die Vorsehung hat es anders gefügt; gerade ihr Leben hat eine sehr große Verbreitung gefunden, weit über jenen Leserkreis hinaus, für welchen sie den „Weg der Vollkommenheit" und die „Seelenburg" schrieb.

Für Viele ist das Leben der hl. Theresia der erste Anstoß gewesen zu dem Entschluß, in den Carmeliterorden einzutreten. „Die Priorinnen versicherten mir," sagt P. Bouix, der bekannte verdienstvolle Uebersetzer der Werke Theresia's, „daß die Postulantinnen mit diesem Buch in der Hand an den Pforten des Carmel anzuklopfen pflegen." Die Enkelin des Grafen Joseph de Maistre, die Schwester des Herzogs von Norfolk, bekannte dasselbe von sich. P. Hermann Cohen, der Pianist und berühmte Convertit, bemerkte, die Uebersetzung der Werke Theresiens habe in Frankreich dem Carmel die Thore geöffnet. Jedoch nicht allein zum Eintritt in den Carmel, sondern auch in andere Orden hat dieses Buch vielfach die erste Anregung gegeben.

Die Relaciones.

Die Relaciones sind, wie der Name sagt, Berichte, und zwar jene Berichte, welche die Heilige über ihre innern Zustände an ihre Seelenführer schrieb. Einzelne derselben wurden bisher zu den Briefen gerechnet, zu denen sie ungeachtet der Briefform im Grunde nicht gehören. Die Benennung Relaciones stammt von der Heiligen selber.

Es sind ihrer zehn, welche das innere und äußere Leben der h. Theresia, und zwar für die Zeit von 1560—1578, betreffen. Die in denselben mitgetheilten Ereignisse laufen also jenen parallel, welche in ihrem Leben und in dem Buch der Klosterstiftungen erzählt werden, und bilden somit gewissermaßen ein Mittel- und Bindeglied zwischen diesen beiden Schriften.

Einige unter diesen Relaciones sind besonders beachtenswerth, so z. B. gleich die erste, an den hl. Petrus von Alcantara, den großen Reformator des Franciscaner-Ordens, gerichtete. Es ist dies überhaupt die erste schriftliche Aeußerung, die von der hl. Theresia auf uns gekommen. Fünf oder sechs in geistlichen Dingen sonst sehr erfahrene Männer hatten bekanntlich alles, was Theresia Außerordentliches in sich wahrnahm, für Täuschung und Blendwerk des bösen Feindes erklärt. Groß war die Betrübniß der Heiligen, jedoch erfolgte bald die Beruhigung. Der hl. Petrus von Alcantara prüfte ihren Geist. „Tochter, du bist auf

einem guten Wege!“ tröstete er sie und veranlaßte sie zu dem Berichte, der uns ein Bild ihres Innern gibt, wie es damals beim Beginn ihrer großen reformatorischen Thätigkeit war.

Vergleicht man mit diesem Bericht die folgende, zwei Jahre später geschriebene Relacion, so gewahrt man eine bedeutende Steigerung ihres mystischen Lebens.

Von ganz hervorragendem Interesse sind die beiden Berichte an P. Rodrigo Alvarez, ihren Beichtvater; der eine enthält ihren Lebenslauf vom Beginn ihres Ordenslebens, der andere eine gedrängte Beschreibung der höheren Gebetsweisen: des Gebetes der Ruhe, des Schlafes der Seelenkräfte, der Einigung des Willens und ähnlicher mystischer Zustände. Die Bollandisten charakterisiren diese Relacion als „bewundernswerthen Unterricht über das geistliche Leben, kurz, einfach, beredt und trotz des erhabenen und dunkeln Gegenstandes von sehr klarer Ordnung.“ Und Bischof Palafox, der Commentator der Briefe Theresia's, steht nicht an zu behaupten: „Mir scheint dieser Bericht wegen seiner Präcision und Ordnung, so wie wegen seiner praktischen Brauchbarkeit für contemplative Seelen und deren Führer eine der vorzüglichsten Schriften der Heiligen.“

Außer diesen an bestimmte Personen gerichteten Relacionen gehören noch hierhin Mittheilungen über besondere Gnaden, die sie empfangen, über Visionen, die ihr zu Theil wurden, Ansprachen des Herrn zur Beruhigung in zweifelhaften Fällen und Gewissensbedenken; den Schluß bilden die Mahnungen und Offenbarungen, die sie über die Zukunft des Carmeliter-Ordens empfing. Jene vier Mahnungen stehen mit goldenen Buchstaben zu St. Joseph in Avila auf den Mauern der Kloster-Einsiedelei.

So wenig umfangreich die Relaciones auch im Vergleich zu den übrigen Schriften der Heiligen sind, so ist ihre Bedeutung doch keineswegs zu unterschätzen. Sie geben uns ein getreues Bild ihres Innern, bieten einen willkommenen Beitrag zu ihrer Lebensgeschichte dort, wo die sonstigen Quellen nicht so reichlich fließen, sind reich an Belehrungen über mystische Zustände und von hohem psychologischem Interesse. Der Verfasser der Schrift Teresa considerada como escritora (Theresia als Schriftstellerin) urtheilt: „Die Relaciones übertreffen zweifellos ihre erste Schrift in literarischer und historischer Hinsicht, und der Stil ist correcter und von größerm Schwung.“

Welcher Art die Ansprachen Christi an Theresia gewesen, mögen folgende Beispiele zeigen: „Glaube mir, meine Tochter, je mehr mein Vater Jemanden liebt, desto größere Trübsal sendet er ihm; und diesem entspricht das Maß seiner Liebe. Womit könnte ich dir meine Liebe

besser beweisen, als wenn ich dir wünsche, was ich für mich haben wollte? Sieh diese Wunden an! Nie werden deine Schmerzen an meine reichen; dies ist der Weg der Wahrheit."

Als Theresia einst dachte, ob es nicht nützlicher für sie wäre, stets dem Gebete obzuliegen, als die mühsame Arbeit der Klosterstiftungen zu übernehmen, vernahm sie die Mahnung: „So lang das Leben währt, besteht der Gewinn nicht darin, daß man sich bemühe, meiner mehr zu genießen, sondern daß man meinen Willen thue." „Ich hatte einst," berichtet Theresia ferner, „in einem Buche gelesen, es sei eine Unvollkommenheit, zierliche Bilder zu besitzen; deshalb wollte ich auch meines, das ich in der Zelle hatte, wegthun. Auch bevor ich dies gelesen, schien es mir der Armuth wegen angemessen, nur Bilder von Papier zu besitzen, jetzt aber wollte ich keine andern mehr haben. Da habe ich nun, ohne daß ich eben daran dachte, vom Herrn vernommen, was ich jetzt sagen will: Dies sei keine gute Abtödtung; was wohl besser sei, die Armuth oder die Liebe? Weil die Liebe besser sei, so sollte ich nichts aufgeben, was zu derselben erwecke, auch solle ich meinen Nonnen dergleichen nicht nehmen. Jenes Buch handele über das überflüssige Schmuckwerk und die überreichen Verzierungen der Bilder, nicht über die Bilder selbst; solchen Rath gebe der böse Feind den Irrgläubigen ein, um sie aller Mittel zu berauben, durch welche sie zum Bessern angeregt würden, und so stürzten sie in's Verderben. Meine Treuen, o meine Tochter, müssen jetzt mehr als je das Gegentheil von dem thun, was Jene thun."

Ueber die Beweggründe, aus welchen sie ihre Klosterstiftungen unternahm, spricht sich die Heilige sehr bemerkenswerth aus in ihrem Bericht an P. Alvarez. „Immer hatte diese Nonne (Theresia) ein großes Verlangen, daß Gott gepriesen und seine Kirche erweitert werde. Um dieses flehte sie ihn an in mündlichem Gebet; an sich selbst dachte sie nicht. All ihr Gebet wie das Gebet der von ihr errichteten Klöster bezweckte die Vermehrung des Glaubens, und zu diesem Zwecke und zum Besten ihres Ordens hat sie auch das erste Kloster gestiftet. Nie unternahm sie etwas aus dem Grunde, weil es ihr unter dem Gebet offenbart worden, sondern sie berieth sich über Jedes mit ihrem Beichtvater. Wenn dieser das Gegentheil von dem sagte, was ihr der Herr befohlen, so that sie es unverzüglich. Am meisten fürchtete sie, sich einem solchen Beichtvater zu unterwerfen, der gleich glaubte, es komme alles von Gott her; denn sie besorgte alsdann, der böse Feind könne sie beide betrügen."

Solche Aeußerungen sind charakteristisch für den demüthigen und vorsichtigen Geist der Heiligen, und flößen großes Vertrauen zu allem ein, was sie uns über die ihr gewordenen Visionen und Ansprachen mittheilt.

Das Buch der Klosterstiftungen (Fundaciones).

Zeigten uns die Selbstbiographie und die Relaciones das innere Seelenleben der Heiligen, so führt die jetzt folgende Schrift uns Theresia in ihrer äußern Wirksamkeit auf ihren langen, mühsamen Wanderungen durch den Norden und Süden von Spanien und im Verkehr mit der Welt vor.

Auch dieses Buch, die Geschichte ihrer Klosterstiftungen, schrieb sie im Gehorsam. Im Jahre 1562 hatte sie in dem eben gegründeten Josephskloster zu Avila von ihrem damaligen Beichtvater, dem Dominicaner Garcia von Toledo, den Auftrag erhalten, die Geschichte dieser Stiftung zu beschreiben. Diese findet sich, wie bemerkt, in den letzten Capiteln ihrer Biographie. Elf Jahre später befahl ihr P. Ripalda, Rector des Jesuiten-Collegiums zu Salamanca, welcher den Bericht über die erste Stiftung gelesen, nun auch die Gründung der sieben folgenden Stiftungen und die Anfänge der ersten Männerklöster ihres Ordens zu beschreiben. Anfangs schien es Theresia unmöglich. „Wie sollte ich," sagte sie, „in Mitten so vieler Beschäftigungen und Sorgen, so großen Briefwechsels und so manchfacher Befehle meiner Obern hierfür Zeit gewinnen? Ein anderes Hinderniß," fährt sie fort, „lag in meiner Unfähigkeit und in meinem Mangel an Talent, sowie in meiner zerrütteten Gesundheit, so daß ich selbst ohne diesen Zuwachs an Arbeit oft den Mühen meines Amtes zu unterliegen glaubte." In dieser Bedrängniß wandte sie sich zum Herrn. „Meine Tochter," so muntert der göttliche Meister sie auf, „der Gehorsam verleiht Kraft."

So begann die Heilige denn im Jahre 1573 zu Salamanca die Geschichte ihrer Stiftungen zu beschreiben, nämlich der Gründung von sieben Frauen- und zwei Männerklöstern: Medina del Campo, Malagon, Valladolid, Durvelo, Toledo, zwei zu Pastrana, Salamanca und Alba de Tormes. Nimmt man St. Joseph in Avila hinzu, so bilden diese das erste Zehnt jener Stätten apostolischen Gebetes, welchen später noch so viele in und außerhalb Spanien folgen sollten. Drei Jahre später beschrieb Theresia auf Befehl ihres Führers, des P. Gracian, die Gründung der Klöster von Segovia, Beas, Sevilla und Caravaca; es geschah dies zu einer Zeit, wo die heftigsten Angriffe auf sie erfolgten und wo das ganze Werk der Klosterreform in seinem Bestande bedroht erschien. Sie selbst vergleicht in ihrem Briefe an P. Gracian jenen Sturm mit der Verfolgung, welche die Aegypter gegen Moses und die Israeliten erregten. Auch deutet sie an, daß sie bereits früher von Gott Auftrag zur Abfassung dieser Schrift erhalten: „Joseph" (so nennt sie

Christus) „hat mir gesagt, dieses Buch würde vielen Seelen zum Heile gereichen. Steht Gott mir bei, so glaube ich es. Auch abgesehen von diesen Worten war ich schon auf Ihren Befehl allein zum Schreiben entschlossen."

Theresia beschrieb diese zweite Reihe ihrer Stiftungen während ihres Aufenthaltes zu Toledo. Sie glaubte fürder kein Kloster mehr stiften zu können, darum fügt sie jene vier wichtigen Mahnungen des Herrn an die unbeschuhten Carmeliter als Schlußwort bei, von denen vorher bei den Relaciones die Rede war. Dann heißt es zum Schluß: „Ich habe gehorcht und das Buch ist endlich vollendet. Wo P. Gracian etwas auszustreichen oder schlecht ausgedrückt finden sollte, stimme ich ihm von vornherein bei; vielleicht ist es gerade das, was ich für's Beste gehalten. Heute am 14. November 1576, am Vorabende des h. Eugenius, vollende ich im Kloster zu St. Joseph zu Toledo die letzte Seite."

Vier Jahre, von 1576 bis 1580, dauerte der Sturm. Als endlich der Friede durch die Trennung der unbeschuhten von den beschuhten Carmeliten wiederhergestellt war, konnte Theresia noch vier neue Klöster errichten: Villanueva, Palencia, Soria und zuletzt Burgos. Auch diese Gründungen beschrieb sie auf P. Gracians Geheiß und zwar jedes Mal gleich nach vollendeter Stiftung, indem sie fürchtete, es möchte die letzte sein — so schwach und angegriffen fühlte sie sich. Sie vollendete ihr Werk 1582, vier Monate vor ihrem Heimgange Die Gründung des Klosters von Granada, die zu Anfang 1582 auf ihren Rath und unter ihrer Mitwirkung erfolgte, wollte sie nicht beschreiben, weil sie nicht persönlich anwesend war. So beauftragte P. Gracian die Stifterin dieses Hauses und vorzüglichste Schülerin der Heiligen, Anna von Jesu. Ihr Bericht reiht sich jenem von der hl. Theresia selbst geschriebenen würdig an.

Theresia schrieb nicht in der Absicht, daß die Schwestern bei Lebzeiten ihr Buch zu Gesicht bekommen sollten, sie erbittet sich im Voraus von dem Leser ein Ave Maria, „damit sie desto eher aus dem Fegfeuer befreit werde und zur Anschauung ihres Erlösers gelange".

Das Werk enthält übrigens mehr, als der Titel andeutet. „Nicht bloß werden wir unterrichtet, wie Theresia ihr großes Werk unter unsäglichen Schwierigkeiten zur Ausführung brachte, wie sie ihren Klöstern die ersten Bewohner zuführte und sie einschulte, wie sie in diesen Klostergemeinden durch Gebet und Beispiel eine Saat von Heiligkeit streute, die sich in unzählige Töchterhäuser verbreitete, durch Jahrhunderte fortwuchs und sich vorzüglich in den höchsten Ständen bewurzelte; wie sie auch das erste Männerkloster ihrer Reform gründete und den hl. Johannes vom Kreuz, jenen großartigen und praktischen Mystiker der Kirche, zu

ihrem geistlichen Sohne annahm und zum Stifter der barfüßigen Carmeliter machte, die noch während ihres Lebens und durch ihre Sorgen und Mühen sich bis auf 15 Klostergemeinden vermehrten, nach ihrem Tode sich durch die ganze Christenheit erstreckten, und auch nach Asien und America Boten des Evangeliums aussandten. Neben diesen großen und folgenreichen Thaten im Reiche Gottes, welche die Heilige nur seiner Gnadenhülfe zuschreibt, gibt sie in dieser Schrift lehrreiche Winke und Weisungen für die Leitung der Seelen und für die Fortschritte auf den Wegen des Gebetes und des Wandels zu Gott. Auf vielen Blättern dieser Geschichte macht sie uns auch bekannt mit vollkommenen Christen männlichen und weiblichen Geschlechts, geistlichen und weltlichen Berufs, vornehmen und geringen Standes, sogar hoher obrigkeitlicher Stellung in der Kirche oder im Staat, die das Unternehmen Theresia's bereitwillig und opferwillig unterstützten. Auch andern Orden Angehörige, vorzüglich Dominicaner und Jesuiten, leisteten ihr allen erwünschten Beistand." (Laurent.)

Das Buch der Kloster-Stiftungen zeigt uns ein Bild der katholischen wahren Reform — welch ein sternenweiter Abstand von dem Bild, welches uns die gleichzeitige Geschichte der sogenannten Reformation in Deutschland und England bietet! Diese Fundaciones liefern einen sehr charakteristischen Beitrag zur Kirchengeschichte Spaniens im 16. Jahrhundert; auch gewähren sie einen interessanten Blick in das Familienleben der vornehmen Spanier jener Zeit, denn aus diesen Kreisen haben sich damals zumeist die Carmeliterklöster bevölkert.

Fassen wir jetzt die litterarische Seite in's Auge. Theresia sagt in ihrer Demuth zwar: „Leider ist mein Stil so ungewandt und anmuthlos, daß ich fürchte, bei allem guten Willen nicht nur mich, sondern auch meine Leser zu ermüden;" sie meint: „Man wird es bald merken, daß die Schrift von Jemanden herrührt, dem es an Geist, Bildung und Muße fehlt." Allein unter ihren historischen Schriften ist diese zweifellos von größtem Werthe. Der Stil ist correct, weit correcter als in ihrer Selbstbiographie und in dem „Weg der Vollkommenheit". Man merkt, wie sie sich im weitern Fortgang vervollkommnet, nicht bloß in der Art und Weise zu erzählen, sondern auch in Ordnung und Verbindung der Gedanken und selbst in Rundung der Perioden; der Umgang mit so vielen Gebildeten, die umfassende Correspondenz, die Reisen, und anderseits gewiß auch die Vermehrung der geistlichen Gnade wirkten vortheilhaft ein selbst auf die Art und Weise ihrer Darstellung. Theresia ist sehr anmuthig und lebhaft in der Erzählung, und wenn sie zuweilen große Digressionen macht (Theresia is a most digressive writer, sagt P. Coleridge), um über das Gebet und andere Punkte des klösterlichen Lebens

sich zu verbreiten, so lag das eben in dem ihr gewordenen Auftrag. Mit vieler Unbefangenheit nimmt sie dann den Faden der Erzählung wieder auf. „Wie weit bin ich von meinem Gegenstand abgeschweift,“ beginnt sie das neunte Capitel, „doch tröstet mich der Gedanke, daß vielleicht einige dieser Rathschläge noch nützlicher sein werden, als die Beschreibung der Klosterstiftungen. Als ich mich zu St. Joseph in Medina del Campo befand ꝛc.“ und nun folgt die durch fünf Capitel unterbrochene Erzählung weiter. Ebenso beim Beginn des 19. Capitels: „Ich bin recht weit abgeschweift. Fällt mir über einen Punkt des geistlichen Lebens, worüber der Herr mich durch Erfahrung belehrt hat, etwas ein, so kann ich nicht umhin, es zu sagen. Berathet euch stets, meine Töchter, mit Männern der Wissenschaft; indem ihr deren Erleuchtung folgt, werdet ihr lernen, den Weg der Vollkommenheit mit Bescheidenheit und in Wahrheit zu wandeln.“

„Als dann,“ fährt sie fort, „am Vorabend vor allen Heiligen ꝛc.“ Solche und ähnliche Unterbrechungen finden sich oft bei Theresia; sie springt vom Hauptgedanken ab, um den einen oder andern Zwischengedanken einzufügen. Ihre Sprache gewinnt dadurch den Charakter einer ungezwungenen Conversation.

Bemerkenswerth ist, wie Theresia mit wenigen Worten Personen zeichnet und wie interessant sie ihre Reise-Abenteuer zu beschreiben weiß. So die Scene in Salamanca, wo sie ein bisher von Studenten bewohntes Haus als Kloster einrichten wollte. Die Studenten, die nicht viel auf Reinlichkeit und Ordnung hielten, hatten das Haus in solchem Zustande verlassen, daß man die ganze Nacht arbeiten mußte, um es anständig und eben leidlich einzurichten. Hören wir ihren Bericht. „Auch muß ich meinen Töchtern noch erzählen, und kann mich selbst nicht ohne Lachen daran erinnern, wie sich meine an Jahren ältere Gefährtin Maria vom hl. Sacramente, eine große Dienerin Gottes, in jener Nacht fürchtete. Sie konnte es sich gar nicht aus dem Sinne bringen, ob sich nicht einer der Studenten, die nur nach so vieler Mühe ausgezogen, im Hause verborgen hielte. Als sie sich im Zimmer eingeschlossen, schien es mir, als ob sie wegen der Studenten etwas ruhiger geworden, jedoch schaute sie immer ganz furchtsam hin und her. Ich fragte, warum sie sich so umschaue, da doch Niemand hereinkommen könne. Da antwortete sie mir: »Mutter, ich denke, was ihr hier so allein anfangen würdet, wenn ich stürbe.« Wäre etwas der Art geschehen, so wäre ich freilich in großer Noth gewesen, denn der Anblick von Leichen verursacht mir selbst dann, wenn ich nicht allein bin, stets ein gewisses Mißbehagen. Da es gerade der Vorabend von Allerseelen war, trug das Geläute der Glocken auch dazu bei, unsere Furcht zu vermehren. Der Teufel hatte gewiß Antheil daran,

denn es ist einer seiner Kunstgriffe, wenn er sieht, daß man ihn nicht fürchtet, durch kindische Gedanken zu verwirren. Ich antwortete: »Schwester, wenn dies eintritt, werde ich sehen, was zu thun ist; lassen Sie mich jetzt schlafen.«" Ein anderes Beispiel ihres guten Humors findet sich Capitel 30: „Daraus kann man die Noth beurtheilen, in welcher jener Zeit sich der Orden befand, weil man aus mir so viel Wesens machte, a falta de hombres buenos — aus Mangel an tüchtigen Männern," eine Anspielung auf das spanische Sprüchwort: a falta de buenos hombres mi marido es alcalde: aus Mangel an tüchtigen Leuten ist mein Mann Alcalde; den Schluß läßt sie aus, weil genugsam bekannt.

Das Buch der Klosterstiftungen gehört zu jenen, in welchen der liebenswürdige Charakter der Heiligen sich am meisten kund gibt. Unter der anmuthigen Feder Theresia's gewinnen selbst Kleinigkeiten, welche, von Andern vorgetragen, langweilen würden, eine ganz reizende Fassung. Als Bild des thätigen Lebens der Heiligen ist die Schrift von größter Bedeutung; hier sehen wir die beschäftigte Martha, unerschrocken, demüthig, gottvereint in allen Zerstreuungen, während ihre Selbstbiographie uns mehr die zu den Füßen des Herrn sitzende Maria vor Augen führt.

Die Fundaciones erschienen zuerst 1630 zu Antwerpen in der plantinianischen Druckerei. Die Ausgabe war dem berühmten Herzog Olivares gewidmet, einem großen Verehrer der hl. Theresia und mächtigen Gönner des Carmeliter-Ordens. Das Original befindet sich in Escorial in der Reliquienkapelle.

2. Die Gesetzgeberin.

Die zweite Abtheilung der Werke Theresia's bilden drei kleinere Schriften, die sich auf die Leitung ihres Ordens beziehen, nämlich die Constitutionen, die Abhandlung über die Art und Weise die Klöster zu visitiren, und die Avisos (geistlichen Rathschläge).

Die Constitutionen.

Es sind dies die Regeln, welche die Heilige im Auftrage Pius' IV. dem ersten Kloster ihrer Reform zu Avila gab. Die strenge Regel Albert's lag zu Grunde; Theresia fügte neue, theils erklärende, theils die Lebensweise näher bestimmende Satzungen hinzu. Vom Papste und vom Ordens-General genehmigt, blieben sie verpflichtend für alle Klöster der Reform, bis das erste Capitel der Unbeschuhten zu Alcala mit päpstlicher Genehmigung 1581 neue Statuten für die Carmeliterinnen verfaßte, die übrigens alles Wesentliche der frühern enthielten. Die ursprünglichen, von der hl. Theresia verfaßten Statuten verschwanden indeß aus den Händen der

Schwestern, nur ein einziges von ihrer Hand geschriebenes Exemplar blieb im Ordensarchiv aufbewahrt. Merkwürdigerweise vergingen nahezu drei Jahrhunderte, ehe die von der Heiligen selbst verfaßten Constitutionen in der Ausgabe ihrer Werke gedruckt wurden. Erst Lafuente hat dieselben nach dem in Alcala befindlichen Exemplare vor etwa 30 Jahren veröffentlicht. Im Kloster zu Alcala wird auch noch zur Stunde die ursprüngliche Regel der hl. Theresia befolgt.

Es ist eine glückliche Fügung zu nennen, daß ein Werk von solcher Bedeutung wieder an's Tageslicht gekommen. P. Bouix steht nicht an, die Constitutionen sogar als die wichtigste Schrift der Heiligen zu bezeichnen, weil sie eben das Fundament des ganzen von ihr aufgerichteten Reformbaues bilden. Die Constitutionen sind nur die Formulirung, der schriftliche Ausdruck dessen, was im St. Josephskloster Uebung und Leben war. Die Heilige zeigt sich hier als Gesetzgeberin; die Satzungen tragen den Stempel ihres energischen Geistes und ihres großen Verlangens nach höchster Vollkommenheit, auch sind sie ganz darauf berechnet, der Gefahr der Erschlaffung vorzubeugen. Die strenge Regel Albert's ist unter Theresia's Hand noch strenger geworden.

Wie überhaupt jedes Ordensstatut, so regeln auch diese Constitutionen alle Handlungen des Tages von früher Morgenstunde bis zur Mitternacht; die Zeit ist getheilt zwischen betrachtendem und mündlichem Gebet und Handarbeit, es herrscht strenge Armuth und strenge Clausur. Die Zahl der Nonnen soll, die Priorin mit eingerechnet, dreizehn nicht übersteigen. Die Metten werden Abends um 9 Uhr gebetet, weil um diese Zeit kein anderer Orden dem nächtlichen Gebet obliegt. Die Constitutionen enthalten genaue Bestimmungen über leichte, mittlere, schwere und schwerste Schuld und unterwerfen die Oberin denselben demüthigen Verrichtungen wie die übrigen Schwestern. Für gute Bücher zur geistlichen Lesung soll die Priorin besonders Sorge tragen. Immer sollen die Schwestern beschäftigt sein, damit der Teufel sie nicht müßig finde, um sie zu versuchen. Der weltliche Leser könnte geneigt sein, manche Punkte der Regel zu kleinlich und überhaupt die Bestimmungen zu gehäuft und mit zu großer Strenge eingeschärft zu finden. Mit Unrecht. Hier gilt die treffende Bemerkung von Balmes: „Alle Gesetze, alle für Menschen bestimmte Institutionen haben außer ihrem wesentlichen Lebensprincip noch starke Schutzwehren nöthig, um dem zerstörenden Einfluß der Zeit und der menschlichen Schwachheit zu widerstehen, gleichsam Schildwachen, welche Verderbniß und Tod, lange bevor sie ihren Vernichtungs-Kampf beginnen, von den zartesten Theilen des Organismus fernhalten. Jene anscheinend kleinlichen Bestimmungen sind aber eben solche Schutzmittel, welche, wie die Rinde den Baum, die Schutzmauer die Stadt, so die Beobachtung der wesentlichen

Lebens=Elemente sichern. Es beruhen also solche Bestimmungen auf tiefer Kenntniß des menschlichen Herzens."

Die Canonisationsakten der Heiligen sprechen das Lob der Constitutionen in folgenden Worten: „Theresia's Klugheit leuchtet hervor aus den Constitutionen, die sie zur Leitung und Regierung ihres Ordens entworfen; sie sind so vortrefflich, daß man wohl erkennt, wie sie bei Abfassung derselben durch göttliche Erleuchtung ist unterstützt worden."

Die Avisos.

Die Avisos sind Mahnungen der hl. Theresia an ihre Nonnen zur Einführung in den Geist der Regel. Sie beziehen sich mehr auf die Regelung des innern Lebens, während die Constitutionen die Regelung der äußern Obliegenheiten und Uebungen zum Zwecke haben. Ein spanischer Jesuit, P. Andrade, hat diese Sprüche der hl. Theresia nach den drei Stufen des geistlichen Lebens: Reinigung, Erleuchtung und Heiligung, systematisch geordnet und einen ausführlichen Commentar zu denselben geschrieben, der auch in's Deutsche übertragen wurde. P. Andrade hatte vorzüglich der Lesung und Betrachtung dieser Avisos seinen Ordensberuf zu verdanken, weshalb er sich die Verbreitung derselben sehr angelegen sein ließ.

Es sind diese (69) Denksprüche ein kurzes Compendium des geistlichen Lebens und Denkens der hl. Theresia; manche derselben gelten allerdings bloß für Ordenspersonen, allein weitaus die meisten haben einen ganz allgemeinen Charakter. Die Heilige schrieb sie in ihren letzten Lebenstagen. Einige besonders charakteristische Sprüche mögen zum Belege dienen.

„Der Geist des Menschen gleicht der Erde, welche, obwohl sie fruchtbar ist, doch, wenn sie nicht bebaut wird, nur Dornen und Disteln hervorbringt.

In Gegenwart Vieler sprich stets wenig.

Sprich zu Jedermann in bescheidener Fröhlichkeit.

Tadele stets nur mit Bescheidenheit und mit Demuth und mit geheimer Beschämung wegen deiner eigenen Fehler.

Schaue nicht auf die Fehler Anderer, sondern auf die Tugenden derselben, und auf deine eigenen Fehler.

Bewundere Gottes Vorsehung in allen Geschöpfen und laß jedes dir eine Veranlassung zum Lobe des Schöpfers werden.

Laß nie deine innerliche Andacht ohne wichtigen Grund äußerlich erscheinen — mein Geheimniß gehört mir, sagten der hl. Bernardus und der hl. Franciscus.

Wenn du wegen etwas getadelt wirst, so höre es mit einer wahren innern und äußern Demuth an, und bitte Gott für den, der dich getadelt hat.

Gedenke, daß du nur eine Seele hast, daß du nur einmal sterben mußt, daß dein Leben kurz ist und daß es eine ewige Seligkeit gibt. Auf diese Weise wirst du dich von vielen Dingen losschälen.

Dein Verlangen sei, Gott zu schauen, deine Furcht, ihn zu verlieren, dein Schmerz, ihn noch nicht zu besitzen; deine Freude schöpfe aus allem, was zu ihm führt, — dann wirst du vollen Frieden haben."

Als kurzer Inbegriff dieser Denksprüche und Mahnungen kann der Spruch betrachtet werden, den die Heilige stets als Merkzeichen in ihrem Brevier trug:

Nichts soll dich ängst'gen,
Nichts dich erschrecken,
Alles vergeht,
Gott bleibt derselbe.
Geduld erreicht Alles.
Wer Gott besitzt,
Dem kann nichts fehlen;
Gott allein genüget [1])!

Art und Weise, die Klöster der unbeschuhten Carmeliterinnen zu visitiren.

Der Bestand der klösterlichen Genossenschaften hängt von der genauen Beobachtung der Regel ab und diese ist zum großen Theil bedingt durch die Wachsamkeit der Vorgesetzten. Es gehört darum zu den ersten Pflichten derselben, von den innern Zuständen der ihnen anvertrauten Genossenschaften Kenntniß zu nehmen, sei es durch persönliche Einsicht oder durch Berichte ihrer Bevollmächtigten. Der Bischof hat gerade von dieser Einsicht und Oberaufsicht seinen Namen (episcopus, Wächter) und der berühmte Johannes Gerson nennt die Kirchenvisitation den Angelpunkt der ganzen Reformation.

Als Reformatorin des Carmel hat die hl. Theresia nicht bloß durch ihre Constitutionen den Grund zur Reform gelegt, sondern auch durch eine Anweisung für die Visitation der Klöster die Zukunft des ganzen Ordens sicher zu stellen gesucht. Sie schrieb dieses Büchlein kurz vor ihrem Tode auf Befehl des P. Gracian, ihres Seelenführers. P. Gracian war auf dem Capitel von Alcala, welches die Trennung der Unbeschuhten von den Beschuhten durchführte, zum Provincial der ersteren ernannt und mit der Visitation der Männer- und Frauenklöster betraut worden. Für die

[1]) Solo Dios basta!

Leitung der Nonnen, die ohnehin schwieriger ist, als jene der Männer, erbat er sich Theresia's Rathschläge; die Heilige theilt ihm das Resultat ihrer Erfahrungen mit. Die Bollandisten stellen diese Schrift sehr hoch. „Das gesunde Urtheil, der ernste Geist der Heiligung, die Klugheit, so wie die übrigen Vorzüge, welche diese Anleitung auszeichnen, bewirken, daß sie in ihrer Gattung keinem einzigen ähnlichen Werke nachsteht."

Diese Anweisung enthält nicht bloß Vorschriften, wie die Visitatoren ihr Amt wahrnehmen sollen, sondern auch wie sich die Religiosen gegen ihre Oberen und unter einander bei Gelegenheit der Visitation zu verhalten haben. Sie handelt über die Person des Visitators, über die Gegenstände der Visitation und über das Verfahren bei derselben. Die Heilige zeigt sich hier als Regentin von großem psychologischen Scharfblick, strenge und mild zugleich, vorsichtig und energisch. Diese Schrift gibt uns ein Bild der wahren Ordensreform im Geiste der katholischen Kirche. Leider müssen wir es uns versagen, zum Belege der gegebenen Charakteristik einzelne Proben aus derselben mitzutheilen.

3. Die Lehrerin des geistlichen Lebens.

Als solche erscheint die hl. Theresia in drei Schriften. Es sind der Weg der Vollkommenheit, das Fragment: Gedanken über die Liebe Gottes im Anschluß an die ersten Verse des hohen Liedes, und die Seelenburg oder die inneren Wohnungen.

Der Weg der Vollkommenheit.

Die Heilige schrieb dieses Buch im Auftrag des P. Bañez, ihres damaligen Beichtvaters, für ihre Nonnen im St. Josephskloster zu Avila. „Bei ihrer großen Liebe zu mir," meint sie demüthig, „wird ihnen ein aus meiner Feder geflossenes Buch, wenn auch in unvollkommener und nicht stilgerechter Darstellung lieber sein, als andere vortreffliche, von Meisterhand verfaßte Bücher." Ihre Absicht ist, einige Heilmittel anzugeben gegen gewisse kleine Versuchungen des Geistes der Finsterniß, auf welche man eben, weil sie so klein sind, kein Gewicht legt.

Ihre Schrift ist mehr ein Herzenserguß, als eine streng systematische Abhandlung. „Da ich nicht weiß, worüber ich sprechen werde, so kann ich die Reihenfolge und Ordnung nicht bestimmen, zumal da es ja schon außer aller Ordnung ist, daß ich über einen solchen Gegenstand schreibe. Doch meine Liebe zu den Schwestern, so wie mein Alter und meine lange Erfahrung, wie es in Ordenshäusern zugeht, lassen es mich vielleicht in einigen kleinen Punkten besser treffen, als die Gelehrten selber. Von wichtigen Dingen in Anspruch genommen und überdies selbst starke Männer, sehen sie vielleicht solche Unvollkommenheiten als

nichtig an und bedenken nicht, daß Frauen schwach sind und daß diesen alles schädlich werden kann." Die Heilige wünscht, daß die Schwestern sich an ihrer Erfahrung belehren, sie will darum nichts sagen, was sie nicht an sich oder an Andern erlebt hat. Theresia schrieb den Weg der Vollkommenheit in ihrem 50. Lebensjahre, zehn Jahre nachdem sie den großen Entschluß zu einem vollkommenen Leben gefaßt und durchgeführt hatte, und fünf Jahre nachdem sie das heldenmüthige Gelübde abgelegt, immer und überall das Vollkommenste zu thun. So ahnen wir, welche reife Frucht wir von einer solchen Lehrerin zu erwarten haben.

„Wir erhalten," sagt Bischof Laurent, „eine Theorie des Gebetes, aus der eigenen Erfahrung der Heiligen abgezogen und durch die theologische Wissenschaft beleuchtet. Wie hier die gewöhnliche Gebetsweise aller Christen berücksichtigt wird, so ist auch die erhabenste Gebetsweise der Heiligen dargelegt mit der Klarheit und Sicherheit der Lehre, welche von der höhern Erleuchtung gewährt und von der Prüfung der Kirche verbürgt wird, aber auch mit der Kraft der Ueberzeugung und der Gluth der Empfindung, welche zur Zustimmung bewegen und hinreißen."

Die Schrift ist in 43 Capitel eingetheilt. Zuerst zeigt Theresia, wie die Hindernisse der Vollkommenheit aus dem Wege geräumt werden sollen durch Armuth, Losschälung, innere und äußere Abtödtung. Ist auf diese Weise der Weg gebahnt, so wird die Seele auf den Gipfel der Vollkommenheit und der Beschauung geführt. Endlich geht die Heilige zum mündlichen Gebete über und gibt in den letzten 16 Capiteln eine herrliche Erklärung des Vaterunser.

Um einen kleinen Einblick in den reichen Gehalt dieser Schrift zu gewähren, lassen wir eine kurze Analyse des Inhalts folgen.

Im Eingang gibt die Heilige den Grund an, der sie bewogen, eine so strenge Observanz im St. Josephskloster einzuführen. „Da der Herr so viele Feinde und so wenig Freunde hat, sollten doch wenigstens seine Freunde ihm mit aller Hingebung dienen." Sie schildert das Glück der Armuth, namentlich warnt sie vor zu großen und zu schönen Klostergebäuden. „Denket stets daran," sagt sie, „daß dies alles am Tage des Gerichtes einstürzen wird, und wer weiß, ob dieser nicht nahe ist. Wie würde es sich schicken, wenn das Haus von dreizehn armen Nonnen mit großem Getöse einfiele!"

Der Hauptzweck, zu welchem sie ihre Genossenschaft gegründet, ist das Heil der Seelen. Die Kirche bedarf eines auserlesenen Heeres, um die Anstrengungen der Irrlehrer zu vernichten und ihrem Fortschritte Einhalt zu thun. Die Kirche erscheint ihr als eine Burg, eine Festung; sie mahnt, für die Befehlshaber der Festung zu beten, nämlich für die Theologen und Prediger, damit Gott ihnen männlichen Muth und

erhabene Tugend verleihe. Sie empfiehlt darum die getreue Befolgung der Regel und kündet an, daß sie nichts Neues auflegen, sondern zunächst nur drei Punkte der bestehenden Regel ausführlicher besprechen will, nämlich die gegenseitige Liebe, die vollkommene Losschälung von allem Geschaffenen und endlich die Demuth, das Fundament aller Tugenden.

Im 17. Capitel geht dann die Heilige dazu über, ihren Töchtern den Weg der Beschauung zu zeigen. Ehe man danach strebt, muß man sich um die großen Tugenden des Christenthums, Demuth, Abtödtung, Losschälung, bemühen; „allerdings zuweilen gewährt Gott die Gnade der Beschauung auch solchen Personen, die in einem schlechten Zustande sind, um sie auf diese Weise aus den Händen des bösen Feindes zu erretten. — Nicht alle Seelen sind zur Beschauung geeignet. In der Uebung der Demuth, Abtödtung und der andern Tugenden ist immer größere Sicherheit. Auf solchem Wege ist keinerlei Gefahr; verfolgt eine Seele denselben treulich, so braucht sie nicht zu fürchten, nicht eben so gut zur Vollkommenheit zu gelangen, wie diejenigen, welche die höchste Beschauung üben. Martha war heilig, obgleich man nicht liest, daß sie beschaulich gewesen. Und was könnt ihr mehr wünschen, als dieser glorreichen Jungfrau zu gleichen, welche würdig war, so oft den Herrn Jesus Christus in ihrem Hause zu empfangen, ihn zu bewirthen, ihn zu bedienen und mit ihm zu Tische zu sitzen. Wäre sie gleich ihrer Schwester in liebende Beschauung vertieft gewesen, so hätte Niemand dem göttlichen Gaste das Mahl bereiten können. — Gott ist es, der zur Beschauung beruft. Die Leiden jener, welche den Weg der Beschauung wandeln, sind übrigens viel größer, als die solcher, welche den Weg der Thätigkeit gehen. Ich sah daher selten Beschauende, welche nicht zugleich auch sehr beherzt, muthig zum Leiden waren. Seht die Fahnenträger in der Schlacht; freilich kämpfen sie nicht und doch bedürfen sie eines größern Muthes; denn wenn sie die Fahne tragen, können sie sich nicht vertheidigen und müssen sich doch eher in Stücke hauen, als sich dieselbe entreißen lassen. In gleicher Weise müssen die Beschaulichen die Fahne hoch halten und allen Schlägen ausgesetzt bleiben."

Bei dieser Stelle hatte die Heilige einige Tage ihre Arbeit unterbrechen müssen — sie fährt dann fort, ohne die zuletzt geschriebenen Seiten zu überlesen, unbekümmert um etwaige Lücken oder Wiederholungen, sie will eben keine Zeit verlieren.

„Muthig soll man also auf diesem Wege vorangehen; der Weg, den wir betreten, ist der königliche Weg des Himmels. Ist es zu verwundern, daß uns die Eroberung eines solchen Schatzes theuer zu stehen kommt? Wir dürfen nicht stille stehen, dürfen die unvernünftigen Reden nicht achten, welche die Sklaven der Welt uns oft vernehmen lassen, wenn sie z. B.

sagen: das ist ein Weg voller Gefahren, dieser ist darauf zu Grunde gegangen, jener getäuscht worden, jene andere, welche unaufhörlich betete, ist gefallen; besser ist für die Frauen, wenn sie sich mit den gewöhnlichen Arbeiten ihres Geschäftes begnügen; statt nach einem erhabenen Gebete zu streben, sollten sie sich an dem Vater unser genügen lassen."

„Ja ohne Zweifel!" erwidert die Heilige, „daran sollt ihr euch genügen lassen; ich bin die Erste, dies zuzugestehen; denn was können wir Besseres thun, als unser Gebet auf das Gebet zu gründen, welches Jesus Christus uns selbst gelehrt hat. Darum will ich selbst einige Regeln und Rathschläge über das Gebet an das Vater unser knüpfen für Seelen, die sich in der Betrachtung eines Geheimnisses nicht gesammelt halten können.

„Innerliches Gebet muß stets mit dem mündlichen verbunden sein; mit Ehrfurcht soll man vor Gott erscheinen. Wie kommt es, daß man dich, anbetungswürdiger Meister, mit weniger Ehrerbietung als irdische Könige behandelt, obgleich du doch der Herr aller Könige bist? Wenn ich im Glaubensbekenntniß sagen höre: Seines Reiches wird kein Ende sein, so hüpft gewöhnlich mein Herz vor Freude auf. — Vor dem mündlichen Gebet erforsche man sein Gewissen und leiste unserm Heiland Gesellschaft in seinem Leben und Leiden; es wird auch dienlich sein, stets ein entsprechendes Bild desselben bei euch zu tragen, und zwar nicht, um es flüchtig und nur zuweilen anzusehen, sondern um es beständig vor Augen zu haben und durch seinen Anblick euch zu ermuntern, euch oft mit euerm himmlischen Bräutigam zu unterhalten.

„Die ersten Worte des Vater unser zeigen uns die große Liebe Gottes. Alle andern Titel sind eitel und nichtig im Vergleich zum Titel Kind Gottes; da wir alle aus dem nämlichen Lehm gemacht sind, kommt mir ein Streit über die Geburtsgrade vor, als wolle man ernstlich darüber streiten, ob der Lehm vornehmer sei, den man zum Ziegeln oder den man zum Verkleben gebrauchte". Die Worte: „der du bist im Himmel", veranlassen sie, vom Gebete der Sammlung zu sprechen. „Gott ist in uns. Wir bedürfen keiner Flügel, um ihn aufzusuchen, es genügt, daß wir einsam sind und in uns selbst blicken, denn hier wohnt er. Füllen wir dagegen seinen Palast, unsere Seele, mit allerhand Gesindel und mit lauter Kindereien an, wie kann dann ein so großer Fürst mit seinem Hof darin einkehren?"

Die Worte: „Geheiligt werde dein Name!" wendet sie an auf das Gebet der Ruhe. (Man vergleiche, was sie in ihrer Selbstbiographie über diese Gebetsstufe gesagt.) Bei der folgenden Bitte: „Dein Wille geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden," fragt sie: „Was ist der Wille Gottes? Besorget nicht, daß euch Reichthümer, Ehren und

andere irdische Güter zu Theil werden; dafür liebt er euch viel zu sehr, er achtet das Geschenk, welches ihr ihm gemacht, viel zu hoch, um es mit so erbärmlichem Lohn zu zahlen. Wollet ihr nun wissen, wie er die behandelt, welche ihn von Herzensgrund bitten: dein Wille geschehe wie im Himmel und auf Erden? Fraget seinen göttlichen Sohn, der ja im Oelgarten um dasselbe gebeten. Er betete aus Herzensgrund und mit vollkommener Hingebung; sehet nun, wie der Vater seinen Willen an ihm erfüllte; er that es, indem er ihn der Angst, den Schmerzen, den Schmähungen, den Verfolgungen und endlich dem Tode überließ."

„Unser tägliches Brod gib uns heute." Diese Bitte bezieht die Heilige besonders auf die hl. Communion. Lächeln muß sie, wenn sie Andere sagen hört, sie wünschten zur Zeit, als Jesus Christus auf Erden wandelte, gelebt zu haben; da unser Erlöser im heiligsten Sacramente wahrhaft unter uns gegenwärtig ist, begreift sie gar nicht, was man noch mehr verlangen kann.

„Vergib uns unsere Schulden." „Möchtet ihr doch auf diese Kleinigkeiten, dieses Nichts, was man Beleidigung nennt, nicht achten. O Herr, bist du nicht unser Vorbild und Lehrer? Ja, ohne Zweifel. Worin setztest du deine Ehre, göttlicher Lehrmeister? Hast du sie verloren, als du dich bis in den Tod erniedrigtest? Nein, o Herr, im Gegentheil, denn dadurch hast du uns alle erhöht."

In den letzten Bitten behandelt Theresia verschiedene Versuchungen, wie die falsche Demuth, unbescheidene Bußübungen und übermäßiges Selbstvertrauen. Nur die Furcht und die Liebe Gottes können uns hier helfen. Die Furcht macht wachsam, die Liebe beschleunigt unsere Schritte.

„Bewundert nur," so schließt die Heilige, „wie der Herr mir beigestanden. Ich hätte nie gedacht, daß dieses Gebet so bewundernswerthe Geheimnisse enthalte. Wie ihr gesehen, enthält es den ganzen Weg vom Anfang bis zum Ziel, bis zur Quelle des ewigen Wassers, aus welcher die Seele in vollen Zügen trinkt und so sich ganz in Gott versenkt." Theresia ist schon hinlänglich in dem Gedanken zufrieden, daß sie durch diese Schrift den Wunsch ihrer Schwestern erfüllt hat: „Ich werde mich dadurch für die Mühe, die mir das Schreiben verursachte, wohl belohnt halten. Ich sage absichtlich das Schreiben, denn das Denken über das, was ich sagen wollte, hat mir keine Mühe gemacht."

Wenngleich der Weg der Vollkommenheit zunächst für Klosterfrauen geschrieben worden, so zeigen doch die mitgetheilten Proben, daß diese Schrift, das eigentlich ascetische Lehrbuch der hl. Theresia, auch Jenen, die im Getümmel der Welt leben, zu großem Nutzen gereichen kann. Der Stil ist nicht immer gleich; doch finden wir außerordentlich

schwungvolle und erhabene Stellen, so wie schöne treffende Vergleiche. Originell ist namentlich das vom Schachspiel hergenommene Gleichniß in Cap. 34.

Die Heilige schrieb, wie ihr Leben, so auch den Weg der Vollkommenheit zwei Mal, das erste Mal ohne, das zweite Mal mit Capiteleintheilung; auch änderte und verbesserte sie manches in der zweiten Bearbeitung. Die ursprüngliche Recension befindet sich im Escorial, die zweite bei den Carmeliterinnen in Valladolid. Letztere ist vielfach gedruckt worden, erstere hat la Fuente in seiner Ausgabe der Werke Theresia's veröffentlicht, jedoch auch die Zusätze der Handschrift von Valladolid beigefügt.

Der Weg der Vollkommenheit wurde das eigentliche Lehrbuch des Carmel; in allen Klöstern nahm man Abschrift von demselben. Diese Vielheit der Handschriften hatte jedoch eine Menge von Varianten und eine Verschiedenheit in der Capiteleintheilung zur Folge. Die Heilige bat darum ihren Freund, Don Teutonio, Erzbischof von Evora in Portugal, sehr dringend, ihr Werk zum Druck zu befördern, damit nicht verstümmelte und fehlerhafte Exemplare in die Hände ihrer Schwestern kämen. Sie erlebte jedoch die Veröffentlichung ihres Werkes nicht mehr.

Wie viele Seelen auf diesem von der hl. Theresia gezeigten Weg zur Vollkommenheit emporgewandelt, zeigt die ruhmvolle Geschichte des Carmeliterordens.

Gedanken über die Liebe Gottes nach dem hohen Liede.

Das hohe Lied ist ein von den Mystikern bevorzugtes und darum nicht selten von ihnen erklärtes Buch. Der hl. Bernardus hat es erläutert, der hl. Thomas von Aquin schrieb sterbend einen Commentar zu diesem Hochgesang. Das hohe Lied besingt unter dem Bilde reiner Gattenliebe das bräutliche Verhältniß der Seele zu Gott, die Vereinigung Christi mit seiner Kirche. Sehr begreiflich also, daß mystische Seelen sich angeregt finden, ihre Betrachtungen und Empfindungen vorzüglich an die Worte des hohen Liedes anzulehnen.

So auch die hl. Theresia. Der Titel „Gedanken" rc. rührt nicht von ihr her. Sie schrieb dieselben im Jahre 1566 gleichzeitig mit dem Wege der Vollkommenheit oder, wenn die Bollandisten Recht haben, in der Zeit von 1577. Diese Schrift, im Gehorsam verfaßt, wie alle ihre Schriften, ist jedoch nicht ein eigentlicher Commentar zum hohen Liede, sondern im Anschluß an die ersten Verse des hohen Liedes eine Abhandlung über die Liebe Gottes. Es ist nur ein Fragment derselben erhalten. Daß dieses Büchlein so verstümmelt auf uns gekommen, hat folgenden Grund. Einer der Beichtväter Theresia's, P. Yanguas, befahl ihr, um ihren

Gehorsam zu prüfen, das Manuscript in's Feuer zu werfen. Augenblicklich gehorchte sie, eben so bereitwillig, wie sie dem andern Beichtvater gehorcht, der ihr befohlen, diese Betrachtungen niederzuschreiben. Das noch vorhandene Bruchstück verdanken wir einer Nonne, die das Manuscript vorher gelesen und zum Theil abgeschrieben hatte. Vielleicht mochte den Beichtvater noch ein anderer Grund zu seinem harten Gebot bestimmen. Eine Schrift über das hohe Lied in der Muttersprache, von einer Frau verfaßt, zu einer Zeit, wo in Deutschland die Reformation ausgebrochen und in Spanien mystische Secten die Aufmerksamkeit auf sich zogen — eine solche Schrift konnte ihm bedenklich scheinen. Jedoch bleibt sein rascher Schritt immerhin beklagenswerth; auch empfand er später selbst Bedauern darüber. Zum Glück ist jedoch dieser Verlust, gleichsam zum Lohne des Gehorsams, in reichstem Maße ersetzt worden, denn fünf Jahre später schrieb die hl. Theresia ihre Seelenburg.

Das kleine, aus sieben Capiteln bestehende Büchlein: „Gedanken über die Liebe Gottes" enthält Belehrungen über den Frieden und die Freude, welche die Seele in den verschiedenen Graden des Gebetes genießt. Originell ist gleich der Anfang der Schrift. „Das verstehe ich nicht, wie es dasteht (den ersten Vers des hohen Liedes: Er küsse mich mit dem Kusse seines Mundes), und daß ich dieses nicht verstehe, macht mir große Freude; denn die Seele soll in Wahrheit nicht so fast das in ihrem Gott anschauen und hochachten, was wir hienieden mit unserm schwachen Verstande erreichen zu können glauben, als vielmehr das, was wir auf keine Weise verstehen können." Der Kuß bedeutet Friede und Freundschaft. Die Heilige zählt nun zunächst neun Arten eines falschen Friedens auf. „Ein Weltmensch kann sehr ruhig ungeachtet der größten Sünden und Laster in solcher Sicherheit dahin leben, daß er gar keine Gewissensbisse mehr empfindet." Alsdann spricht sie vom wahren Frieden und der Liebe Gottes, sowie der Vereinigung mit Christus, die aus dem höchsten Grade des Gebetes entsteht. „Das ist der Kuß des Mundes." Sie erklärt alsdann diese Liebe in ihren Eigenschaften als eine süße, liebliche, ergötzende Liebe, die aus dem Innewohnen Gottes in der Seele durch das Gebet der Ruhe kommt; als eine standhafte, feste, sichere Liebe, eben weil sich die Seele beschützt weiß; als eine starke und eine fördernde apostolische Liebe; letztere ist die höchste Liebesstufe. Dieselbe hat zwei Seiten und zwei Richtungen: eine wirkende, wenn sie große Thaten im Dienste Gottes ausführt, und eine leidende, wenn sie um Christi, des Gekreuzigten, willen Leiden und Verfolgungen auf sich nimmt."

Die Seelenburg.

Wir kommen zur Seelenburg, dem letzten, dem Meisterwerke der seraphischen Lehrerin.

Auch dieses Buch schrieb sie im Gehorsam, wie alle andern. Es fiel ihr außerordentlich schwer: „Laßt mich lieber spinnen und den Chordienst versehen!“ bat sie. Auch war sie so kopfleidend und so schwach, daß sie kaum die nothwendige Correspondenz bewältigen konnte. „Weil ich aber weiß,“ sagt sie, „daß die Kraft des Gehorsams auch unmöglich scheinende Dinge leicht macht, so entschließt sich der Wille, wenn auch die Natur widerspricht.“ Theresia hat denn auch in hohem Maße die Wahrheit des Ausspruches: „Gehorsam gibt Kraft,“ an sich erfahren.

Sie begann ihr Werk am Dreifaltigkeitssonntage 1577 in Toledo und vollendete es binnen sechs Monaten zu Avila mitten unter großen Verfolgungen und von schweren Krankheiten heimgesucht. Allein Gott kam ihr zu Hülfe; er selbst zeigte ihr Stoff, Anordnung und Titel. Augenzeugen versichern, ihr Angesicht habe geleuchtet während sie schrieb; mitunter war sie zehn bis zwölf Stunden in Gott versunken und unfähig, eine Zeile zu schreiben.

Als die Heilige ihr Werk vollendet, prüften es P. Gracian und P. Yanguas, indem sie es laut vor dem Gitter des Sprechzimmers in Gegenwart Theresia's lasen; die Censoren staunten, daß es ganz nach allen Regeln der Theologie abgefaßt war.

Die Seelenburg übertrifft alle übrigen Schriften der heiligen Lehrerin; sie würde für sich allein genügen, ihr nicht nur unter den Theologen und Philosophen, sondern auch unter den klassischen Schriftstellern einen vorzüglichen Rang anzuweisen. Die Seelenburg ist ein harmonisch, planmäßig angelegtes Werk, während die andern Schriften Theresia's weniger eine systematische Anlage zeigen. Theresia selber erkennt die Vorzüglichkeit dieser ihrer Schrift: „Der Künstler, der dieses Werk verfertigt hat, versteht jetzt etwas mehr von seiner Kunst als früher.“ Sie vergleicht es einem kostbaren Edelstein, kostbarer als das Buch der Erbarmungen des Herrn; „es handelt nur von Gott, nicht von den Geschöpfen. Der Schmelz ist zarter, die Arbeit feiner; damals (als sie ihr Leben schrieb) verstand der Juwelier noch nicht so viel. Das Gold ist viel feiner, aber die Edelsteine liegen nicht so offen zu Tage, wie in dem ersten.“ Wenn Theresia, die Demuth selber, ein solches Urtheil fällt, dann darf man wohl annehmen, daß die Seelenburg die Krone ihrer Werke ist.

In einer höchst geistreichen, vollständig durchgeführten Allegorie entwickelt die Heilige ihr mystisches System. Sie betrachtet die Seele als

eine wunderschöne Kugel aus hellstem Krystall oder lauter Diamant, als eine Burg mit sieben Wohnungen, in deren letzten, im Centrum der Seele, der König der Glorie wohnt, der alle jene Wohnungen mit dem herrlichsten Glanze durchleuchtet und verklärt. Jene sieben Wohnungen bezeichnen aber sieben Grade oder sieben Zustände des Gebetes, durch welche die Seele zu gehen pflegt, oder vielmehr geführt wird, bevor sie in diesem Leben zur mystischen Vereinigung mit Christus, ihrem Bräutigam, gelangt.

Geben wir einen kurzen Ueberblick über den Inhalt der Seelenburg.

„Das Wesen der Seele muß man als etwas überaus Umfassendes, Vollkommenes und Erhabenes denken; man kann hierin nicht zu viel thun, weil sie mehr zu fassen im Stande ist, als wir uns von ihr vorstellen können. Viele Wohnungen gibt es in dieser Seelenburg; über allen Wohnungen der Seele strahlt die Sonne, die in diesem Palaste wohnt; die Pforte aber, durch welche wir in diese Seelenburg eintreten, ist das Gebet und die Betrachtung."

Die erste Wohnung ist die durch Einkehr in sich gewonnene Selbsterkenntniß und Demuth. Diese Selbsterkenntniß und Demuth ist das Fundament alles Fortschritts. Niemals darf die Seele, sollte sie auch noch so hoch erhoben werden, ihr Nichts aus den Augen verlieren. In dieser Erkenntniß muß sie wohnen und arbeiten, wie die Biene, welche den Honig in der Wabe bereitet. Die Heilige macht hier gleich eine sehr treffende Bemerkung: „Wie aber die Biene zuweilen den Stock verläßt, um von Blume zu Blume zu schwärmen und Honig zu suchen, also soll sich die Seele zuweilen von ihrem eigenen Elend erheben und ihren Flug zur Größe und Majestät Gottes nehmen. Hier erkennt sie noch besser als in sich selbst ihre Niedrigkeit — meiner Ansicht nach ist das beste Mittel zur Selbsterkenntniß das Streben nach einer vollkommenen Erkenntniß Gottes. Seine Größe wird uns unsere Niedrigkeit, seine Reinheit unsere Beflecktheit erkennen lassen, und die Demuth des Herrn zeigt uns, wie weit wir von der Demuth noch entfernt sind. Wie neben dem Weißen das Schwarze mehr hervortritt, so eröffnet uns die Betrachtung der Majestät Gottes einen Blick in die Tiefe unseres Nichts und unseres Elends — aber anderseits wird auch unser Geist und Wille durch diese Erkenntniß und Betrachtung Gottes geadelt und zu allem Guten mehr befähigt."

In die zweite Wohnung sind jene eingetreten, die sich von ganzem Herzen dem Gebete ergeben. Aber große Kämpfe und Beängstigungen hat hier die Seele zu erdulden. Die Phantasie mit ihren Gebilden, der Verstand mit seinen Gedanken, die Vernunft mit ihren Schlüssen, das

Gedächtniß mit seinen Erinnerungen, die Sinne mit ihrem Begehren und vorzüglich der Wille mit seiner ungeordneten Liebe — alles verschwört sich zu einem Bunde gegen die arme Seele, auf daß sie Gott, den sie eben zu lieben begonnen, wieder verlasse und zur Welt zurückkehre. Zudem entbrennt dieser heftige Kampf nicht nur zwischen den verschiedenen einzelnen Seelenvermögen unter einander, sondern eine jede kämpft auch noch gegen sich und mit sich selbst. So stellen Gedächtniß und Phantasie auf der einen Seite die Freuden und Genüsse vor, welche die Welt bietet, auf der andern die glückselige Ewigkeit, die unser im Jenseits wartet. Und da der Glaube noch nicht so lebendig ist, so üben die gegenwärtigen Dinge einen viel mächtigern Eindruck auf die Seele, als die zukünftigen.

Manchem möchte diese Schilderung übertrieben klingen; aber wer im Strudel der Welt lebt, die Seele ganz ausgegossen nach Außen, kann freilich von der Größe und Heftigkeit jener innern Schlachten keine Vorstellung gewinnen. Die Heilige muntert jedoch auf, entschieden und muthig in diese zweite Wohnung einzutreten. Die Seele zeige sich tapfer und kampfbereit, nicht wie jene Krieger Gedeon's, die sich beim Trinken bequem auf die Erde legten; sie erwarte nicht Tröstungen, denn das wäre eine schlechte Weise, den Bau eines kostbaren Gebäudes zu beginnen. Wenn man anfängt auf Sand zu bauen, fällt alles zu Boden.

Ausdauer und Sieg in diesen Kämpfen öffnen die dritte Wohnung; Losschälung, Demuth, Geduld in Prüfungen und Geistesdürre, so wie eine vollkommene Ergebung in den göttlichen Willen ist es, was der Herr von diesen Seelen verlangt, um sie in die innern Gemächer dieser Burg zu führen. „Die Liebe Gottes," sagt die Heilige ihren Töchtern, „darf nicht in der Einbildung bestehen, sondern muß sich in Werken äußern. Jedoch müßt ihr euch nicht einfallen lassen, Gott bedürfe euerer Werke; was er von euch verlangt, ist der Entschluß des Willens, ihm ohne Vorbehalt anzugehören." Die ersten drei Wohnungen enthalten die Ascetik der hl. Lehrerin. Kurz zusammengefaßt lautet sie: Erkenne dein Elend und vertiefe dich in diese Erkenntniß, so viel du vermagst; fliehe jede Gelegenheit zur Sünde, mache dich los von den Dingen der Erde und opfere dich ganz und rückhaltlos Gott auf — das Uebrige überlasse der unendlichen Weisheit und Güte Gottes.

Mit der vierten Wohnung betreten wir das Gebiet der Mystik. Die Seele tritt ein in die übernatürliche Sammlung und in das Gebet der Ruhe. Sehr scharfsinnig bezeichnet Theresia den Unterschied zwischen dem Vergnügen (contentos), welches die Seele in der Betrachtung genießt, und den geistigen Verkostungen (gustos), die ihr Gott im Gebete der Ruhe verleiht. Energisch warnt sie vor Täuschungen, die auf diesem

Gebiete nahe liegen. Uebertriebene Bußübung, zu viel Gebet und Nachtwachen bei schwachem Körper bringen zuweilen Zustände hervor, die als Verzückung (arrobamiento) gelten sollen; „ich nenne es aber,“ sagt die Heilige sarkastisch, „eine Verrückung (abobamiento); es ist nichts als Zeitverlust und Zerstörung der Gesundheit. Die Oberin befehle einer solchen Entzückten, daß sie nicht viele Stunden, sondern nur sehr wenige dem innern Gebete widme, verordne ihr genügenden Schlaf und gesunde Speise. Auch lege man ihr äußere Dienstleistungen auf und verhüte, daß sie viel in der Einsamkeit sei.“

In der fünften Wohnung tritt die Seele in das Gebet der Vereinigung. Die Heilige selbst verzichtet darauf, ihren Schwestern die Freude und Wonne der fünften Wohnung zu erklären: „Alle irdischen Dinge stehen so tief darunter, daß die Sprache es nicht auszudrücken, der Verstand es nicht zu fassen vermag.“ Um so mehr dürfen wir uns kurz fassen und die Leser an die hl. Lehrerin selbst verweisen. Drei Grade unterscheidet sie in dieser Vereinigung; der erste ist die Einigung des Willens, während Gedächtniß und Verstand frei bleiben. Die Seele kann hier Maria und Martha zugleich sein. Im zweiten Grade wird der Verstand gefesselt, aber die Einbildungskraft flattert noch wie ein Schmetterling umher und belästigt, wenngleich sie nicht stört; in dem dritten Grade sind die Seelenkräfte gleichsam eingeschlafen, indem sie sich nicht ganz in Gott verlieren, aber auch nicht wissen, wie sie wirken.

Die sechste Wohnung ist am ausführlichsten und schönsten beschrieben; in ihr findet die mystische Verlobung der Seele mit Gott statt. Allein große Arbeiten im Dienste Gottes und große äußere und innere Leiden gehen dieser außerordentlichen Gnade vorauf. Sie wird in der Ekstase verliehen, zuweilen auch mit äußern Zeichen, wie bei der hl. Katharina von Siena. So wird die Seele eine Braut Christi noch in höherm Sinne, als sie es durch die Gelübde geworden.

Die siebente Wohnung bringt die geistliche Vermählung, die unzertrennliche, innigste Vereinigung der Seele mit Gott. Doch zuerst muß dieselbe durch ein höchst peinliches, inneres Martyrium, das größte, das es hienieden gibt, geläutert werden, bevor sie zu dieser Vereinigung gelangt. „Bei dieser geistlichen Vermählung erscheint der Herr im Mittelpunkte der Seele nicht durch eine bildliche, sondern durch eine geistige Vision. Das, was Gott von diesem Mittelpunkt aus der Seele mittheilt, ist ein so großes Geheimniß, eine so hohe Gnade, und entzückt sie mit so unbeschreiblicher Freude, daß ich nicht weiß, womit ich es vergleichen soll. Alles, was ich zu sagen vermag, ist: der Herr theilt ihr in diesem Augenblick seine himmlische Glorie in so erhabener Weise mit, daß alle Visionen und geistigen Verkostungen dagegen in nichts zerrinnen.“

Diese mystische Vermählung ist inniger als die geistliche Verlobung. Die letztere vergleicht die Heilige mit zwei Lichtern, die einander so nahe gerückt sind, daß sie gleichsam ein Licht ausmachen, aber doch wieder von einander getrennt werden können; die geistige Vermählung aber vergleicht sie dem Wasser, das vom Himmel herab in einen Fluß oder einen Quell fällt und sich innig und unzertrennlich mit demselben vereint; ferner mit einem kleinen Fluß, der sich in den Ocean ergießt und seine Wellen so mit demselben vereint, daß man sie unmöglich davon scheiden kann; oder mit einem hellen Licht, das sich durch zwei Fenster in das Zimmer ergießt, aber dort nur ein einziges Licht bildet. „Vielleicht," bemerkt Theresia, „sprach der hl. Paulus von dieser erhabenen Ehe, welche die Seele unauflöslich mit Gott verbindet, als er sagte: »Wer dem Herrn anhängt, wird ein Geist mit ihm.« Vielleicht deutet er sie auch durch folgende Worte an: »Christus ist mein Leben und Sterben mein Gewinn.«"

Wundervoll sind die Wirkungen dieses neuen Lebens in der Seele. Die Seele vergißt ganz sich selbst, schaut nur auf Gott und seine Ehre und hat ein größeres, aber wegen der vollkommenen Vereinigung mit dem Willen Gottes ein ruhigeres Verlangen, zu leiden. Die Ungeduld, zu sterben und mit Christo zu sein, verwandelt sich in ein glühendes Verlangen, zu leben und seine Ehre zu fördern. Die Seele genießt einen bewunderungswürdigen Frieden und bleibt in tiefem Stillschweigen mit ihrem Gott vereint.

Ueber die Absichten, welche Gott bei solch hoher Begnadigung der Seele hat, spricht sich Theresia also aus: „Glaubet ja nicht, seine einzige Absicht sei, ihr Trost und Wonne zu verschaffen, das wäre ein großer Irrthum. Gott verleiht uns diese Gnade, um unsere Schwäche zu stärken, damit wir nach dem Beispiel seines Sohnes große Leiden ertragen können. Zu allen Zeiten sehen wir, daß diejenigen, die unserm Herrn Jesus Christus am nächsten nachgefolgt, auch am meisten gelitten. Seht auf seine heiligste Mutter und seine glorreichen Apostel. Verbarg sich der hl. Paulus, der in den dritten Himmel entzückt war, nach Empfang so hoher Gnade in die Einsamkeit, um die Wonne, von der seine Seele überfluthet war, in Ruhe zu genießen? Nein, im Gegentheil; den Tag über war er thätig im Apostelamt, und während der Nacht erarbeitete er seinen Lebensunterhalt. Das, meine Töchter, ist der Zweck der Contemplation, das ist das Ziel der geistlichen Vermählung, unaufhörlich sollen aus ihr Werke zur Ehre Gottes hervorgehen. Wisset ihr, was der Herr am meisten von uns wünscht? Daß unser Eifer ihm auf alle erdenkliche Weise Seelen zuführe, damit sie selig werden und ihm ewige Loblieder singen. Begreift es also wohl, meine Schwestern,

daß ihr durch das Gebet den Seelen im höchsten Grade nützlich werden könnt, und daß auf diese Weise euer apostolischer Eifer sich auf die ganze Welt erstrecken kann."

Am Schlusse ermahnt die Heilige ihre Töchter, öfters in diese innern Wohnungen einzutreten; der Eingang stehe ihnen frei, dazu bedürften sie der Erlaubniß der Priorin nicht. „Als Dank für mein heißes Verlangen, euch im Dienste meines Herrn einigermaßen behülflich zu sein, gewährt mir die Bitte, jedes Mal, wenn ihr diese Zeilen leset, seine göttliche Majestät in meinem Namen zu preisen und von ihr die Ausbreitung seiner Kirche, die Erleuchtung der Lutheraner und für mich die Vergebung meiner Sünden und die Erlösung aus dem Fegfeuer zu begehren." Demüthig, wie immer, sagt Theresia ihren Töchtern: „Wenn ihr etwas Gutes in diesem Buche findet, so seid überzeugt, daß es mir der Herr zu euerm Frommen eingegeben; was aber mangelhaft ist, kommt unzweifelhaft von mir." Mit großer Freude sah sie jedoch ihr Werk vollendet: „Ich sagte beim Beginn, mit welchem Widerwillen ich diese Arbeit begann; jetzt, da ich sie vollendet, macht sie mir große Freude, und ich halte die Mühe für gut angewendet, obwohl sie, das gestehe ich, nicht gering gewesen ist." Theresia vollendete ihr Werk zu Avila am Vorabende des Andreasfestes im Jahre 1577.

Es sind die eigenen Seelenzustände der Heiligen, welche in der Seelenburg geschildert werden, der ganze Gang ihres höhern innern Lebens von Anfang bis zum Gipfel. In dieser Schrift finden wir den Kern dessen, was Gott der Seele Theresia's in ihren Ekstasen mitgetheilt hat. Von der Seelenburg gilt auch vorzüglich das Lob, welches der Gerichtshof der Rota den Schriften der Heiligen im Allgemeinen spendet: „Theresia hat die Geheimnisse des innern, höhern, mystischen Lebens, welche von den heiligen Vätern in loser Ordnung und nicht im Zusammenhang behandelt worden, mit unübertroffener Klarheit dargestellt."

Wollen wir die Höhe ermessen, zu welcher sich die hl. Theresia in diesem ihrem Meisterwerke aufgeschwungen, so vergleiche man ein Analogon aus dem größten Philosophen der vorchristlichen Welt. In seinem „Gastmahl" legt Plato der weisen Diotima eine herrliche Rede über die innere Anschauung und Liebe der höchsten Ur-Schönheit in den Mund [1]); es sind wundervolle, erhabene Ahnungen der Wahrheit, allein

---

[1]) „Achte jetzt auf das, was ich dir sagen will, Sokrates, so viel du vermagst. Jeder, welcher durch diese verschiedenen Grade der Liebe (der Liebe zur körperlichen und zur sittlichen Schönheit, so wie zur Weisheit) durchgegangen und sich nun auf die hohe See des Schönen begibt, wird als Ziel und Ende seines liebenden Strebens plötzlich den Anblick einer wesenhaft wunderbaren Schönheit erlangen, einer Schönheit, die immerwährend ist

doch immer nur schwache Strahlen jenes Lichtes, das bei der Jungfrau von Avila in leuchtenden Strömen hervorbricht.

Die Ausrufungen (exclamaciones).

Es sind dies siebenzehn flammensprühende Gebete und Betrachtungen, deren jede ein Ganzes bildet. Nach Angabe des P. Luis de Leon, welcher dieselben zum ersten Male herausgab, hat die Heilige sie bei verschiedenen Anlässen niedergeschrieben, je nachdem der Herr ihr den Geist mittheilte. Oft, wenn sie, besonders nach der hl. Communion, die sie überströmenden Gefühle nicht mehr in sich verschließen konnte, ergriff sie die Feder und goß ihre Seele vor dem Herrn aus.

Beachtenswerth ist, was Villeflore, einer ihrer Biographen, erzählt. „Als die Heilige eines Nachts in ihrer Zelle schrieb, kam sie plötzlich außer sich, so daß sie nicht merkte, wie eine andere Nonne eintrat. Sie legte eine Zeit lang ihre Feder nieder, tiefe Seufzer entrangen sich ihrer Brust. Ihr Auge glänzte wie Feuer, und ihr Angesicht war so leuchtend, daß die Nonne in großen Schrecken gerieth. Theresia zeigte in ihrem Aeußern eine Majestät, welche das göttliche Wirken in ihrer Seele wiederspiegelte. Vielleicht schrieb sie damals die Betrachtungen nach der Communion, die man exclamaciones nennt, wenigstens sind diese in jenem Jahre verfaßt. Wohl selten hat sich die Gottesliebe glühender und hinreißender in Worten kundgegeben."

Der spanische Herausgeber la Fuente rechnet die Ausrufungen zu den poetischen Werken der Heiligen; allerdings sind sie voller Poesie und erinnern namentlich an das herrliche Gedicht: „Ohn' in mir zu leben, leb' ich"; allein wir möchten sie doch lieber als Gebete bezeichnen.

---

und weder entsteht noch vergeht, weder wächst noch schwindet. Nicht wird ihm diese Schönheit unter irgend einer Gestalt erscheinen, noch irgendwie an einem Anderen befindlich, sondern an und für sich und in sich selbst, ewig überall dieselbe. Alle andern Dinge sind schön durch Theilnahme an dieser höchsten Schönheit, und zwar so, daß sie, wenn sie entstehen oder vergehen, sie nicht diese Schönheit ändern, und diese nichts dadurch verliert, nichts mit ihnen gewinnt. Auf diesem Punkte des Lebens kann der Mensch, wenn je irgendwo, eigentlich erst wahrhaft leben, wenn er das Urschöne schaut, wenn er die lautere, reine, göttliche Schönheit selbst in ihrer Eigenartigkeit erblickt. Glaubst du, daß das Leben eines Menschen ein schlechtes sein könne, welcher dorthin blickt und diese Schönheit anschaut und mit ihr umgeht? Oder glaubst du nicht vielmehr, daß er dort allein, indem er diese Schönheit schaut mit den Augen, womit sie geschaut werden kann, nicht Schattenbilder der Tugenden, sondern die wahre und wirkliche Tugend selber in sich hervorbringt; weil er ja kein Schattenbild ergreift, sondern die Wahrheit und Wesenhaftigkeit selbst? Hat er aber wahre Tugend in sich erzeugt und genährt, so ist sein Antheil, daß er zum Freunde Gottes, und, wenn irgend Jemand, der Unsterblichkeit theilhaftig wird."

(Symposion. cap. 29.

Als Grundton geht durch das Ganze die Klage über das Exil hienieden und das Verlangen nach dem Besitze Gottes im Himmel.

Einige Gedanken aus diesen Flammengebeten Theresia's mögen hier eine Stelle finden.

„O mein Leben, mein Leben, wie vermagst du also getrennt von deinem wahren Leben zu bestehen! O, wie bitter ist das Leben, in welchem man bis zur letzten Stunde so wenig Gewißheit über die wichtigste Angelegenheit hat.

„O Tod, o Tod, ich begreife gar nicht, wie man dich fürchtet, weil doch in dir das Leben ist. Aber freilich, soll man dich nicht fürchten, wenn man einen Theil des Lebens zugebracht, ohne Gott zu fürchten?

„O mein Gott und meine wahre Kraft! woher kommt es, daß wir in Allem feige, und nur kühn sind, Dich zu beleidigen? Gegen Dich allein entfalten wir Kinder Adams alle unsere Kräfte.

„Jesus, mir scheint, es genügt ein einziger Deiner süßen Blicke, um die Dir angehörenden Seelen für viele in Deinem Dienst zugebrachten Jahre zu belohnen. Du weißt, o mein liebevoller Erlöser, daß mich der Gedanke, an jenem schrecklichen Tage des Gerichtes Dein erzürntes Auge auf mich gerichtet zu sehen, mehr erschreckt, als die Vorstellung aller Qualen und Schrecken der Hölle.

„Strafe mich nicht, o Herr, mit Gewährung meiner Bitte, wenn Du sie nicht den Absichten Deiner Liebe entsprechend hältst.

„O Herr, so lange unser irdisches Leben dauert, ist unser ewiges Leben immer in Gefahr. O du meinem Glücke so feindliches Leben, warum darf ich dir kein Ende machen! Ich erdulde dich, weil Gott dich duldet, ich sorge für dich, weil du ihm gehörst. So hüte dich wenigstens, mich zu verrathen und sei nicht undankbar."

Die ganze Gluth einer von Gottesliebe entbrannten und verwundeten Seele gibt sich in diesen Ausrufungen kund; mehrfach begegnet man Stellen von hinreißender Beredtsamkeit und überaus zarter und tiefer Empfindung.

4. Die Dichterin.

Poesieen der hl. Theresia.

Wir dürfen uns nicht wundern, die mystische heilige Theresia auch mit dem Kranz des Dichters geschmückt zu sehen. Wer eine „Seelenburg" zu schreiben und Herzensgedanken und Empfindungen, wie in den Ausrufungen, darzustellen vermag, hat schon dadurch allein seinen Dichterberuf bekundet. Ueberhaupt sind mystische Seelen zumeist auch poetische Naturen; gerade bei den Mystikern sehen wir die heilige Poesie

ihre schönsten Blüthen entfalten. Wir erinnern statt Vieler nur an den seraphischen heiligen Franciscus von Assisi, den Görres nach dieser Richtung hin so unvergleichlich in seiner Schrift: „Der hl. Franciscus ein Troubadour“ schildert, an den hl. Bonaventura, an die vielen andern Franciscaner-Dichter, mit denen uns Ozanam bekannt macht, an die Poesieen der Dominicanerinnen in dem Kloster zu Unterlinden, die von Greith mitgetheilt werden.

Die hl. Theresia hatte sich, phantasiereich und hochbegabt, wie sie war, schon in ihrer Jugend auf dem poetischen Gebiete versucht; man denke an die Rittergeschichte, die sie als Vierzehnjährige verfaßte. Jetzt ist sie, in unermeßlichem Abstande von damals, Sängerin der Gottesminne; wie sie das geworden, erzählt sie uns selbst in ihrer Autobiographie: „O, was empfindet die Seele in dieser wonnevollen Trunkenheit der Gottesvereinigung; sie möchte in tausend Zungen verwandelt sein, um Gott zu danken. Ich kenne eine Person, sie war keine Dichterin, aber sie machte auf der Stelle Verse, die sehr innig diesen Schmerz ihrer Liebe ausdrücken. Das war kein Erzeugniß ihres Verstandes — nein, das war ein Ausruf, der aus der Ueberfülle süßer Qual hervordrang, es war eine Klage, die sie an Gott richtete über ihre Unfähigkeit, nicht tiefer noch in das Entzücken ihrer Liebe versinken zu können. Die Seelenkräfte ergießen sich (bei diesen hohen ekstatischen Zuständen) im Lobe Gottes, aber ganz regellos, wenn es nicht etwa ihm selbst gefällt, die Worte zu ordnen; der Verstand reicht nicht im mindesten dazu aus. Die Seele möchte sich ausströmen im Preise der göttlichen Liebe, sie ist außer sich in wonneseliger Bewegung. Jetzt erschließen sich die Blumenkelche, jetzt verbreiten sie ihre Wohlgerüche. Jetzt möchte die Seele, daß alle Creaturen sie in ihrer Verherrlichung sehen. Das wird der wundervolle Geist des Propheten David empfunden haben, als er das Lob Gottes zur Harfe sang.“ Die Poesie der Heiligen gibt sich also als die Blüthe der höchsten ekstatischen Begeisterung zu erkennen. Theresia ist nämlich selbst jene Person, von welcher in der mitgetheilten Stelle die Rede ist.

Die Gedichte der hl. Theresia sind nicht zahlreich; in Deutschland wurden bisher nur wenige veröffentlicht. Der spanische Herausgeber la Fuente zählt 43 Gedichte auf, die der Heiligen zugeschrieben werden; sieben von diesen gehören ihr unbestritten an, 15 sind wahrscheinlich von ihr, und 21 zweifelhaft. Von jenen 43 Gedichten bringt la Fuente jedoch nur achtundzwanzig.

Inhalt aller dieser Poesien ist die Gottesminne; einige sind hochpoetische Ergüsse eines von glühender Begeisterung und himmlischer Sehnsucht erfüllten Herzens; andere sind mehr einfacher Natur: Lieder, die sie für ihre Schwestern dichtete und mit diesen bei kirchlichen Festen,

sowie zur Feier der Einkleidung oder Gelübde-Ablegung sang. Das herrlichste ihrer Gedichte ist die Glosse über den Spruch: Ohn' in mir zu leben, leb' ich rc. (Glosse, spanisch glosa, eine alte, den Spaniern und Portugiesen eigenthümliche Dichtungsart, die man als poetische Variation bezeichnen kann. Ein Motto, Wahlspruch, oder sonst eine Sentenz wird in mehrern folgenden Strophen umschrieben, entfaltet und erklärt, so daß die Worte des Textes zeitweise unverändert wiederholt werden.)

Diese Glosse ist die Frucht einer Ekstase.

Als die Heilige am Ostersonntag 1572 zu Salamanca in ihrem Kloster war, hörte sie, wie eine Novizin in der Erholung ein Lied auf die göttliche Liebe sang. Auf ein Mal kam sie außer sich, so daß sie die innere Flammengluth nicht mehr zurückzudrängen vermochte. Sie gerieth in Ekstase, man brachte sie wie todt in ihre Zelle, dort blieb sie auf ihrem ärmlichen Lager zwei Tage lang im Todeskampf der Liebe. Ihrem Beichtvater schrieb sie später: „Die Heftigkeit des Schmerzes durchbohrte dieses Mal meine Seele; ich begreife jetzt besser das Marterthum der hl. Jungfrau, als der Schmerz ihre Seele durchdrang." Als sie wieder zu sich gekommen, schrieb sie, was sie empfunden, in folgenden Versen [1]):

Ohn' in mir zu leben, leb' ich,
Da ich um solch' Leben werbe,
Daß ich sterb', weil ich nicht sterbe!

Das vermag der Liebe Kraft,
Die da Gott und mich umschlinget,
Daß mein Herz sich frei erschwinget,
Und mein Gott mir bleibt in Haft.
Doch des Herrn Gefangenschaft,
O, wie schmerzt sie mich so herbe,
Daß ich sterb', weil ich nicht sterbe!

O, wie lang ist dieses Leben,
O, wie weit vom Heimathlande!
O, des Kerkers, o, der Bande,
Die mein armes Herz umgeben!
Warten, bis es darf entschweben,
Ist ein Schmerz schon, so voll Herbe,
Daß ich sterb', weil ich nicht sterbe!

O, du Leben voller Leid,
Wenn wir nicht des Herrn genießen!
Bitt'rer Sehnsucht Thränen fließen,
Ist so süße Liebe weit;
Härter, als von Stahl ein Kleid,
Drückt's mir Glieder und Gewerbe,
Daß ich sterb', weil ich nicht sterbe!

Einzig das noch läßt mich leben,
Daß ich hoffe auf den Tod;
Zeigt er doch wie Morgenroth,
Daß sich neue Sonnen heben.
Tod, der neu verspricht das Leben,
Eil', weil so ich um dich werbe,
Daß ich sterb', weil ich nicht sterbe!

Schau' wie stark die Liebe minnt,
Leben, sei mir nicht beschwerlich;
Einzig ist an dir begehrlich,
Daß, wer dich verliert, gewinnt.
Süßer Tod, o komm' geschwind,
Komm', zerbrich die schwache Scherbe,
Denn ich sterb', weil ich nicht sterbe!

Das ist Leben, wahr und echt,
Was da droben uns beschieden;
Das genießt nur, wer hienieden
Ließ das Leben arm und schlecht.

[1]) Uebersetzung von A. Ditges in Köln.

Tod, mißgönn' mir nicht mein Recht,
Daß ich sterbend Leben erbe;
Denn ich sterb', weil ich nicht sterbe!

Leben, kann ich Beff'res bringen
Meinem Gott, der lebt in mir,
Als wenn ich entsage dir,
Daß ich süßer Ihn umschlinge?
Daß ich sterbend Ihn erringe,
Ist's allein, um das ich werbe:
Ja, ich sterb', weil ich nicht sterbe!

Fern von Dir, mein Gott, verbannt,
Welches Leben kann ich leben,
Einem Tode hingegeben,
Wie ich härtern nie gekannt?
Mich umschließt ein hartes Band,
Mich erbarmt, daß ich verderbe.
Denn ich sterb', weil ich nicht sterbe!

Springt der Fisch aus seiner Welle,
Nimmt der Tod ihm alles Leid;
Wer dem Tode ward geweiht,
Dem wird Tod der Ruhe Quelle.
Ist ein Tod, der gleich sich stelle
Meinem Leben, schwarz und herbe?
Denn ich sterb', weil ich nicht sterbe!

Will mir neue Lust ersprießen,
Dich zu schau'n im Sacrament,
Heißer nur der Schmerz entbrennt,
Daß ich Dein nicht kann genießen;
Reicher mir die Thränen fließen,
Nicht zu schauen, wie ich werbe:
Ja ich sterb', weil ich nicht sterbe!

Wenn die Hoffnung mich erhebt,
Einst im Himmel Dich zu schauen,
Bringt die Furcht mir doppelt Grauen,
Die Dich zu verlieren bebt.
Wie mich Hoffnung auch belebt,
Zag' ich, daß ich mich entfärbe:
Denn ich sterb', weil ich nicht sterbe!

Nimm von mir den bösen Tod,
Gib, o Gott, mir neues Leben,
Laß mich froh und frei entschweben
Dieses Netzes grauser Noth!
Dich zu schau'n, ist Lebensbrod,
Da ich ohne Dich verderbe;
Denn ich sterb', weil ich nicht sterbe!

Weinen nach des Todes Weh'n
Will ich, weinen, daß ich lebe
Also lange in der Schwebe,
Weil die Sünden widersteh'n.
O mein Gott, wann wird's gescheh'n,
Wann wird wahrhaft mir das Erbe:
Daß ich sterb', weil ich nicht sterbe?

Leider ist es einer Uebersetzung nicht möglich, die Präcision, die Fülle und Tiefe des Originals ganz wiederzugeben. Die klangvolle Würde und die majestätische Erhabenheit des spanischen Idioms ist ohnehin unübertragbar.

Herrlich sind auch die bereits früher mitgetheilten Strophen, in welchen die Heilige die wunderbare Durchbohrung ihres Herzens besang. Aehnlich hat der hl. Franciscus gesungen, als er Christi Wundmale empfangen: „Sengend traf mit flammender Gluth das Herz mir Feuer der Liebe."

Nicht minder ist die „Hingabe an Gott" ein energisches, sehr schwungvolles Gedicht.

Wie Theresia auch für ihre Ordensschwestern dichtete und mit ihnen sang, erzählen uns P. Ribera, ihr erster und vorzüglichster Biograph, so wie Agnes von Jesus, eine ihrer geistlichen Töchter. Ribera berichtet: „Theresia liebte es, wenn ihre Nonnen heiter waren und an Festen der Heiligen sangen und Liedchen (coplas) verfaßten. Wie sie in allem ein

gutes Beispiel zu geben pflegte, verfaßte sie auch selber solche Liedchen und sang sie mit ihren Schwestern, meist ohne Begleitung eines Instruments, sondern nur mit der Hand den Takt schlagend." Diese Liedchen sind mehr idyllischen Charakters, athmen aber ebenfalls sehnsuchtsvolle Gottesliebe.

Bei der Information für die Seligsprechung Theresia's erklärte die Priorin Agnes von Jesus: „Die Mutter Theresia gab mir einst solche Lieder zum Abschreiben; ich hatte im Innern das Gefühl der Mißachtung, als ob derartige Dinge einer so ehrwürdigen Person nicht angemessen seien. Allein sie durchschaute meine Gedanken, trat in meine Zelle und sagte mir ohne weiteres mit vieler Anmuth: Alles das ist in diesem Leben nothwendig, trage nur kein Bedenken!" Einer andern Nonne befahl die Heilige einst bei Gelegenheit eines Festes, einige Liedchen zu singen. „Jetzt singen"? warf diese ein; „besser wäre es, eine Betrachtung zu halten." Die Heilige schickte sie sofort in die Zelle, um zu betrachten, gab ihr aber zugleich wegen ihres Ungehorsams einen scharfen Verweis.

Für ihre Liebe zu Gesang und Poesie spricht auch folgende Mittheilung an ihren Bruder, die wir in einem Briefe an diesen (2. Januar 1575) finden. „Gestern hatten wir ein großes Fest wegen des süßen Namens Jesu. Gott vergelte Ihnen, was Sie dazu gethan. Ich weiß nicht, wie ich Ihnen so viel Liebe und Güte vergelten soll, als durch die beifolgenden Lieder, die ich auf Geheiß des Beichtvaters zur Erheiterung der Schwestern verfaßte. Ich habe ganze Nächte damit zugebracht. Ich wußte sie nicht anders als so zu machen. Sie haben eine gefällige Melodie, vielleicht könnte Fränzchen (Lorenzo's Sohn) sie treffen und die Lieder singen. Sehen Sie, ob ich nicht Fortschritte mache." Dann fügt sie in einem Postscriptum bei: „Ich dachte, Sie würden uns Ihr Lied senden. Die hierbei folgen, haben weder Hand noch Fuß, gleichwohl singt man sie. Jetzt fällt mir ein, daß ich einmal eines verfaßte, als ich mich tief im Gebete befand. Die Verse lauteten, ich weiß es allerdings nicht genau mehr, folgendermaßen[1]).

Schönheit, Sonne, die die Kerzen
Aller Schönheit dunkel macht,
Ohne Wunde gibst du Schmerzen,
Tilgest ohne Schmerz im Herzen
Aller ird'schen Liebe Macht.

Band, das einiget zwei Wesen,
Die getrennt sind himmelweit,
Ach, warum willst du dich lösen,
Da, als du geknüpft gewesen,
Sich in Lust verkehrt das Leid!

[1]) Uebersetzung von Diepenbrock.

Das, was nichtig ist, verbindest
Du dem Sein, das ewig währt;
Was an eig'ner Glut du zündest,
Liebst du; was du werthlos findest,
Ihm verleih'st du neuen Werth.

In den spanischen Sammlungen der Gedichte Theresia's findet sich auch noch ein kleiner origineller Bittgesang, den die Heilige zur Abwendung einer die Genossenschaft belästigenden Plage gedichtet und mit ihren Schwestern in Procession sang. Das bekannte Lied: „Nicht fühl' ich Dich zu lieben mich gezogen," rührt wohl nicht von der hl. Theresia her. Die Form ist zu künstlerisch, die Heilige liebt einfachere Formen, auch kennen wir kein anderes Gedicht von ihr in diesem Metrum. Es ist übrigens sehr schön und die Gedanken desselben sind ganz die Gedanken der hl. Theresia.

5. Die Briefe der hl. Theresia.

Die Briefe der hl. Theresia bilden einen sehr wichtigen, umfangreichen, noch nicht genugsam ausgebeuteten Theil ihrer Schriften. In der jüngsten spanischen sechsbändigen Ausgabe ihrer Werke füllen sie zwei starke Octavbände. Doch sind bei weitem nicht alle ihre Briefe auf uns gekommen; aus der ersten Zeit ihrer Correspondenz sind uns nur wenige erhalten.

Theresia führte eine sehr ausgedehnte Correspondenz. Dieselbe beginnt mit ihrer Reformthätigkeit für den Carmel, wie sie eben durch diese auch veranlaßt wurde. Ein großer Theil der Briefe ist an die Priorinnen der neugegründeten Klöster gerichtet. Aber auch mit Bischöfen und den angesehensten kirchlichen Würdenträgern tritt sie in Verbindung; sie correspondirt mit König Philipp II. von Spanien, mit dem Herzog und der Herzogin von Alba, mit dem Staatsmann Diego de Mendoza; sie steht in Briefwechsel mit den bedeutendsten Theologen, sowie mit den großen Heiligen und Meistern des geistlichen Lebens jener Zeit, mit Franciscus Borgia, Petrus von Alcantara, Johannes von Avila, Ludwig Bertrand und Ludwig von Granada. So erscheint die hl. Theresia in geistigem Verkehr mit den vornehmsten Persönlichkeiten des damaligen Spanien.

Von ganz besonderm Interesse ist der Briefwechsel mit ihrer Familie, ihren Brüdern und ihren Verwandten. Gerade der erste uns von ihr erhaltene Brief ist an ihren Bruder Lorenzo de Cepeda in Peru gerichtet; Theresia unterzeichnet sich hier noch als Doña Teresa de Ahumada.

In mehrfacher Hinsicht sind die Briefe der hl. Theresia von hoher Bedeutung. Zunächst bieten sie uns ein Bild ihrer öffentlichen Wirk-

samkeit für die Erneuerung ihres Ordens; sie sind neben dem Buche der Klosterstiftungen die wichtigste Quelle für die Geschichte ihres Lebens in den letzten zwanzig Jahren. Durch ihre Briefe leitet und unterweist die Heilige die Superiorinnen der einzelnen Häuser; überall gibt sich ihre weise und energische Sorge für den geistigen Fortschritt und den gesicherten Bestand der Genossenschaft kund. Ja, ihre Correspondenz ist ein Hauptwerkzeug ihrer reformatorischen Thätigkeit gewesen.

Nicht minder bringen diese Briefe viele hochinteressante Züge für die Kenntniß des Charakters und der Geisteseigenthümlichkeit der hl. Theresia. Nirgendwo gibt sich ja der Mensch ungezwungener und besser zu erkennen, als in vertraulicher Correspondenz. Allerdings hat Plinius der Jüngere seine Briefe mit der bewußten und kundgegebenen Absicht geschrieben, diese später als ein Prunkstück zu veröffentlichen. Nicht so Theresia; sie hat nicht einmal Zeit, ihr Geschriebenes zu überlesen, der Postbote steht gewöhnlich schon wartend da. Freilich macht sie einen Unterschied in ihren Briefen; an König Philipp schreibt sie anders als an ihre Nonnen, aber anmuthig und natürlich bleibt sie immer.

Die Heilige erscheint in ihren Briefen zunächst als vollendete Seelenführerin und Meisterin des geistlichen Lebens. Richtig und entschieden ist ihr Urtheil, besonnen ihre Leitung. Sie ist eine Feindin von allem Auffallenden und Sonderthümlichen; eine Postulantin, die mit der Bibel in der Hand in's Kloster kam, wies sie an der Schwelle ab. Falsche Andächtelei und unbescheidener Eifer finden an ihr einen unbeugsamen Widerstand. Wie die Heilige in ihrem Verkehr mit Gott auf ekstatischen Höhen wandelt, so zeigt sie sich in ihrem Verkehr mit der Welt, namentlich in ihrer Correspondenz, als Typus des vollkommensten, klarsten Verstandes und des besonnensten Urtheils.

Wir lernen ferner Theresia durch ihre Briefe auch als liebevolle Freundin und Fürsorgerin für ihre Familie kennen. Der Eintritt in's Kloster hat ihr Herz den Ihrigen nicht entfremdet. Sie ist zärtlich besorgt für ihren melancholischen Bruder Pedro, voll mütterlicher Liebe für ihre Nichte Teresita, zu deren Einkleidung sie, obschon todtkrank, nach Avila eilen wollte. Theresia ist sehr bemüht, Streitigkeiten und Processen vorzubeugen, anderseits aber auch beflissen, ihren Rechten nichts zu vergeben. Sehr interessant sind die Briefe, in denen sie als Schutzgeist und weise Seelenführerin ihres aus Peru heimgekehrten Bruders Lorenzo erscheint. Sie empfiehlt ihm Sorge für seine Gesundheit und Maßhalten in Gebet und Abtödtung. Der Verkehr zwischen Bruder und Schwester bewegt sich, wenngleich einfach und herzlich, doch ganz in den damaligen Umgangsformen der hohen spanischen Gesellschaft. Der Briefwechsel Theresia's mit ihrer Familie liefert einen neuen anmuthigen Beleg zu

dem Satze, daß die Gnade die Natur nicht aufhebt, sondern vervollkommnet.

Die Energie ihres Charakters zeigt sich in ihren Briefen an Philipp II., in den Schreiben an den Carmeliter-General, an die Jesuiten in Palencia, an P. Gracian. Rührend ist die Sorge, welche sie für ihre Freunde und Seelenführer trägt: für P. Bañez, dem sie eine größere Schonung seiner Gesundheit anempfiehlt, für P. Gracian, den sie in ihrem Schreiben an König Philipp energisch in Schutz nimmt, für den Priester Daza, dem sie von seinem Bischof das ihm versprochene Canonicat erwirkt.

Ganz besonderes Interesse erregt es, Theresia, diese in ekstatischen Höhen fliegende Taube, auch in den Niederungen des gewöhnlichen Lebens verkehren zu sehen. Man glaubt oft kaum, daß die Heilige ihre Aufmerksamkeit so fern abliegenden weltlichen Gegenständen zuwenden könne. Ganz durchdacht und von eigener Kenntniß des landwirthschaftlichen Lebens zeugend sind z. B. die Rathschläge, die sie ihrem Bruder Lorenzo bezüglich der häuslichen Einrichtungen auf seinem Landgute La Perna gibt. Sie zeigt sich umsichtig und kundig bei Beurtheilung körperlicher Leiden, man meint zuweilen einen Arzt reden zu hören.

Eigenthümlich wohlthuend muthet auch die Heiterkeit an, die in diesen Briefen herrscht. Theresia ist dem Scherze nicht abhold, in hohem Grade geistreich, mitunter humoristisch mit einem Anfluge von Satire. Nichts ist dem Wesen der hl. Theresia mehr zuwider, als Trübsinn und Melancholie; die schärfsten Stellen ihrer Briefe und Schriften sind gerade gegen diese Geisteszustände gerichtet. Bezeichnend für die Naivetät der Heiligen ist, wie sie selbst corrigirt: „Ich möchte gern wissen," schreibt sie, „wie P. Gracian predigt; ich glaube, er predigt nicht besonders"; aber gleich fügt sie hinzu: „Nein, ich will es nicht wissen."

Gewisse kleine anmuthige Züge, denen wir auch in ihren übrigen Schriften begegnen, treten in ihrer Correspondenz wiederholt und noch deutlicher hervor. So liebt die Heilige z. B., wie schon früher bemerkt, ganz besonders das Element des Wassers; ihre schöne Schilderung des Gnadeneinflusses im Gebet beruht bekanntlich auf einem Vergleich mit diesem Element. Theresia pflegte ihre Klöster auch gern in der Nähe eines Baches oder sonst eines Wassers anzulegen; oftmals ist in ihren Briefen hiervon Rede. Ueberhaupt hatte die Heilige, wie die Mystiker insgemein, Sinn und Liebe für die Natur.

In der Correspondenz der hl. Theresia spiegelt sich auch die trübe Zeit des Sturmes gegen die Reform ab, und zwar in ganz eigenthümlicher Weise. Damals war große Vorsicht im schriftlichen Verkehr geboten. Theresia bezeichnet nun damals in ihren Briefen sich

selbst und überhaupt Jene, mit denen sie verkehrte, und über welche sie sprach, mit Geheim-Namen. Sich selbst nennt sie z. B. Angela, zuweilen auch Lorencia nach ihrem Bruder Lorenzo. Den Heiland nennt sie Joseph, die Inquisitoren heißen Engel, der Großinquisitor angel mayor, der höhere Engel. Auch die unbeschuhten und beschuhten Carmeliter werden mit eigenthümlichen Namen benannt. P. Gracian erscheint als Eliseus, weil ein Schüler des hl. Ordenspatrons. Der hl. Johannes vom Kreuz wird wegen seiner kleinen Gestalt und seiner kurz gedrungenen Rede von ihr Senequita, der kleine Seneca, genannt.

Alle Briefe Theresia's beginnen mit dem Namenszug Jesu in Abkürzung als Ueberschrift. Der Name Jesu ist nicht bloß Zeichen der Andacht und einfache Anrufung, sondern beginnt zugleich den Satz: „Jesus sei mit Ew. Hochwürden, Ew. Gnaden." Zuweilen steht das Zeichen des Namens Jesu allein und dann beginnt der Brief: „Die Gnade des hl. Geistes sei mit Ihnen." Oft begegnet man in ihren Briefen dem Wunsch: „Gott verleihe Ihnen die Heiligkeit, die ich Ihnen wünsche und erflehe."

Anfangs pflegte Theresia mit einem Todtenkopf zu siegeln, später mit dem Namenszuge Jesu, bezeichnend für ihre Seelenstimmung — sie fühlte sich überhaupt mehr zur Liebe als zur Furcht hingezogen.

Schon zu Lebzeiten der Heiligen standen ihre Briefe im größten Ansehen. Der hl. Johannes vom Kreuz verehrte sie als Reliquien.

Die Briefe der hl. Theresia (d. h. ein Theil derselben) haben an dem Bischof Palafox von Osma einen begeisterten, wenn auch nicht besonders glücklichen Erklärer gefunden. Besser als der weitschweifige Commentar ist die Vorrede, worin der Verfasser die Briefe der Heiligen nach ihrer theologischen, ascetischen und mystischen Seite bespricht. Treffend bemerkt er: „Diese Briefe sind eine anmuthige, anspruchlose und doch wieder beredte und überzeugende Anleitung zur Vollkommenheit ohne die Beschwerlichkeit des Lehrtones. Ich habe Niemanden gesehen, der Andacht zur hl. Theresia getragen und nicht dadurch an Geist gewonnen. Ebenso fand ich keinen Geistesmann, der durch die Lesung der Werke Theresia's nicht auch von großer Andacht zu dieser Heiligen erfüllt worden wäre."

Wie Bischof Palafox die ascetisch-theologische, so hebt der spanische Literatur-Historiker Capmany die literarische Bedeutung der Briefe Theresia's hervor. In seinem de la elocuencia española teatro historico-critico theilt er eine Reihe derselben mit als Muster einfachen, natürlichen, lebendigen, geistreichen, mitunter hochberedten Stiles.

Von Gewicht ist auch das Zeugniß des Americaners Ticknor (Protestant) in seiner spanischen Literaturgeschichte. „Theresia schreibt höherer Eingebung vertrauend mit einer Sicherheit, die fast immer feierlich und

achtunggebietend ist, und manchmal gerade durch ihre Kühnheit und Ungezwungenheit fließend und anmuthig. Sie besaß manchfaltige Gaben, und ihre Intelligenz war sehr groß. Sie hat Jedem von denen, an welche sie schrieb, so zahlreich sie auch sein mögen, etwas zu sagen, was sich gerade für den Anlaß eignet, um dessentwillen sie befragt wird. Das ist wahrlich keine leichte Aufgabe für eine Nonne, die seit 47 Jahren in Zurückgezogenheit von der Welt gelebt und deren Rath in diesem Zeitraum begehrt wurde von Erzbischöfen und Bischöfen, von weisen und geschickten Staatsmännern, wie Diego von Mendoza, von Männern wie Gracian, Luis von Granada, von Männern, die in tiefer Betrübniß und großer Gefahr waren, und endlich von Frauen in den gewöhnlichen Ereignissen des Alltagslebens. Ihre Briefe füllen Bände und sind, obgleich sie im Allgemeinen nur dringende Ermahnungen und Belehrungen über Glaubenssätze enthalten dennoch durch die Klarheit, Schönheit und weibliche Anmuth ihrer Schreibart berechtigt, eine ausgezeichnete Stelle in der Literatur der Briefe ihres Volkes einzunehmen. Der Briefwechsel keines einzigen spanischen Schriftstellers kann an wahrer Beredtsamkeit mit dem der hl. Theresia verglichen werden."

Die Sprache dieser Briefe ist, wie ein spanischer Kritiker bemerkt, der Typus des Altcastilischen, wie es damals von den Gebildeten des 16. Jahrhunderts gesprochen wurde, reines und elegantes Spanisch. Freilich kann man nicht in Abrede stellen, daß mitunter lange, seltsame Einschaltungen, verwickelte Constructionen, Sprünge, Wiederholungen vorkommen, allein der Gedanke wird dadurch nicht beeinträchtigt oder verdunkelt. Der große Geschäftsdrang nöthigte eben zur Eile. Viele Briefe jedoch, die sie mit einiger Sorgfalt schrieb, wie die an Philipp II., an Ludwig von Granada, an den Ordensgeneral de Rossi rc., sind so schön und so correct, daß sie als vollendete Muster ihrer Gattung gelten können.

Sehr zu bedauern ist, daß wir noch nicht eine vollständige deutsche Ausgabe der Briefe Theresia's besitzen. Bischof Sailer hatte in seiner schönen Sammlung: „Briefe aus allen christlichen Jahrhunderten" auch mehrere Briefe Theresia's theils ganz, theils bruchstückweise aufgenommen. Die Sammlung von Jocham ist nur eine Auswahl, die von Clarus ist allerdings relativ vollständig und auch mit schätzenswerthen Anmerkungen versehen, allein die Ordnung ist nicht die beste und die Uebersetzung auch nicht immer so fließend, wie sie z. B. aus der Feder der Gräfin Hahn-Hahn hervorgegangen sein würde.

Die Autographe der Briefe befinden sich als kostbare Reliquien zumeist in Spanien, nämlich in Sevilla, Valladolid und Madrid.

Außer diesen zweifellos echten Schriften werden der hl. Theresia noch einige beigelegt, die theils zweifelhaft sind, theils entschieden ihr nicht angehören. Zu den erstern sind die sieben Betrachtungen über das Vater unser zu rechnen, welche sich seit Anfang des 17. Jahrhunderts in allen Ausgaben ihrer Werke finden. Sprache und Behandlung des Gegenstandes machen es mehr wie wahrscheinlich, daß diese übrigens sehr werthvolle Schrift nicht Eigenthum der hl. Theresia ist. Zweifellos unecht ist die angebliche Prophezeiung Theresia's über Portugal, ein unsinniges Machwerk, die Ausgeburt eines überspannten Patriotismus; ebenfalls zweifellos unecht ist die von einem Jansenisten geschmiedete und der Heiligen in den Mund gelegte Prophezeiung über den Untergang der Gesellschaft Jesu. Auch die Satzungen einer Bruderschaft unserer lieben Frau vom Rosenkranz zu Calvarasa, einem Dorfe zwischen Salamanca und Alba, sind nicht als Werk Theresia's zu erweisen, eben so nicht, wie vorhin erwähnt, das schöne Gedicht: „Nicht fühl' ich dich zu lieben mich gezogen." Es gehört vielmehr dem hl. Franciscus Xaverius an.

6. Theresia, die klassische Schriftstellerin.

Wie in der deutschen Literatur des Mittelalters unsere deutschen Mystiker Heinrich Suso, Eckart, Tauler, eine bedeutsame Stelle einnehmen, so zählen im sechszehnten Jahrhundert die Werke der damals lebenden Misticos españoles zu den herrlichsten Zierden des spanischen Parnasses. Ein Ludwig von Granada, ein Ludwig von Leon, ein Diego Estella sind nicht nur hochbedeutend als theologische, ascetische und mystische Schriftsteller, sondern auch, vorzüglich die beiden ersten, als Koryphäen der heimathlichen Literatur. In ihre Reihe gehört mit dem hl. Johannes vom Kreuz vor allem die hl. Theresia; sie überragt dieselben. Es ist ein eigenthümlicher Vorzug der spanischen Literatur, daß sie unter ihren Größen auch Heilige, und zwar eine Heilige wie Theresia nennen kann. Bei Besprechung ihrer einzelnen Schriften wurde zwar zum Theil schon auch die literarische Bedeutung derselben in Betracht gezogen; einige ergänzende und zusammenfassende Bemerkungen dürften aber hier noch eine Stelle finden.

Vernehmen wir hierüber zunächst spruchberechtigte Autoritäten aus ihrem eigenen Lande.

Vor allem ist hier der mehrfach genannte hochberühmte Augustiner Ludwig von Leon von Gewicht, der feine klassische Dichter und elegante Schriftsteller. Er veranstaltete im Auftrag ihres Ordens-Provinzials zuerst eine Ausgabe der Werke Theresia's. In der Widmung an die Priorin Anna von Jesus, welche ihn zu dieser Arbeit veranlaßt hatte,

sagt er: „In der Erhabenheit der zu behandelnden Gegenstände (die mystische Theologie ist gemeint), und in der zarten und geeigneten Weise, wie sie dieselben behandelt, übertrifft Theresia viele hohe Geister; in der Form des Ausdrucks aber, in der Reinheit und Leichtigkeit des Stils, in der Anmuth und Angemessenheit der Wortstellung, und in einer höchst gefälligen, schmucklosen Eleganz kann sich kaum ein Schriftwerk unserer Sprache mit ihren Schriften messen. Es wäre eine große Verwegenheit, ihre Werke verbessern zu wollen (dies wurde damals von gewisser Seite versucht); denn wer gut kastilianisch (d. h. spanisch) versteht, muß anerkennen, daß die Schreibart der hl. Mutter die Eleganz selber ist." Von einem neuern, ausgezeichneten Kenner seiner heimathlichen Sprache und Literatur, von Ochoa, wird die hl. Theresia zu den fünf ausgezeichnetsten Schriftstellern gerechnet, die seit Bildung des spanischen Idioms bis zum 19. Jahrhundert geblüht haben; es sind dies der Dichter Guevara, der allbekannte Cervantes, Ludwig von Granada, der spanische Cicero, der Geschichtsschreiber Mariana, der spanische Livius genannt, und die hl. Theresia. Aber nicht bloß Landsleute Theresia's, sondern auch Kenner der spanischen Literatur überhaupt, wie der Americaner Ticknor und Andere, stimmen in dieses der Heiligen gespendete Lob vollständig ein.

Die Vorzüge, welche der hl. Schriftstellerin einen so hohen Rang in der Literatur ihres Landes sichern, sind einestheils die Klarheit, Anmuth und Natürlichkeit ihrer Sprache, anderseits der Schwung und das Feuer ihrer Beredtsamkeit. Die Klarheit und Anmuth ihrer Darstellung beruhen zum nicht geringen Theil auf der sinnigen Anwendung höchst treffender Vergleiche und Allegorien; wir erinnern an die schöne Allegorie vom Wasser, durch welche sie die vier Stufen des Gebets versinnbildet, sowie an den Eingang der Seelenburg. Andere Beispiele sind folgende. Gottes Allwissenheit ist der hl. Theresia ein unermeßlicher leuchtender Diamant, in welchem sich alles, auch das Verborgenste, bis zu den geheimsten Gedanken und Empfindungen, abspiegelt. Die Seele ist ein heller Krystall, ein lauterer Spiegel, wird aber durch die Todsünde in dichten Nebel gehüllt und verfinstert, so daß Gott, obgleich er in uns gegenwärtig und das Leben unseres Lebens ist, nicht mehr in ihr wahrgenommen werden kann. Bei den Häretikern ist der Spiegel zerbrochen, und das ist noch weit schlimmer. Die Phantasie vergleicht sie mit einem unruhig hin und her flatternden Schmetterling oder bezeichnet sie als die Närrin, die das Haus in Unruhe und Verwirrung setzt. Nicht bloß in belehrender Darstellung ist Theresia sehr klar und anregend, sie weiß auch sehr anschaulich und malerisch zu erzählen, man lese nur die Geschichte ihres Lebens und das Buch der Klosterstiftungen. Das Feuer ihrer Beredtsamkeit gibt sich

namentlich kund in ihren begeisterten Anreden an Gott. In ihrer Selbstbiographie allein finden sich nicht weniger als vierzig solcher Ergüsse, die gleich Flammen aus dem Gluthofen eines liebeentbrannten Herzens emporlodern. Als Grundton aber zieht sich durch das Ganze ihrer Darstellung stets die lauterste, allem gelehrten und künstlichen Wesen fremde, von der Gnade hochverklärte Natürlichkeit.

In den Schriften der hl. Theresia sind auch manche eigenthümlich geistvolle und tiefsinnige Gedanken wie Perlen zerstreut. Berühmt ist z. B. die kurze, energische Definition, welche sie von der Demuth gibt. „Als ich einst betrachtete," sagt sie, „warum der Herr die Demuth so sehr liebt und uns dieselbe so sehr empfiehlt, fiel mir plötzlich und ohne vieles Nachdenken ein, dies sei, weil Gott die höchste Wahrheit ist und weil die Demuth nichts anderes ist, als ein Wandel nach der Wahrheit. Denn es ist Wahrheit, daß wir weit entfernt, aus uns selbst etwas Gutes zu besitzen, nur Erbärmlichkeit und bloßes Nichts sind. Wer dies nicht begreift, wandelt in der Lüge; je mehr man es begreift, um so angenehmer wird man der höchsten Wahrheit, weil man dann in der Wahrheit wandelt." Die Liebe erklärt sie sinnig als „einen Pfeil, der vom Willen abgesendet, das Herz Gottes trifft und mit Gewinn von dort zurückkehrt." Vom Teufel sagt sie außerordentlich bezeichnend: „Der Unglückselige! Er ist das Wesen, das nicht lieben kann." Man wird an des Dichters Wort erinnert: „Ihm steht es an der Stirne geschrieben, daß er mag keine Seele lieben." Einer Person, die im Guten fortzuschreiten wünschte, gibt sie den Rath, „so zu leben, als sei Niemand auf Erden, als ihre Seele und Gott allein". Ein Ausspruch, der dem berühmten Leibnitz sehr gefiel. „Es ist von großem Vortheil," schreibt er an den gelehrten Andreas Morelli, „diese Idee in der Philosophie stets vor Augen zu halten, und ich habe sie mit Nutzen in meinen Hypothesen zur Anwendung gebracht." Wiederholt spricht die hl. Theresia auch den Gedanken aus: „Es ist etwas Herrliches um die Wissenschaft und sie ist von Bedeutung für Alles[1])."

Zum Schluß noch ein Wort über die sprachliche Seite ihrer Werke. Es kann nicht in Abrede gestellt werden, daß sich allerdings auch manche incorrecte und bloß der Umgangssprache angehörende Worte und Formen in denselben finden. Andere, den jetzigen Leser befremdende Wendungen und Ausdrücke sind dagegen, wenn auch gegenwärtig nicht mehr üblich, so doch damals im Umlauf gewesen, und beeinträchtigen also nicht die Reinheit ihrer Sprache. Eigenthümlich ist die Vorliebe der Heiligen für Parenthesen und Einschaltungen; bei ihren Briefen wurde schon daran

[1]) „Gran cosa es el saber y las letras para todo."

erinnert; Gedanken drängen und überstürzen sich, die sie nicht unausgesprochen lassen will. Ihre Redeweise erinnert an die Umgangssprache. Wie schon einmal bemerkt, besteht nach dem Urtheil ihrer Zeitgenossen zwischen der mündlichen Conversation der hl. Theresia und ihrer schriftlichen Darstellung die größte Aehnlichkeit. „Wer ihre Schriften liest, mag sich überzeugt halten, daß er die Heilige wirklich reden hört." Uebrigens machte ja Theresia auch nicht den mindesten Anspruch darauf, als Schriftstellerin zu erscheinen.

Die sprachlichen Eigenthümlichkeiten in ihren Werken werden in der bereits früher citirten Schrift Salas' „Theresia als Schriftstellerin" eingehend aufgezählt.

7. Die doctora mistica.

Wir kennen die hl. Theresia als Geschichtschreiberin ihres innern und äußern Lebens, als ascetische und mystische Lehrerin, als gottbegeisterte Sängerin, als eine der ersten Größen der klassischen Literatur Spaniens. Es bleibt noch die Frage zu beantworten, welche Stellung und Autorität ihr als Lehrerin in der Kirche zukommt.

Wie war es möglich, daß eine Klosterfrau, welche keine theologischen und philosophischen Studien gemacht, die schwierigsten Probleme des innern und höhern Geisteslebens mit so viel Wahrheit, Tiefe und Klarheit zu behandeln wußte? Theresia bekannte sich selbst als unwissend: „Viele Jahre las ich Schriften über das innere Leben, ohne zu verstehen, was das sei, und nachdem es Gott gefallen, mir darüber Licht zu geben, verging eine lange Zeit, bevor ich Worte fand, um Andern dieses Licht mitzutheilen. Jetzt hat es mich recht wenig Mühe gekostet; der Herr gibt mir in einem Augenblick das volle Licht und die Fähigkeit, mich darüber auszusprechen. Meine Beichtväter waren außer sich vor Erstaunen und ich noch mehr als sie, weil ich meine Unfähigkeit besser kannte." „Theilt der Herr seinen Geist mit," sagt sie an einer andern Stelle, „so kann man sich mit Leichtigkeit ausdrücken; es ist, als hätte man ein Muster vor sich und zeichnete es ab. Fehlt uns aber jener Geist, so können wir jene Sprache so wenig als arabisch reden, und hätten wir uns auch Jahre lang im Gebete geübt. Deshalb ist es sehr vortheilhaft für mich, wenn ich mich auf der Gebetsstufe befinde, über welche ich zu schreiben habe; ich erkenne dann ganz deutlich, daß weder der Ausdruck noch die Gedanken von mir sind, und ich wundere mich nachträglich, wie ich alles das so treffend habe sagen können. Das widerfährt mir recht oft. Der Herr sagte mir selbst einmal," bemerkt Theresia weiter, „daß die meisten Dinge, die ich schriebe, nicht aus meinem Kopfe stammen, son-

dern von meinem himmlischen Meister mir dictirt werden. Deshalb bemerke ich ausdrücklich: wenn ich sage, »der Herr sagt mir« oder »ich hörte die Worte«, so würde ich mir ein Gewissen daraus machen, eine Stelle auszulassen oder beizusetzen. Entsinne ich mich aber nicht genau seiner Worte, so spreche ich wie aus mir selbst, weil in der That etwas von meinen eigenen Gedanken dabei sein kann."

So bekennt die Heilige an diesen und mehreren andern Stellen, daß sie auf ganz besondere Weise bei Abfassung ihrer Schriften von Gott erleuchtet worden.

Was Theresia hier von sich behauptet, wird seitens der kirchlichen Autorität bestätigt. Der Gerichtshof der Rota sagt in seinem Berichte an Papst Paul V., Theresia sei der Kirche von Gott als Lehrerin des geistlichen Lebens gegeben. Ihre Lehre sei nicht durch eigene Anstrengung erworben, sondern von oben eingegossen. Nicht durch Studium, sondern durch Gebet und durch vertrauten Umgang mit Gott habe sie ihre Wissenschaft erlangt. Auch betheuerten Augenzeugen, wie ihr Haupt leuchtete, während sie schrieb, und sie schrieb mit größter Schnelligkeit, lauschend auf die Worte des zu ihr redenden heiligen Geistes. Ganz besonders von Gewicht ist in dieser Frage das Zeugniß der Canonisationsbulle als Ausspruch des obersten Richters der Kirche. „Gott erfüllte sie", heißt es dort, „mit dem Geiste der Erkenntniß, so daß sie nicht allein Beispiele guter Werke in der Kirche zurückließ, sondern dieselbe auch mit dem Thaue himmlischer Weisheit befeuchtete, indem sie Bücher über die mystische Theologie und noch andere herausgab, angefüllt mit großem Geistesreichthum, woraus die Seelen der Gläubigen die reichlichsten Früchte ziehen und zur Sehnsucht nach dem himmlischen Vaterland mächtig angeregt werden." In der fünften Lection des Festofficiums heißt es mit ähnlichen Worten: „Theresia verfaßte viele von himmlischer Weisheit zeugende Schriften, durch welche die Gemüther der Gläubigen zur Sehnsucht nach dem himmlischen Vaterlande mächtig entflammt werden." In dem Festgebete an ihrem Gedenktage nennt die Kirche ihre Lehre „eine himmlische Nahrung" und betet zu Gott, „daß wir von dieser himmlischen Nahrung erquickt werden mögen". Nicht minder ist von Bedeutung, daß die Messe und das Officium der Heiligen, wie der Carmeliter-Orden sie feiert, große Verwandtschaft mit dem Officium der Kirchenlehrer zeigen.

Ist somit nicht bloß die Zuverlässigkeit der Lehre Theresia's, sondern sogar ihr übernatürlicher Ursprung von der Kirche bezeugt und gewährleistet, so wird ferner auch von derselben Autorität anerkannt, daß Theresia's Lehrwirksamkeit einen Fortschritt auf dem Gebiete der mystischen Theologie bezeichnet. Wir erinnern an das bereits früher mitge-

theilte Urtheil der Rota, Theresia habe die schwierigsten Punkte des innern mystischen Lebens, die von den heiligen Vätern zerstreut und in loser Ordnung besprochen worden, in Zusammenhang und in methodischer Weise behandelt. Eine weitere Anerkennung der Schriften Theresia's liegt darin, daß dieselben mehrfach im Kampfe gegen die Häresie zur Constatirung und Vertheidigung der kirchlichen Lehre angezogen wurden. So im Streite gegen Molinos und die schon früher erwähnten Quietisten, die sich, wenn auch mit großem Unrecht, für ihren Irrthum auf die Lehre der hl. Theresia beriefen. Diese Berufung schlug in's gerade Gegentheil um. Während die Quietisten nämlich die Empfindungs- und Bewegungslosigkeit des innern Menschen als den höchsten Zustand des geistlichen Lebens darstellten und die uneigennützige Liebe bis zur Gleichgültigkeit gegen das eigene Seelenheil zu steigern oder vielmehr zu verzerren suchten: hält die Lehre der hl. Theresia immer auch in der höchsten Ekstase die Persönlichkeit fest und weiß so wenig von Gleichgültigkeit gegen das eigene Heil, daß sie im Gegentheil die Möglichkeit der Verwerfung auch bei den höchsten Gnadenzuständen noch fürchtet und darum zur Wachsamkeit und zur Demuth mahnt. So oft sich überhaupt in den letzten Jahrhunderten eine Streitfrage auf theologisch-mystischem Gebiete erhob, zog man die Schriften der hl. Theresia zu Rath; Bossuet hat in seinem Kampfe gegen die falschen mystischen Richtungen seiner Zeit seine Waffen den Werken der hl. Theresia entnommen, so in seiner Schrift über die Gebetszustände und in seiner Abhandlung Mystici in tuto. Bemerkenswerth ist auch der Einfluß der hl. Lehrerin auf zwei Heilige, die beide seitdem zu Kirchenlehrern erhoben worden, auf den hl. Franz von Sales und auf den hl. Alphons von Liguori. Ersterer schätzte die Schriften der Heiligen außerordentlich hoch; er fand in ihnen einen Schatz himmlischer Weisheit und hat den Kern der Lehre, die er im sechsten und siebenten Buch seines Theotimus entwickelt, den Werken der hl. Theresia entnommen. Nicht minder gehört der hl. Alphonsus zu den größten Verehrern der hl. Theresia. Ihren Namen rief er stets neben den Namen Jesus, Maria und Joseph an, und setzte ihn an die Spitze seiner Briefe; er verfaßte eine Novene zu ihrer Verehrung, in allen Häusern seiner Congregation befindet sich ein Bild der hl. Theresia. So beruft er sich auch in seinen Schriften oft auf die Autorität der hl. Lehrerin.

Eine andere Frage aber ist diese: Kann die hl. Theresia auf Grund jener oben mitgetheilten päpstlichen Aussprüche als eigentlicher doctor ecclesiae, als Kirchenlehrerin betrachtet werden? Es gibt Biographen, welche jene Frage mit Ja beantworten. Nach den kirchlichen Bestimmungen gehören zu einem doctor ecclesiae folgende drei Erfordernisse: 1) ausgezeichnete Heiligkeit, 2) vorzügliche Wissenschaft, 3) ein ausdrückliches Decret der

Kirche. Während die beiden ersten Erfordernisse bei der hl. Theresia in hohem Grade vorhanden sind — auch selbst der Einfluß ihrer Wissenschaft auf die Lehrentwicklung innerhalb der Kirche und im Kampfe gegen die Irrlehre — fehlt jedoch das dritte Erforderniß, nämlich das formelle Decret der Kirche, welches auch durch die lobendsten Aussprüche im Officium und in der Bulle der Heiligsprechung nicht ersetzt werden kann. Ueberhaupt ist es fraglich, ob einer Frau der Rang eines doctor ecclesiae verliehen werden könne. Der Apostel sagt: „Dem Weibe gestatte ich nicht zu lehren", er scheint also das weibliche Geschlecht von dem öffentlichen Lehramt in der Kirche auszuschließen. Der hl. Thomas behandelt die Frage, ob die Gabe der Wissenschaft und der Rede auch den Frauen zukomme; er entscheidet: „Allerdings, aber nur um in privatem Unterricht zu Einzelnen, jedoch nicht um in öffentlicher Lehre zur ganzen Kirche zu reden. Denn nach Gottes Anordnung ist das weibliche Geschlecht dem männlichen unterthan. »Das Weib soll in Stillschweigen lernen mit aller Unterwürfigkeit« (I Tim. II, 11.)." Es kann also die hl. Theresia wohl nicht unter die Kirchenlehrer im eigentlichen Sinne gezählt werden.

Anderseits sind jedoch die Aussprüche der Kirche sowohl in der Bulle der Heiligsprechung wie im Officium so vielsagend und so weitgehend, daß sie der hl. Theresia jedenfalls einen den Kirchenlehrern fast analogen Rang zuerkennen. Auf den ersten Blick mag dies eigenthümlich und befremdend erscheinen. Allein seitdem Maria, die allerseligste Jungfrau, die Königin und Lehrerin der Apostel geworden, fällt, so möchte man sagen, auch von diesem ihrem Gnadenvorzug gleichsam ein Strahl auf einzelne Auserlesene ihres Geschlechtes: wir begegnen mehrern heiligen Frauen, die in der Kirche durch ihre Wissenschaft hervorleuchteten; der erste Rang unter ihnen dürfte wohl zweifellos der hl. Theresia gebühren. Sie ist vorzugsweise und eigentlich die doctora mistica.

Noch eine originelle Anerkennung hat die hl. Theresia um ihrer Wissenschaft willen gefunden; sie wird in Spanien als Doctor der Theologie verehrt. Ihr Bild sieht man dort auf den Altären mit den Insignien der theologischen Doctorwürde geschmückt, mit Doctormantel und Doctorhut, Buch und Feder; der hl. Geist erscheint in Gestalt einer Taube zu ihrer Rechten schwebend. Auch behaupten mehrere Schriftsteller, die Universität Salamanca habe ihr durch förmliches Decret die theologische Doctorwürde verliehen, doch sei das Document nicht mehr aufzufinden.

So sehr die Schriften der hl. Theresia von der Kirche empfohlen werden, so dürfte doch ihre Verbreitung noch eine allgemeinere sein, als sie thatsächlich ist. Ganz gewiß würde die Lehre und das Beispiel der seraphischen Jungfrau, der großen Beterin des sechszehnten Jahrhun-

derts, auch in gegenwärtiger Zeit eine erfreuliche Förderung des Gebetslebens in der Kirche zur Folge haben.

Schluß.

Das hehre Bild der seraphischen Jungfrau, der Erneuerin des Carmel, der mystischen Lehrerin, ist vor unserm Auge vorübergezogen. Am Beginne der neuern Zeit steht sie als eine der mächtigen Säulen, die den bedrohten Bau der Kirche im sechszehnten Jahrhundert stützten. Zwei Gedanken oder zwei Fragen dürften nun noch nahe liegen, ehe wir von der erhabenen Erscheinung der hl. Theresia Abschied nehmen; erstens ein fragender Blick in die Vergangenheit: wem vorzüglich unter den großen Heiligengestalten der Vorzeit ist Theresia am meisten zu vergleichen? und zweitens ein Blick auf die Gegenwart: reicht ihr apostolisches Wirken auch noch bis auf unsere Tage hinab? Sind diese beiden Fragen beantwortet, dann hat das Bild der hl. Theresia gleichsam Umrahmung und Einfassung gewonnen.

Die Erscheinung der hl. Theresia und ihre Wirksamkeit erinnert vorzüglich an drei leuchtende Gestirne am Himmel der Kirche, die gleich ihr in stürmischen Zeiten ihr Licht entfalteten. Zunächst ist ihr die hl. Katharina von Siena vergleichbar, gewissermaßen die hl. Theresia Italiens. Auch sie gehört zur Zahl jener, welche Christi Wundmale getragen; sie war eine gotterleuchtete Lehrerin; sie übte wie Theresia eine weitgreifende Wirksamkeit auf die Geschicke der Kirche, da sie Papst Gregor XI. aus dem Exil von Avignon in die Hauptstadt der Christenheit zurückführte. In manchfacher Hinsicht gleicht Theresia auch jenem wunderbaren Heiligen, den sie während ihres Lebens so sehr verehrte und an dessen Todestag sie in den Himmel einging, dem hl. seraphischen Franciscus. Bei Beiden finden wir die gleiche Gluth der Gottesliebe, Beide tragen, wenn auch in verschiedener Weise, die Wundmale Christi an sich; Beide erscheinen oft in Ekstase und werden zu Dichtern in der Ekstase; endlich wirkten beide für ihre Zeit und für die Nachwelt als Erneuerer des kirchlichen Lebens und als Ordensstifter. Ganz auffallende und eigenthümliche Berührungspunkte zeigt aber die hl. Jungfrau von Avila mit dem großen Bischof von Hippo, dem hl. Augustinus [1]).

Ihre Naturanlagen schon zeigen Verwandtschaft. Wie bei Augustinus, sehen wir auch bei Theresia, freilich nicht in gleich hohem Grade, Züge eines genialen Geistes. Vorherrschender Charakterzug ist bei Beiden die Liebe, Augustinus' Symbol ist das liebeflammende Herz, Theresia's Herz

---

[1]) Rodriguez, Analogia entre San Agustin y Santa Teresa.

wird durch eines Seraphs Pfeil verwundet. Des hl. Augustinus Erscheinen trifft providentiell zusammen mit dem Einsturz der alten Welt, der hl. Theresia Sendung erfolgt beim Zusammenbruch der Welt des Mittelalters. Beide sind erst nach zeitweisen Schwankungen Gottes unwiderrufliches Eigenthum geworden, wenngleich die Unvollkommenheiten Theresia's nicht von ferne an die Verirrungen Augustins reichen. Beide wurden durch geistliche Lesung sehr gefördert und endlich vollständig bekehrt: Augustinus durch die Briefe des hl. Paulus, Theresia durch die Bekenntnisse des hl. Augustinus. Wie Augustinus, schrieb auch Theresia eine Bekenntnißschrift. Beider Schriften sind unter anderm auch darin ähnlich, daß sie mehr die Geschichte ihres innern als ihres äußern Lebens enthalten und außerdem mehrfach mit theologischen Excursen durchwoben sind. Der Bischof von Hippo und die Carmeliterin von Avila sind beide ein Typus innigster Anhänglichkeit an die katholische Kirche. „Ich würde dem Evangelium nicht glauben, wenn nicht die Autorität der Kirche mich bewöge," sagt Augustinus, und wie Theresia lebend und sterbend ein Kind der Kirche zu sein betheuert, ist wiederholt hervorgehoben. Beide glühen für die Reform der Kirche und das Seelenheil der Irrgläubigen und Ungläubigen; wie Augustinus den Grund legt zum gemeinsamen Leben des Weltklerus und frommen Jungfrauen Regeln und Vorschriften gibt, so vollbringt Theresia das große Werk der Reform in dem männlichen und weiblichen Zweig des Carmeliter-Ordens; und wie Augustinus mahnt: „Liebet die Menschen, und vernichtet den Irrthum!" und im Sinne dieser Mahnung an der Bekehrung der Donatisten und Pelagianer rastlos arbeitet, so betet Theresia und ihre ganze Genossenschaft für die Erleuchtung der zur Zeit der Reformation Abgefallenen und für die Bekehrung der Ungläubigen. Augustinus ist Lehrer der Kirche, wohl der größte aller Kirchenlehrer. Theresia gehört fast in die Reihen der Kirchenlehrer und ist die erleuchtete Führerin auf dem dunkeln Gebiete der Mystik. Selbst in ihrem ausgebreiteten brieflichen Verkehr und ihren poetischen Ergüssen finden wir zwischen Augustinus und Theresia eine gewisse Analogie. Wie der hl. Augustinus die Bußpsalmen betend aus dem Leben schied, so wiederholte die sterbende hl. Theresia stets die Worte des Miserere: „Ein zerknirschtes und gedemüthigtes Herz wirst du, o Gott, nicht verachten." Und wie endlich der hl. Augustinus ganz vorzugsweise die Gnade Gottes pries und verherrlichte als der doctor gratiae, so war der Wahlspruch der hl. Theresia das freudig zuversichtliche Wort des Psalmisten: „Die Erbarmungen des Herrn werde ich in Ewigkeit besingen."

So hat die hl. Theresia ihre Parallelen in der ekstatischen Jungfrau Katharina von Siena, in dem hl. Ordensstifter, dem seraphischen Franciscus

von Assisi, und vor allem in dem großen heiligen Kirchenlehrer Augustinus. Theresia gleicht ihnen auch darin, daß ihr Wirken auf Erden nicht mit ihrem irdischen Dasein abschloß, sondern in vielfacher Weise apostolisch in die Gegenwart hineinragt. Zunächst lebt das wundervolle Bild der hl. Theresia unter uns fort in dem Festkreis der Kirche — herrlich ist es im Officium der Carmeliter gezeichnet — durch die drei Gedenktage, die uns an ihren seligen Heimgang, an die Durchbohrung ihres Herzens, an die Uebertragung ihrer Reliquien erinnern. Auch als Lehrerin ist sie nicht verstummt: zahlreich, wenn auch noch nicht zahlreich genug, sind ihre von himmlischer Weisheit erfüllten Schriften über den katholischen Erdkreis verbreitet. In ihrer apostolischen Thätigkeit endlich wirkt Theresia fort diesseits und jenseits des Oceans durch ihre geistlichen Söhne und Töchter. Auch das heilige Land, aus welchem einst die Carmeliter vor den Saracenen geflüchtet, ist wieder für den Orden gewonnen; auf dem Carmel, wo Elias der Prophet geopfert und St. Berthold gebetet, wohnen bereits seit zwei Jahrhunderten wieder die „Liebfrauenbrüder", allen Palästina-Pilgern durch ihre großmüthige Gastfreundschaft in dankbarster Erinnerung; an die Geburtsstätte des Heilandes in Bethlehem und auf den Oelberg, wo er gen Himmel fuhr, hat die hl. Theresia ihre Töchter gestellt, gleichsam um den kommenden Erlöser zu begrüßen und dem scheidenden das Gebet ihrer Sehnsucht nachzusenden. In der ganzen katholischen Welt ist der Name der hl. Theresia gekannt und mit Verehrung genannt; von ihrem Heimathland wird sie neben dem hl. Apostel Jacobus begrüßt und verehrt als die compatrona de España (die Mitpatronin von Spanien). Ueberaus lebendig und zahlreich sind die Erinnerungen, welche ihr Wirken auf dem spanischen Boden zurückgelassen, namentlich in Avila, wo ihre Wiege stand, und in Alba de Tormes, wo ihr durchbohrtes, von geheimnißvollen Dornen umranktes Herz den Pilger mit heiliger Ehrfurcht erfüllt.

In jüngster Zeit hat die Feier des dritten Centenariums ihres Todes einen besondern Lichtglanz über ihre hehre Gestalt ausgegossen; aus dem Dunkel der Vergangenheit, aus der Einsamkeit ihres Heiligthums ist sie hervorgetreten mit dreifacher Lehre und Mahnung: ihr Leben zeigt uns in seinen Anfängen das beschämende und aufmunternde Beispiel rastlosen Ringens nach dem höchsten Ziele, in seiner Mitte und Vollendung den mit Hülfe der Gnade errungenen herrlichen Sieg; ihr wunderbarer mystischer Verkehr mit der übernatürlichen Welt ist eine laute Verurtheilung der sinnlichen materialistischen Strömung unserer Tage; das Geheimniß ihrer Kraft und Größe endlich wird uns enthüllt durch die Worte ihrer sterbenden Lippen:

„Herr, ich bin eine Tochter der Kirche!"

Die Propaganda-Congregation und die nordischen Missionen im siebenzehnten Jahrhundert.

Aus den Acten
des Propaganda-Archivs und des Vaticanischen Geheim-Archivs
dargestellt von

Dr Anton Pieper.



Köln, 1886.
Druck und Commissions-Verlag von J. P. Bachem.

Vorwort.

Die folgende Arbeit ist aus Studien entstanden, welche ich von 1879—1882 in römischen Archiven und Bibliotheken machte. Sie will die Verdienste der Propaganda-Congregation um die nordischen Missionen und die Geschichte dieser während des 17. Jahrhunderts darlegen. Der steten Fürsorge und weisen Leitung der Congregation danken wir die Erhaltung der katholischen Reste des Nordens; wie ein rother Faden zieht sich ihre Thätigkeit durch die Geschichte derselben. Hauptquelle der Arbeit ist das Propaganda-Archiv mit seinem reichen Schatze der aus den Missionen eingelaufenen Briefe und Berichte, den sorgfältig registrirten Acten, Beschlüssen und Antwortschreiben der Congregation. Als Mittelglieder zwischen dieser und den Missionen dienten die Vertreter des apostolischen Stuhles, in unserm Falle besonders die Kölner Nuntien, deren Berichte in den Bänden der Nunziatura di Colonia des Vaticanischen Archivs aufbewahrt sind. Die Ausbeute dieser Quellen wurde durch die nicht genug zu rühmende Zuvorkommenheit der Beamten namentlich des Propaganda-Archivs wesentlich erleichtert. Ihrer freundlichen Mitwirkung habe ich es zu danken, daß ich in verhältnißmäßig kurzer Zeit das in Hunderten von Bänden zerstreute Material sammeln konnte.

Was ich aus diesem herangezogen, ist jedesmal unter dem Texte vermerkt. SOR bezeichnet die im Propaganda-Archiv befindliche Serie der Scritture originali riferite nella congregazione generale, d. h. der aus den Missionen eingelaufenen originalen Schreiben und Berichte, deren Inhalt in der Sitzung der Congregation zum Vortrag gebracht wurde. Bis 1668 wurden die Schriftstücke nach den einzelnen Ländern, aus denen sie kamen, zu Bänden zusammengestellt und mit Foliobezeichnung versehen; seit 1669 aber nach den Sitzungen und in der Reihenfolge, in der sie referirt waren, so daß, wo im ersten Falle Band und Folio zur Auffindung der Actenstücke genügt,

im zweiten das Datum der Congregationssitzung und die N^ro des Referats angegeben werden muß. Das Protokoll über die Sitzungen bieten die Acta sacrae Congregationis (Acta Congr.), welche in kurzen Worten das referirte Schriftstück, sowie den Entscheid der Congregation enthalten. Nach dem Rescript wurden die Lettere della s. Congregazione ausgefertigt. Bei sonstigen Schriftstücken aus dem Propaganda-Archiv und aus andern Bibliotheken und Archiven Rom's ist der Aufbewahrungsort besonders beigefügt. Aus den gesammelten Materialien hoffe ich binnen Jahresfrist eine Auswahl des Wichtigeren als Anhang der „Beiträge zur Geschichte der nordischen Missionen und der westdeutschen Bisthümer im 17. Jahrhundert" zu veröffentlichen. In der folgenden Darstellung sind die Zeitangaben nach dem gregorianischen Kalender zu verstehen, mit wahrscheinlicher Ausnahme für diejenigen Briefe, die aus protestantischen Gebieten kommen. Wo hier sicher der julianische Kalender befolgt war, steht ein doppeltes Datum.

Für die Anregung zu der Arbeit und durch Rath und That bei ihr geleistete Hülfe fühle ich mich zu besonderm Danke verpflichtet dem Herrn Prälaten und Prof. Dr J. Janssen, unter dessen Leitung ich mehrere Jahre den historischen Studien obliegen konnte, dem Herrn Stadtpfarrer und Geistl. Rath Münzenberger in Frankfurt am Main, sowie der Görres-Gesellschaft, Monsignore de Waal, Rector am Campo-Santo in Rom, und Rev. Father Faerber in St. Louis, die mir durch ihre Unterstützung den Aufenthalt in der ewigen Stadt ermöglicht und die Arbeit in den Archiven erleichtert haben.

Der Verfasser.

Erster Abschnitt.

Von der Gründung der Propaganda-Congregation bis zur Errichtung des apostolischen Vicariats 1622—1667.

I.

Stand der katholischen Religion im Gebiete der nordischen Missionen zur Zeit der Gründung der Congregation.

Unter nordischen Missionen (Missioni settentrionali) verstehen wir mit der Propaganda-Congregation das große Gebiet Norddeutschlands und des Nordens, welches, vom Protestantismus eingenommen und eigener Bischöfe entbehrend, seit 1667 der Jurisdiction eines und seit 1709 zweier apostolischen Vicare anvertraut wurde. Damals erst wurde der Umfang der „nordischen Missionen" genau festgestellt. Zu ihnen gehörten 1709 die Reiche Schweden, Dänemark und Norwegen, die norddeutschen Bisthümer und Städte: Bremen, Hamburg, Lübeck und Schwerin, die Gebiete der Herzöge von Braunschweig und des Kurfürsten von Brandenburg, letztere, soweit sie katholischen Ordinarien nicht unterstanden.

Die Sorge für die Erhaltung und Ausbreitung der katholischen Religion in diesen Gegenden, die Jurisdiction über die dort wohnenden Katholiken lag von Ende des 16. Jahrhunderts an der Kölner Nuntiatur ob, zu deren Sprengel der ganze Norden gehörte. Im Anfange des 17. Jahrhunderts sehen wir die Nuntien Albergati und Montorio eine eifrige Thätigkeit in dieser Hinsicht entwickeln[1]). Ihr Wirken mußte sich jedoch auf einige Punkte beschränken. Als dann Gregor XV. am

---

[1]) L. Dreves, Geschichte der katholischen Gemeinden zu Hamburg und Altona. 2. Auflage (Schaffhausen 1866), S. 44, 57; Relation Montorio's in Meiners und Spittler, Göttinger historisches Magazin. Bd. 1 (1787), S. 500 ff.

6. Januar 1622 die Congregatio de propaganda fide errichtete[1]) und ihr die Sorge für die Ausbreitung des Glaubens übertrug, da begann auch für den Norden eine neue Epoche. An zahlreichen Orten erhoben sich allmälig wieder die Altäre der katholischen Kirche.

Den Nuntien fiel bei der Thätigkeit der Congregation eine wichtige Aufgabe zu. Sie bildeten das natürliche Bindeglied zwischen dem Missionsgebiet und der Congregation, hatten einmal diese über die Bedürfnisse der Mission zu unterrichten, dann die Maßnahmen der Congregation auszuführen und zu überwachen. In der dritten Sitzung wies dieselbe einem jeden Nuntius in einem bestimmt umgrenzten Gebiete diese Aufgabe zu und ertheilte ihm die nöthigen Facultäten. Das Gebiet der nordischen Missionen wurde unter die Nuntien von Köln, Brüssel und Polen vertheilt. Zur polnischen Nuntiatur kam Schweden, zur Brüsseler Dänemark und Norwegen, wobei als Grund angeführt wird, daß durch den Meeresweg die Verbindung für den Brüsseler rascher und leichter sei, als für die deutschen Nuntien. Das Uebrige blieb unter Köln[2]).

Der erste Auftrag nun, welchen die Congregation den Nuntien ertheilte, galt der Erforschung des ihnen unterstellten Gebietes[3]). In Brüssel bekleidete damals den Nuntiaturposten Giovanni Francesco, Erzbischof von Patras, aus dem Geschlechte der Grafen Guidi del Bagno. Derselbe sandte alsbald zwei Dominicanermönche, Jacob de Brouwer, Rector des Studiums der Dominicaner in Douai, und Nicolaus Jansenius, Präfect der Schule in Antwerpen, auf eine Erforschungsreise durch den deutschen Norden nach Dänemark[4]).

Die beiden Reisenden kamen auf dem Seewege am 26. Juni 1622 zunächst nach Hamburg, wo sie drei Tage blieben. „Mit der katholischen

---

[1]) Ihr Gründungsdiplom, ein vivae vocis oraculum, bei P. Rocco da Cesinale, Storia delle missioni dei cappuccini II, 38, Anm. 1. Die Stiftungsbulle der Congregation ist erst vom 22. Juni 1622, in Bullarium Congr. de Prop. fide I, 26.

[2]) 1673 kamen die drei nordischen Reiche auch unter den Kölner Nuntius, dem der Papst am 24. Mai die Facultäten auf dieselben ausdehnte. Propag.-Archiv, Udienze di Nostro Signore I, dall' anno 1666 al 1679 fol. 158.

[3]) Lettera da scriversi a tutti li Nuntii, von Cardinal Ludovisi, Neffen Gregor's XV., 1622 Januar 15. Copie im Propag.-Archiv, Miscell. Missioni III, fol. 139. Jeder Nuntius solle zu erfahren suchen „se vi si facciano missioni, e quali, e ce ne dia conto minuto, o se vi si siano fatte altre volte e poi tralasciate e perchè, e se vi sarebbe bisogno di destinarne delle nuove e dove e in qual maniera......

[4]) Jansenius hat die Ergebnisse und Beobachtungen in einem Berichte niedergelegt, dessen Original im Propaganda-Archiv aufbewahrt wird. (SOR 296 f. 16—31.) Itinerarium Danicum. Scribebat Antwerpiae F. Nicolaus Jansenius, ordinis F. F. Praedicatorum, missionis Danicae commissarius 1622 Oct. In Münter's Magazin für Kirchengeschichte und Kirchenrecht des Nordens II, 4, S. 31 ff. findet sich ein Auszug mitgetheilt.

Religion in Hamburg," heißt es in dem Berichte, „sieht es traurig aus. Viele Klagen sind uns zu Ohren gekommen. Vor zehn Jahren wurden die Väter der Gesellschaft Jesu vertrieben und die Katholiken der Religionsfreiheit, welche sie in Altona genossen, beraubt."

Die katholische Gemeinde, die erste im protestantischen Norden, bestand erst seit wenigen Jahren, als dieser unerwartete Schlag sie traf [1]). Mit Einführung der Reformation war die letzte Spur katholischen Glaubens auch in Hamburg verschwunden; kein Nichtlutheraner sollte mehr in der Stadt geduldet werden. Dieses im Artikel 59 des Recesses vom Jahre 1529 erlassene Verbot ließ sich doch auf die Dauer nicht gut halten, da die Handelsverbindungen mit katholischen Ländern fast nothwendig Katholiken nach Hamburg führen mußten. So gelangte 1589 auch ein florentinischer Kaufmann Alexander della Rocha nach Hamburg und mit ihm der erste katholische Geistliche, der gelehrte Michael ab Isselt [2]). Durch die Bemühungen des Florentiners ließ sich der protestantische Graf von Schauenburg Adolf XII. vermögen, in seinem Dorfe Altona den katholischen Gottesdienst vorläufig auf drei Jahre zu gestatten. Nach dem am 17. October 1597 erfolgten Tode des Missionärs unterhandelten die Hamburg-Altonaer Katholiken durch Vermittelung des P. Gordon, der auf der Rückreise nach Schottland begriffen einige Zeit in Hamburg verweilte, mit dem Provincial der rheinischen Jesuitenprovinz und erhielten als Seelsorger drei Väter der Gesellschaft Jesu. Ihren Unterhalt bestritten zu einem Theil die dortigen Katholiken, zum andern Theil der Papst, welcher der Altonaer Mission jährlich 100 Scudi zuwandte.

Unter mancherlei Anfechtungen dauerte der Gottesdienst bis zum Jahre 1612 [3]). Am 23. Juni dieses Jahres traf die Patres der Ausweisungsbefehl des Grafen Ernst von Schauenburg, um so unerwarteter, als derselbe noch im J. 1607 die Ausübung der kathol. Religion auf weitere zwanzig Jahre verstattet hatte. Von da ab entbehrten die Hamburg-Altonaer Katholiken (in Hamburg allein waren es über 150) volle zehn Jahre eines ständigen Seelsorgers.

---

[1]) Ueber die Geschichte der katholischen Mission in Hamburg-Altona sind wir auf's Beste durch Dreves unterrichtet. Was wir hier bieten, entstammt dem Propaganda-Archiv, ergänzt und berichtigt auch zum Theil seine Ausführungen.

[2]) Derselbe ist den Geschichtsforschern bekannt durch seine Historia belli Coloniensis

[3]) Vgl. hierüber außer Dreves 29—43 Friedrich Reiffenberg, Historia Societatis Jesu ad Rhenum inferiorem I (Köln 1764). Anfänge der Hamburg-Altonaer Mission p. 345 f. ad an. 1598. Bedrängnisse der Mission, p. 368—371 ad an. 1601. Vertreibung der Missionäre, p. 476—478 ad an. 1612 und eine Relation des P. Generalis Soc. Jesu vom J. 1622. SOR 296, fol. 40.

Nur vorübergehend hielt sich ein katholischer Geistlicher in Hamburg auf, der überaus eifrige Missionär Martin Stricker, auf den wir unten näher zurückkommen. Derselbe war damals Beichtvater im nahen Monasterium vetus, Oldenkloster. So oft als es die Verhältnisse erlaubten, kam er nach Hamburg, um heimlich katholischen Gottesdienst zu halten und die Sacramente zu spenden. Aber auch dies blieb nicht unbemerkt. Januar 1615 traf ihn ein Verbot unter Androhung schwerer Strafe. Jedoch schreckte ihn das nicht ab. Noch kurz vor Ankunft der beiden Dominicaner war er auf längere Zeit in Hamburg gewesen [1]).

Ehe wir hier die Verhältnisse weiter verfolgen, begleiten wir die beiden Reisenden auf ihrem Wege durch den Norden. Sie kamen zunächst nach Buxtehude, wo sie keine Katholiken fanden. Nahebei aber lagen zwei Klöster, in denen wehrlose Frauen, Benedictinerinnen, mit bewunderungswürdiger Standhaftigkeit den katholischen Glauben und die klösterliche Zucht inmitten einer protestantischen Bevölkerung durch die Stürme der Reformation hindurchgerettet hatten: Oldenkloster (Altkloster) und Nyenkloster (Neukloster). Die klösterliche Zucht, sagt der Berichterstatter, wird dort, was sehr zu verwundern ist, noch beobachtet. Im Oldenkloster waren 24 Chorschwestern und 10—12 Laienschwestern, im Nyenkloster weniger. Als Beamte waren den Klöstern Lutheraner aufgedrängt. Als im Jahre 1611 (Juli und August) der Franciscaner Arnold Budelius aus Köln im Auftrage des Nuntius den Norden, besonders die Erzdiöcese Bremen, besuchte [2]), machte er über deren Wirthschaft traurige Erfahrungen. Im Oldenkloster fand P. Budelius damals noch 44, im Nyenkloster 37 Benedictinerinnen, die er ebenfalls wegen ihres Eifers und ihrer guten klösterlichen Zucht rühmt. Beichtvater der Erstern war der oben erwähnte Martin Stricker, der Andern Johannes Bodenberg, beide um die gute Ordnung wohlverdiente und seeleneifrige Priester [3]).

---

[1]) 1622 Juli 24 schreibt er aus Hildesheim an den Kölner Nuntius: Ego quidem Hamburgi... a Paschate usque ad festum divi Baptistae apud catholicos desolatos rebus divinis clam (propter furorem plebis) operam dedi. SOR 296, fol. 6.

[2]) Originalbericht desselben im Archiv des Fürsten Boncompagni E 31 Lettere del Nunzio di Colonia 1611. Propst von Oldenkloster war Hermann von der Recke, „der, ohne jemals den Nonnen über seine Verwaltung Rechenschaft abzulegen, die Erträgnisse der Güter des Klosters verkauft, verschleudert, verthut, mit häufigen Besuchen, in Begleitung seiner Familie und Anderer, die Nonnen belästigt und beschwert, die Präbenden der Kirche seinen Kindern, selbst den noch in der Wiege befindlichen, verleiht und andere für etwa zukünftige Nachkommenschaft reservirt."

[3]) Bei der Besitznahme des Landes durch die Schweden im Jahre 1633 erhielten die beiden Klöster das Privilegium, einen Geistlichen für den Gottesdienst zu halten, so lange noch eine der Nonnen am Leben sei. Als im J. 1705 die letzte hochbetagte Klosterfrau starb, wurde der Geistliche (ein Benedictiner) von der schwedischen Regierung in Stade vertrieben. Dreves 133.

Die beiden Dominicaner richteten nunmehr ihre Schritte auf dänisches Gebiet und kamen zunächst nach Itzehoe (nur eine Katholikin), Tönningen (drei katholische Familien) und Husum, wo sie drei aus dem Kölnischen gebürtige Katholiken fanden. Auf einer Rundreise besuchten sie im eigentlichen Dänemark Kopenhagen, Malmö, Lund, Helsingör, kamen über Roeskilde und Slagels nach Nyborg auf Fünen und kehrten über Odense und Middelfart nach dem heutigen Schleswig-Holstein zurück, wo sie noch Hadersleben, Flensburg, Eckernförde und Kiel berührten. Nur spärliche Reste der katholischen Kirche wurden im dänischen Reiche entdeckt: einige wenige Handel- und Gewerbetreibende, die aus katholischen Ländern herübergekommen waren. Unter den eigentlichen Bewohnern des Landes schien die katholische Religion gründlich ausgerottet. Es mochten jedoch unter ihnen noch manche sein, welche im Geheimen der Religion ihrer Väter zugethan waren. In einer Verordnung vom 10./20. Juni 1613 heißt es: „Seine Majestät wäre in Erfahrung gekommen, welcher Gestalt viele Einwohner derer Reiche Dänemark und Norwegen, sowohl adeligen als unadeligen Standes sich finden sollten, die der papistischen Lehre zugethan wären; wer von jetzt an rechtmäßig überführt werden würde, der papistischen Lehre ergeben zu sein, solte derselbe seiner Erbgerechtigkeit gantz verlustig seyn und das Erbe seinen nechsten Anverwandten anheimfallen“ [1]).

Diese Verordnung hing zusammen mit einer höchst merkwürdigen Erscheinung. Seit Anfang des 17. Jahrhunderts studirten eine Reihe junger Dänen, besonders aus adeligen Familien, angezogen durch den ausgezeichneten Unterricht, im Jesuitencolleg zu Braunsberg. Wieder in ihr Land zurückgekehrt, verbreiteten sie, jeder in seinem Kreise, die Principien der katholischen Religion. Auf Grund der Vorstellungen lutherischer Bischöfe, denen solches bekannt geworden, verbot der König auf das strengste das Studium in Braunsberg. Alle, welche in Jesuitencollegien studirt hätten, dürften zu keinem Amte mehr befördert, und wer in Zukunft noch in ihnen studire, solle des Landes verwiesen werden [2]).

Der Rector einer Schule in Malmö, Haggäus, wurde als derjenige bezeichnet, der viele Jünglinge dazu bewogen und selbst katholisch sei. Ihm befahl der König, die katholische Religion abzuschwören, oder das Reich zu verlassen. Er wählte das letztere und hielt sich seitdem in Braunsberg auf.

---

[1]) Erich Pontoppidan, Annales ecclesiae Danicae diplomatici oder Kirchenhistorie des Reiches Dänemark, Kopenhagen 1747, Theil III, S. 610 f. Vgl. über dieses und das Folgende W. J. Karup, Geschichte der katholischen Kirche in Dänemark. (Münster 1863), S. 315 ff.

[2]) Verordnung vom 6./16. October 1604, vgl. Pontoppidan, Annales ad ann. 1604.

Von hier wurden übrigens schon im Jahre 1606 einige Missionäre nach Dänemark geschickt, unter denen sich der berühmte P. Laurentius Nicolai (Lars Nielsen) befand. Derselbe hatte in den siebenziger Jahren des 16. Jahrhunderts an der Wiedervereinigung Schwedens mit der katholischen Kirche gearbeitet und wollte jetzt im ähnlichen Sinne in Dänemark wirken. Vom Könige gnädig empfangen, überreichte er demselben ein merkwürdiges Buch „Confessio Christiana"[1]), worin er die Nothwendigkeit einer Reform der dänischen Kirche bewies und die Hauptlehren der katholischen Kirche darlegte. Der König versprach, die Sache zu untersuchen, wurde jedoch schon bald von den lutherischen Bischöfen so gegen ihn und seine Schrift gestimmt, daß er ihm binnen 24 Stunden Land und Reich zu verlassen befahl.

Nichts destoweniger dauerten heimlich die Missionen der Jesuiten fort; dänische Jünglinge kamen noch nach Braunsberg, ja, als 1621 der König das Kloster Sorö zu einer Ritterakademie einrichtete und Professoren suchte, meldete sich ein Jesuit P. van Dyck für die Geschichtsprofessur. Er kam nach Kopenhagen; aber bevor man sein Gesuch gewährte, wurde bekannt, daß er ein Jesuit und im Besitze einer päpstlichen Vollmacht für Ausbreitung der katholischen Religion war. P. van Dyck mußte sofort das Land verlassen. Alle Leute fremder Bekenntnisse wurden in die Frauenkirche zusammenberufen und vor die Alternative gestellt, entweder die articuli pro peregrinis anzunehmen, oder auszuwandern. Diese „Fremden-Artikel", im Jahre 1569 von Friedrich II. aufgestellt, richteten sich besonders gegen die Lehren der katholischen Kirche[2]). Aber dennoch fanden im folgenden Jahre unsere Reisenden, die beiden Dominicaner, noch einige Katholiken vor. So in Kopenhagen 10—12, zumeist, wie schon gesagt, Eingewanderte, von denen Pietro Crivelli aus Mailand, als Hofbildhauer, Terville, als französischer Sprachlehrer des Kronprinzen und ein gewisser Nicolaus Gallus in königlichen Diensten standen. In Malmö und Helsingör trafen sie je drei Katholiken, unter jenen Hans Clausen, dessen zwei Brüder katholische Geistliche im Auslande waren, und den angesehenen Kaufmann Wyswyler, (Weisweiler), der uns in der Geschichte der Mission wieder begegnen wird.

Auf ihrer Rückreise in die Heimath berührten die beiden Dominicaner Lübeck und Bremen. In Lübeck waren nur zwei Canoniker der Kathedrale katholisch, ein Priester Heinrich Bresemann, Vicar der

---

[1]) Gedruckt in lateinischer Sprache zu Krakau 1604, in dänischer zu Braunsberg 1605.

[2]) Karup, 295, 296. Pontoppidan, Annales III, 727. Die articuli 25 de quibus interrogabuntur peregrini et hospites, qui a regia Majestate in Regnis Daniae et Norwegia petunt hospitia. Daselbst 416—421.

Kathedrale, und der Subdiakon Rhabanus Heistermann, alle andern, ebenso die Klöster, protestantisch. Im Jahre 1607 zählte man noch drei katholische Canoniker und bis zum Sommer dieses Jahres war auch der Propst des Capitels an der Kathedrale immer ein Katholik gewesen. Damals aber, als der bisherige Propst Sudermann, der zugleich Propst an der Kirche Maria ad gradus in Köln war, resignirte, nahm der Lübecker Senat die Gelegenheit wahr und zwang dem Capitel den Senatssecretair Brambach als Propst auf, der protestantisch und verheirathet war [1]).

Für die wenigen Katholiken, welche nach der Durchführung der Reformation in Lübeck sich aufhielten, hatten die katholischen Canoniker, welche Priester waren, den Gottesdienst in ihren Privathäusern gehalten. Aber auch das war durch Senatsdecret (von 1587, Octav von Pfingsten) auf das strengste untersagt worden.

Von Lübeck kamen die beiden Dominicaner über Hamburg nach den Klöstern Harsefeld und Seven (Zeven), welche sie vorher nicht berührt hatten. Ersteres, eine Benedictiner-Abtei, zählte sieben Priester; in Zeven waren von dreizehn Benedictinerinnen sieben protestantisch. Der Franciscaner Budelius hatte 1611 ebenfalls die beiden Klöster besucht, jedoch die klösterliche Zucht in sehr schlechtem Zustande gefunden. Von Harsefeld sagt er: „Im Aeußern hatte zwar alles katholische Formen, aber ich fand keinen Eifer, keine Disciplin und keinen Fortschritt im religiösen Leben. Von den sieben Priestern feiert täglich nur einer, der Wochner, das hl. Meßopfer.“ Beim Besuche der Benedictinerinnen in Zeven habe er große Vorsicht gebraucht, da seit $1^1/_2$ Jahren das Kloster vom Lutherthum inficirt sei. Fünf Jungfrauen seien schon abgefallen. Er habe die Oberin und die principaliores des Klosters zu Rede gestellt; dieselben hätten alle Schuld auf den lutherischen Propst und auf den Beichtvater des Klosters geschoben. Vom Letztern erfuhr er, daß derselbe häufig Beicht höre in berauschtem Zustande und dabei einschlummere [2]).

In der Stadt Bremen, über welche unsere Reisenden nicht berichten, fand 1611 der Franciscaner Budelius nur einen Katholiken, Adam Drost,

[1]) Mero facto a capitulo extorta possessione et praelaturae domo sive curia occupata. Vatic. Bibliothek Cod. Ottobon. 2421 parte Ia fol. 77. Informatio ecclesiarum septentrionalium Germaniae. Anonym und undatirt. Aus der Relation geht die Zeit mit Sicherheit hervor (1607). Der Verfasser war wahrscheinlich ein Jesuit des Hildesheimer Collegs.

[2]) Von den im Erzbisthum Bremen belegenen Klöstern war außer den genannten noch wohl das Benedictiner-Nonnenkloster Osterholz katholisch, aber auch nur mehr zur Hälfte. In den übrigen waren die Nonnen abgefallen. Vgl. Th. Tupetz, Der Streit um die geistlichen Güter und das Restitutions-Edict (Wien 1883) S. 233, 234.

Canonicus an der Kathedrale und Propst der Collegiatkirche zu Wildeshausen, welches, obwohl nur zwei Meilen von Bremen entfernt, schon zur Diöcese Münster gehörte. Die Katholiken von Wildeshausen fand er im Glauben erkaltet, und das sei nicht zu verwundern, da der Pfarrer der h. Geistkirche, der ein reiches Einkommen habe, seine Kirche ganz verfallen lasse und im ganzen Jahre niemals Gottesdienst halte. Ein anderer Pfarrer in der Nähe bereichere mit den Einkünften von zwanzig Pastoraten seine Söhne und Töchter bei deren Verheirathung. Am meisten bedauert Budelius, daß von den katholischen Diöcesen, die an den protestantischen Norden grenzten, nichts für diesen gethan werde [1]).

In der That, wie viel hätte nicht gewirkt, wie viel nicht erhalten und gerettet werden können! Aber die Verhältnisse waren zu ungünstig. Die meisten katholischen Theile Deutschlands befanden sich in der letzten Hälfte des 16. Jahrhunderts selbst in dem Stadium eines gefahrvollen Ueberganges, in welchem alle Kraft auf Erhaltung der Religion im eigenen Lande gerichtet sein mußte. Als diese Krisis überstanden war, blieb im Innern noch so Vieles zu einigen, zu läutern und zu befestigen, ehe eine Einwirkung und Thätigkeit nach Außen möglich wurde. Zu Anfang des 17. Jahrhunderts müssen die Zustände allerorts noch traurige gewesen sein, so in Münster, Hildesheim, Köln; in Paderborn war es etwas besser, Dank der Thätigkeit Theodor's von Fürstenberg (1585—1618). Was nun den im Norden zerstreuten Katholiken ihre katholischen Nachbaren nicht geben konnten, durften jene jetzt von der neu errichteten Congregation erwarten.

II.

Erste Missionen der Propaganda-Congregation im Norden (in Altona, Dänemark und Schweden) 1622—1624.

Zu den ersten Missionen, denen die Propaganda-Congregation ihre Sorge zuwandte, gehörten die nordischen. Bevor noch der Bericht der beiden Dominicaner eingelaufen, waren schon Veranstaltungen getroffen, Missionäre in diese Gegenden zu senden. In der fünften Sitzung der

---

[1]) Inter plurimas alias miserias hoc unum ab omnibus catholicis deploratur, quod princeps elector per se suosque officiales et in spiritualibus vicarios nullam faciat inspectionem, cum iste locus de facili reformari et restitui possit, ubi tamquam in centro et quodam asylo non modo totius provinciae Bremensis sed et reliquarum adjacentium civitatum catholici et religiosi suum sustentaculum et spiritualem refectionem habere possent.

Congregation (am 11. April 1622) wurde auf den Vortrag des Cardinals Eitel von Zollern beschlossen, acht Jesuiten nach Dänemark und Norwegen zu schicken. Für jeden wurden sechszig Scudi ausgesetzt; über die Errichtung der Mission sollten der Referent und der Secretär der Congregation mit dem General der Gesellschaft Jesu das Nähere verhandeln [1]). Letzterer stimmte den Absichten der Congregation vollkommen bei. Man sollte, so meinte er, keine Zeit mehr verlieren und weitere Informationen über den Stand der katholischen Religion nicht mehr einholen; denn man würde doch entweder gar keine oder nur wenige Katholiken vorfinden. Der Anfang könne ohne große Gefahr gemacht werden in Verbindung mit den Kaufleuten, die namentlich aus den Rheinlanden behufs des Verkaufs ihrer Weine in jenen Reichen sich aufhielten. Als Plätze der Mission wurden genannt: Flensburg, Odense, Kopenhagen und Bergen [2]).

Schon in der Sitzung vom 8. Juli konnten die vier Jesuiten bezeichnet werden, welche der Provincial der rheinischen Provinz für die dänische Mission ausgewählt hatte. Es waren die PP. Heinrich Schacht aus Schleswig, Theophil Olaus aus Dänemark, Joachim Roscius aus Hamburg und Andreas Resenus aus der Mark Brandenburg. Vom Provincial der belgischen Provinz waren die Namen noch nicht eingelaufen [3]).

Während die Vorbereitungen für diese Mission in das eigentliche Dänemark und Schweden noch fortdauerten, wurde ein anderer Posten des Nordens nach zehnjähriger Unterbrechung den Katholiken wieder zurückgegeben, die freie Religionsübung in Altona bei Hamburg. Die Congregation hatte am 20. Juni 1622 dem Kölner Nuntius die geeigneten Schritte dafür aufgetragen [4]). Die Bemühungen gelangen um so eher, als nach dem am 17. Januar 1622 erfolgten Tode des den Katholiken bald gewogenen, bald feindlich gesinnten Ernst von Schauenburg dessen Vetter Justus Hermann, der den Katholiken nicht abgeneigt war, die Grafschaft erbte. Derselbe willfahrte dem Begehren des Canonicus Stricker, der vom Nuntius zu ihm gesandt war, und gestattete den Katholiken freie Religionsübung.

„Am Feste Allerheiligen," schreibt Stricker am 14. November 1622 an den Nuntius, „habe ich in der Nähe von Hamburg in Folge Erlaubniß des Grafen von Schauenburg die erste h. Messe in einem Hause

---

[1]) Acta Congr. 1622—1625, fol. 8.

[2]) Aufzeichnung des Secretärs der Congregation Francesco Ingoli. SOR 296, fol. 33.

[3]) Acta Congr. 1622—1625, fol. 14.

[4]) Daselbst fol. 12.

gefeiert, zu dem Allen der Zutritt offen stand" [1]). Die Congregation bewilligte für Aufrechthaltung des Gottesdienstes in Altona den zwei Jesuiten P. Andreas Resenus aus der rheinischen und P. Justus Fischer aus der belgischen Provinz jährlich 100 Scudi [2]). Doch nur kurze Zeit sollten sich die Hamburg-Altonaer Katholiken der wiedererlangten Religionsübung erfreuen. Eine rohe Gewaltthat bereitete ihr ein jähes Ende. Am Feste Peter und Paul 1623 erschien, während die Gläubigen der Predigt des P. Resenus beiwohnten, plötzlich ein Trupp von über vierzig schwarzvermummten dänischen Reitern vor der Kapelle. Die Thüre wurde mit Aexten eingeschlagen und die wehrlosen Anwesenden mit gezogenen Schwertern und Dolchen überfallen. Dabei wurden zwei Personen sofort getödtet, sechsundzwanzig verwundet, von denen nachher noch zwei starben; den übrigen riß man ohne Ansehen der Person und des Geschlechtes die Kleider vom Leibe; die Bilder in der Kapelle wurden zerrissen, Altar und Kanzel zerstört, alles Uebrige geraubt und fortgeführt. Die Patres selbst retteten nur mit Mühe das Leben [3]).

Konnte man bei derartigen Vorgängen der nach Dänemark und Schweden bestimmten Mission ein gutes Loos prophezeien? Ende 1622 hatte der Brüsseler Nuntius den Theodor Moll, einen Geistlichen aus Westfalen, dessen Vater Maler am dänischen Hofe war, dorthin in Begleitung des P. Andreas Jodocus aus der Gesellschaft Jesu geschickt [4]). Vier Jesuiten folgten ihnen in den ersten Monaten des Jahres 1623 nach. Zwei von diesen, P. Olaus und P. Heinrich Schacht, wurden jedoch von den Holländern gefangen genommen, während die beiden andern, P. Matthäus Colen und Ludovicus Carbonelius, glücklich nach Hamburg gelangten und dort von Theodor Moll in die dänische Mission abgeholt wurden [5]). Einige Monate später, im September 1623, kamen noch die beiden

---

[1]) SOR 330, fol. 13.

[2]) Acta Congr. 1623 Januar 24, Nr. 11.

[3]) Acta Congr. 1622—1625, fol. 59 b nach einem Schreiben des Brüsseler Nuntius. Brief des Kölner Nuntius an die Congregation, Lüttich 1623 October 20. SOR 296, fol. 59. Vgl. Dreves 45, 46. P. Resenus hielt sich noch einige Zeit in Hamburg verborgen, ging dann nach dem neu angelegten Friedrichstadt, wo er 40 Katholiken fand, und von da nach Lübeck und Bremen. Im Sommer 1624 bekam er einen Genossen an dem P. Joannes, mit welchem er im Magdeburgischen und Halberstädtischen in den katholischen Klöstern eine Zeit lang wirkte. Reiffenberg 580 f.

[4]) Bestätigung der Mission in Acta Congr. 1623 Januar 24, Nr. 12. P. Jodocus wurde schon bald in Dänemark entdeckt, rettete sich durch die Flucht und kehrte nach Belgien zurück. Reiffenberg 579.

[5]) Brief des belgischen Nuntius an die Congregation, 1623 Juni 23. SOR 296, fol. 57.

Brüder Nicolaus und Dominicus Jansenius hinzu [1]). Als Missionäre der Congregation erhielten Letztere von dieser ihre Facultäten und eine eigene Instruction, Alle eine jährliche Unterstützung von 60 Scudi.

Anfangs ging die Mission gut von Statten; die Missionäre fanden Rückhalt an einigen Katholiken; in Kopenhagen an dem Hof-Bildhauer Crivelli und dem französischen Sprachlehrer Terville, in Malmö an dem reichen Kaufmann Weisweiler. In Kopenhagen traten mehrere Studenten zur katholischen Religion über [2]). Nicolaus Jansenius lernte den Arzt des Königs kennen und hatte sogar eine Unterredung mit dem König selbst über italienische Alterthümer, die derselbe überaus schätzte [3]). Die Congregation wollte wissen, welche der König besonders wünsche, um sie ihm etwa anzubieten, aber schon kurz nachher langte die Nachricht von dem traurigen Ende der Mission an. In Malmö wohnte der Missionär P. Matthäus Colen bei dem Kaufmann Weisweiler, welcher der Propaganda zwölf Häuser und Gärten für Missionszwecke geschenkt hatte. Irrthümlicher Weise wurden für ihn bestimmte Briefe eines Hamburger Katholiken an den Magistrat in Malmö geschickt, dadurch wurde die Anwesenheit der Missionäre verrathen [4]). Eine Haussuchung, wobei man die Meßkleidung und die päpstlichen Schreiben vorfand, zeigte zur Genüge, daß Weisweiler's Haus ein Asyl für katholische Geistliche war. P. Colen wurde in's Gefängniß geworfen, dann aber unter Androhung der Todesstrafe aus dem Lande verwiesen, Januar 1624 [5]). Nicolaus Jansenius entging der Verfolgung, da er kurz zuvor nach Hamburg gereist war. Weisweiler wurde nebst seiner Magd im Gefängniß behalten, ihnen der Proceß gemacht, als Grund wurde Diebstahl angegeben, beide im Mai 1624 zum Tode geführt und die Güter vom Fiscus eingezogen [6]).

So nahm auch die mit vielen Hoffnungen und Anstrengungen begonnene dänische Mission ein jähes trauriges Ende. Der König von

---

[1]) Vgl. Karup, 325—327. Außer den beiden Genannten war noch ein dritter Bruder, Cornelius, Dominicaner und später eine Zeit lang Missionär in Friedrichstadt. Sie stammten aus Zierikzee, Provinz Zeeland, und soll ihr Familienname Boye gewesen sein.

[2]) In einem königlichen Schreiben vom 11./21. Februar 1624 wird ausdrücklich der Student Jörgen Lauridsen als von den päpstlichen Sendlingen verführt bezeichnet. Karup, 328.

[3]) Acta Congr. 1624 Februar 27, Nr. 2.

[4]) Acta Congr. 1624 April 17 (coram Sanctissimo), Nr. 11.

[5]) P. Matthäus Colen an die Congregation, Hamburg 1624 Februar 8. SOR 296, fol. 150.

[6]) Nicolaus Jansenius an den Brüsseler Nuntius, Hamburg 1624 Februar 10/20 und Dominicus Jansenius an denselben, 1624 Juni 9. SOR 296, fol 96 und 138. Daselbst fol. 195—210. Bericht über die Verurtheilung des Arnold Weisweiler.

Dänemark erließ, um der dem Reiche von den katholischen Missionären drohenden Gefahr zu begegnen, ein strenges Decret vom 28. Februar 1624, worin es heißt: „Daß der Papst und sein Anhang nun neulich verschiedene Mönche, besonders Dominicaner und Jesuiten, heimlich hier in's Reich geschickt, welche auf's Neue die vor vielen Jahren abgeschafften Irrthümer und superstitiones in unserm Reiche wieder einzuführen sich bemühen sollten." Dieserhalb wolle der König, „bei Verlust von Leib und Leben" andurch ganz und gar verboten haben, daß papistische Mönche, Jesuiten und presbyteri saeculares und andere solche geistliche Personen sich in sein Land begäben oder sich in seinen Reichen betreten ließen[1]).

Bei dieser Sachlage dürfte der Beschluß der Congregation, die Könige von Spanien und Frankreich um Anstellung von Residenten in Dänemark zu ersuchen, und dadurch das katholische Religions-Exercitium zu ermöglichen, keinen Erfolg gehabt haben, zumal der französische Sprachlehrer Jacob de Terville, den man als Residenten für Frankreich im Auge hatte, nebst einem andern königlichen Hofbeamten aus Dänemark wegen ihres Glaubens vertrieben wurden[2]). Verhandlungen, welche die Minister der Infantin Isabella in Brüssel mit dem dänischen Residenten betreffs Zurücknahme des Edictes und privaten Exercitiums in Dänemark führten, blieben ohne Resultat[3]). Der bald darauf beginnende dänische Krieg hinderte zudem jede Annäherung.

Ein noch härteres Schicksal erlitt fast um dieselbe Zeit die junge Mission in Schweden, wo seit dem Ende des 16. Jahrhunderts das Bekenntniß der katholischen Religion durch die strengsten Beschlüsse verboten und jedem katholischen Priester der Aufenthalt unter Androhung der schärfsten Maßregel untersagt war[4]). Dennoch gab es in Schweden Katholiken, unter denen der Secretair Gustav Adolf's, Georg Ursinus, und der Bürgermeister von Telge[5]), Zacharias Anthelius, durch ihren glorreichen Tod für den Glauben besonders bekannt geworden sind. Ersterer war nach einem längern Aufenthalt in Frankreich auf der Rückkehr nach Schweden durch Douai gekommen, wo er eine Unterredung mit dem P. Carolus Malepertus aus der Gesellschaft Jesu hatte. In Schweden, so stellte er ihm vor, seien sehr viele Katholiken. Um diesen in ihren

---

[1]) Bei Karup, 328. Das Verbot der Conversion dänischer Staatsangehöriger sub poenis infamiae, amissionis officiorum et haereditatum mulctaeque ac exilii wurde damals erneuert. Acta Congr. 1624 November 5, Nr. 8.

[2]) Acta Congr. 1624 April 17, Nr. 13, 1624 November 5, Nr. 9.

[3]) Acta Congr. 1625 Januar 20, Nr. 8.

[4]) Gustav Adolf hatte auf jedwede Ausübung katholischer Religionsgebräuche die Strafe des Hochverraths, nämlich Todesstrafe gesetzt. Dreves 54, Anm. 27.

[5]) Consul Telgensis, wahrscheinlich Södertälge bei Stockholm.

religiösen Bedürfnissen zu helfen, wolle er einige Priester mit sich nehmen. Die beiden dafür bestimmten Jesuiten Andreas Nesenus und Theophil Olaus fanden jedoch in Lübeck den Ursinus bereits abgereist und wurden darum von ihrem Provincial zurückgerufen. Schon im folgenden Jahre (1623) wurde die obenerwähnte nordische Mission im Auftrage der Congregation unternommen. P. Heinrich Schacht war für Schweden ausersehen. Die Wahl konnte kaum auf eine geeignetere Persönlichkeit fallen, da er in der Stadt Schleswig von protestantischen Eltern geboren, also mit Religion, Sitten und Gebräuchen und Sprache des Landes auf's beste vertraut war [1]). Um nicht so leicht erkannt zu werden, beschloß er, als Mausefallenhändler nach Schweden zu gehen [2]). Er nahm seinen Weg durch Holland, begleitet von P. Theophil Olaus [3]), wurde jedoch gefangen und

[1]) Hier kurz sein Lebensgang, wie er ihn dem Kölner Nuntius selbst erzählte. 1585 geboren (so nach dem officiellen Katalog, P. Tanner gibt 1583 an), studirte er in seiner Jugend zu Hamburg und Lübeck, kam dann 17 Jahre alt durch die Vermittelung des Martin Stricker, der damals Alumnus in Braunsberg war, in das dortige Jesuitencollegium und erhielt Unterricht in der katholischen Religion. Nachdem er katholisch geworden und im päpstlichen Seminar zu Wilna seine humaniora und poetica beendigt hatte, kam er nach zwei Jahren (etwa 1603 oder 1604) nach Prag, wo er nach mehrjährigem Studium der Philosophie in den Schulen der Jesuiten 1607 oder 1608 zum Doctor promovirte. Da er den Beruf in sich fühlte, in die Gesellschaft Jesu einzutreten, so wurde er von den Patres, welche die Mission in Altona besorgten, nach Rom in's Noviziat geschickt und legte dort nach zwei Jahren in die Hände des Generals Aquaviva, der ihn in kurzer Zeit sehr lieb gewonnen hatte, die Gelübde ab (1610 Sept. 8). Nach Deutschland zurückgekehrt, lehrte er fünf Jahre lang humaniora im Colleg zu Hildesheim und wurde darauf nach Absolvirung seiner theologischen Studien zu Würzburg und Bamberg im Alter von 33 Jahren (etwa 1617 oder 1618) zum Priester geweiht. Seine erste Thätigkeit entfaltete er zu Düsseldorf, wo er als praefectus scholarum in collegio 4 Jahre hindurch auch auf der Kanzel und im Beichtstuhle thätig war (1618—1622). Aus dem im Palaste der Nuntiatur zu Lüttich vom Kölner Nuntius Carafa aufgenommenen Proceß über den Tod des Anthelius und Ursinus vom 24./26. Januar 1626 in Prop. Archiv, Varie. Indice delle materie antiche, fol. 272—286. Auch das Folgende stammt zum größten Theil aus dieser Quelle. Vor der Propaganda-Congregation wurde mehrmals über diese Verfolgung der Katholiken in Schweden referirt: Acta Congr. 1624 November 5, Nr. 8, 1625 März 8, Nr. 10, 1625 November 24, Nr. 22 u. 23 und 1626 März 13, Nr. 16. Die Ernennung eines eigenen Protonotars für die Congregation, qui confessorum et martyrum gesta, quae in ea referentur, scribat, datirt daher. Acta Congr. 1626 Februar 6 (coram Sanctissimo), Nr. 23. Seine Facultäten wurden festgestellt Acta Congr. 1626 November 9, Nr. 19.

[2]) Es existirt ein altes Bild, das P. Schacht in der Erlernung dieses Handwerkes darstellt. Vor ihm liegen Fallen, Draht und Zangen; an der Wand hängt Hut und Reisemantel, an den apostolischen Zweck seiner Arbeit erinnernd. In Jo. Nadasi, Annus dierum memorabilium Societatis Jesu (Antwerpen 1665), 2. Januar (S. 6). Daraus M. Tanner, Societas Jesu, Pars I. Europaea. Prag 1694, S. 794—796.

[3]) P. Th. Olaus ging, nachdem er mit P. Schacht aus der Haft entlassen war, an die Küsten der Ostsee, wo er bald nachher starb. Reiffenberg 578 ad an. 1622—1626.

drei Monate lang zu Arnheim in Haft gehalten. Gegen ein Lösegeld frei gegeben, besuchte er zunächst die zerstreuten Katholiken in Hamburg, Lübeck und Holstein, überall die h. Messe lesend und die Sacramente spendend. Ein nach Schweden gehendes Schiff, welches er in Lübeck bestieg, wurde nach Dänemark verschlagen. Nachdem er auch hier verschiedene Orte besucht hatte, ging er Anfang 1624 nach Schweden und traf auf dem Schlosse Gripsholm, wo der König Gustav Adolf residirte, den Secretär desselben, Ursinus. Als Erkennungszeichen diente das Wort Corpus iuris. Derselbe nahm ihn gleich mit in seine Wohnung und man überlegte, auf welche Weise der katholische Glaube verbreitet werden könne. Hinzugezogen wurde der eben so eifrige Bürgermeister von Telge, Zacharias Anthelius, der überaus erfreut war, wieder einen katholischen Priester zu sehen. Bei ihm verblieb der P. Schacht in der Stellung eines Dieners, um nicht erkannt zu werden, und begleitete denselben auch nach Stockholm, wohin er als Mitglied des gesetzgebenden Rathes am 16. März 1624 zu dessen Versammlung sich begab.

Hier wartete ihrer schwarzer Verrath, um so schwärzer, als er von einem Katholiken, dem Zitherspieler des Königs, ausging. Dieser, Giovanni Battista Veraldi, ein Römer, war von der Pest, die damals in Schweden wüthete, befallen und erhielt in seiner Krankheit den Beistand des muthvollen Priesters. Wieder gesund, wußte der Elende für die Wohlthaten keinen bessern Dank, als dem König in der Charwoche 1624 die Anwesenheit des Missionärs zu entdecken. Als Blutlohn erhielt er 200 Thaler. P. Schacht wurde nebst Anthelius, Ursinus und Nicolaus Campanius, der Rector einer Schule war [1]), in den Kerker geworfen, gefoltert und dann zum Tode verurtheilt.

Anthelius und Ursinus starben als heldenmüthige Martyrer für ihren Glauben am 21. September 1624, während der Dritte im Angesichte des Schaffots den Glauben abschwor, aber dennoch nicht sein Leben rettete. Rührend sind die Briefe, welche Anthelius und Ursinus einige Tage vor ihrem Tode schrieben. Den Cardinälen der Propaganda-Congregation danken sie für ihre Sorge um die katholische Religion in Schweden, ihren Professoren in den Collegien zu Graz, Olmütz und Ingolstadt für den Unterricht im katholischen Glauben, dem General und Provincial der Gesellschaft Jesu für die Sendung des Missionärs und diesem einige Stunden vor ihrem Tode für die Leiden und Mühen, die er für ihr Seelenheil über sich genommen. Man kann kaum etwas

---

[1]) In dem von Dominicus Jansenius, datirt Hamburg, 1625 Januar 12. der Congregation übersandten Bericht heißt er Nicolaus Nolanus, ex ministro factus catholicus. Acta Congr. 1625 März 8, Nr. 10.

Ergreifenderes lesen, als diese Briefe, als die Aufopferung ihres Lebens für den katholischen Glauben, niedergeschrieben im Angesichte des Todes [1]). Auf dem Richtplatze angekommen, beteten sie laut für den König und die Königin, für die Räthe des Königs und für Veraldi, der sie so treulos verrathen und verkauft hatte. An P. Heinrich Schacht wurde das Todesurtheil nicht vollzogen, obschon mehrmals der Tag dazu bestimmt war, derselbe wurde am 23. December 1624 aus dem Kerker entlassen [2]).

Kurz nachher, im Februar 1625, wurde noch ein Jüngling von 16 Jahren, Arnold Missenius, der in Braunsberg studirt hatte, für den katholischen Glauben hingerichtet, nachdem er allen Verlockungen des Königs heldenmüthig widerstanden hatte [3]). Jeder, so lautete das um diese Zeit erlassene Edict des Königs, der der papistischen Secte anhange, oder auch nur bei derselben seine Studien mache, solle für einen Verräther des Vaterlandes gehalten werden. Und doch waren damals in Schweden noch manche dem katholischen Glauben, wenn auch heimlich, ergeben. P. Schacht erzählte dem Nuntius: während er im Gefängniß gewesen und wegen der überaus harten Kälte von dem Kerkermeister in dessen Zimmer eingelassen wurde, seien häufig Katholiken, Adelige sowohl als Nichtadelige, zu ihm gekommen, unter ihnen sehr viele aus dem königlichen Palaste, und mehrere hätten bei ihm gebeichtet. Arnold Missenius habe ihm erzählt, daß er viele gekannt, welche einst beim P. Possevin gebeichtet hätten. Anthelius und Ursinus haben die Ueberzeugung ausgesprochen, daß die Mission des P. Schacht reiche Früchte würde getragen haben, wenn nicht durch den Verrath ihr das plötzliche Ende bereitet worden wäre. So aber war auf lange Zeit alles vorbei, in Schweden mehr noch als in Dänemark. Nur in Hamburg und in Friedrichstadt sollten die Katholiken des Nordens für die nächste Zeit der ständigen Anwesenheit eines Missionärs sich erfreuen.

---

[1]) Abgedruckt bei Dreves, Anlage II (S. 356—358). Sie finden sich auch in Abschrift vom Nuntius von Köln am 7. August 1626 übersandt in Varie. Indice delle materie antiche, fol. 60—61.

[2]) Wie Reiffenberg sagt, kam P. Schacht Anfang 1625 nach Lübeck und ging von da nach Osnabrück (S. 581—583 über die schwedische Mission), später war er längere Zeit in Hamburg als Missionär thätig. Vgl. weiter unten und besonders Dreves 58—69.

[3]) Ein Musiker Theodorus, bei demselben in großer Gunst, rettete sich, nachdem es bekannt geworden, daß er katholisch sei, nur durch schleunige Flucht und kam mit Frau und Kindern nach Danzig.

III.

Dominicus Jansenius, Missionär der Propaganda in Hamburg 1624—1637.

Durch das Attentat auf die Katholiken in Altona von Peter und Paul 1623 waren dieselben in große Furcht gerathen. Die in Hamburg wohnenden wagten nicht mehr nach Altona zu gehen, wo der Canonicus Martin Stricker sich aufhielt. In Hamburg selbst konnten sie die Erlaubniß der privaten Religionsübung nicht erlangen, obwohl es ihnen an mächtigen Fürsprechern und guten Gründen nicht fehlte. Die Infantin Isabella, von der Congregation darum ersucht[1]), wandte sich in zwei Schreiben an den Senat um Gestattung derselben auf Grund einer Convention, welche am 27. October 1604 zwischen dem Könige von Spanien und Hamburg gemacht war. Jedes Mal, zuletzt am 31. Januar 1624, lautete die Antwort ablehnend[2]).

Günstiger schien die Lage der Hamburger Katholiken werden zu müssen, als der P. Dominicus Jansenius, der 1624 von Dänemark nach Hamburg gekommen war, dem Senate einen Schutzbrief des Kaisers Ferdinand II. überbrachte[3]). „(Wir) meinen setzen und wollen," heißt es darin, „daß vorbemeldete katholische Kauf- und Handelsleute sammt deren Priester, auch der Kaufleute Hausfrauen, Kindern, Dienern und Zugehörigen, in Unserm und des Reichs sonderbaren Vorspruch, Schutz und Schirm seyen und darauf ihrer Gelegenheit nach den katholischen Gottesdienst ungehindert besuchen, halten, demselben beywohnen und abwarten, auch sonst alle Gnade, Freiheit, Vortheil und Gerechtigkeit, als Andere so Wir mit dergleichen Schutz und Schirm versehen haben, sich dessen freuen, gebrauchen und genießen sollen und mögen, von Allermänniglich unverhindert."

Ende April 1624 erhielt der Missionär die Antwort vom Senate, daß er das Privilegium acceptire und die Katholiken unter seinen Schutz nehmen werde[4]). Das hinderte aber nicht, daß der Senat ungestraft die Katholiken verhöhnen und belästigen ließ. Niemals, so schreibt Domi-

---

[1]) Acta Congr. 1623 October 30, Nr. 2.

[2]) Acta Congr. 1624 Januar 10, Nr. 7 und 1624 April 30, Nr. 13, nach einem Briefe des Nuntius von Brüssel, 1624 März 16. SOR 296, fol. 107.

[3]) Derselbe, datirt 1622 September 2, ist abgedruckt bei Dreves, Anlage I (S. 355. 356).

[4]) Brief des Dominicus und Nicolaus Jansenius an den Brüsseler Nuntius. Hamburg 1624 März 17/27. SOR 296, fol. 100.

nicus Jansenius an den Brüsseler Nuntius, hat der Senat dazu bewogen werden können, dem Volke den kaiserlichen Schutzbrief bekannt zu geben, damit wir nicht länger den Drohungen und den Gewaltthätigkeiten von Seiten des Volkes und der Soldaten ausgesetzt seien. Noch vor acht Tagen hat derselbe die Publication rundweg abgeschlagen[1]). Es dürfte kaum Erfolg gehabt haben, daß die Congregation durch den Brüsseler und Wiener Nuntius um Verwendung von Seiten der Infantin und des Kaisers ersuchen ließ[2]). Als andern Ausweg schlug die Congregation vor, der Kaiser möge in Hamburg einen Agenten halten, damit in dessen Haus der Missionär mit größerer Freiheit den Gottesdienst halten könne. Der Nuntius Karl Carafa fand aber, daß die kaiserlichen Minister nicht darauf eingehen wollten[3]).

So konnten die Katholiken nur in steter Angst und Sorge für Gegenwart und Zukunft ihren religiösen Uebungen obliegen. Ihre Anzahl in Hamburg war damals keine geringe. Wir besitzen ein Verzeichniß aus dem Anfang des Jahres 1624, wonach es 35 katholische Familien mit 140 Personen und außerdem noch 36 einzelstehende Katholiken gab. Alle waren eingewandert, zum größten Theil aus den Niederlanden, Westfalen und den Rheinlanden, 2 (Kaufleute) aus Italien und einer aus Lissabon. Die angesehensten unter ihnen waren der Kaufmann Abondio Somigliano aus Como und Nicolaus van Wouwer aus Brabant, der früher Capitain unter Spinola und Boucquoy gewesen. Beide eifrige Katholiken, waren sie oft, wiewohl vergeblich, um freies Religionsexercitium vorstellig geworden. Bei ihnen fanden Priester eine Zufluchtsstätte und gastliche Aufnahme; ihr Haus hatte vielfach als Kapelle gedient, nicht ohne daß sie deshalb der Wuth des Pöbels oder den Strafmandaten des Senates (Wouwer waren 500 Thaler angedroht) ausgesetzt waren.

Von den 35 katholischen Familien gehörten acht dem Kaufmannsstande an, zwei besaßen Schiffe auf der See, die übrigen vertheilen sich auf die verschiedenen Handwerke[4]). Zum größten Theil zählten demnach die Katholiken Hamburgs zu der minder begüterten Klasse. Während der Hamburger Senat gleich anfangs (1566) den eingewanderten Engländern, dem englischen Court, welcher fast nur aus

---

[1]) Dominicus Jansenius an den Brüsseler Nuntius. Hamburg 1624 Juli 14. SOR 296, fol. 105.

[2]) Acta Congr. 1624 August 24, Nr. 16.

[3]) Carlo Carafa an die Congregation. Oedenburg 1625 November 12. SOR 66, fol. 7.

[4]) Nach dem Catalogus catholicorum Hamburgi residentium, überschickt vom Nuntius von Brüssel 1624 Februar 24. SOR 296, fol. 91—95.

reichen Kaufleuten bestand, und ebenso den portugiesischen Juden gegen Ende des 16. Jahrhunderts freie Uebung ihrer Religion gestattet hatte, kamen die armen Katholiken nie zur Ruhe. Im Anfang des Jahres 1627 wohnten bisweilen den Predigten des Missionärs, meistens wohl aus Neugierde, einige protestantische Kaufleute an. Darüber klagten die Prediger gegen die Katholiken sowohl, als besonders auch gegen den Senat und fragten, mit welchem Rechte er den papistischen Aberglauben gestatte. Die Nachricht, daß die Katholiken in Hamburg ihr Religions-Exercitium hätten, drang bis zum Dänenkönig, der, damals im Kriege gegen den Kaiser, den Senat bestimmte, die Religionsübung zu verbieten[1]). In Folge dieses Verbotes, sagt Jansenius in dem Briefe, worin er die Vorgänge der Congregation mittheilte[2]), habe er die Predigt aufgegeben, um nicht die Katholiken den Thätlichkeiten des von den Predigern aufgereizten Volkes auszusetzen, fahre jedoch heimlich mit dem Gottesdienste fort. Er könne sogar wieder freier handeln, seit Tilly die Elbe überschritten und Wallenstein'sche Soldaten zum Fouragieren nach Hamburg kämen. An den Nuntius in Wien, sowie an den kaiserlichen Beichtvater habe er um Intervention des Kaisers für die Hamburger Katholiken geschrieben. Ein von diesem unter dem 28. Juli 1627 ergangenes Mandat, welches Tilly an den Senat beförderte, machte auf die Ungerechtigkeit aufmerksam, daß man den Engländern ein öffentliches Religions-Exercitium und den Juden eine Synagoge verstatte, während man den Katholiken nicht einmal Privatgottesdienst gönnen wolle[3]).

In der Beantwortung des kaiserlichen Schreibens setzte man den angeführten Gründen entgegen, daß die Katholiken von keiner sonderbaren Qualität wären, auch schlechte Nahrung und Trafiquen trieben; den vom Kaiser ertheilten Schutzbrief habe man nicht anders als „respectu ihres Gottesdienstes in Altona" verstehen können. Auf Weiteres könnten sie nicht eingehen. Ein „kurzes Bedenken" aus dem J. 1630 beantwortete dann noch die Frage, „ob man absque praeiudicio dem Mönche länger zusehen könne, oder ob nicht Senatus befugt und schuldig sei, mit aller Manier solch Exercitium zu behindern und abzuschaffen". Das that nun freilich der Senat nicht, vielleicht, wie sich der Verfasser des kurzen Bedenkens ausdrückt, weil die kaiserliche Armee „so stark zu Beine, daß

[1]) Es war bereits das 4. Mal, wie der Missionär an Lucas Holstenius schreibt, Hamburg 1628 Januar 19./29.: Spatio quadriennii, quo hic haereo, Senatus mihi quarto exercitium religionis interdixit. Bibl. Barberin. XXXI, 68 (Briefe an Holstenius).

[2]) Hamburg 1627 September 13. SOR 67, fol. 128 f.

[3]) Vgl. Dreves 48. Das Antwortschreiben vom 31. October 1627 bei Klefeker, Sammlung Hamburgischer Gesetze und Verfassungen VIII, 373 ff.

Senatus hoch Bedenken getragen, contra victoriosa arma sich zu regen"[1]).

Der Missionär blieb stets äußerst beschränkt in seinen Verrichtungen, da das Verbot des Senates nicht aufgehoben wurde[2]), konnte jedoch immerhin den Katholiken Hamburg's regelmäßigen Gottesdienst halten. Im Jahre 1630 meldet er[3]) von sieben Taufen, die er vorgenommen und von der Conversion eines protestantischen Predigers aus dem nahen Westense im Holsteinischen, Christian Culemann (gräcisirt Bolynander), welche in Gegenwart der kleinen Gemeinde stattfand. Schlimmer wurde jedoch die Lage derselben, als die kaiserlichen Waffen den schwedischen unterlagen und der ganze Norden Deutschlands von ihnen überschwemmt wurde.

In Hamburg selbst mußten die Katholiken Mißhandlungen der durch Predigten aufgereizten Menge befürchten, so daß ein großer Theil dem Gottesdienste fern blieb. Er habe deshalb, schreibt P. Jansenius weiter, da der Zorn der Prediger besonders gegen ihn gerichtet sei, sich in ein kleines Häuschen am äußersten Ende der Stadt zurückgezogen, und halte dort für die Wenigen, die zu kommen wagten, den Gottesdienst. Daß dieser im Hause eines Katholiken stattfinde, sei verboten[4]). Dieselben Klagen begegnen in einem Briefe des Missionärs an die Congregation vom 23. Juli 1633. Wenige nur, so schreibt er, besuchten den Gottesdienst, den er in seiner engen Wohnung, Dank allein der Connivenz des Senates, halten könne. Viele Katholiken wagten gar nicht zu kommen, da die Prediger sehr dagegen eiferten.

In einem Zeitraume von zwei Jahren habe er 9 Knaben und 8 Mädchen getauft und 15 Kranken die Sterbesacramente gespendet. In derselben Zeit wären ein Calviner von Adel und eine Lutheranerin zur katholischen Kirche zurückgekehrt, und am 5. Juli hätten 2 Juden das Glaubensbekenntniß abgelegt[5]). Ende des folgenden Jahres meldet der Missionär von 4 Conversionen, 7 Kranken, denen er die Sterbesacramente gereicht, 6 Taufen und 2 Copulationen. Am 25. Februar war er in Glückstadt, hielt zwei Mal Predigt und spendete die Sacramente an 60 Katholiken, die er theils in, theils außerhalb der Stadt vorgefunden[6]). In Hamburg

---

1) Dreves 49—52.

2) Die Congregation suchte um Verwendung für ihn nach bei Tilly, Wallenstein, dem Bischof von Osnabrück und dem Kaiser. Acta Congr. 1630 Februar 26, Nr. 1 und 1630 August 5, Nr. 4.

3) Acta ab 31. Martii 1629 usque 1. Mart. 1630. SOR 296, fol. 353.

4) Dominicus Jansenius an die Congregation, 1632 September 1. SOR 74, fol. 275 f.

5) Derselbe an dieselbe, 1633 Juli 23. SOR 75 f. 192.

6) Derselbe an dieselbe, Hamburg 1634 December 29. SOR 77, fol. 74.

selbst scheinen die Verhältnisse ruhige gewesen zu sein, wenigstens hören wir nicht die frühern Klagen.

Doch nur kurz war die Dauer dieses bloß scheinbar friedlichen und freien Zustandes. Schon einige Monate nach Abgang des Berichtes, gegen Mitte März 1635, hatte ihm der Senat, von den Predigern dazu gedrängt, das private Religions-Exercitium von neuem untersagt. Er habe zwei Bittschriften dagegen eingereicht, den Gottesdienst jedoch von Passionssonntag an unterlassen, um nicht sich und die Katholiken der Gefahr für Leib und Leben auszusetzen. Der Brief ist voll Trostlosigkeit. 11 Jahre, so schließt er, habe er für die Gemeinde so viele Schwierigkeiten erduldet, wie wohl kaum Jemand erdulden werde[1]).

Von allen Seiten nahm man sich der bedrängten Mission an. Churmainz schrieb unter dem 9. April 1635 „ad Caesarem zu faveur der in Hamburg angeblich gravirten Catholicorum" [2]). Der bereits genannte Domherr Martin Stricker war in derselben Zeit am kaiserlichen Hofe für die Katholiken Niedersachsens im Allgemeinen thätig. Die Congregation beauftragte den Wiener Nuntius am 5. Sept. 1635, ernstlich sich der Katholiken Hamburg's beim Kaiser anzunehmen. Der Kaiser, berichtet der Nuntius Baglioni, habe sofort dem Hamburger Senat geschrieben (October 1635). Da die von diesem erwartete Antwort noch nicht eingetroffen, so werde der Kaiser nächste Woche nochmals schreiben [3]).

Inzwischen war der Domherr Stricker in den letzten Monaten des Jahres 1635 als kaiserlicher Bevollmächtigter für diese Angelegenheit nach Hamburg gegangen und hatte ein Rescript vom 21. Juli überbracht, in welchem der Senat unter Bezugnahme auf die das Jahr 1627 als Normaljahr festsetzende Bestimmung des Prager Friedens aufgefordert wurde, den Katholiken ein exercitium religionis privatum zu gestatten, da sie solches, wie bekannt, in jenem Jahre gehabt hätten. In seiner Antwort an den Kaiser 1635 October 12 leugnete der Senat dies, „außer was etwa clandestine tentiret," wogegen er aber, sobald er es erfahren, „verbis et facto die gebührende Veranstaltung" getroffen habe. Denn als die Katholiken solches wegen der in Altona eingetretenen Unsicherheit wirklich zu versuchen gewagt hätten, wodurch „bald ein großer Auflauf und Unruhe durch den gemeinen Mann" entstanden sei, habe er, der Senat, sofort dergleichen conatus pro futuro ernstlich inhibirt, et idem semper factum, quoties aliquid tentaverint. Er habe

---

[1]) Derselbe an dieselbe. Hamburg 1635 April 8. Daselbst fol. 75.

[2]) Klefeker VIII, 374, vgl. Dreves 57, Anm. 39.

[3]) Der Nuntius an die Congregation. Wien 1636 Januar 12. SOR 78, fol. 1.

auch „den Patrem Dominicum Jansenium öfters zur Rede gestellt und demselben Inhibition gethan“ [1]).

Auch in den Besprechungen, welche Stricker mit den vom Senate Deputirten hatte, wurden große Schwierigkeiten gemacht. 1529 hätten ihre Vorfahren bei Einführung der Lehre Luther's durch ein ewiges Gesetz beschlossen, die katholische Religion nimmermehr zurückzuführen, und das werde öfter durch Eidschwur erneuert und bekräftigt. Stricker bemerkte, daß solches gegen den Religionsfrieden und die Reichsgesetze verstoße. Als weitern Grund, weshalb den Katholiken keine Religionsübung eingeräumt werden könne, führten sie die Erbitterung der Bürger gegen den Missionär an, der die Prediger durch Schriften und Disputationen allzu sehr gereizt habe [2]). Ein Tumult sei um so eher zu befürchten, da das Volk ganz in der Hand der Prediger sei und von ihren Predigten abhange. Schließlich erklärte sich der Senat außer Stande, einen etwa entstehenden Aufruhr zu beschwichtigen, gestattete aber dennoch nach längern Verhandlungen, daß die Katholiken zur Abhaltung des Gottesdienstes sollten zusammenkommen dürfen. Ein Mehreres zu erlangen, schließt Stricker, sei wegen des gallo-schwedischen Krieges nicht möglich [3]).

Ein bis $1^1/_2$ Jahre hat die Gemeinde diese Vergünstigung genossen. Auf lange Dauer rechnete schon gleich anfangs der Missionär nicht [4]), namentlich wegen seines gespannten Verhältnisses zu den Predigern. Vielleicht daß er selbst nicht vorsichtig genug redete und handelte [5]); sicher

[1]) Klefeker VIII, 375 f. Drewes 58.

[2]) Er schrieb, wie Mollerus in der Cimbria literata II, 397 anführt, in deutscher Sprache einen tractatus de ieiunio contra Lutheranos; sein Bruder Nicolaus wechselte mehrere Schriften mit dem Hamburger Prediger Joh. Müller, worüber weiter unten. Disputationen hätte der Missionär bei der Erregtheit der Bevölkerung besser vermieden. (Vgl. unten den Tadel des Abbate Bichi.) Stricker sagt von ihm in dem obigen Berichte: Hic aegre toleratur a civibus et praedicantibus nec satisfacit in docendo, cum non perfecte calleat linguam Germanicam.

[3]) Stricker an den Kölner Nuntius, ohne Ort, (Hamburg) 1636 Januar 10. SOR 78, fol. 280 f. Dem Missionär Jansenius wurde (December 1635) diese Mittheilung gemacht und ihm vom Senate besonders aufgegeben, ut summa modestia sacris nostris operam darem, quod etiam facere adnitor, ne insolens plebs occasionem tumultuandi ex praedicantium suorum instinctu contra me vel catholicos arripiat. Brief des Dominicus Jansenius an die Congregation, Hamburg 1636 Mai 24. Daselbst fol. 299.

[4]) Quamdiu vero, schreibt er an Holstenius, 1635 December 28, pro huius gentis ingenio haec exigua gratia seu aliqualis obedientiae specimen summae maiestati praestitum durabit, novit Deus. Bibl. Barberin. XXXI, 68.

[5]) Der Verwalter der Brüsseler Nuntiatur, Abbate Bichi, schrieb 1644 an den Nuntius Chigi: Der P. Dominicus sei ein religioso di buona vita et di spirito; wenn es jedoch wahr sei, was ihm von mehrern Seiten berichtet werde, so habe er in Hamburg gesucht di disputare a sproposito con ministri di altre religioni und dadurch seine Ausweisung herbeigeführt. SOR 90, fol. 89.

wollten aber jene die Katholiken nicht friedlich neben sich dulden, und schürten deshalb die Aufregung der Menge, bis schließlich Jansenius im April 1637 weichen mußte[1]).

Der Domherr Martin Stricker war wieder derjenige, welcher sich der bedrängten Hamburger Katholiken annahm und ihnen, zunächst nur von Zeit zu Zeit, so lange noch die Aufregung dauerte, den Gottesdienst hielt[2]).

Dann, als die Verhältnisse wieder ruhiger und durch die beständige Anwesenheit eines kaiserlichen Residenten sicherer und gefestigter wurden, ward die Hamburger Gemeinde einem Missionär der Gesellschaft Jesu übergeben, die bis zu ihrer Aufhebung mit großem Eifer und Erfolge nicht ohne viele Widerwärtigkeiten und Verfolgungen die Seelsorge bei den Hamburg-Altonaer Katholiken ausübte.

IV.

Nicolaus Jansenius, erster Missionär in Friedrichstadt, 1624—1634.

Zu derselben Zeit, als Dominicus Jansenius die Katholiken in Hamburg aufsuchte, richtete sein Bruder Nicolaus, gleich ihm von Dänemark kommend, den katholischen Gottesdienst in Friedrichstadt ein.

Der Herzog von Holstein hatte im Jahre 1621/1622 an der Mündung der Treene in die Eider, zwei Meilen vom Meere, eine Stadt angelegt, zunächst als Niederlassung für die in sein Land gekommenen Arminianer, neben welchen sich gleich anfangs auch Katholiken besonders aus den spanischen Niederlanden und den nördlichen Theilen Deutschlands angesiedelt hatten. P. Nesenus fand im J. 1623 bereits 40 Katholiken vor, zu denen andere aus der Umgegend von Tondern, die vom Meere sehr heimgesucht war, hinzukamen. Zum raschen Aufschwunge des Platzes konnte dem Herzog eine Einwanderung auch aus katholischen Gegenden nur erwünscht sein, wie ihm anderseits viel darauf ankommen mußte, durch Handelsverbindungen die Bedeutung desselben zu heben. Der Handel mit den Niederlanden stand in erster Linie. Nicolaus Jansenius versprach dem Herzog, die Verhandlungen darüber zu führen unter der Bedingung, daß den Katholiken in Holstein freies Religions-Exercitium gewährt würde. Ende April oder Anfang Mai 1624 kam er in Begleitung des Arztes Florus als Abgesandter des Herzogs nach Brüssel

---

[1]) Am 11. December 1637 wurde der Brief desselben über seinen Weggang von Hamburg in der Congregation referirt und über Neubesetzung der Stelle Aufträge gegeben. Acta Congr. 1637, fol. 412b.

[2]) Vgl. weiter unten S. 31.

und fand bei der Infantin Isabella geneigtes Gehör. Sie stellte ein Memorial vom 2. Mai 1624 aus, dahin lautend: im Falle der Herzog von Holstein den Katholiken in seinem Lande Freiheit des Gewissens und freies Religions-Exercitium gewähre, werde sie ihrerseits anordnen, daß die Schifffahrt der Einwohner Friedrichstadt's und der andern Unterthanen des Herzogs durch die Schiffe von Dünkirchen nicht belästigt werde [1]), mit andern Worten, daß ihnen der Handel nach den Niederlanden erlaubt sein solle. Papst Urban VIII. war anfangs durchaus nicht einverstanden. Nicolaus Jansenius solle nicht in dem Sinne thätig sein, auch nicht unter der angeführten Bedingung [2]). Später, zumal die Angelegenheit schon so weit gediehen war, gab man sich mit den Abmachungen zufrieden. Behufs Bestätigung derselben von Seiten Spaniens war Jansenius dorthin abgereist und am 11. Februar 1625 nach den Niederlanden zurückgekehrt, um mit der Infantin, welcher die holsteinische Angelegenheit vom Könige übergeben wurde, den definitiven Vertrag abzuschließen [3]). Von Seite des Herzogs erging das Decret freier Religionsübung für Friedrichstadt und ganz Holstein am 25. Februar 1625 [4]). Nicolaus Jansenius ging selbst als Missionär nach Friedrichstadt [5]). Die Anfänge der Mission wurden sehr getrübt durch den Krieg Dänemarks gegen den Kaiser, von dessen Folgen auch Holstein berührt wurde. Der Herzog hatte sich für den Kaiser gegen Dänemark erklärt. Jedoch wurde von Freundesseite auch sein Land arg heimgesucht, da Wallenstein einen Theil seines Heeres daselbst Winterquartiere nehmen ließ. Viele Einwohner, fast alle Katholiken Friedrichstadt's flohen [6]). Der Herzog von Holstein wandte sich an die Congregation um Verwendung beim Kaiser. Bisher habe er sein Land friedlich regiert, nun werde es aber durch die Soldaten verwüstet. Er werde

---

[1]) Das Memorial SOR 296, fol. 130. Nicolaus Jansenius an die Congregation, Antwerpen 1624 Mai 9. Das. fol. 131. Nuntius von Brüssel an die Congregation, Brüssel 1624 Mai 4. SOR 102, fol. 35.

[2]) Acta Congr. coram Sanctissimo, 1624 April 17, Nr. 12: „quia sedes apostolica non iuvat, sed impedit, cum potest, haereticorum commercia cum catholicis.“

[3]) Nicolaus Jansenius an den Brüsseler Nuntius, 1625 Februar 25. SOR 296, fol. 44. Referirt in der Congr. coram Sanctissimo, 1625 März 22 (Acta, fol. 207). Der Papst ließ dem Nuntius schreiben, er möge den Jansenius in Brüssel unterstützen.

[4]) In lateinischer Sprache Acta 1622–1625, fol. 219.

[5]) Da die Zahl der Katholiken gering war, dürften die beiden Missionäre der Gesellschaft Jesu, P. van Alst und P. Beken, welche zu derselben Zeit, gemäß dem Berichte Reiffenberg's (S. 597), nach Friedrichstadt kamen, nur kurze Zeit sich aufgehalten haben. P. Beken ging bald darauf nach Schweden.

[6]) Nicolaus Jansenius an den Secretär der Congregation, Friedrichstadt 1627 November 3. 13. und December 2./12. SOR 102, fol. 335 f.

beim Kaiser auf Schadenersatz und Zurückziehung der militärischen Besatzungen dringen und ersuche die Congregation, ihren Einfluß dahin geltend zu machen[1]).

Als Abgesandter des Herzogs in dieser Angelegenheit ging der Missionär an den kaiserlichen Hof. Bei einem kurzen Aufenthalte in Lübeck (Juni 1628) bekehrte er einen Adeligen aus Niedersachsen, Joachim von Litzau, nebst seiner Frau Dorothea Haim[2]). Auch in Friedrichstadt fanden in diesem Jahre zwei bedeutende Conversionen statt. Christian Becker, Senator der Stadt, sowie Petrus Engelravius, ein Prediger der Arminianer, traten mit ihren Familien, in allem 14 Personen, zur katholischen Kirche über[3]). Von den Predigern, meint Nicolaus Jansenius, würden noch manche, von mehrern wisse er es sicher, diesen Schritt thun, wenn sie nicht durch die Conversion mit ihrer Familie in die größte Dürftigkeit geriethen[4]). Während seiner Abwesenheit, die häufig längere Zeit dauerte, wurde der Missionär durch seinen zweiten Bruder, Cornelius, in der Mission vertreten.

Die Anzahl der Katholiken war noch immer gering; im Jahre 1629 mochte sie etwa 60—70 betragen, da 39 Ostercommunionen stattfanden; auf 5 belief sich die Zahl der Taufen. Im folgenden Jahre convertirte eine Frau mit ihren fünf Kindern[5]). Auch konnte der Missionär berichten, daß er eine Schule in Friedrichstadt gegründet habe. Die Congregation billigte dieses Unternehmen sehr und ermunterte ihn zur Weiterführung desselben, da von dem Unterrichte der Kinder zum größten Theile die Frucht der Missionen abhange[6]).

Während der Jahre 1629—1632 leitete Cornelius Jansenius die Mission in Friedrichstadt; dann trat sein Bruder Nicolaus, der Gründer derselben, wieder an seine Stelle. Dieser hatte unterdessen seine Zeit der Vertheidigung der katholischen Religion wider die Angriffe des Vorkämpfers der Hamburger Prediger, Johann Müller, gewidmet[7]).

---

[1]) Brief des Herzogs an die Congreg. Gottorp 1628 Jan. 8./18. SOR 102, fol. 352.

[2]) Nicolaus Jansenius an den Secretär, Wien 1628 Juli 12. SOR 102, fol. 345; an Lucas Holstenius, Friedrichstadt 1628 Sept. 1. Bibl. Barberin. XXXI, 68.

[3]) Derselbe an denselben, Friedrichstadt 1628 Aug. 28. SOR 102, fol. 346 und de Statione Fridericopolitana 1629. SOR 296, fol. 358.

[4]) Nicolaus Jansenius an die Congregation, 1630 December 18. SOR 71, fol. 331.

[5]) Für das Jahr 1631 erfahren wir, daß zu Ostern 37 die Sacramente empfangen hätten; drei Schiffer würden nach ihrer Rückkehr der österlichen Pflicht nachkommen, so daß, fügt er bei, wo zu Anfang der Mission nur 4—5 gewesen, jetzt 40 Communicanten seien. Cornelius Jansenius an den Secretär, Friedrichstadt 1631 Mai 4. SOR 72, fol. 341.

[6]) Acta Congr. 1630 November 21. Nr. 26.

[7]) Gegen die „Nothgedrungene Vermahnung an die christliche Gemeinde zu Hamburg wegen der irrigen und verführerischen Lehre des Pabstuhms, welche Dom. Jansenius sich

Nach Holstein zurückgekehrt, erlebte der Missionär bald darauf die Freude, daß ein lutherischer Prediger, „ein Mann von großer Gelehrsamkeit", die Absicht bekundete, zur katholischen Kirche überzutreten [1]). Johann Adolf Cypräus, Prediger an der Michaelskirche in Schleswig, hatte durch seine kirchengeschichtlichen Studien starke Zweifel an der Wahrheit der lutherischen Religion bekommen. Von dem Missionär mündlich und schriftlich belehrt, beschloß er, seinen Vorsatz auszuführen und in den Schooß der katholischen Kirche zurückzukehren. Er reiste dieserhalb nach Amsterdam und von da nach Köln, wo er noch im Jahre 1633 katholisch wurde und bald darauf in den Orden der Dominicaner eintrat. Der Verfasser der Geschichte der katholischen Kirche in Dänemark zählt ihn wegen seiner Annales episcoporum Slesvicensium, welche 1634 in Köln herauskamen, unter die bedeutendsten dänischen Kirchenhistoriker [2]).

Die holsteinische Mission hatte um diese Zeit einen kleinen Zuwachs an Katholiken erhalten. Der Herzog hatte nämlich in Schleswig einen Theil angeschwemmten Landes, ungefähr sieben bis acht belgische Quadratmeilen groß, niederländischen Kaufleuten (Katholiken) zur Ansiedelung überlassen und ihnen außer andern Privilegien auch die freie Uebung ihrer Religion gestattet [3]). Die Ansiedelung, Butslot, aggeratio Butslotana, wie Jansenius sie in einem Briefe vom 15. Mai 1634 nennt, scheint guten Erfolg gehabt zu haben. Da er sie von Friedrichstadt, weil acht Stunden entfernt, nicht mitversehen könne, so habe er einen ihm befreundeten Benedictiner, der aus Westfalen vertrieben sei, mit der Seelsorge der dortigen Gemeinde betraut [4]). Im selben Jahre noch starb

---

daselbst auszubreiten untersteht" (Hamburg 1630) richtete er die Defensio fidei catholicae, opposita „admonitioni necessariae" Johanni Muelleri . . . (Antwerpen 1631). Eine Anzahl von Exemplaren schickte er davon an die Congregation nebst Brief, Hamburg 1631 Sept. 26. SOR 72, fol. 332. Von Seiten Müller's erschien dagegen ein Prodromus Antijansenii (Hamburg 1632), worauf der Angegriffene durch einen Commentarius (1633) antwortete und dadurch eine dritte Schrift des Predigers „Antijansenius" (1634) hervorrief. Für Hamburg hatte, wie wir angedeutet, dieser Streit eine größere Verbitterung der Prediger, durch sie des Volkes und damit die endliche Vertreibung des Missionärs zur Folge. Anderswo mögen doch die Schriften des Jansenius einige Zweifel am Lutherthum und so gute Früchte getragen haben. Die Schriften bei Mollerus, Cimbria literata II, 398. Vgl. Dreves 48, Anm. 4 und 52, Anm 17.

[1]) Nicolaus Jansenius an die Congregation, Friedrichstadt 1633 Juli 30. SOR 75, fol. 199.

[2]) Vgl. Karup 332 f. und Mollerus, Cimbria literata I, 119 f.

[3]) Nicolaus Jansenius an die Congregation, 1632 Juni 15. SOR 74, fol. 277 ff.

[4]) Derselbe an dieselbe, Friedrichstadt 1634 Mai 15. SOR 76, fol. 284.

der Missionär in Friedrichstadt[1]) und die Mission blieb eine Zeit lang ohne regelmäßigen Gottesdienst. Martin Stricker sorgte auch hier die nächsten Jahre von Zeit zu Zeit für die religiösen Bedürfnisse der Katholiken. 1637 trug die Congregation dem Provincial der belgischen Dominicaner auf, einen Missionär dorthin zu senden[2]); man scheint aber keine geeignete Persönlichkeit gefunden zu haben. Später übernahm die Gesellschaft Jesu auch diese Mission.

V.

Martin Stricker, Canonicus der Collegiatkirche zum hl. Kreuz in Hildesheim, apostolischer Missionär des Nordens (1609—1650?).

Dreves nennt Martin Stricker einen für die Conservirung der katholischen Reste des deutschen Nordens wohlverdienten Mann. Wir sind ihm im Vorhergehenden wiederholt begegnet und können danach schon sagen, daß das gespendete Lob nicht übertrieben ist. Eine nähere Beschäftigung mit seinem Leben und Wirken wird zeigen, wie er vierzig Jahre rastlos den nordischen Missionen seine Thätigkeit widmete. Anstatt, wie so viele Andere, ruhig seine Pfründe zu verzehren, ist er im protestantischen Norden von Stadt zu Stadt gewandert, um den wenigen zerstreut wohnenden Katholiken die Tröstungen ihrer Religion zu bringen. Wir begegnen ihm zuerst im Jahre 1600—1601 als Alumnus des päpstlichen Seminars zu Braunsberg[3]). Dorthin kam durch seine Bemühungen der früher erwähnte Heinrich Schacht, welcher wie Stricker lange Jahre in den nordischen Missionen und vielfach mit diesem zusammen gewirkt hat. Von Rom, wohin er zur Fortsetzung seiner Studien sich begeben hatte, in die Heimath zurückgekehrt, wird er schon bald seine Thätigkeit auf diesem Gebiete begonnen haben.

Eine Reise aus Polen nach Löwen führte ihn durch Lübeck. Hier wurde er von einem Katholiken aufgefordert, als Spiritual in das in der Nähe von Buxtehude belegene Benedictinerinnenkloster (Monasterium vetus, Oldenkloster) zu gehen. Er willfahrte dessen Bitte und leitete die dort mitten im protestantischen Norden mit wunderbarer Standhaftig-

---

[1]) Dominicus Jansenius schreibt an die Congregation, Hamburg 1634 December 29. SOR 77, fol. 74: Immaturam mortem fratris mei Nicolai Sacram Congregationem inaudisse non dubito.

[2]) Congreg. vom 21. April 1637 in Acta Congregationis a. 1637.

[3]) Mollerus (Cimbria literata I, 667) glaubt, daß er aus Holstein stammte und 1612 vom Protestantismus zur katholischen Kirche übertrat Die Zeit der Conversion ist jedoch jedenfalls unrichtig.

keit ausharrenden Nonnen[1]). Dort traf ihn im Jahre 1611 auf seiner Visitationsreise der Franciscanerpater Budelius und weiß nicht genug seine Frömmigkeit, Wissenschaft und seinen Eifer für die katholische Religion zu rühmen. Das Kloster fand er in guter Ordnung und Disciplin und bewog Martin Stricker zu dem Versprechen, noch wenigstens ein Jahr dort zu verbleiben. Im Jahre 1609 hatte ihn bereits der Kölner Nuntius Albergati, der ihn ebenfalls schätzen gelernt, zu seinem Substituten für die nordischen Missionen ernannt[2]). Seine Aufgabe — es fehlen darüber die nähern Nachrichten — wird darin bestanden haben, daß er die Verhältnisse des deutschen Nordens und der dort lebenden Katholiken erforschte, ihnen selbst geistliche Hülfe gewährte und wenn möglich Freiheit der Religionsübung erwirkte. Durch den Nuntius, der übrigens wohl nicht den Titel „apostolischer Vicar" führte, sondern als Vertreter des Papstes die Jurisdiction über die Katholiken in den abgefallenen Bisthümern seiner Nuntiatur ausübte, erhielt er seine Facultäten als apostolischer Missionär des Nordens. Seine Anwesenheit daselbst wurde dringend nothwendig, als die Jesuiten im Jahre 1612 die Station in Altona verlassen mußten und die Bemühungen mehrerer Katholiken, nach Hamburg selbst Priester aus der Gesellschaft Jesu zu erhalten, fruchtlos blieben[3]). Seit einem Jahre, schrieben sie am 26. November 1614 an Papst Paul V., seien dieserhalb verschiedene Briefe zwischen ihnen und dem General der Gesellschaft gewechselt, und es sei leicht, durch den Kaiser, der es der Stadt auflegen könne, oder durch den König von Spanien, von dessen Handel fast alle Kaufleute abhingen, die Erlaubniß zum Religions-Exercitium zu erwirken[4]).

Wie schwer das jedoch war, hat genugsam die Folgezeit bewiesen. In dieser traurigen Lage kam ihnen Martin Stricker, soweit es in seinen Kräften stand und seine Stellung es erlaubte, zu Hülfe. Den oben erwähnten Brief unterzeichnete er als Sacerdos pro tempore catholicorum Hamburgensium; sonst aber, schreibt er einige Monate später an Paul V.,

---

[1]) Vgl. die oben citirte Relation des Budelius. Huius Monasterii Pater Reverendus Dominus Martinus Stricerius supra mentionatus, in urbe Roma quondam in studiis enutritus, in spiritualibus et theologicis exercitatissimus, unus instar omnium oculus et christiane vivendi idea est.

[2]) Drewes 57.

[3]) Damals schrieb Stricker seine Katholische Censur einer Unkatholischen Predigt Jac. Reneccii von der Rechtfertigung. Münster 1612. Vgl. Mollerus, Cimbria literata I, 667.

[4]) Archiv des Fürsten Boncompagni. E 33, Lettere diverse di Germania 1609 bis 1619. Die Namen der Hamburger Katholiken, welche den Brief unterzeichneten, sind: Silvester Versin, Melchior Fernandez Peigeira, Abondio Somigliano, Nicolaus de Wouwer, Melchior Vanhuysse, Manoel Diaz, Cosmo de Silvio, de Ysnardis, Lopez Couto, Gaspar Gomez.

wohne er jenseits der Elbe in der Diöcese Bremen und leite vierzig Jungfrauen, die in ihrem Kloster ein religiöses Leben führten, in den geistlichen Uebungen, damit sie nicht in dieser Sündfluth der Seelen am katholischen Glauben Schaden litten [1]). Den Hamburger Katholiken habe er immer in ihrer Bedrängniß beigestanden, habe heimlich nicht ohne Lebensgefahr bald in diesem, bald in jenem Hause die hl. Geheimnisse gefeiert, gepredigt, Sacramente gespendet. Aber in diesen Tagen werde unter Androhung schwerer Strafe ihm verboten, weiterhin sein priesterliches Amt auszuüben. Das wage der Hamburger Senat zu thun ohne Rücksicht auf den Kaiser und die Reichsrecesse, und da sehe man mit Betrübniß, wie den Katholiken allein verwehrt werde, was allen Andern freistände.

Nichtsdestoweniger wird Stricker, wenn uns auch nicht aus jedem Jahre Nachrichten darüber vorliegen, seine Besuche in Hamburg freilich ganz im Verborgenen fortgesetzt haben, zunächst bis 1622 [2]), als auf seine Bemühungen hin der katholische Cultus in Altona wieder erlaubt und durch die Anwesenheit zweier Jesuiten auch für Hamburg gesorgt war. Nach deren Vertreibung am Feste Peter und Paul des folgenden Jahres war er sofort wieder am Platze, konnte jedoch, als 1624 ein eigener Missionär nach Hamburg kam, seine Thätigkeit anderswo entfalten.

Der bedrängten Katholiken gab es im Norden viele, namentlich im niedersächsischen Kreise. Wahrscheinlich ist, daß ihm der Nuntius, dessen besonderer Protection er von Rom aus empfohlen war [3]), dort seinen Posten anwies. Seinen Wohnsitz nahm er in Magdeburg, wo ohne ihn, schreibt er am 18. October 1625, die noch übrigen Katholiken keinen Seelsorger hätten. Im vergangenen Juli sei er in Hamburg, Lübeck und an andern Orten gewesen, um die zerstreuten Katholiken zu besuchen und darauf in die Halberstädter Diöcese gekommen. „Dort hatten verschiedene Frauenklöster meine Gegenwart begehrt, da sie eigener Beichtväter entbehrten. Die noch übrigen Frauenklöster der Diöcese Halberstadt sind: das vom heiligen Bernhard mit fünfunddreißig, Waterleh (?), erst

---

[1]) Stricker an den Papst, Hamburg 1615 Januar 26. Arch. Boncomp. E 33. Vix dici potest, fügt er bei, quam subdole haeretici in partibus his bona ecclesiastica occuparint, quam perniciose eadem possideant.

[2]) In einem Briefe an den Kölner Nuntius Carafa, Magdeburg 1625 October 18, sagt Stricker, daß er die Seelsorge in Hamburg so viele Jahre (tot annis) ausgeübt habe. SOR 66, fol. 239.

[3]) Instruction für Carafa, Rom 1624 Juni 26., Vatic. Bibliothek, cod. Ottob. 2437, p. III, fol. 410. V. S. sopraintenda a questo Missionario e lo protegga et ajuti quanto potrà.

neulich von den Protestanten zurückerworben und darum mit nur acht Nonnen; Adersleben hat zweiundzwanzig, Hedersleben zehn, Badersleben neun Klosterfrauen. Diese fünf Klöster haben dafür, daß sie der katholischen Religion treu geblieben, große Leiden und Widerwärtigkeiten ausstehen müssen. Mehrere derselben werden noch immer gezwungen, protestantische Prediger in ihrer Kirche zuzulassen, obwohl sie selbst das katholische Exercitium im Chore und der Privatkapelle stets beibehalten haben.

„Auch in Magdeburg und Umgegend sind noch mehrere katholische Frauenklöster vom Cistercienser-Orden, in der Neustadt das Kloster St. Agneten mit siebenundzwanzig, außerhalb Althaldensleben mit zweiundzwanzig, Meiendorf mit vierzehn, Marienstuhl vor Egeln mit einundzwanzig Nonnen. Diese vier Frauenklöster sind treuer ihrem Glauben und ihren Gelübden geblieben, als die Mannsklöster, die fast alle abgefallen. . . . Man verlangt sehr nach dem Empfange des Sacramentes der Firmung, da alle Jungfrauen, weil von protestantischen Eltern geboren, von den Predigern ohne Salbung mit Chrysam getauft sind; die ältern Klosterfrauen möchten auch feierlich den Schleier empfangen. Für ihre Standhaftigkeit haben sie wohl verdient, daß ihrem Begehren, wenn eben möglich, gewillfahrt wird. Die Pröpste der Klöster sind lutherisch, die meisten haben keinen katholischen Priester; wer sieht nicht, wie viel ihnen fehlt!" Wenn doch nur, klagt der Schreiber, der Cistercienser-Orden ihrer sich hätte annehmen wollen, oder es jetzt thäte. Man möge doch, so bittet er, eine Visitation anordnen. Dieselbe sei um so leichter möglich, als das kaiserliche Heer diese Gegenden besetzt habe [1]).

Ob der in der Congregation vom 3. März 1626 dieserhalb an den Kölner Nuntius beschlossene Auftrag [2]), die Klöster im Magdeburgischen und Halberstädtischen wenn möglich durch einen Bischof oder sonst durch einen Andern visitiren zu lassen, wirklich ausgeführt wurde, weiß ich nicht zu sagen, weil darüber die Nachrichten fehlen. Auch über die Thätigkeit des Martin Stricker in den nächsten Jahren fließen die Quellen sehr dürftig. Mehrere Briefe von ihm an den Kölner Nuntius müssen verloren gegangen sein. Letzterer klagt darüber, daß die Briefe, welche ihren Weg durch protestantische Gegenden nähmen und bei Gelegenheit katholischen Personen mitgegeben würden, häufig verloren gingen [3]).

In der Congregation vom 23. Januar 1627 erhielt Martin Stricker sein Patent als Missionär für die Bisthümer Lübeck und Bremen und

---

[1]) Briefe Stricker's an den Kölner Nuntius Carafa; Magdeburg 1625 October 18 und September 15. SOR 66, fol. 243 und fol. 228.

[2]) Acta Congr. 1626 März 3, Nr. 17.

[3]) Brief des Kölner Nuntius Carafa, Lüttich 1626 Januar 30. SOR 66, fol. 242.

die dazu nöthigen Facultäten von der Congregation des h. Officiums auf sechs Jahre[1]). Von der Residenzpflicht als Canonicus der Kirche vom h. Kreuz in Hildesheim, die das Capitel unter Verweigerung der Einkünfte während seiner Abwesenheit von ihm forderte, wurde er dispensirt[2]). 1629 finden wir ihn in Mecklenburg. Er verweile, schreibt er an den Nuntius, noch in Mecklenburg und gehe von da zuweilen nach Lübeck, dem Orte seiner Mission[3]).

Am 4. Juni 1631 schreibt er an die Congregation, daß er schon das sechste Jahr in den Diöcesen Magdeburg und Halberstadt für die Erhaltung und Verbreitung der katholischen Religion thätig sei[4]). In den folgenden Jahren, als die Kriegsfurie besonders Niedersachsen heimsuchte, schwebte er wie viele andere Missionäre in manchen Gefahren und erlitt große Verluste. Die Congregation kam ihm durch Bewilligung eines dreijährigen Stipendiums von jährlich 50 Scudi zu Hülfe[5]). Im April 1635 finden wir unsern Missionär in Wien. „Dorthin haben mich," schreibt er dem Nuntius, „verschiedene Bedürfnisse der Religion in Niedersachsen geführt. Der Stand derselben ist seit 100 Jahren nicht so schlecht gewesen, als nachdem Gustav Adolf mit ungerechtem und grausamem Kriege das Reich überzogen hat. Die Mannsklöster nicht minder als die Frauenklöster, welche durch besondere Vorsehung Gottes und auf ganz wunderbare Weise bis dahin inmitten einer verdorbenen Nation sich erhalten haben, stehen völlig leer; ihre frühern Bewohner und Bewohnerinnen sind zum Theil nach allen Seiten entflohen, zum Theil niedergemacht oder vor Hunger und Noth gestorben. So großes Unglück ist aber daraus entstanden, daß unter dem Vorwande, die deutsche Freiheit zu schützen, katholische Fürsten sich mit den Protestanten verbunden

---

[1]) Acta Congr. 1627, fol. 181. Die Facultäten sind vom 23. Februar 1627 und wurden in der Sitzung vom 14. April 1636 (Nr. 4) erneuert.

[2]) Der Kölner Nuntius an die Congregation, Lüttich 1627 Oct. 22. und 1628 März 3. SOR 102, fol. 296. 297.

[3]) Briefe an den Nuntius Carafa, Wismar 1629 Mai 27. und Güstrow Juni 24. in Päpstl. Geheim. Archiv, Nunziatura di Colonia 11.

[4]) Stricker an die Congregation. Wemblingen 1631 Juni 4. SOR 333, fol. 351. Aus Mollerus, Cimbria literata I, 667 mögen folgende Notizen hier Platz finden. (Stricerius) Ferdinandi II. imperatoris iussu tamquam illius commissarius effossioni reliquiarum D. Norberti Magdeburgensium Pragam transferendarum (Carafa, Germania sacra p. 320), anno 1629 autem monasterii Ilfeldensis occupationi a canonicis factae Praemonstratensibus interfuit. Georgio Calixto, quem anno 1626 Helmstadii in suis compellavit aedibus, vir audit et humanus et eruditus (in Digress. de arte nova Barth. Nihusii p. 27).

[5]) Acta Congr. 1634 August 21, Nr. 28. Dasselbe wurde, wie die Acta ausweisen, nach Ablauf der drei Jahre jedes Mal verlängert.

haben. O, daß es dahin gekommen, daß Katholiken von ihren eigenen Glaubensgenossen geschädigt werden! Ich werde binnen Kurzem nach Niedersachsen zurückkehren, wo ich schon seit 24 Jahren unter vielen Gefahren thätig bin. Bis jetzt habe ich bessere Zeiten erhofft, aber das Gegentheil ist leider eingetroffen" [1]). Bevor er Wien verließ, wurde ihm noch ein ehrenvoller Auftrag zu Theil. Der Kaiser schickte ihn als seinen Bevollmächtigten an den Senat der Stadt Hamburg, um dort das katholische Religions-Exercitium, das zu Anfang des Jahres verboten war, zu restituiren [2]).

Die wiedererlangte Freiheit ist nur von kurzer Dauer gewesen; mit der Vertreibung des P. Jansenius im April 1637 fiel dem Canonicus Stricker auch die Sorge für die Katholiken Hamburgs wieder zu. Wir sehen ihn in dieser Zeit eine noch eifrigere Thätigkeit entfalten, trotz der Schwierigkeiten und Gefahren, denen er überall begegnete. Bis dahin sei er in Lübeck gewesen und habe häufig an den Nuntius über die dortige Mission berichtet [3]). Die Früchte derselben, die größere Freiheit des Exercitiums, wie es dort und in Bremen und Hamburg vor dem Einfall der Schweden bestanden, alles werde durch den Krieg vernichtet; auch jetzt komme man noch nicht zur Ruhe, da der Krieg von neuem durch die Franzosen angefacht werde. Kaum sei es mehr zu ermöglichen, in Privathäusern heimlich den Gottesdienst zu halten. Von Ort zu Ort müsse er wandern, um die armen verfolgten Katholiken beim Glauben zu bewahren, da man sie durch Drohen und Versprechen zum Abfall bringen wolle. Hamburg anlangend arbeite er beim Senate und beim Kaiser, um das mit der Vertreibung des P. Jansenius verbotene Religions-Exercitium wieder zu restituiren [4]). Die Congregation trug ihm, in Folge Beschlusses vom 9. August 1638 auf, in Hamburg, von wo der obige Brief datirt war, die Mission auszuüben, bis anderweitig gesorgt werde [5]).

All die Arbeit überstieg jedoch die Kräfte des Missionärs; die zerstreuten Katholiken im ganzen Norden erforderten seine Sorge. „Die Mission in Hamburg," schreibt er, „habe ich nach dem Weggange des P. Dominicus mit allem Eifer im Auftrage der Congregation übernommen, wie ich auch, bevor der genannte Pater nach Hamburg kam, immer den dortigen Katholiken beigestanden hatte. In Friedrichstadt, welches nach dem Tode des P. Nicolaus 1634 ohne Missionär geblieben, habe ich die

[1]) Martin Stricker an den Nuntius von Köln. Wien 1635 April 30. SOR 77, fol. 157.

[2]) Siehe oben S. 20 f.

[3]) Diese Briefe scheinen verloren gegangen zu sein.

[4]) Stricker an den Secretär der Congregation 1638 Juni 10./1. SOR 80, fol. 383.

[5]) Acta Congr. 1638 August 9, Nr. 20.

Seelsorge wieder aufnehmen müssen, dabei durften auch die Katholiken in Lübeck und im Herzogthum Bremen nicht vernachlässigt werden. Im Gebiete des Dänenkönigs, in Glückstadt, hat sich vor Kurzem ein neuer Posten für die Mission eröffnet [1]). Da er allein dem allem nicht gerecht werden könne, habe er, zumal das Alter sich bei ihm einstelle, zwei Priester der Gesellschaft Jesu erbeten, von denen einer die Mission zu Glückstadt verwalte, der andere [2]) bei den so viel geplagten Katholiken Hamburg's sich aufhalte. Seine Bemühungen, daß hier durch Verwendung des Kaisers die früher erlangte Freiheit des Religions-Exercitiums wieder hergestellt werde, dauerten noch fort; es sei eine mühevolle Sache [3]). Einen günstigern Ausgang nahm die Angelegenheit erst, als wegen der Friedenspräliminarien mehrere Vertreter katholischer Mächte nach Hamburg kamen und die Katholiken den Gottesdienst in den Gesandschaftskapellen besuchen konnten [4]).

Stricker wandte sich wieder nach Lübeck, wohin der Kaiser ebenfalls einen Residenten schicken wolle. Er habe bisher für die dortigen Katholiken nach Kräften, so viel es seine anderweitigen Arbeiten erlaubten, gesorgt, es habe jedoch nur ganz heimlich geschehen können [5]). In Lübeck waren, wie früher bemerkt, noch mehrere Canoniker katholisch; es war ihnen aber vom Senate streng verboten, in ihren Häusern Gottesdienst für die Katholiken zu gestatten. Dazu suchten die Protestanten zu verhindern, daß die in den päpstlichen Monaten vacant gewordenen Canonicate vom Papste an Katholiken vergeben wurden.

Die Angelegenheit, die nicht allein für Lübeck, sondern auch für Magdeburg, Halberstadt und Minden [6]) von Bedeutung war, hatte schon gleich im Anfang die Congregation beschäftigt. Zunächst traf sie Maßregeln, daß nicht, wie bisher mehrfach geschehen, der Papst an ihm vorgeschlagene Protestanten oder bezüglich ihres Glaubens wankelmüthige

---

[1]) In Glückstadt, 1616 von Christian IV. angelegt und 1620 befestigt, befanden sich schon früher Katholiken. Siehe oben S. 19. 1662 erhielt Glückstadt das Stadtprivilegium und freie Cultusübung für alle Religionsparteien.

[2]) P. Heinrich Schacht, welcher schon kurz nach dem Weggange des Dom. Jansenius mit Stricker nach Hamburg kam, „quibus exercitii catholici restaurationem molientibus Magistratus ibidem bina rursum vice spatio medii anni inhibuit, ita ut bona pars catholicorum inde recesserit.“ Dominicus Jansenius an L. Holstenius, Amsterdam 1637 December 14. Bibl. Barberin. XXXI, 68.

[3]) Stricker an die Congregation, Hamburg 1639 Juni 1.; von gleichem Datum ein Brief an den Secretär Ingoli. SOR 81, fol. 277 u. 278. Für Hamburg wurden jährlich 50 Scudi von der Congregation bezahlt.

[4]) Vgl. das Nähere bei Dreves 59 ff.

[5]) Stricker an die Congregation, Lübeck 1640 Januar 1. SOR 82.

[6]) Carafa, Legatio apostolica, ed Ginzel 35.

Katholiken die Pfründen verleihe. Nach vorliegenden Nachrichten war jedoch in Lübeck wenig erreicht worden[1]). Stricker schreibt[2]): „Ich kann als sicher behaupten, daß das ganze Capitel an der Kathedrale zu Lübeck katholisch wäre, wenn die seit einigen Jahren in päpstlichen Monaten vacant gewordenen Stellen an taugliche Personen vergeben seien. Aber da schlechte oder nur vorgebliche Katholiken dieselben erhalten haben, die entweder die Pfründe verkauft, oder geheirathet oder die Religion gewechselt haben, so ist alles so gut wie protestantisch“[3]).

Von den beiden altersschwachen Katholiken, die lange dem Capitel angehörten, habe er nur Hemmnisse anstatt Förderung in der Mission erfahren. Sie fürchteten zu sehr die Protestanten und folgten deren verdorbenen Sitten, zum großen Aergerniß der Katholiken[4]), ertrügen nicht, daß er sie zur Besserung ermahne. Einer, der vor Jahresfrist ein Canonicat vom Papste erhalten, widersetze sich geradezu der Mission[5]). Zur Erhaltung derselben und Förderung des bisher Gewirkten möge die Congregation an den Kaiser schreiben, wie sehr Seine Heiligkeit wünsche, daß in Lübeck das katholische Religions-Exercitium beim Residenten eingerichtet werde, wie es zu Hamburg zum großen Nutzen der Katholiken geschehen, trotzdem daß es von vielen Gegnern befeindet werde[6]). Die Congregation vom 30. September 1641 trug dem Missionär auf, er solle die Canoniker zur Lebensänderung und zu einem Wandel, wie er sich für Geistliche inmitten einer verderbten Nation gezieme, ermahnen, ebenso solle der Nuntius beim Kaiser bezüglich des Exercitiums im Hause

---

[1]) Acta Congr. 1623 October 30, Nr. 4.

[2]) Stricker an den Secretär der Congregation, Hamburg 1638 Juni 10/1. S O R 80, fol. 383.

[3]) Die Ursache lag entweder darin, daß die Datarie über die Bewerber nicht richtig informirt war, oder meistens, daß die päpstliche Ernennung nicht innerhalb der festgesetzten Zeit von 10 Wochen erfolgte, weil die Erledigung nicht bekannt geworden. Dieselbe konnte um so leichter geheim gehalten werden, da es wenig Katholiken in Lübeck gab, und es geschah mit Absicht, damit die Verleihung dem Senate und Bischof zufiel. „So sind,“ schreibt der Capuciner P. Archangelus Trevirensis nach dem Berichte seines Bruders, des spanischen Residenten in Lübeck, „von 1640—1643 sechs in päpstlichen Monaten vacant gewordene Canonicate an Protestanten gekommen.“ SOR 88, fol. 214.

[4]) Der bereits früher erwähnte Rhabanus Heistermann wird von dem Nuntius von Köln (Mittheilung des Bischofs von Osnabrück) als Apostat bezeichnet, 1645 September 15. SOR 93, fol. 200.

[5]) Stricker an die Congregation, Lübeck 1640 Januar 1. SOR 82.

[6]) Derselbe an dieselbe, Hamburg 1641 Juni 25. SOR 83, fol. 257. In Hamburg wären durch den Abgang des kaiserlichen Residenten die Katholiken ihrer Religionsübung wieder verlustig gegangen, wenn nicht durch energisches Eingreifen von Seiten Frankreichs die von den Predigern heraufbeschworene Gefahr wäre beseitigt worden. Stricker an die Congregation, Hamburg 1643 August 12. SOR 88, fol. 242. Näheres bei Treves S. 68 und früher.

des Lübecker Residenten die nöthigen Schritte thun[1]). Ob diese damals von Erfolg begleitet waren, weisen die Acten nicht auf.

Da aber in Hamburg, Glückstadt und Friedrichstadt Missionäre (je einer aus der rheinischen Provinz der Gesellschaft Jesu) sich aufhielten, konnte Stricker einem andern Felde sich zuwenden, auf das schon vor mehrern Jahren die Congregation seine Aufmerksamkeit gelenkt hatte. Vom Präfecten Cardinal Barberini wurde ihm die Absicht derselben, in Dänemark und Schweden die Mission wieder aufzunehmen, mitgetheilt, worauf der Missionär nach Darlegung der Ereignisse des Jahres 1624, der in beiden Ländern daran geknüpften Verfolgung und der gegen den katholischen Cult erlassenen Gesetze, die Schwierigkeit eines solchen Unternehmens näher auseinandersetzte. Der Haß gegen die Katholiken sei in Schweden noch gewachsen nach dem Tode Gustav Adolf's, den man für die lutherische Religion gefallen glaube. Man wüthe gegen alles Katholische, von der heiligen Brigitta erbaute Klöster und Kirchen würden zerstört, um die Erinnerung an den Glauben und die Frömmigkeit ihrer Vorfahren zu vernichten. In Dänemark, wo auf das strengste die Beherbergung eines Priesters verboten sei, werde der Haß gegen die Katholiken durch die Prediger in Wort und Schrift geschürt[2]).

Stricker meinte, daß es dennoch möglich sei, von Zeit zu Zeit aus den benachbarten Orten hinzugehen. In der ersten Hälfte des Jahres 1640 war er selbst ein Mal in Dänemark, um persönlich dem Könige ein von dem Convertiten Markgraf Christian Wilhelm von Brandenburg verfaßtes und demselben gewidmetes Buch zu überreichen. Von dem ersten Rathgeber des Königs war er aber nicht vorgelassen worden, damit dieser nicht in seinem evangelischen Glauben gestört würde[3]). Im Jahre 1645 bot sich eine günstigere Gelegenheit mit der Sendung eines kaiserlichen Bevollmächtigten nach Kopenhagen. Stricker begab sich von Hildesheim, wo er sich eine Zeit lang aufgehalten, im Februar 1645 ebenfalls dorthin, nachdem er zuvor die Katholiken in Bremen und Lübeck besucht hatte[4]). Die Congregation dehnte seine Facultäten auf Dänemark aus[5]).

Leider war der Aufenthalt des kaiserlichen Residenten von Plettenberg von kurzer Dauer, da derselbe nach Abschluß des Friedens zwischen Schweden und Dänemark abberufen wurde. Das Religions-Exercitium,

---

[1]) Acta Congr. 1641 September 30, Nr. 32.

[2]) Stricker an die Congregation, Lübeck 1640 Januar 1. SOR 82.

[3]) Derselbe an dieselbe, Hamburg 1640 August 20. SOR 82, fol. 236.

[4]) Derselbe an dieselbe, Hildesheim 1645 Februar 18, und Kopenhagen 1645 August 10. SOR 90, fol. 67 und fol. 77.

[5]) Acta Congr. 1645 Mai 9, Nr. 25.

welches vom Monat März an gestattet gewesen, könne deshalb nicht weiter fortgesetzt werden; denn wenn es nicht im Hause und unter dem Schutze eines Residenten Frankreichs, Spaniens oder des Kaisers stattfinde, sei wegen der bestehenden Gesetze die Erlaubniß unmöglich zu erwirken. Jedenfalls werde er aber, so lange er lebe, auf einen jährlich zu wiederholenden Besuch Bedacht nehmen[1]).

Auf der Rückkehr blieb er in Lübeck und Bremen bei den dortigen Katholiken bis zum Feste des Erzengels Michael (29. September) und ging darauf nach Hamburg[2]).

Dort dürfte er sich in den letzten Jahren seines Lebens aufgehalten haben. Die Last der Jahre, noch mehr die fast seit 40 Jahren ununterbrochenen Arbeiten auf dem Gebiete der Mission hatten seine Kräfte erschöpft. Doch gönnte er sich noch keine Ruhe. Bis zum Abend seines Lebens blieb er für die zerstreuten Katholiken thätig. Als er um die Mitte des Jahres 1646 von Bremen nach Hamburg zurückkehrte, wurde er von schwedischen Soldaten angefallen und ganz ausgeraubt, man ließ ihm nicht ein Mal seine Kleider[3]). Wie lange seine Wirksamkeit noch fortgedauert, vermag ich nicht zu sagen[4]). Im Jahre 1648 er-

---

[1]) Stricker an die Congregation, Hamburg 1646 März 15 und April 30. SOR 93, fol. 45 und fol. 36. Bei Gelegenheit des wahrscheinlich nur kurzen Aufenthaltes eines spanischen Residenten in Dänemark kamen dorthin zwei Franciscaner aus der sächsischen Ordensprovinz vom hl. Kreuz: Jodocus Holtgreft und Ludwig Elberfelt. Vgl. Acta Congr. 1641 November 12. Nr. 19, wo ihnen die Facultäten verliehen wurden. Die bei Karup 333 vorfindliche Nachricht, daß der dänische König um 1630 auf Vorstellung des französischen Gesandten Courmeswins hin die Niederlassung von Katholiken erlaubt und sogar eine Geldsumme zur Errichtung einer Gesandtschaftskapelle geschenkt habe, erscheint mir wenig glaublich.

[2]) Stricker an den Nuntius von Köln, Kopenhagen 1645 August 10. SOR 90, fol. 71.

[3]) Derselbe an die Congregation, Hamburg 1646 Juli 3. SOR 93, fol. 46.

[4]) Der letzte Brief des Missionärs, der mir vorgekommen, ist aus Hamburg vom 20. September 1647. SOR 97, fol. 237. Er theilt der Congregation mit, daß die beiden für Dänemark, Schweden und Norwegen bestimmten Missionäre (vielleicht Dominicaner) sich längere Zeit in Hamburg aufgehalten hätten (nullo munere occupati). Nach ihrer Abreise sei dann P. Francken aus der Gesellschaft Jesu ebenfalls nach Kopenhagen gegangen. Die Erfahrung aus dem Jahre 1624, als Missionäre verschiedener Orden in Dänemark gewesen, habe gezeigt, daß dadurch leicht Streitigkeiten entständen und so die Frucht der Mission gehindert werde. Die Congregation möge den Ordens-Obern aufgeben, dorthin keine Missionäre zu senden, wo die Congregation selbst schon gesorgt habe. Zugleich bat er um die Facultät, jeden extraneus oder vagabundus zu verhindern, in diesen Gegenden irgendwelche Functionen auszuüben, wofern er nicht eine specielle Mission und die Entlassung von Seiten seines Vorgesetzten aufweisen könne. Stricker hatte selbst mit den Missionarii vagabundi manche traurige Erfahrung gemacht. Bei Zweien, dem Dominicaner Rolanski aus Polen und dem Capuciner Natalis Julianus aus Görz, gelang ihm

wähnt seiner noch die Congregation als des Missionärs für Hamburg in einem Briefe an den französischen Residenten de Meulles[1]).

Hamburg, wo er mit dem P. H. Schacht, seinem Jugendfreunde, zusammenwirkte, war der Ort seiner Mission, wohin es ihn immer wieder zog. Seit bald vierzig Jahren hatte er an allen Freuden und Leiden der kleinen Gemeinde den innigsten Antheil genommen, hatte immer, wenn sie in Bedrängniß gerathen, ihr zur Seite gestanden. Mit gleicher Sorge hatte er der übrigen im Norden zerstreuten Katholiken sich angenommen, sei es, daß er sie auf seinen Missionsreisen von Hamburg als einem Mittelpunkte aus besuchte, sei es, daß er sich, sobald dort gesorgt war, dauernd unter ihnen aufhielt. In den stürmischen und gerade für die Mission unter den nordischen Katholiken so ungünstigen Zeiten des dreißigjährigen Krieges ist er niemals vom Posten gewichen, sondern hat mitten unter Gefahren, Beschwernissen und Verfolgungen treu ausgehalten und den Rest des Katholicismus in bessere Zeiten hinüber gerettet. Wenn nach dem Kriege eine geordnetere Mission im Norden, in Hamburg, Bremen, Lübeck, Glückstadt, Friedrichstadt unter eigenen Missionären eröffnet werden konnte, so ist das hauptsächlich ihm zu danken.

VI.

Johann Martin Rhugius, Missionär der Propaganda in Norwegen. 1637—1642 (?).

Die Mission nach Norwegen beschäftigte die Propaganda-Congregation schon in den ersten Jahren ihres Bestehens. Jacob Georg Rydius, ein dänischer Adeliger, hatte ihr mitgetheilt[2]), daß ein norwegischer Edelmann Hartwicus Wisseld, der nahe bei Drontheim wohne, sehr

---

die Bekehrung, die des Letztern nicht ohne große Schwierigkeiten, da der Bremer Bischof alles aufwandte, um denselben bei der Apostasie zu behalten. Iam mulierem ducendam obtulit, ut carnali vinculo adstrictus profundius immergeretur (Stricker an die Congregation, Hamburg 1641 Juni 6. SOR 83, fol. 214). Ein Dritter (Capuciner), der zum Besuche bei seinen protestantischen Verwandten in Kopenhagen, abgefallen war, und eine Frau (mulierem levissimam et malae famae) geheirathet hatte, vermied jede Begegnung mit Stricker bei seiner dortigen Anwesenheit. Betreff eines Vierten heißt es in demselben Briefe: De Ugone Chaldaeo meliora spero (Kopenhagen 1645 August 10. SOR 90 fol. 27).

[1]) De Meulles an die Congregation, Hamburg 1648 Mai 18. SOR 97, fol. 239—240. Il y a bien six à sept cents catholiques dans Hambourg, ientens tant dedans qu'aux environs de la ville. Die Congregation theilte ihm mit, daß Stricker die Mission für Hamburg habe. Acta Congr. 1648 August 3, Nr. 27.

[2]) Brief des Georg Jacob Rydius ohne Datum. SOR 296, fol. 41.

nach der Errichtung einer Mission für die norwegischen Katholiken verlange. Er habe seinen Bruder, einen Priester der Gesellschaft Jesu, der bei den katholischen Kaufleuten in Danzig die Seelsorge ausübe, gebeten, nach Norwegen zu gehen, und dieser habe sich seinen Obern gegenüber dazu bereit erklärt. Die Congregation beauftragte in ihrer Sitzung vom 23. Januar 1626 den General der Gesellschaft Jesu, möglichst bald zwei Missionäre nach Norwegen zu senden [1]). Ob der Beschluß ausgeführt wurde, ist aus den Acten nicht ersichtlich, wahrscheinlich unterblieb es, als die in Dänemark, wozu auch Norwegen gehörte, erlassenen Gesetze gegen die Katholiken und die katholische Religion bekannt wurden.

Einen neuen Versuch machte die Congregation im Jahre 1637 durch die Sendung eines Priesters, der aus Norwegen selbst gebürtig war, des Johann Martin Rhugius [2]). Das Patent als Missionarius apostolicus erhielt er am 21. April 1637 und die nöthigen Facultäten am 3. September; für seinen Unterhalt wurden ihm jährlich 60 Scudi angewiesen. Als Genosse begleitete ihn auf die Mission ein Dominicaner aus der belgischen Provinz. Derselbe, schreibt Rhugius an die Congregation, sei aber nach sechs Wochen wieder umgekehrt. Seinen Aufenthalt habe er in Laerwyck (Laurvig) genommen. Kaum aber sei er bei einem Freunde eingekehrt, als demselben vom Bischof des Landes unter Strafe der Verbannung und Einziehung der Güter verboten worden sei, ihn zu beherbergen. Den Bürgermeister von Laurvig habe der Bischof unter Angabe, daß der Fremde ein Mönch sei, aufgefordert, ihn ergreifen und enthaupten zu lassen. Trotzdem habe er sich nach wie vor öffentlich gezeigt, und man habe ihm nichts anhaben können, da man nichts Sicheres, als daß er kein Ordensmann sei, in Erfahrung gebracht. Obgleich er nach dem Tode des Bischofs etwas freier handeln könne, müsse er doch große Vorsicht gebrauchen; nicht ein Mal seinen Verwandten habe er seine Eigenschaft entdecken dürfen. In Laurvig seien zwölf Katholiken, von denen es ihm als sicher bekannt sei. Auch in der Umgegend gebe es solche, aber sehr zerstreut wohnend, und da die Wege schlecht seien, wären sie schwer zu erreichen. In Norwegen überhaupt herrsche noch viel Anhänglichkeit an den alten Glauben, wie man ihn nenne; viele seien so einfachen Gemüths, daß sie gar nicht ein Mal von einer vorgekommenen Religions-Veränderung wüßten. Eine große Schwierigkeit bilde für die Katholiken die überall geltende Bestimmung, wonach

---

[1]) Acta Congr. 1626 Januar 23, Nr. 31.

[2]) In der Sitzung vom 22. November 1632 ertheilte ihm die Congregation die Dimissorialien behufs Empfang der Weihen.

Jeder die protestantische Kirche besuchen und das Abendmahl empfangen müsse. Seinen Bericht schließt der Missionär mit der Bitte um einen Genossen für die norwegische Mission[1]).

Aus einem andern Briefe des Missionärs erfahren wir, daß er zu Anfang der Fastenzeit 1640 nach Gothenburg in Schweden gereist war, wo er zwei katholische Familien fand. In Stockholm und den südlichen Theilen Schwedens, ebenso in Dänemark seien, wie ihm mitgetheilt worden, noch viele Katholiken, die aber der Priester entbehrten[2]). Die Bemühungen, einen Genossen für die norwegische Mission zu finden, hatten sowohl von Seiten der Congregation, die darüber an den apostolischen Vicar von Holland geschrieben[3]) als des Missionärs selbst, der sich deshalb in Amsterdam aufhielt, keinen Erfolg. So habe er beschlossen, schreibt Rhugius, allein mit einem Laien zurückzukehren[4]). Ob er das ausgeführt, wie lange er noch die Mission in Norwegen fortgesetzt, erfahren wir nicht. Am 3. März 1643 wurde in der Propaganda-Congregation ein Brief des Nuntius von Köln referirt, der über die Untauglichkeit des Rhugius für die dänische Mission handelte[5]). Vielleicht hatte dieser damals schon oder früher die norwegische Mission aufgegeben.

VII.

Thätigkeit der Jesuiten in den nordischen Missionen vom Ende des Dreißigjährigen Krieges bis zur Errichtung des Apostol. Vicariates.

Nach dem dreißigjährigen Kriege bildete in den größern Städten des Nordens, in Hamburg, Bremen, den Hauptstädten Dänemarks und Schwedens die Anwesenheit eines Residenten, sei es Frankreichs, Spaniens oder des Kaisers den Hauptanhalts- und Stützpunkt für die Mission, da man einem solchen nicht verwehren konnte, in seinem Hause ein Zimmer zur Kapelle einzurichten und Geistliche unter seinem Personal zu halten. Den einheimischen Katholiken wurde zwar bisweilen der Zutritt zu diesem Gottesdienste erschwert oder gar verboten, selten jedoch

---

[1]) Joh. Mart. Rhugius ex portu Laerwyck 1640. SOR 82, fol. 113—114, und Brief des Kölner Nuntius (Chigi), Köln 1641 Februar 16. SOR 83, fol. 209—210.

[2]) Joh. Martin Rhugius an die Congregation. Amsterdam 1640 December 8. SOR 84, fol. 99—100.

[3]) Acta Congr. 1641 Februar 26, Nr. 22. Antwort des apostolischen Vicars von Holland. Delft 1641 Juni 29. SOR 84, fol. 64.

[4]) Rhugius an die Congregation. Amsterdam 1641 Juni 7. SOR 84, fol. 98.

[5]) Acta Congr. 1643 März 3, Nr. 25.

war eine solche Maßregel von langer Dauer, weil man es in der Regel gerathener fand, aus Opportunitätsrücksichten, um Weiterungen zu vermeiden, oder Vortheile nicht zu verlieren, den Wünschen des Residenten sich anzubequemen oder wenigstens stille zu schweigen. An andern Plätzen des Nordens, wie in Friedrichstadt, Glückstadt, gestattete ein besonderes Privilegium allen Bekenntnissen, somit auch der katholischen Kirche, freie Religionsübung.

Durch diese Verhältnisse war die Möglichkeit gegeben, eine Reihe Stationen des katholischen Cultus im Norden zu errichten, die von da ab bis auf unsere Tage nie mehr verlassen worden sind. Die Missionäre waren fast überall Priester der Gesellschaft Jesu und blieben es bis zu deren Aufhebung. Ihrem eifrigen und musterhaften Leben, ihrer Ausdauer unter schwierigen Verhältnissen, ihrer Gelehrsamkeit in theologischen und besonders auch in den Controversfragen, verbunden mit weiser Mäßigung, verdankt die katholische Kirche die Erhaltung ihrer inmitten einer protestantischen Kirche wohnenden und den Uebertritt vieler bis dahin von ihr getrennten Glieder.

Schon kurz nach dem dreißigjährigen Kriege finden wir die meisten Posten besetzt. Ein im Propaganda-Archiv aufbewahrter Catalogus Missionariorum Soc. Jesu anni 1653 führt unter der provincia Rheni inferioris, wovon die nordischen Missionen ausgingen, in Hamburg zwei Missionäre auf: PP. Heinrich Schacht und Petrus Wernich; in Schleswig-Holstein (Friedrichstadt) ebenfalls zwei: PP. Jodocus Kedd und Jodocus Joaninck; in Glückstadt P. Heinrich Kircher, in Lübeck P. Friedrich Hiltrop, in Bremen P. Laurentius Kolar [1]). Mit Ausnahme des Lübecker Missionärs erhielt jeder von der Congregation eine jährliche Unterstützung von 50 Scudi, die gewöhnlich von 3 zu 3 Jahren erneuert wurde. Im Jahre 1660 kam noch Kopenhagen mit zwei Jesuiten hinzu.

Mittheilungen über die Arbeiten der Missionäre im Allgemeinen finden wir in dem Berichte über die nordischen Missionen, den P. Wilhelm Euskirchen der Propaganda-Congregation erstattete [2]). „In denselben," schreibt er, „ist die erste Sorge des Missionärs, die Kaufleute, Handwerker

[1]) Propag. Archiv Miscellanee Missioni tom. IX, Summarium Missionariorum Sac. Congregationis. Im Ganzen hatte die Provincia Rheni inferioris im J. 1653 36 Missionäre: im Emslande 2, Friesland 2, Falkenhagen 2, Hildesheim 3, Jülich 4, St. Goar 2, Osnabrück 8, Ravensberg 2, Ravenstein 2, Schleiden 2 und die im Text Genannten.

[2]) Originalbericht des Provincials Wilhelm Euskirchen an die Congregation, Köln 1662 Januar 15 in SOR 323, fol. 59—60. Referirt Acta Congr. 1662, October 3, Nr. 9. Aus diesem Bericht ist auch im Folgenden, wofern nicht anders angegeben, das Einzelne geschöpft.

und Andere, die in protestantischen Städten und Dörfern sich aufhalten, in ihrem Glauben zu bewahren und sie zu beschützen vor der Verführung, welche häufig sehr groß wird, wofern nicht ein Priester da ist, der ihnen, so oft das Gebot der Kirche es vorschreibt, oder die eigene Frömmigkeit dazu antreibt, die Sacramente spendet. Als zweite Aufgabe liegt dem Missionär ob, die Angriffe der Prediger auf die katholische Religion durch Gelehrsamkeit und das Beispiel eines frommen Lebens zurückzuweisen." Im Einzelnen gewährt das Propaganda-Archiv aus der Zeit vom westfälischen Frieden bis zur Einrichtung des apostolischen Vicariats folgende Nachrichten.

Bremen, das bis zum Ende des Krieges keinen ständigen Missionär hatte, und nur jedes Jahr auf kurze Zeit vom Canonicus Stricker besucht wurde, verdankt Anfang und Gründung der Mission den Bemühungen Johann Behr's, eines kaiserlichen Bevollmächtigten, der sich seit 1647 dort aufhielt. Derselbe wandte sich an den päpstlichen Nuntius beim westfälischen Friedenstage und setzte ihm die traurige Lage der bremischen Katholiken auseinander. Der Mangel eines Priesters werde um so schwerer gefühlt, als apostasirte Mönche die Katholiken zum Abfall zu bringen suchten. Einheimische Katholiken gebe es nur wenige, aber viele kämen Geschäfte halber für kürzere oder längere Zeit nach Bremen, und außerhalb der Stadt in den Dörfern und Klöstern fänden sich noch Reste der katholischen Kirche, die derselben Gefahr des Abfalls ausgesetzt seien[1]). Der Nuntius zog den Bischof von Osnabrück, welcher 1645 zum apostolischen Vicar für Bremen ernannt worden war, und Andere zu Rathe. Da er von diesen nur ein Urtheil hörte, daß eine Mission in Bremen sehr nothwendig sei, empfahl er das Gesuch angelegentlich der Congregation[2]). So kam 1648 der erste ständige Missionär nach Bremen, P. Laurentius Kolar aus der Gesellschaft Jesu. Da die Mittel zum Unterhalte fehlten, bewilligte ihm die Congregation eine jährliche Unterstützung von 50 Scudi[3]). Auch der Bischof von Osnabrück sorgte für den Fortgang der Mission. Dieselbe verwaltete im J. 1656 P. Kircher, welcher in einem Briefe vom 9. Juli dem Bischof für das jährliche reichliche Almosen dankt und ihn um Verlängerung der Facultäten ersucht[4]). Ueber die Früchte der Mission im J. 1661 berichtet P. Euskirchen,

---

[1]) Johannes Behr an den Nuntius Chigi, Bremen 1647 Sept. 28. SOR 97, fol. 208.

[2]) Chigi an die Congregation, Münster 1647 December 8. Daselbst fol. 207.

[3]) In colloquio sive audientia Em. Cardinalis Capponii die 9. Junii 1650, in Acta Congr. 1650, fol. 384.

[4]) B. A. Goldschmidt, Lebensgeschichte des Cardinalpriesters Franz Wilhelm Grafen von Wartenberg. (Osnabrück 1866) S. 204.

daß zwei katholische Jünglinge, die dem Abfall nahe waren, davon durch den Missionär bewahrt wurden, und vier Conversionen, darunter zweier Familien, stattfanden. Aus Neugierde kamen auch Protestanten, namentlich Studenten zu dem katholischen Gottesdienste und den Predigten; dieselben hätten großes Verlangen, von dem Missionär unterrichtet zu werden, es stände aber das Verbot des Magistrats entgegen. Drei von ihnen hätten vor, überzutreten, andere würden bald nachfolgen, wenn nur Mittel vorhanden wären, dieselben auf katholischen Universitäten studiren zu lassen. Der Missionär hatte auch von dem schwedischen Commandanten die Erlaubniß erhalten, die in und bei Bremen stationirten Soldaten, ungefähr 50, zu pastoriren. Im Ganzen zählte man in jenem Jahre 700 Communionen und 9 Taufen.

Einige Jahre später (1666) machte die Conversion des Rectors der Bremer Schule großes Aufsehen. Martinus Nesselius war ein wegen seiner Gelehrsamkeit, wovon seine Schriften Zeugniß ablegen, ausgezeichneter Mann. Durch das Studium der Unterscheidungslehren kam er zu dem Entschlusse, den katholischen Glauben anzunehmen. Er legte seine einflußreiche Stelle zu Bremen nieder und kam mit Frau und fünf Kindern nach Brünn. Von den dortigen Jesuiten unterrichtet, legte er in genanntem Jahre in Wien in die Hände des Bischofs das katholische Glaubensbekenntniß ab. Frau und Kinder folgten kurz darauf seinem Beispiele [1]).

Die Hamburg-Altonaer Katholiken [2]) erfreuten sich, Dank dem besondern Schutze und Interesse des französischen Residenten Claudius de Meulles (seit 1643), der ununterbrochenen Anwesenheit eines katholischen Priesters, der den Gottesdienst in dessen Wohnung in der Fuhlentwiete abhielt. Als nach dem Kriege die Zahl der Katholiken in Hamburg beständig anwuchs — 1656 betrug die Zahl der Communionen 2300 — wurde noch ein zweiter Missionär von der Congregation dorthin geschickt in der Person des P. Petrus Wernich, der, wie P. H. Schacht, von protestantischen Eltern geboren, schon eine reiche Missionsthätigkeit in Lübeck, Friedrichstadt und Glückstadt hinter sich hatte [3]). Den Predigern war gleich anfangs der Eifer des Residenten und die Anwesenheit der Missionäre ein großes Aergerniß; alles wurde versucht, um ein Verbot

---

[1]) SOR 323, fol. 138. Daniel Krupsky, Provincial der böhmischen Provinz S. J. über die Arbeiten derselben im J. 1666, Prag 1667 März 12.

[2]) Vgl. über das Folgende namentlich Dreves 68 ff.

[3]) Als P. Schacht 1654 Jan. 2 starb, trat P. Wilh. Pellerin an seine Stelle; derselbe wurde 1657 wegen Kränklichkeit abberufen, starb gleich darauf und wurde durch P. Wilh. Godefredi ersetzt. Die jedem der Missionäre von der Congregation ausgesetzte Unterstützung finden wir bewilligt Acta Congr. 1652, fol. 16 b, 1654, fol. 123; 1657, fol. 73 u. s. w.

herbeizuführen. Der Senior derselben, der schon genannte Dr. Johannes Müller, rief sogar ein Mal von der Kanzel herunter. „Das faule Nest in der faulen Twiete muß zerstört werden, sollte ich auch meinen alten greisen Kopf mit daran setzen." Man führte Klage über den Gebrauch der deutschen Sprache in der Gesandtschaftskapelle und wollte nur die französische zulassen. Aber bei Lebzeiten des Residenten hatten diese Quälereien keine besondern Folgen. Nach seinem Tode jedoch (1657 Sept. 30) wurden die Missionäre aus der Wohnung desselben verjagt und vom Senate Abhaltung und Besuch des Gottesdienstes strengstens verboten. So waren die Patres gezwungen, im Geheimen die Seelsorge auszuüben. Trotz dieser Hindernisse, schreiben PP. Wernich und Godefredi an die Congregation, hätten 1658 über 3000 Katholiken die heilige Communion empfangen und mehr als 300 eine Generalbeichte abgelegt[1]).

Die Bedrängniß war nur von kurzer Dauer. Noch im selben Jahre konnte der so lange Zeit (seit 1623) unterbrochene Gottesdienst in Altona kraft königlich dänischen Privilegiums wieder hergestellt werden[2]), während in Hamburg selbst die Kapelle des spanischen Gesandten, nach dessen Weggang das Haus des französischen Prolegaten und seit 1661 des ordentlichen Gesandten de Bidal zum gottesdienstlichen Gebrauche diente. 1662 sandte der Kölner Nuntius einen dritten Missionär aus der Gesellschaft Jesu nach Hamburg, den P. Mathias Franck, der ebenfalls mit einer Unterstützung der Congregation von 50 Scudi ausgestattet wurde[3]). Durch die zeitweilige Anwesenheit der Königin Christine von Schweden erhielt Hamburg-Altona sogar eine dritte Kapelle[4]) mit eigenem Gottesdienste. Die Hamburger Missionäre besuchten auch, wie P. Euskirchen mittheilt, von dort die in der Umgegend zerstreut wohnenden Katholiken, namentlich im Lauenburgischen, wo unter den Soldaten viele katholisch waren, und spendeten ihnen die h. Sacramente.

Einige Meilen meerwärts von Hamburg liegt Glückstadt, welches schon durch Stricker mit Zustimmung der Congregation einen eigenen Missionär erhalten hatte. Das seitdem dort geduldete katholische Exercitium wurde 1662, als Glückstadt vom König Friedrich III. von Dänemark das Stadtprivileg erhielt, durch königlichen Freibrief gestattet[5]).

---

[1]) Acta Congr. 1659 Juni 30, Nr. 20. Referat des Card. Albizzi über das Schreiben der Missionäre. Denselben werden die Facultäten erneuert.

[2]) Das Privileg Friedrich's III. (reg. 1648—1670) für die Katholiken Altona's war den Bemühungen des außerordentlichen franz. Gesandten in Dänemark, Chevalier Hugues de Terlon zu danken, d. d. 1658 Mai 16. Abgedruckt bei Dreves 73 und Anlage Nr. 3. (S. 358).

[3]) Acta Congr. 1663 Juni 5, Nr. 22.

[4]) 1661—1666. Auch bei der Abwesenheit der Königin und nach deren Wegzuge blieb die Kapelle noch einige Zeit bestehen. Vgl. Dreves 88.

[5]) Karup 334. Diese nach den Toleranzbegriffen damaliger Zeit höchst bedeutende Vergünstigung, wonach allen Kauf-, Handels- und Handwerksleuten, von welcher Nation sie

Wie in Glückstadt selbst, so waren auch in der Umgegend, namentlich in Rendsburg, unter der militärischen Besatzung nicht wenige Katholiken. Als jedoch auf diese der Missionär seine Thätigkeit ausdehnte, wurde er vom Superintendenten zu Rendsburg „wegen Aergernisses" angeklagt und durch ein Rescript Glückstadt 29. März 1661 angewiesen, seine Functionen auf den Ort seiner Mission zu beschränken. Der Missionär konnte jedoch, wie P. Euskirchen schreibt, nachdem er beim Magistrate und brieflich beim Könige die Sache klar gestellt hatte, dissimulante cancellario die Katholiken der Umgegend, mit Ausnahme Rendsburg's, besuchen[1]).

Die Mission Friedrichstadt, nach dem Tode des ersten Missionärs und Gründers derselben Nicolaus Jansenius von Stricker mit versehen, seit 1643 von den Missionären in Hamburg oder Glückstadt besucht, erhielt 1652 von der Congregation zwei Missionäre aus der Gesellschaft Jesu[2]). Da jedoch nur zehn katholische Familien angetroffen wurden, reichte die Anwesenheit eines einzigen hin, weshalb P. Jodocus Kedd sich 1654 einem andern Wirkungskreise am Reichstage in Regensburg und später zu Wien und Breslau zuwandte. Der Missionär von Friedrichstadt suchte auch die Katholiken der Umgegend auf. In Tönningen durfte er mit Erlaubniß des Commandanten fünfzig Soldaten die h. Sacramente spenden, doch nicht so offen wie anderswo, schreibt P. Euskirchen, wegen des strengen Verbotes von Seiten des Magistrates. Die gleiche Wohlthat genossen einige in Schleswig wohnende Katholiken.

Unfern von Friedrichstadt hatten die Katholiken noch eine katholische Mission auf der Insel Nordstrand, die jedoch unter dem apostolischen Vicar Hollands stand und von zwei Vätern des Oratoriums verwaltet wurde. Sie war entstanden aus Ansiedelungen von Franzosen, Flamändern und Holländern, denen Herzog Friedrich von Holstein-Gottorp einen Theil der durch die Fluth von 1634 heimgesuchten Insel überlassen und am 8./18. Juli 1652 durch landesherrlichen Octroy die freie Religionsübung gesichert hatte. 1661 wurde auf Nordstrand ein Betsaal erbaut[3]).

---

seien, verstattet wurde, das Exercitium ihrer Religion wie vorhin zu gebrauchen, bezweckte, das Emporblühen des Ortes zu befördern. Gleiches gilt von Altona und Friedrichstadt.

[1]) Vgl. Dreves 132, Anm. 9. Nordalbingische Studien VI, 247.

[2]) Acta Congr. 1652 Januar 15, Nr. 37. 1650 wird der Priester Wilhelm von Arlit als Seelsorger genannt, dessen Thätigkeit ein Edict vom 1. Februar enge Grenzen zog. Nordalb. Stud. VI, 251.

[3]) Vgl. Mejer, Propaganda II 260, Anm. 3. 1673 wollten die Franzosen ihre Antheile verkaufen. Man wandte sich an den apostolischen Vicar der nordischen Missionen, Maccioni, und dieser an die Congregation mit dem Vorschlage, die französische Besitzung

In Lübeck fand die Mission ihre Stütze an einem katholischen Domherrn, bei welchem der Missionär wohnte und den Gottesdienst hielt. 1661 kam nach dem Bericht des P. Euskirchen die Mission in die größte Gefahr, da bei dem Tode des Canonicus der Senat den Einwohnern strenge den Besuch des katholischen Gottesdienstes untersagte. Glücklicherweise wurde das Verbot auf Betreiben des Nachfolgers in der erledigten Domherrnstelle, der sogar die protestantischen Canoniker dafür gewann, wieder zurückgenommen. Der Domherr war ein eifriger Katholik, hatte im Germanicum zu Rom seine Studien gemacht, und ihm besonders war es zu danken, wenn der Missionär sich freier bewegen, und katholische Kranke und Sterbende, zu denen er selbst von Protestanten gerufen wurde, besuchen konnte. Aus Holstein, Mecklenburg, Pommern kamen vielfach Katholiken nach Lübeck zum Empfange der h. Sacramente. Polnische Jünglinge, welche von der Pariser Universität in die Heimath zurückkehrten, empfingen hier gewöhnlich die h. Sacramente, ehe sie die Reise „über das zornige baltische Meer" fortsetzten[1]).

Den Katholiken Kopenhagen's gestattete der spanische Resident, Graf Bernardino de Rebolledo (1648—1659), dem Gottesdienste in seiner Kapelle anzuwohnen. Mehrmals beschwerte sich darüber bei ihm der Kanzler Seestät. König Friedrich III., obwohl der katholischen Religion weniger abgeneigt als seine Vorgänger, beschränkte 1655 durch eine Ordonnanz den Besuch der Kapelle auf die Familie des Residenten und verbot die Predigten sowie die Spendung der Sacramente in der Stadt. Jedoch schon bald nachher konnte der Gottesdienst in der frühern Weise wieder stattfinden. Noch größere Freiheit erhielten die Katholiken, als nach dem Weggange Rebolledo's (1659) der kaiserliche Resident Freiherr von Goes nach Kopenhagen kam und sich mit Eifer der Mission und seiner Glaubensgenossen annahm. Trotz des Einspruchs der Prediger gelang es ihm, das vom spanischen Residenten bewohnte Haus, welches zum Gottesdienste sehr geeignet war, käuflich zu erwerben[2]).

zu erwerben und dort eine Missionsstation für den ganzen Norden zu gründen. Das Rescript der Propaganda-Congregation lautete: Scribatur vicario apostolico, non esse institutum Sacrae Congregationis. In Acta Congr. 1673 Juni 13, Nr. 25. Die Schriftstücke SOR 440, fol. 353—362. Die Geschichte der Mission in Nordalb. Stud. VI, 257 ff.

[1]) Unter den Convertiten des Jahres 1661 befand sich ein ausgezeichneter Kriegsmann und eine adelige Dame; die Frauen von zwei hohen kaiserlichen Beamten hatten die Absicht, demnächst zur katholischen Kirche zurückzukehren.

[2]) Bericht des Freiherrn von Goes, vom Wiener Nuntius nach Rom überschickt 1660 Juli 26, im Vatic. Archiv Nunziatura di Germania 167. Rebolledo, der auch als spanischer Dichter einen Namen hat, erhielt vor kurzem (1883) eine Biographie (nach seinen in Simancas bewahrten Depeschen): Emil Gigas, Grev Bernardino de Rebolledo, spansk Gesandt i Kjoebenhavn 1648—1649.

Sodann ersuchte er den Provincial der niederrheinischen Provinz um einen Priester seines Ordens, der die Stelle eines Beichtvaters seiner Familie und die Seelsorge über die vielen dort wohnenden Katholiken übernehmen sollte [1]).

P. Mülmann und dessen Genosse konnten ungehindert den Gottesdienst halten; sie predigten in deutscher und zuweilen in französischer Sprache an allen Sonn- und Festtagen und hielten jeden Freitag Katechese. Sechs Eingewanderte kehrten zur katholischen Kirche zurück; den Einheimischen stand das Gesetz entgegen, welches den Uebertritt unter Todesstrafe und Einziehung der Güter verbot. Mehrere Protestanten, unter ihnen der Sohn eines lutherischen Bischofs, wohnten häufig den Predigten bei. Letzterer eröffnete brieflich und später mündlich den Missionären, die er heimlich besuchte, seine Absicht, überzutreten. Um aber nicht ihn mit seiner Familie in's Verderben und die Mission in die größte Gefahr zu bringen, veranlaßte man ihn zur Auswanderung nach Belgien.

Von der Gesinnung des Königs gibt folgender Vorfall Zeugniß. Ein polnischer Edelmann, Socinianer, war nach Dänemark gekommen und suchte Erlaubniß zum Aufenthalte der Anhänger des Socinianismus nach. Der König beschloß, eine Disputation zwischen ihm und dem P. Mülmann zu veranstalten. Letzterer wurde an den Hof beschieden, ohne zu wissen, worum es sich handelte. Er war es jedoch zufrieden, da er dadurch Gelegenheit fand, in drei Disputationen, denen der König, mehrere Minister und der Convertit Johann Friedrich von Braunschweig-Lüneburg beiwohnten, die Lehre der katholischen Kirche in ihren Hauptpunkten vorzulegen [2]).

Schwierig wurde die Stellung der beiden Missionäre, als 1662 der kaiserliche Resident von Goes abberufen wurde. Derselbe hatte zwar zuvor beim Könige und dessen Minister Schritte gethan, um auch weiterhin den katholischen Cultus zu ermöglichen, und die Bemühungen der Prediger, ein Verbot durch den König herbeizuführen, erfolglos zu machen. Aber diese hätten immer wieder dem Könige vorgestellt, daß nach der Abreise des Residenten die Reichsgesetze nicht die Fortführung des katholischen Religions-Exercitiums gestatteten. Wiewohl der König zuerst nicht

[1]) Acta Congr. 1660 Mai 24, Nr. 20. Es wurden zwei Missionäre geschickt, welche, da der Nuntius von Köln keine Vollmacht für Dänemark hatte, zunächst die Facultäten der Gesellschaft Jesu und in genannter Congregation dieselben von der Propaganda erhielten.

[2]) Aus einem Berichte des Freiherrn v. Goes, referirt Acta Congr. 1661 Mai 9, Nr. 20. Rescriptum: Quoad conferentias ac disputationes monendum Baronem, raro bonum sortiri exitum semperque ab ecclesia catholica fuisse aut vetitas aut parum laudatas, nisi forsan ad finem se instruendi cum illomet, qui iam est ad fidem catholicam dispositus et instrui exoptat.

darauf habe eingehen wollen, hätte er doch am Ende nachgegeben und den Missionären befohlen, von der Ausübung des katholischen Cultus abzustehen. Er (der Resident) habe denselben vor seiner Abreise anempfohlen, dem Verbot geduldig nachzukommen und sich den Befehlen des Königs gehorsam zu zeigen. Diese Haltung habe allseitig einen guten Eindruck hervorgebracht und seien Stimmen in Kopenhagen, selbst bei öffentlichen Versammlungen, laut geworden, welche das Verfahren mißbilligt und den Predigern vorgeworfen, daß sie zur Gewalt ihre Zuflucht genommen hätten, da es ihnen an Muth gefehlt, mit den Katholiken über die Lehre zu streiten. Der König sei nicht aus eigener Neigung so vorgegangen, sondern habe nur die Prediger, welche viel zur Erblichkeitserklärung des Reiches (October 1660) beigetragen hätten, nicht gegen sich einnehmen wollen. Einigen Katholiken, die bei ihm über die Maßregel sich beschwerten, habe der König lächelnd geantwortet, sie möchten ein wenig sich gedulden, der Zustand solle nicht lange dauern, und inzwischen seien ja noch die Missionäre da. Dieselben würden übrigens nicht belästigt, sondern seien vielmehr geehrt. Obschon kein katholischer Resident mehr vorhanden war, konnten sie dennoch fortfahren, unter Zulassung des Königs privaten Gottesdienst zu halten[1]). Eine neue Gefahr drohte ihnen wieder von Seiten der Prediger, welche in einer Versammlung beschlossen hatten, die Jesuiten mit Hülfe des Generals von Holstein aus Dänemark zu verjagen. Auf Seite der Prediger standen, wie P. Marquardt der Congregation nach einer ihm von einem Protestanten aus Kopenhagen gewordenen Mittheilung schrieb, auch der Kanzler und die Minister des Königs, welche mißstimmt waren, weil sie die Gebühren für das vom französischen Gesandten Terlon für die Kirche in Altona erwirkte Privileg nicht erhalten hatten. Man sieht, wie an kleinliche Dinge große Folgen für das geistliche Wohl einer Anzahl Menschen geknüpft sein können[2]).

Ueber die Mission in Schweden stehen uns nur spärliche Notizen zu Gebote. Aus den Acten der Propaganda-Congregation wissen wir zunächst, daß sie 1630, einige Jahre nach dem blutigen und glorreichen Ende, welches unter Gustav Adolf der jungen Mission bereitet wurde, in dieselbe einen schottischen Priester, Christitius mit Namen, sandte. Derselbe wurde vom Cardinal Bagni für die Mission nach Schottland oder Dänemark oder Schweden empfohlen und in letzteres Land geschickt, weil dort keine Mission wäre. Reisegeld und Unterhalt sollte Cardinal Capponi be-

---

[1]) Nach einem Briefe des Freiherrn v. Goes an den Secretair der Propaganda, referirt Acta Congr. 1662 October 3, Nr. 20.

[2]) Acta Congr. 1663 April 10, Nr. 20.

stimmen[1]). Ueber Aufenthalt und Thätigkeit des Missionärs scheint die Congregation keine Nachricht erhalten zu haben. 1644 nahm sie die Angelegenheit von neuem in die Hand und unterstellte die Mission dem Pro-Legaten von Avignon, welcher die Missionäre approbiren solle. Zum Präfecten ernannte sie den Christophorus Authier, zum Vice-Präfecten den Johannes Offay und dehnte deren Facultäten auf Dänemark und Norwegen aus. Zwei andere Missionäre sollten außerdem noch in die Mission gehen, alle ein Reisegeld von je vierzig Scudi und eine jährliche Provision von je sechszig Scudi erhalten. An den französischen Nuntius erging der Auftrag, dem Vice-Präfecten die kirchlichen Geräthe und Paramente in doppelter Anzahl zuzustellen[2]).

Ob diese Mission je an ihren Bestimmungsort abgegangen ist? Wir möchten es bezweifeln. Man hatte sich an den französischen Residenten in Schweden betreffs der Möglichkeit gewandt. Die Antwort lautete wenig ermuthigend: Die Gefahr sei groß, wegen der Nachforschungen, die angestellt würden, um den Eintritt oder Aufenthalt von katholischen Missionären zu verhindern[3]). So lesen wir denn noch am 17. Juni 1647, als Paul von Castello aus der Diöcese Toul der Mission adscribirt wurde, daß die Abreise dieses und der andern Missionäre nicht eher solle angetreten werden, bis die Congregation den Zeitpunkt bestimme[4]). Am 23. Februar 1654 referirt die Congregation über einen Brief des Nuntius von Polen, der die Sendung von Missionären als sehr nützlich darstellte. Die Congregation will den Nuntius in Paris beauftragen, für drei Priester aus der Congregation der Missionen zu sorgen. Da sich der Nuntius vornehmlich auf die freundliche Gesinnung der Königin Christine bezog, so dürfte auch diese Mission nicht begonnen haben, da Christine schon bald ihr Land verließ[5]).

Alle diese Versuche, in Schweden für die dort befindlichen Katholiken eine Mission zu gründen, zeigen, wie unzugänglich das Land noch immer war. Tod durch Henkershand drohte jedem katholischen Missionär. An Gut und Blut wurde noch jeder Uebertritt gestraft. Die einzige Gelegenheit für einen katholischen Priester, sich in Schweden, aufzuhalten, bot auch hier der Posten eines Kaplans bei einem katholischen Residenten. Daß derselbe in einem Zimmer seines Hauses katholischen Gottesdienst halten lasse, wollte man nicht immer hindern, wohl aber dos Zugeständniß auf

[1]) Acta Congr. 1630 Juli 8, Nr. 9.

[2]) Acta Congr. 1644 December 28, Nr. 3; 1646 Mai 7, Nr. 6; 1646 Juni 26, Nr. 21; 1646 October 5, Nr. 7.

[3]) Acta Congr. 1646 November 12, Nr. 28.

[4]) Acta Congr. 1647 Juni 17, Nr. 32.

[5]) Acta Congr. 1654 Februar 23, Nr. 17.

den Residenten und dessen Hausgenossen beschränken. Unter Androhung schwerster Strafen durfte kein Schwede der Predigt oder Messe beiwohnen, kein Sacrament außerhalb des Hauses gespendet werden. Aber es wurde doch wenigstens durch den Schutz der Residenten die Anwesenheit katholischer Priester in Stockholm ermöglicht. Klugheit und Seeleneifer sorgten auch hier dafür, daß dieser Aufenthalt für weitere Kreise nutzbar wurde.

Der erste Gesandtschaftskaplan, von dem die Acten berichten, war der Augustiner Franz Vioque, der mit dem französischen Gesandten Chianut nach Schweden ging und am 7. Mai 1646 von der Congregation Mission und Facultäten erhielt[1]).

Ende der fünfziger Jahre hielt sich der Chevalier Hugues de Terlon als französischer Resident in den nordischen Reichen, und zeitweilig auch in Stockholm auf. Vielleicht ist er derselbe, von dem in einem Berichte des kaiserlichen Residenten in Kopenhagen, von Goes, die Rede ist. In Stockholm, heißt es darin, seien an 300 Katholiken, außer der großen Anzahl Kaufleute, die sich vorübergehend dort aufhielten; dieselben seien jetzt ohne geistliche Hülfe und in großer Gefahr, abzufallen, da der französische Resident mit seinem Kaplan abgereist sei[2]). Im Jahre 1664 ging Terlon abermals als Resident Frankreichs nach Dänemark und Schweden. Für den ihn begleitenden Priester erbat er sich von der Congregation die Missions-Facultäten[3]). Jedoch dürfte er zumeist in Dänemark sich aufgehalten haben, da schon im folgenden Jahre (1665) ein besonderer Resident Frankreichs nach Schweden ging, Monsieur de Pomponne, den P. Packenius aus der Gesellschaft Jesu als Kaplan begleitete. In den drei Jahren 1665—1668, so schreibt dieser an den Kölner Nuntius, habe er ungefähr 300 die österliche Communion empfangen sehen. Ueber 100 von diesen seien Bürger oder Einwohner Stockholm's; die übrigen theils Soldaten und Handwerker, theils solche, die bei dem katholischen Residenten sich im Dienste befänden. Das Religions-Exercitium werde in Stockholm nur im Hause der Residenten geduldet, und sei nirgends sicherer, als unter dem Schutze Frankreichs. Der kaiserliche Resideut könne nicht leicht die Vergünstigung erhalten, weil in Wien keinem akatholischen Residenten eine gleiche Gegenvergünstigung gewährt werde. Verboten sei es, die Kranken zu ver-

---

[1]) Acta Congr. 1646 Mai 7, Nr. 6.

[2]) Acta Congr. 1661 Mai 9, Nr. 20.

[3]) Acta Congr. 1664, fol. 190. In der Congregation vom 10. März 1664 (Das. fol. 37) wurden einem französischen Geistlichen Franz Brisseval, der sich nach seiner Angabe schon fünf Jahre in Schweden aufhielt, die Facultäten ertheilt (moneatur ut cum magna cautela et prudentia utatur facultatibus).

sehen, man habe aber niemals Widerstand geleistet, sofern nur mit Klugheit und Umsicht verfahren werde. Sehr vorsichtig müsse man in den Predigten oder Privatunterhaltungen bezüglich der Controverspunkte sich ausdrücken. Auch die Ehen der Katholiken würden vor dem akatholischen Pfarrer geschlossen; nachtheilig seien die gemischten Ehen, da die Kinder selbst wider den Willen ihrer Eltern zur lutherischen Religion gezwungen würden.

Ueber den Gottesdienst in Schweden bemerkt er, derselbe sei dem katholischen noch sehr ähnlich; bei den Officien gebrauche man Albe und Casel; die Leute auf dem Lande wüßten bis auf den heutigen Tag nicht, daß sie von der Religion ihrer Väter abgefallen seien; in einigen Provinzen hätten sie noch ihre Fahnen und Processionen[1]).

Zur Zeit der Abberufung des französischen Residenten aus Schweden (1668), wahrscheinlich jedoch schon vorher, war als Resident des Kaisers Hermann von Basserode nach Stockholm gekommen, der als seinen Kaplan den P. Johannes Sterck S. J. mit sich führte. Leider war der Aufenthalt dieses eifrigen und um den katholischen Norden hochverdienten Missionärs nur von kurzer Dauer. Eine heftige Verfolgung, welche bald nach dem Tode des Residenten gegen ihn losbrach, endete mit seiner Vertreibung aus Schweden[2]).

P. Sterck[3]) hatte den katholischen Gottesdienst in gewohnter Weise fortgesetzt in der Meinung, daß der Schutz des Herrn von Hövel, der zwar nicht als Nachfolger des Residenten, aber kraft einer kaiserlichen Commission vorläufig die Geschäfte führte, ihn dazu berechtige und ihn vor Anfeindungen sicher stelle. Die Prädicanten hielten den günstigen Augenblick für gekommen, ihren Ingrimm gegen den Jesuiten loszulassen, und begannen, gestützt auf die Religionsstatuten, die nur den wirklichen Residenten eine solche Vergünstigung gewährten, gegen den Uebergriff zu hetzen. Von der Kanzel aus forderte einer sogar zu offener Empörung auf, wenn der Frevel ungestraft bliebe. P. Sterck, der den Sturm voraussah, trat

---

[1]) Bericht des P. Packenius, Coblenz 1673 Sept. 26, überschickt vom Nuntius in Copie Köln 1679 April 9 in Vatic. Archiv, Nunziatura di Colonia 55.

[2]) Einen interessanten Bericht darüber veröffentlichte P. Stöcklein „Neuer Weltbott, oder allerhand so Lehr- als Geist-reiche Brief." XVI. Theil, Augspurg und Grätz 1730. Nr. 382: Urkundliche Geschichte von dem Handel P. Joannis Sterck (nach Aufzeichnungen des Letzteren), daraus Katholische Missionen Jahrgang 1880 S. 159—162; 177—179.

[3]) P. Sterck wurde geboren zu Aachen im Mai 1630; 11. April 1649 trat er in die niederrheinische Provinz der Gesellschaft Jesu ein und legte zwei Jahre später, 13. April 1651, die einfachen Gelübde ab. Vom Bischof von Münster, Christoph Bernard von Galen, erhielt er 1657 die niedern Weihen, 1661 die Priesterweihe und legte am 15. August 1664 die feierlichen Profeßgelübde zu Aachen ab.

unverzüglich in den Dienst des erst kürzlich angekommenen spanischen Residenten Grafen Fernan Nuñez. Gerade, als er in die Wohnung desselben überziehen wollte, wurde er verhaftet, 9. Februar 1671. Aus dem Verhöre und den Verhandlungen, in denen P. Sterck in schlagfertiger Weise und mit apostolischem Freimuthe sich vertheidigte, ersehen wir über seine seelsorgliche Thätigkeit, daß er die Kranken besucht hatte, daß die Katholiken Stockholm's, an 300 Seelen, an dem Gottesdienste Theil genommen, überhaupt daß P. Sterck nach Kräften seinen Glaubensgenossen mit geistlicher Hülfe beigestanden hatte. Das am 8. März 1671 gefällte Urtheil lautete: „Weil der katholische Priester Joh. Sterck die Grundgesetze dieses Reiches übertrat, und den falschen römischen Glauben in dieses Reich einführte, wird er um seinen Kopf gestraft." Der spanische Resident, der früher schon die eindringlichsten Vorstellungen um Freilassung seines Kaplans gemacht hatte, that jetzt einen wahrhaft heroischen Schritt; er eilte zum Kanzler Corgh-Husen und zeigte ihm an, er werde nicht von der Seite des P. Sterck weichen, bis er entweder an des Priesters Statt sein Blut vergossen oder bis man ihm denselben frei und unversehrt ausgeliefert habe. Ein Gleiches schrieb er der Regentin Hedwig Eleonora. Schon am folgenden Tage zeigte eine Cabinetsordre ihm die Begnadigung P. Sterck's an mit der Bedingung, daß derselbe binnen drei Wochen Stadt und Land verlasse. Der Missionär begab sich nach Kopenhagen, wo wir ihm bei der Fortsetzung seiner eifrigen Thätigkeit begegnen werden. In Stockholm erging zu gleicher Zeit ein feierliches Decret, worin die Religionsprivilegien der fremden Gesandten auf das geringste Maß eingeschränkt und die Jesuiten aus dem Reiche auf ewig ausgeschlossen wurden.

Zweiter Abschnitt.

Von der Errichtung des apostolischen Vicariats bis zu dessen Theilung. 1667—1709.

I.

Valerio Maccioni, erster apostolischer Vicar der nordischen Missionen 1667—1676.

1. Errichtung des apostolischen Vicariats.

Das ganze nördliche Deutschland, also der größte Theil der nordischen Missionen, unterstand der Kölner Nuntiatur [1]). Dänemark und Norwegen gehörten zur Brüsseler, Schweden zur polnischen Nuntiatur. War damit die kirchliche Jurisdiction geregelt, so blieb doch noch vielfach eine Lücke, die besonders bemerklich wurde, als die Zahl der Katholiken zunahm. Der Nuntius war nicht im Stande, ein so großes Ländergebiet zu überblicken, die Bedürfnisse der katholischen Religion zu erkennen und Vorsorge zu treffen, um Mißständen abzuhelfen; er war, im Westen wohnend, von den protestantischen Ländern sehr weit entfernt, so daß Katholiken immer nur mit großen Schwierigkeiten an ihn sich wenden konnten.

Während des dreißigjährigen Krieges wurde für einzelne Theile anderweitig gesorgt. Der eifrige Bischof von Osnabrück, Franz Wilhelm

[1]) Die Ausdehnung der Kölner Nuntiatur ist im Einzelnen angegeben in Legatio apostolica Petri Aloysii Carafae ed. Ginzel, S. 5 ff. Die Facultäten der Kölner Nuntien von etwa 1584 bei Hartzheim, Concil. Germ. tom. VIII p. 489. Von 1680 bei La Croix, Anmerkungen zu Busenbaum, Theol. Moral. lib. 6. pars 3. N. 832 ff. ed. Colon. 1724, tom. VIII p. 552 ff., auch abgedruckt bei Mejer, Propaganda II, 187 ff. Aus der Zeit Benedict's XIV. in der Mainzer Monatsschrift von geistlichen Sachen 1785 Heft 9, S. 859. Danach öfters. Vgl. über die Facultäten Mejer II, 183—195. 1673 wurden die Vollmachten des Kölner Nuntius auch auf die drei nordischen Reiche ausgedehnt.

Graf von Wartenberg, war seit dem Jahre 1630 auch Bischof von Minden und Verden[1]). Leopold Wilhelm, Bischof von Halberstadt, hatte, da er dort nicht residirte, den Johann von Deutsch zu seinem Generalvicar ernannt. Bremen erhielt 1645 einen eigenen vicarius apostolicus. Die Propaganda-Congregation war auf die Angelegenheit aufmerksam geworden durch einen Brief des Augustinus Sabbotius, Canonicus in Halberstadt[2]), welcher, von dort vertrieben, sich in Osnabrück und später in Münster aufhielt. Dieser schilderte die trostlose Lage der katholischen Kirche in Halberstadt, Magdeburg und den angrenzenden Gegenden und schlug die Ernennung eines apostolischen Vicars vor, der die Katholiken ermahne, im Glauben treu auszuhalten und sie um die exempten Klöster zusammenschaare. Die Congregation machte dem Bischof von Osnabrück von dem Inhalte des Schreibens Mittheilung und trug ihm auf, sich über die beregten Verhältnisse zu informiren und anzugeben, was für die Katholiken geschehen könne[3]).

Aus der Antwort erfahren wir, daß der Bischof von Osnabrück, Minden und Verden bereits früher eine dem apostolischen Vicariat entsprechende Stellung eingenommen hatte. „Als Nachbarbischof," schreibt er, „hatte ich für alle diejenigen Bisthümer des Nordens, welche katholische Hirten entbehrten, Facultäten vom Papst Urban VIII. erhalten[4]); die Ausübung derselben ist aber durch den Einfall der Schweden, durch die ich 1633 von meinem Sitze vertrieben wurde, unmöglich geworden. Seit dieser Zeit ist vom Rhein bis zur Ostsee kein katholischer Bischof gewesen; ... ob nun ein apostolischer Vicar, der die Sacramente spende und namentlich die Klöster ernstlich und fortwährend visitire, hinreichend ist, scheint mir zweifelhaft. In den Ländern der Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, den Bisthümern Meißen und Naumburg, Brandenburg und Havelberg ist überhaupt kein katholisches Exercitium und auch keine Hoffnung dazu vorhanden." Halberstadt anlangend, möge man den Bischof Leopold Wilhelm ermahnen, daß er einen vicarius in spiritualibus und einen Weihbischof — beide müssen gelehrt und eifrig sein — einsetze; ihnen könne dann vom apostolischen Stuhle auch die Sorge für Magdeburg übertragen werden. „Für Hildesheim wird, so ist zu hoffen, der Inhaber des Sitzes, der Kölner Kurfürst, tüchtige Männer als Official und Generalvicar anstellen; für den verstorbenen Weihbischof hat der-

---

[1]) Die Ernennungsbulle für Minden datirt vom 12. Januar, die für Verden vom 26. Januar 1630. Vgl. B. A. Goldschmidt, Lebensgeschichte des Cardinalpriesters Franz Wilhelm Grafen von Wartenberg. Osnabrück 1866.

[2]) Sabbotius an die Congregation, Osnabrück 1644 März 3. SOR 89, fol. 144.

[3]) Acta Congr. 1644 April 25, Nr. 44.

[4]) 1629 oder 1630. Vgl. Goldschmidt 69.

selbe bereits einen Nachfolger Sr. Heiligkeit vorgeschlagen. Uebrig ist dann noch die Erzdiöcese Bremen mit ihren Suffraganbisthümern; ob die Congregation hier einen apostolischen Vicar anstellen oder mir als Nachbarbischof, wie früher, Facultäten für diese Gegenden ertheilen will, überlasse ich der Entscheidung Sr. Heiligkeit und der Congregation"[1]).

Das Schreiben des Bischofs wurde in der Sitzung vom 28. December 1644 referirt[2]). Man beschloß, den Erzherzog Leopold Wilhelm durch den Wiener Nuntius ermahnen zu lassen, er möge in Halberstadt einen tüchtigen Weihbischof anstellen, den die Congregation dann mit ausgedehnten Facultäten zum vicarius apostolicus für Magdeburg ernennen werde. Der Kölner Nuntius solle beim Kurfürsten die Sendung eines geeigneten Generalvicars nach Hildesheim betreiben. Für das Erzbithum Bremen beschloß die Congregation, wenn es dem Papst gefalle, den Bischof von Osnabrück als apostolischen Vicar zu deputiren. Der Papst genehmigte auf Vortrag des Präfecten am 23. Januar 1645 die Beschlüsse der Congregation und ordnete die Expedition der Breven an[3]).

Leopold Wilhelm erwiderte dem Nuntius[4]), daß er in Halberstadt bereits Vorsorge getroffen, da er den Johann Friedrich von Deutsch, Canonicus daselbst, als seinen Generalvicar, und den Johann Böttcher, Dekan an St. Mauritius, zu seinem Official eingesetzt und auch eine Niederlassung von Jesuiten, die schon viel Gutes wirkten, in der Stadt gegründet habe.

Daß die Congregation darauf einem der Genannten das apostolische Vicariat für Magdeburg übertragen habe, finde ich nicht; es ist mir zudem unwahrscheinlich, da keiner die von der Congregation gewünschte bischöfliche Weihe erhalten hatte. Der Bischof von Osnabrück nahm sich dagegen mit Eifer des ihm übertragenen Amtes an und entfaltete sowohl selbst als mit Beihülfe Anderer eine rege Thätigkeit für die Entwickelung und den gedeihlichen Fortgang der nordischen Missionen[5]).

---

[1]) Franz Wilhelm an die Congregation, Burg Reckenberg 1644 Juni 30. SOR 89, fol. 153.

[2]) Acta Congr. 1644 December 28, Nr. 6.

[3]) Acta Congr. 1645 Januar 23, Nr. 3. Die Ernennung erfolgte durch Breve vom 11. Mai 1645; am 1. Juni wurden dem Bischof auf sieben Jahre ausgedehnte Facultäten in 21 Artikeln ertheilt. Goldschmidt 124.

[4]) Leopold Wilhelm an den Nuntius beim Kaiser. Prag 1645 März 3. SOR 90, fol. 170.

[5]) Goldschmidt sagt (S. 204): „Auch den nordischen Missionen, welchen Franz Wilhelm als apostolischer Vicar von Bremen vorstand, widmete er gleich nach der Restitution die nöthige Sorgfalt. Es scheint, daß besonders die Missionen von Hamburg, Glückstadt, Friedrichstadt, Halberstadt, Kopenhagen und Altenburg, die fast sämmtlich durch Jesuiten-

Nach dessen Tode dauerte es jedoch noch mehrere Jahre, ehe die Errichtung eines eigenen apostolischen Vicariats für den Norden von der Congregation beschlossen wurde. Einzelne Umstände gaben die Veranlassung dazu, in erster Linie die Conversion des Herzogs Johann Friedrich von Braunschweig-Lüneburg im Jahre 1651. Am 29. December dieses Jahres schrieb er von Rom aus an seine Brüder, „daß er nach vorhergehender fleißiger Nachforschung, eifrigem Gebet und dadurch erlangten Gaben und Gnaden des heiligen Geistes sich zur allgemeinen katholischen Kirche gewendet, und daß ihm hierzu den Anlaß gegeben die Einigkeit der katholischen Kirche, die mit der uralten Lehre der heiligen Väter und der heiligen Schrift in Sitten, Gebräuchen und den heiligen Sacramenten unter einem sichtbaren Haupte übereinstimme, wogegen anderntheils große Uneinigkeit herrsche und täglich neue Zerspaltungen, daher das gänzliche Verderben und der Ruin des geliebten Vaterlandes deutscher Nation erwachse [1]).

Als der Herzog bat, es möchte ihm die Errichtung eines katholischen Privat-Gottesdienstes auf dem Schlosse zu Celle gestattet werden, erhielt er auf das Gutachten der Helmstädter Theologen hin von seinen Brüdern eine abschlägige Antwort [2]).

So blieb er denn im Auslande bis 1665; längere Zeit verweilte er in Niedersachsen und besonders am dänischen Hofe.

Seit 1662 begleitete ihn als Rath und Almosenier Valerio dei Maccioni, ein Priester aus einer adeligen Familie San Marino's in der Diöcese Monte Feltre. Derselbe hatte auf der Universität zu Padua den Doctorgrad erlangt und wird vom Herzoge wegen seines untadeligen

---

patres verwaltet wurden, unter seiner Aufsicht standen, indem sich ein Verzeichniß dieser Missionen mit den Namen der dabei angestellten Patres unter der Hand des Bischofs vorfindet. Eine vorzügliche Berücksichtigung fand die Mission Bremen . . ." Durch ein Schreiben d. d. Münster 1648 October 16 übertrug Franz Wilhelm einen Theil seiner Vollmachten an den Jesuitenpater Johann Zwenbrüggen. Goldschmidt 124 Anmerkung. In der Sitzung vom 9. September 1652 beschloß die Congregation, beim Papste die Vollmachten zur Verrichtung von Pontifical-Handlungen in Bremen, Lübeck, Minden, Magdeburg und Halberstadt für den Hildesheimer Weihbischof Adamus Adami nachzusuchen. Acta Congr. 1652 September 9, Nr. 11.

[1]) J. K. F. Schlegel, Kirchen- und Reformationsgeschichte von Norddeutschland und Hannover. Hannover 1828—1832. III, 682 Beil. XIV. Ueber die Conversion des Herzogs das. 228—235. Vgl. J. Görres, Die christliche Mystik. Regensburg 1837. Bd. II, 547—548.

[2]) Schlegel 683—689, Beil. XV. Vgl. über diese Verhältnisse A. Köcher, Geschichte von Hannover und Braunschweig I. Theil 1648—1668 (Publicationen aus den preußischen Staatsarchiven 20. Bd.) IV. Buch, 2. Cap. „Uebertritt Johann Friedrich's zur katholischen Kirche", S. 351—372 u. 3. Cap. „Unterhandlungen über Johann Friedrich's Religionsübung und Apanage", S. 372—381.

Wandels und wegen seines Eifers im Dienste der Katholiken des Nordens gerühmt [1]). Unter dem Schutze des Herzogs, schreibt Maccioni, habe er sowohl durch Anknüpfung mit Protestanten auf deren Rückkehr zur katholischen Kirche hingewirkt, als auch namentlich den zerstreuten Katholiken, zu denen unzureichender Mittel halber die Missionäre nicht gehen könnten, geistlichen Beistand geleistet. Die Facultäten hatte Maccioni vom Kölner Nuntius erhalten. Diesem berichtet er aus Kopenhagen anfangs 1664, der Herzog sei voll Eifer für die katholische Religion und könne, ohne sich die Ungnade des Königs zuzuziehen, die Missionen in Dänemark begünstigen. Der König habe sogar die Absicht, denselben an Stelle seines verstorbenen Kanzlers von Rantzau zu seinem ersten Minister zu erheben [2]). Ob letzteres ernst gemeint war, mag dahin gestellt bleiben.

1665 trat Johann Friedrich nach dem Tode seines ältern Bruders, des Herzogs Christian Ludwig von Celle, die Regierung der Calenbergisch-Göttingischen Lande und des Fürstenthums Grubenhagen an [3]). Maccioni, der auf Wunsch des Nuntius in Dänemark „wegen einer religiösen Angelegenheit" noch zurückgeblieben war, kam Ende November herüber und feierte am Weihnachtsfeste 1665 das erste hl. Meßopfer nach der Reformation in dem großen Saale des Schlosses zu Hannover. Achtzig Personen, theils vom Hofe, theils Soldaten, theils Katholiken der Umgegend empfingen die hl. Communion. Zur österlichen Zeit des folgenden Jahres kamen Jesuiten aus Hildesheim zur Aushülfe in Predigt und Beichthören. Am Gründonnerstag gingen 150 Personen, voran der Herzog, zur h. Communion.

Nach langen Verhandlungen mit seinen Ständen und den protestantischen Theologen der Universität Helmstädt wurde dem Herzog endlich bewilligt, die Schloßkirche zu Hannover dem katholischen Gottesdienste zu eröffnen. An demselben Tage (Dreifaltigkeits-Sonntag), an welchem ehedem nach Vertreibung der Franciscaner-Conventualen die Protestanten ihren Gottesdienst eingeführt hatten, wurde 1666 der katholische Cultus wieder begonnen. Man unterwarf die Schloßkirche einer

---

[1]) Er nennt ihn eruditione probitate morumque elegantia conspicuus. In Dania et in Germania per quinque annos magno cum zelo sacramenta administravit et tuendae propagandaeque fidei catholicae omnia sua studia contulit. In einem Briefe an den Papst, Hannover 1667 Febr. 24, Vatic. Archiv, Lettere dei principi vol. 90, fol. 49.

[2]) Brief des Nuntius Gallio, 1664 Februar 3, in Vatic. Archiv, Nunziatura di Colonia 37.

[3]) Köcher, 5. Capitel: „Der Tod Christian Ludwig's und der Staatsstreich Johann Friedrich's", 389 ff.

eingehenden Restauration und errichtete unter der Hauptkapelle eine Krypta als Grabstätte der herzoglichen Familie. Zum Dienste an der Kirche wurde ein Canonicus der Lübecker Kathedrale, Heinrich Hering aus Hamburg, als Hofcaplan berufen. Jesuiten und seit 1667 auch zwei Capuciner aus Hildesheim kamen an den größern Festen, wie Weihnachten und Ostern [1]), zur Aushülfe. Die Predigten der Missionäre, des Jesuiten Theodor Bothe und des Guardians der Capuciner, wurden sehr, selbst von vielen Protestanten besucht. Für die Capuciner gründete der Herzog zum beständigen Aufenthalte ein Hospitium.

Da derselbe wünschte, daß die Jurisdiction über die Katholiken seines Landes einer Persönlichkeit, die im Lande selbst wohne, übertragen werde, ersuchte er in einem Schreiben vom 22. Oct. 1666 den Erzbischof Wilhelm von Fürstenberg, er möge zum Nutzen der wahren Religion bewirken, daß Maccioni als apostolischer Vicar deputirt und als solcher dem Kölner Nuntius unterstellt werde [2]). Fürstenberg übermittelte die Bitte an den Secretär der Propaganda, Monf. Casanate [3]). Die Angelegenheit kam in der Congregationssitzung vom 8. Februar 1667 zum Vortrag. Man beschloß, die Bitte zu gewähren [4]); zuvor jedoch wurden auf den Wunsch des Papstes dem Nuntius von Köln Informationen aufgetragen [5]). Dieser erwiderte, daß durch die Erfüllung seines Wunsches sowohl dem Herzog zur Beförderung der katholischen Religion in jenen Gegenden der Muth erhöht, als auch den wenigen Katholiken, die dort seien, wesentlich geholfen werde; zudem sei der Kurfürst von Köln, der die Hindernisse für Ausübung seiner Jurisdiction wegen des Westfälischen Friedens als unüberwindlich ansehe, mit dieser Maßregel völlig einverstanden. Ueber die vorgeschlagene Persönlichkeit habe er gute Nachrichten [6]). So wurde in der Congregation vom 26. April 1667

---

[1]) Ostern 1667 zählte man über 200, 1668 über 300 Communicanten. Die Nachrichten über den Gottesdienst der Katholiken Hannovers entstammen einer Breve informazione dello stato della religione nel dominio del Serenissimo Duca Gio. Federico di Brunswic e Luneburg, erstattet an die Propaganda-Congregation von Maccioni, Hannover 1668 Mai 13. SOR 332, fol. 304—307.

[2]) SOR 332, fol. 271.

[3]) Fürstenberg an Casanate, Salzburg 1667 Januar 6. SOR 332, fol. 272. Als Agent des Herzogs wird ein Signor Michele Colomera genannt.

[4]) Acta Congr. 1667 Februar 8, fol. 40. Rescriptum: Transmittantur literae patentales Nuntio, qui consignet, quatenus non habeat aliud in contrarium.

[5]) Brief der Congregation an den Nuntius 1667 März 5, in Lettere della s. Congr. vol. 49 (Lettere circa la Germania 1665—1668).

[6]) Brief des Nuntius an die Congregation aus Lüttich 1667 April 1. SOR 332, fol. 282. Inhalt desselben wiedergegeben in Acta Congr. 1667 April 26, fol. 109b.

die Ernennung Valerio Maccioni's zum apostolischen Vicar für die Territorien des Herzogs, Calenberg, Göttingen und Grubenhagen, beschlossen. Nachdem am 28. April 1667 der Papst den Beschluß bestätigt[1]), erging am 30. April an Maccioni ein Schreiben der Congregation, worin sie ihm seine Erhebung zum apostolischen Vicar unter dem Kölner Nuntius mittheilte[2]).

Der Herzog war durch die Ernennung nicht ganz befriedigt. Die Facultäten schienen ihm nicht ausgedehnt genug, wenig verschieden von denen eines Missionärs, namentlich stieß ihn, daß in Artikel XV. von einem consensus episcoporum die Rede war. Er setzte deshalb der Congregation auseinander, daß die Jurisdiction und Ausübung bischöflicher Functionen, welche früher den Bischöfen von Mainz, Minden, Hildesheim in den braunschweigisch-lüneburgischen Landen zugestanden, durch den Westfälischen Frieden aufgehoben seien. Er könne sie nun auf keine Weise in seine Staaten wieder einführen, ohne sich den Haß des lutherischen Adels und Volkes zuzuziehen. Bevor er deshalb das Breve und die Facultäten annehme, schlage er der Congregation einen Mittelweg vor, nämlich den apostolischen Vicar auch zum Titular-Bischof zu ernennen, wie ein Gleiches beim apostolischen Vicar in Holland stattfinde. Dadurch würden alle Schwierigkeiten beseitigt; als apostolischer Vicar übe er die Jurisdiction aus und als Bischof könne er die Sacramente der Firmung und Priesterweihe spenden, Kirchen und Altäre consecriren, ohne daß dadurch den Protestanten Gelegenheit zur Beschwerde gegeben werde. Für

---

Rescriptum: Deputetur si Sanctissimo placuerit. Nach diesem Ristretto in den Acten berichtet Benedict. XIV. De synodo Dioecesana lib. 2, cap. 10, § 3. Vgl. Mejer II, 257 f.

[1]) Udienze di Nostro Signore I, fol. 8.

[2]) Lettere della s. Congr. vol. 49. Die Clausel über das Verhältniß des apostolischen Vicars zum Kölner Nuntius wurde auch in die Ernennungsbreven der Nachfolger Maccioni's eingefügt mit folgenden oder ähnlichen Worten:

Sub omnimoda tamen dependentia a dilecto filio moderno et pro tempore existente nostro et dictae Sedis ad tractum Rheni et partes inferioris Germaniae Nuncio. Bei den zwei ersten apostol. Vicaren, Maccioni und Steno, dürfte die Congregation dadurch beabsichtigt haben, den apostol. Vicar in seinen geistlichen Amtsverrichtungen von der landesherrlichen Gewalt unabhängig zu machen. Später wurde die Formel beibehalten, damit jedoch, wie der Secretär auf eine Anfrage des Mons. Gondola (apost. Vicar von 1761 bis 1774) ausführte, nicht ausgedrückt, daß der Vicar für die Ausübung seiner Facultäten der Erlaubniß des Nuntius bedürfe, sondern sie beziehe sich nur auf qualche atto di connivenza da passarsi dal vicario apostolico con Mons. Nunzio nel caso, che il vicario volesse portarsi alla visita delle missioni del suo vicariato, et il ricorso da farsi al Nunzio in qualche caso di avversità, che si patisse dal vicario apostolico dai principi protestanti per ragione dell' ufficio del suo vicariato. In Scritture riferite nei congressi Germania e Missioni settentrionali cod. 15, 1798 al 1805.

den Unterhalt des apostolischen Vicars sichere er 400 Scudi jährlich nebst Tisch und zwei Bedienten zu[1]).

Die Congregation trat den Gründen bei, worauf der Papst dem Valerio Maccioni den Titel eines Bischofs von Marocco verlieh[2]). Die Weihe ertheilte ihm der Kurfürst von Mainz, Johann Philipp, der ihn zu gleicher Zeit zu seinem Generalvicar in spiritualibus für Halberstadt, Magdeburg und Mecklenburg ernannte, da die Orte zu weit von seiner gewöhnlichen Residenz lägen[3]).

Zu dieser Ernennung war der Mainzer Kurfürst nicht berechtigt, wie der Kölner Nuntius später dem apostolischen Vicar schrieb[4]). Der Congregation stellte er vor, daß auf der andern Seite es für die Katholiken sehr vortheilhaft wäre, wenn sie unter dem Schutze des Mainzer Kurfürsten ständen, der Macht und Einfluß besitze, um die wenigen Reste der katholischen Kirche vor Unterdrückung zu bewahren; als Ausweg schlage er vor, Maccioni den Titel eines apostolischen Vicars für jene Gegenden, nämlich für Mecklenburg, Bremen, Altona, Glückstadt, Magdeburg und Halberstadt zu verleihen[5]).

Bevor noch der Brief zur Kenntniß der Congregation gelangte, hatte dieselbe bereits in der vor dem Papste gehaltenen Sitzung vom 17. September 1669 das apostolische Vicariat auf die Diöcese Halberstadt ausgedehnt[6]). In der Sitzung vom 12. November 1669, in welcher der

---

[1]) Raggioni e motivi di Sua Altezza Serenissima per i quali si muove di addimandare, che il Vicario apostolico eletto dei suoi Stati sia fatto vescovo titolare, und Breve Informatione per risolvere qualche obiettione o difficultà, che potesse occorrere etc. SOR 322, fol. 288—292.

[2]) Congregation vom 7. Mai und 10. Juli 1668 (Acta 1668, fol. 70 und 117). Der Papst gab am 9. Juni seine Zustimmung, Udienze di Nostro Signore I, fol. 44.

[3]) Würzburg 1669 April 23. Propag. Archiv Scritture non riferite Germania e Missioni Settentrionali. I (1650—1680).

[4]) Il metropolitano non ha alcuna autorità nelle chiese vacanti ancorche suffraganee della sua metropolitana. Daselbst.

[5]) Der Nuntius Franciotto, Erzbischof von Cosenza, an die Congregation, Aachen 1669 August 30. SOR 421, fol. 410.

[6]) „Per alcune cause particolare et in specie per alcuni scandali e disordini successi tra persone religiosi.“ Dem Secretär der Breven wurde am 21. Sept. der Auftrag zur Ausfertigung des Breve gegeben, Lettere della s. Congr. vol. 53 (Registro di lettere diverse 1669), fol. 310. Dasselbe ist datirt vom 7. October 1669, wie Le Bret, de missione septentrionali et vicariatu Hannoverano p. 13 richtig angibt. Uebersetzung dieser Arbeit in der Berliner Monatsschrift, Januar 1793, S. 9 ff. Die Angaben Le Bret's über die Zeit der Ernennung der einzelnen Apostolischen Vicare, die Ausdehnung ihres Vicariats u. s. w. sind, wie wir gleich hier bemerken wollen, vollkommen exact. Sie müssen aus den Breven selbst geschöpft sein. Da die Sammlung der Breven des Propaganda-Archivs bei dem Transporte desselben nach Paris verloren ging, haben wir für unsere Angaben andere Quellen benutzt.

Brief des Nuntius referirt wurde, trat die Congregation der Ansicht desselben bei und übertrug dem apostolischen Vicar noch Bremen, Magdeburg, Mecklenburg, Altona und Glückstadt [1]); am 28. Mai 1670 bestätigte der Papst den Beschluß [2]). Das Breve ist datirt vom 7. Juni [3]).

Um den ungünstigen Eindruck, den die Ernennung in Mainz hervorrufen konnte, zu verhüten oder doch zu mildern, machte ein Breve von gleichem Datum dem Kurfürsten davon Anzeige und ersuchte ihn, dem apostolischen Vicar mit seinem Ansehen und Schutze beizustehen. Bevor der Nuntius von Köln an Maccioni das Breve übersandte, stellte er zuerst dem Kurfürsten das seinige zu, und erst als von diesem mit Dank für die Mittheilung und der Versicherung geantwortet war, daß er sowohl den apostolischen Vicar als die Katholiken jener Gegenden allzeit unterstützen werde, erfolgte die Aushändigung des Breve's an den apostol. Vicar. Demselben wurde als seine nächste Aufgabe die Visitation der Diöcese Halberstadt bezeichnet [4]).

2. Visitation Halberstadt's durch den apostolischen Vicar. Lage der Katholiken im Magdeburgischen.

Die Klagen über große Aergernisse unter den Katholiken der Diöcese Halberstadt, welche bis nach Rom gedrungen waren, betrafen besonders die Heirath eines katholischen Canonikers, des Carl Christoph von Deutsch, und die sittlichen Verirrungen, welche im Cistercienser-Nonnenkloster zu Adersleben zwischen dem Propst und der Aebtissin vorgefallen waren [5]). Sie gaben Veranlassung, die Visitationen anzuordnen, deren Schwierigkeiten und Gefahren sich der apostolische Vicar nicht verhehlte. Der Kurfürst von Brandenburg drohte Jeden zu maßregeln, der, von Rom oder dem Kurfürsten von Mainz geschickt, es wagen würde, den dortigen

---

[1]) Acta Congr. 1669 November 12. Rescriptum: Eligatur episcopus Marocchius, si Sanctissimo placuerit, vicarius apostolicus in locis in relatione expressis sub directione Nuntii apostolici Coloniensis.

[2]) Propag. Archiv Udienze di Nostro Signore I, fol. 80.

[3]) Le Bret, de missione sept. p. 13. Dieselben Daten gibt ein Memoriale über die Errichtung des apostolischen Vicariats in Scritture non riferite Germania e Missioni settentrionali 6.

[4]) Briefe des Kölner Nuntius an die Congregation vom 12. Oct., 19. Oct. und 16. November 1670; des Kurfürsten von Mainz an Clemens X. 8. Nov. 1670. SOR 427, fol. 166—173 (Referat in Acta Congr. 1671 April 7, Nr. 38 und 39). Der Bischof von Marocco hatte um desfallsige Mittheilung an den Mainzer Kurfürsten nach Empfang des Breve's für Halberstadt dringend ersucht, d. d. Hannover 1669 Dec. 19. SOR 422, fol. 470.

[5]) Vgl. M. Lehmann, Preußen und die katholische Kirche. Erster Theil (Publicationen aus den preußischen Staatsarchiven I). Urkunden 189 und Beilage.

Säcular- oder Regular-Klerus zu visitiren; schon der Name eines katholischen Bischofs war in jenen Gegenden verhaßt[1]).

Die Congregation hatte darum, als sie den Auftrag zur Visitation gab, den apostolischen Vicar durch den Kölner Nuntius ermahnen lassen, er solle mit aller Umsicht vorgehen, mit größter Milde bei Hebung der Mißbräuche verfahren und, falls er Widerstand fände, jedes Aufsehen vermeiden. Besonders solle er den Generalvicar der Halberstädter Diöcese, der vom letzten katholischen Bischof Erzherzog Leopold Wilhelm eingesetzt und von Brandenburg zum kurfürstlichen Rath ernannt war, zu gewinnen suchen[2]). Maccioni handelte demgemäß bei seiner Visitation, die er Anfang August 1671 antrat.

Als ein Canonicus von Lüttich, der die Kunstschätze Halberstadt's besichtigen wollte, kam er dorthin und wurde von dem General-Vicar Deutsch zuvorkommend empfangen[3]). Ein trauriges Bild kirchlicher Verhältnisse entrollte sich vor seinen Augen. Vielen Katholiken schien der hier gerade besonders nöthige Eifer und die Anhänglichkeit an die Kirche zu fehlen, so daß sie sich bald unter den Andersgläubigen verlieren mußten. „Es ist beweinenswerth," schreibt Maccioni, „in einem Hause, ja selbst an einem Tische Vater, Mutter und Kinder zu finden, welche verschiedenen Religionsbekenntnissen anhangen."

In manchen Klöstern waren Disciplin und Ordnung erschlafft. Er beklagt, daß die Benedictiner und Cistercienser in die ihnen verbliebenen Klöster zu junge, unerfahrene und ungebändigte Leute schickten, die dann als Beichtväter der Nonnenklöster ihrer Orden wenig Gutes wirkten. Gegen jede Anspannung der kirchlichen Disciplin lehnten solche sich, wie Maccioni berichtet, auf; kam ein Mal ein Visitator ihres Ordens, so verhinderten sie mit Hülfe der Regierung die Visitation. Er ist überzeugt, daß ein Gleiches auch ihm würde widerfahren sein, hätte er sich ihnen zu erkennen gegeben.

---

[1]) Maccioni an Card. Barberini, Hannover 1670 August 10. SOR 424, fol. 166. 1672 war der Provincial der Dominicaner P. Fr. Hyacinthus Reydecker auf der Visitation der Klöster seines Ordens begriffen; a cui, schreibt Maccioni, con somma sua mortificatione fu interrotta la visita de suoi conventi dalla reggenza pseudoepiscopale Brandenburga. Maccioni an Card. Altieri, Hannover 1673 Januar 26. SOR 440, fol. 204.

[2]) Referat in Acta Congr. 1671 August 31, Nr. 41. Auftrag der Congregation am 7. April 1671. Bericht über Ausführung desselben vom Kölner Nuntius am 19. Juli 1671, SOR 429. Derselbe hatte dem apostol. Vicar einen Brief zugesandt für den genannten Generalvicar Joh. Friedr. von Deutsch.

[3]) Maccioni an Card. Altieri, Halberstadt 1671 August 9. SOR 434 zu Acta Congr. 1672 März 14, Nr. 10.

Auf der andern Seite fehlte es der Halberstädter Kirche, nach Maccioni's Angabe, nicht an vielen guten Ordensleuten, die mit Eifer für den Glauben arbeiteten. Zu ihnen rechnete er besonders die Franciscaner, deren Kloster ihm als das Centrum des katholischen Lebens für die Klöster und Katholiken der Gegend erschien. Die Franciscaner versahen den Schulunterricht für die katholische Jugend, ihre Kirche und ihr Kirchhof dienten zugleich für die katholische Gemeinde Halberstadt's. Mit der Umgegend standen sie stets in Verbindung und waren für Erhaltung und Ausbreitung des katholischen Glaubens mit Muth und Erfolg, oft unter Lebensgefahr, thätig, so daß, schreibt der apostolische Vicar, es den Katholiken zur Freude und dem katholischen Glauben zum Vortheil gereichen werde, wenn ihnen die Missionsfacultäten gegeben würden. Insbesondere war ihre Thätigkeit auf die Seelsorge in den Jungfrauenklöstern gerichtet, welche, wie oben erwähnt, während des Krieges lange ohne jede geistliche Hülfe gelassen waren und nur zuweilen von einem katholischen Priester, namentlich vom Canonicus Stricker, besucht wurden. Später nahmen sich die zurückgekehrten Franciscaner ihrer an, pflegten den klösterlichen Geist in ihnen und bewahrten sie inmitten einer protestantischen Bevölkerung im katholischen Glauben. Man kann behaupten, daß die Erhaltung dieser Frauenklöster den Franciscanern besonders zu verdanken ist.

Im Burchardi-Nonnenkloster zu Halberstadt hielten sie den Gottesdienst; desgleichen waren in den beiden Bisthümern Magdeburg und Halberstadt Franciscaner als Kapläne und Beichtväter thätig an den Jungfrauenklöstern zu Althaldensleben, Marienstuhl vor Egeln, Meiendorf, Hedersleben, Badersleben und am Agnetenkloster in der Neustadt Magdeburg [1]).

Maccioni zählt in seinem Berichte sämmtliche noch übrigen katholischen Klöster und Stiftungen im Halberstädtischen auf; er hatte jedoch nicht alle besuchen können, um sich nicht der Gefahr einer Entdeckung auszusetzen. Am Schlusse erwähnt er die übermäßigen Auflagen, welche den Klöstern von der Regierung gemacht würden, und ersucht die Congregation, durch den Kaiser oder einen andern katholischen Monarchen auf deren Milderung beim Kurfürsten zu dringen [2]).

---

[1]) Vgl. F. W. Woker, Geschichte der norddeutschen Franciscaner-Missionen (Freiburg 1880), 101. 102.

[2]) Am 9. August 1671 hatte Maccioni seine Visitation beendet; nach Hannover zurückgekehrt, stattete er der Congregation eingehend Bericht ab. Dieser ist gedruckt bei Mejer, Propaganda II, 571—581. Bezüglich des letzten Punktes schrieb die Propaganda an den Wiener Nuntius, welcher als besonders günstigen Umstand ansah, daß Freiherr von Goes, der in Dänemark vieles zu Gunsten der katholischen Kirche erreicht hatte, damals als kaiser-

Wie in Halberstadt, so waren auch in Magdeburg durch den Westfälischen Frieden der katholischen Kirche einige Klöster erhalten geblieben, vier Jungfrauenklöster und das Kloster der Benedictiner in Ammensleben. Um diese Klöster schaarten sich die wenigen Katholiken, die jedoch gesetzlich dem Pfarrzwange der protestantischen Prediger unterworfen blieben. Welche Uebelstände damit verbunden waren, zeigt ein Brief des Abtes von Ammensleben. Derselbe [1]) schreibt am 18. April 1672 an den apostolischen Vicar Maccioni.

„Ich glaube nicht, daß irgendwo die Katholiken so gehaßt und verachtet werden, als in diesem Lande, obgleich wir doch alle ohne Ausnahme nur den Frieden suchen und Niemanden Gelegenheit zur Erbitterung geben. Das Exercitium unserer Religion wird uns nur unter größter Einschränkung gestattet; ja wenn es uns ganz genommen werden könnte, würde man es sicher nicht unterlassen. Vor den andern hat besonders dieses Kloster darum zu leiden, weil es das einzige für Männer ist, durch deren Thätigkeit in Lehre und Predigt man weitere Fortschritte des orthodoxen Glaubens fürchtet. Deshalb werden die Kinder katholischer Eltern vom protestantischen Prediger getauft; sobald sie sechs oder sieben Jahre alt sind, werden sie zum Besuche akatholischer Schulen, selbst gegen den Willen der Eltern, gezwungen, erhalten dort protestantischen Unterricht und müssen nach diesem Ritus beten; welche Verhöhnungen unseres Glaubens sie dort hören, wie sie von unserm Glauben abgezogen und zu dem protestantischen hingezogen werden, kann man sich leicht denken. Sind nun die Kinder so weit gekommen, daß sie den Katechismus Luther's können, so werden sie zur lutherischen Beicht und zum Abendmahl aufgefordert. Zu fürchten steht, daß eine so erzogene Jugend darin nachgibt. Wenn ein Katholik stirbt, so wird er nicht mit den andern auf dem gemeinsamen Friedhof beerdigt, sondern derselbe wird innerhalb der Klostermauern in aller Stille, ohne Begleitung, ohne Sang, ohne Geläute der Glocken, die doch Eigenthum des Klosters sind, wie ein Thier zur Erde bestattet. Ueberdies hat nun der protestantische Prediger beschlossen, die erwachsenen Katholiken zum Besuch seiner Predigten zu zwingen; man muß fürchten, daß durch Mandate unseres Fürsten

---

licher Resident beim Brandenburger Kurfürsten sich aufhielt. Der Wiener Nuntius, Erzbischof von Neocaesarea, an die Congregation, Wien 1672 Juli 3 in Scritture non riferite Germania e Missioni settentrionali I. Ob derselbe aber etwas erreicht habe, ist sehr zu bezweifeln.

[1]) F. Placidus Meinders, abbas Ben. Monasterii ss. apost. Petri et Pauli vulgo Ammensleben, 1672 April 18. Daselbst. Der Kurfürst von Brandenburg übertrug nach dem Tode des Joh. Friedr. von Deutsch 1676 an Meinders „das Vicariat in spiritualibus" über das Bisthum Halberstadt. Lehmann, Urkunden 198 und 199.

dies ausgeführt wird und die nicht wollen, auswandern müssen. Das scheint aber doch direct dem Artikel XII des Westfälischen Friedens zu widersprechen."

3. Die katholische Religion in den Staaten des Herzogs von Hannover.

Günstigerer Verhältnisse erfreuten sich die Katholiken der hannoverschen Staaten[1]), dank dem Eifer, mit welchem sich der Herzog seiner Glaubensgenossen annahm. Ihre Zahl war zwar klein, und was ihnen gewährt werden konnte, war durch den Westfälischen Frieden vorgesehen. Aber die katholische Minderheit hatte nicht über Unduldsamkeit zu klagen; nach allem, was uns vorliegt, scheint ein friedliches Verhältniß zwischen den Confessionen bestanden zu haben. Die Seelsorger der katholischen Gemeinde, die Capuciner, waren bei dem größten Theil der Einwohnerschaft Hannovers sehr geachtet; bei längerer Beobachtung konnte man ihnen auch wegen ihres eingezogenen exemplarischen Wandels, ihrer Arbeiten, welche ohne jedes weltliche Interesse nur dem Heile der Seelen ihrer Mitmenschen gewidmet waren, füglich nicht übel wollen; Protestanten selbst kamen zu ihnen, sie um ihre Fürbitte in ihren Anliegen zu ersuchen; häufig bat man um ein Gebet zum h. Antonius zur Wiedererlangung verlorener Sachen. Der Herzog hatte gerade Capuciner herbeigerufen, aus Dankbarkeit gegen den Orden, dem er seine Conversion verdankte. Das für sie in Hannover errichtete Hospitium unterhielt er auf seine Kosten; es beherbergte neun Patres nebst zwei Klerikern und drei Laienbrüdern. Da in herzoglichen Diensten außer Deutschen sich viele Franzosen und Italiener befanden, so gehörten die Capuciner diesen drei Nationen an. Drei waren für die deutsche, vier für die italienische, zwei für die französische Gemeinde[2]).

Die Gottesdienst-Ordnung an allen Sonn- und Festtagen war folgende: Morgens 6 Uhr beteten die Patres im Chore die kirchlichen Tageszeiten und lasen darauf die h. Messe. $8^1/_2$ Uhr war die deutsche Singmesse, welche gewöhnlich der apostolische Vicar selbst celebrirte und

---

[1]) Folgendes nach Relatione alla s. Congregatione di propaganda fide, di quanto è seguito circa la religione in questi stati del serenissimo principe Gio. Federico Duca di Brunswich e Luneburgo negli anni 1668. 1669. 1670. 1671. Hannover 1671 November 22. SOR 435 zu Acta Congr. 1672 September 5, Nr. 32. (Erste Relation.) Ferner Relatione alla s. Congregatione di propaganda fide di due anni cioè dell' anno 1672 e 1673. Hannover 1674 Juli 27. SOR 450 zu Acta Congr. 1674 November 9, Nr. 26. (Zweite Relation.)

[2]) Ueber die Niederlassung der Capuciner in Hannover vgl. Koch, Kurzer Abriß der Geschichte der Congregation der Capuciner zu Hannover in A. Brönnenberg, Vaterl. Archiv des historischen Vereins für Niedersachsen 1838, S. 70—87.

zu der die anwesenden Gläubigen in deutscher Sprache den Introitus, Gloria, Credo, Sanctus und Agnus Dei sangen. Diese musica popolare war, wie der apostolische Vicar schreibt, sehr beliebt und kamen viele Protestanten aus Liebe zum Volksgesange hinzu, um mitzusingen. Er habe diesen Gebrauch dem verstorbenen Bischof von Osnabrück (Franz Wilhelm, Cardinal von Wartenberg) nachgeahmt, der, um die Protestanten auf sanfte Weise heranzuziehen, den Volksgesang eingeführt habe. Nach dieser Messe war die deutsche Predigt, welche mit einem der Zeit angepaßten geistlichen Liede beschlossen wurde. Gegen Mittag feierte der Hofkaplan die Messe für den Hof, bei welcher die herzogliche Capelle sang. Nachmittags war abwechselnd eine italienische oder französische Predigt, ebenfalls in Anwesenheit der Familie, und darauf feierliche Vesper, ausgeführt von der Capelle[1]).

Die Restaurationsarbeiten an der Schloßkirche hatten mehrere Jahre in Anspruch genommen. Am dritten Sonntag nach Pfingsten 1670, dem 20. Juni alten Stils, consecrirte der apostolische Vicar die in derselben neuerrichteten Altäre, welche dem h. Antonius, Franciscus von Assisi und dem h. Benedict geweiht wurden[2]). Im folgenden Jahre wurden aus der Blasiuskirche zu Braunschweig die dort befindlichen Reliquien, welche Heinrich der Löwe zum größten Theil aus dem h. Lande mitgebracht hatte, übertragen. Der Herzog hatte sich dieselben, als er die Belagerung der Stadt mit seinen Brüdern unternahm, in einem besondern Vertrage vorbehalten[3]). Durch Vermittelung der Herzogin kam eine in den katholischen Zeiten viel verehrte Muttergottesstatue aus dem nahen Heimholtz in die Schloßkirche zu Hannover (1672).

Der Verhältnisse halber blieb der Gottesdienst auf das Innere der Kirche beschränkt; nur in zwei Fällen, die der apostolische Vicar als bemerkenswerth hervorhebt, trat er an die Oeffentlichkeit: in dem feierlichen Begräbniß der Katholiken und in der Procession während der Charwoche und am Frohnleichnamstage. Ersteres begann 1668. Mit

---

[1]) 1670 hatte der Herzog durch seinen Capellmeister, einen Venetianer, die fehlenden Kräfte für die Vocal- und Instrumental-Musik beim Gottesdienste aus Italien kommen lassen. Die Capelle kostete den Herzog jährlich 8000 Scudi.

[2]) Ebenso wurde damals die Kapelle zu Hertzberg, einem Sommeraufenthalte der herzogl. Familie im Grubenhagen'schen, für den katholischen Cultus wieder eingerichtet.

[3]) Valerio Maccioni an die Congregation, Pyrmont 1671 Juli 27. SOR 433. In der Kirche zum h. Martinus fand er folgende Inschrift: „Anno 1528 Idololatria papistica ex ecclesiis huius reipublicae explosa pura vox Evangelii iuxta scripta prophetica et apostolica omnium ordinum consensu publice doceri et sacramenta iuxta institutionem Christi administrari coepta sunt." Für die Uebertragung der Reliquien vgl. Kirchenhistorie der Stadt Braunschweig, von Phil. Jul. Rehtmeyer, Braunschweig 1715, I 104.

vorangehendem Kreuze, so schreibt derselbe, unter dem Geläute der Glocken der protestantischen Kirchen und in Begleitung des Paters, der dem Verstorbenen die h. Sacramente gereicht, ziehe man in Procession zum Kirchhof [1]), wo der Pater die Leichenrede halte. Die in der katholischen Kirche übliche Procession in der Charwoche und am Frohnleichnamstage trat 1670 zum ersten Male aus der Schloßkirche heraus und bewegte sich durch die Nachbarschaft derselben. Hier wie überall bethätigte die regierende Familie ihre fromme Gesinnung. Der Herzog sowie die Herzogin schritten mit Kerzen in den Händen in der kleinen aber feierlichen Procession voran, bei deren Anblick, sagt Maccioni, die Anwesenden vor Rührung sich der Thränen nicht enthalten konnten. Selbst viele Protestanten, welche dem öffentlichen Umzuge zusahen, wurden von Rührung ergriffen. Dieser Eifer der Katholiken war besonders den Predigern unbequem, zumal dem katholischen Gottesdienst immer verschiedene Protestanten beiwohnten und eine Anzahl Conversionen [2]), selbst von protestantischen Bürgern Hannovers, stattfanden.

1668 veröffentlichte der Superintendent Hannovers ein Buch (deutsch) unter dem Titel: Cur non vis fieri Romano-catholicus, sicuti praedecessores fuerunt? Der Herzog ließ darauf durch die deutschen Capuciner seiner Residenz und die Hildesheimer Jesuiten antworten. 1673 veranstaltete er zwei Mal im Beisein der Herzogin, des ersten Staatsministers Otto Grott und des apostolischen Vicars eine Disputation zwischen dem Capuciner Pietro da Busto und dem Professor an der Universität Helmstädt, Gerhard Titius. Sie handelte von den Kennzeichen der wahren Kirche und fiel zu Ungunsten des Letztern aus. Das mochte nicht zur friedlichen Stimmung der Prediger beitragen. Jedoch blieb man vorerst ruhig. Wie groß aber die Erbitterung gegen die Katholiken war, zeigte sich später in dem gleich nach dem Tode des Herzogs an dessen Nachfolger gerichteten Schreiben.

Die Zahl der Katholiken in den herzoglichen Staaten, schreibt Maccioni, könne er nicht genau angeben. Die in der Umgebung und in dem Dienste des Herzogs befindlichen Deutschen, Franzosen und Italiener

---

[1]) Einen eigenen Kirchhof, Johannes-Kirchhof, vor dem Aegidithore, erhielt die Gemeinde im Jahre 1673. Am 25. April weihte ihn der apostolische Vicar ein. Der Erste, welcher dort begraben wurde, war der österreichische Freiherr Joh. Friedr. v. Zinnenburg.

[2]) 1666—1668: 11; 1669: 13; 1670: 14, unter denen drei Adelige (nämlich ein französischer Calvinist und zwei deutsche), ferner ein früherer protestantischer Prediger (primo predicante della diocesi di Halberstadt), Johann Steinmann aus Quedlinburg, mit seinem Söhnchen; derselbe legte am 17. Juli 1670 (Dominica VIII. p. Pent.) öffentlich in der Schloßkirche das katholische Glaubensbekenntniß ab und hielt darauf eine längere Ansprache an die zahlreich erschienenen Katholiken und Protestanten, worin er die Motive seines Uebertrittes darlegte (erschien auch im Druck); 1671: 12; 1672—1673: 65.

seien zum größten Theil katholisch; viele Katholiken befänden sich bei den Truppen des Herzogs, unter diesen als Oberster (Colonello) der Fürst Luigi d'Este, dessen ganz katholische Familie und Dienerschaft eigenen Hausgottesdienst habe. Denselben besorge Pater Carl Montecucoli aus der Gesellschaft Jesu, ein eifriger Priester, dessen weisen Rathschlägen und Unterstützung er sehr viel verdanke. In Hannover selbst zähle man nicht wenige katholische Familien, besonders italienischer und französischer Kaufleute und Handwerker [1]). Unter den adeligen Familien des Herzogthums Kalenberg waren zwei katholisch; die von Knigge auf der Herrschaft Brandenbeck, welche damals von dem Kaiser in den Freiherrnstand erhoben waren; eine Tochter des Generals gleichen Namens war mit einem Protestanten von Walthausen verheirathet, hatte jedoch die Erziehung der Kinder in der katholischen Religion sich vorbehalten; von der Familie Klenck auf Hansenburg waren Mutter und Sohn katholisch und letzterer 1669 Alumnus des Collegium Germanicum. Die Katholiken des Herzogthums Göttingen, übrigens nur wenige, hatten in Nordheim eine Collegiatkirche mit katholischen Canonikern, welche den Glaubensgenossen in der Stadt und Umgegend geistlichen Beistand leisteten. Im Herzogthum Grubenhagen befanden sich außer einigen Soldaten und der adeligen Familie von Ußler keine Katholiken.

4. Die katholischen Missionen im nördlichen Theile des apostolischen Vicariates.

Noch bevor Maccioni seine Facultäten für die Erzdiöcese Bremen, sowie für Mecklenburg, Altona und Glückstadt und damit die Eigenschaft eines Missions-Obern dieser Gegenden erhielt, hatte er eine Reise durch den Norden gemacht, hauptsächlich zu dem Zwecke, den dortigen Katholiken das so lange entbehrte Sacrament der Firmung zu spenden. Er kam zunächst Ende Juni 1669 nach Schwerin. Hier hatte dasselbe stattgefunden, wie in Hannover; der Landesfürst Herzog Christian von Mecklenburg-Schwerin war am 29. October 1663 zur katholischen Religion übergetreten und hatte kraft des im Westfälischen Frieden garantirten Rechtes das katholische Religions-Exercitium in der Schweriner Schloßkapelle einzuführen beschlossen. Da er jedoch bei seinen Brüdern und Landständen großen Widerstand fand, mußte er sich seine Befugniß dazu vom Reichstage bezeugen lassen und konnte dann erst (1665) den Gottes-

---

[1]) Auf ihre Anzahl kann man ungefähr aus den österlichen Communionen schließen. 1668: 238 österliche Communionen, 12 Taufen; 1669: 259 österliche Communionen, 17 Taufen, 36 Firmungen; 1670: 453 österliche Communionen, 23 Taufen, 11 Firmungen; 1671: 419 österliche Communionen, 22 Taufen; 1672—1673 österliche Communionen 2000; Taufen 70, Firmungen 24; ordines sacri in Hannover 60.

dienst einrichten, der von zwei Kaplänen, später nur von einem versehen wurde [1]).

Der Uebertritt des mecklenburger Herzogs hatte jedoch bei weitem nicht die Bedeutung für die katholische Mission, wie die Johann Friedrich's von Hannover. Jener hielt sich wenig in Schwerin auf, sondern lebte meist am Pariser Hofe, dessen Sitten und kirchliche Anschauungen kein gutes Vorbild für einen katholisch gewordenen Fürsten boten. Christian Louis — er nannte sich so nach seinem Firmpathen Ludwig XIV. — suchte es diesem nachzuthun. In den beiden durch den Westfälischen Frieden ihm zugefallenen Bisthümern Schwerin und Ratzeburg nahm er für sich das Nominationsrecht in Anspruch und ernannte zum Bischof von Ratzeburg 1664 einen gewissen Bautressal, zum Bischof von Schwerin 1680 seinen Kaplan Caspar van der Heirstraten, und nachdem dieser entsagt, 1689 Theodor von Bucht. Alle drei mußten jedoch dem Herzog einen Revers ausstellen, von den Temporalien der Stifte nichts fordern zu wollen. In Rom verlangte man wenigstens feste Einkünfte, und da diese nicht gewährt wurden, zerschlugen sich die Verhandlungen [2]).

Von Schwerin [3]) begab sich Maccioni, nachdem er in der Kapelle das h. Sacrament der Firmung gespendet, am 2. Juli 1669, wie der herzogliche Kaplan Hacke seinem Herrn mittheilt, nach Boitzenburg und Bremen, um dort das Gleiche zu verrichten [4]). Am 21. Juli war er in Altona bei Hamburg, spendete dort mit einer gewissen Feierlichkeit das Sacrament der Firmung und that dasselbe einige Tage später in Glückstadt. In Folge dieser bischöflichen Handlung, die, wie es scheint, in Kopenhagen als ein Eingriff in die landesherrlichen Jurisdictionsrechte ausgelegt wurde, erfolgte vom dänischen Könige Zurücknahme des 1658 gewährten Religionsprivilegiums für die Katholiken Altona's und

---

[1]) In dem Aufsatze: „Ueber die römisch-katholische Gemeinde in Schwerin", von Theophil Dethloff, in den Mecklenb. gemeinnützigen Blättern von Wehnert (Parchim und Neustrelitz 1801) Heft 2, S. 16 ff. werden aus dem Todtenregister als die drei ältesten Missionäre aufgeführt: Bernhard Hacke, † 1676, Jacob Stephani, Augustiner Eremit, † 1681, Caspar Engelbert Schmael, † 1692. Vgl. auch Lesker, Aus Mecklenburgs Vergangenheit, 90 ff.

[2]) Die Acten darüber bei Mejer, Propaganda II, 253—256 im Text und in den Anmerkungen.

[3]) In der oben citirten zweiten Relation Maccioni's schreibt er: Nel ducato di Mechelburgo della linea cattolica dopo li dispareri e discussione della S^ra duchessa (eine verwittwete Herzogin von Coligny) con il Sr Duca suo marito, che ambedue separati si ritrovano in Francia, le cose della religione vanno alquanto freddamente, essendovi adesso nella città di Swerino un solo Prete cappellano di corte, quale tempo fa già approvai per la confessione e per l'amministrazione dei sacramenti. Vgl. Lesker, Aus Mecklenburgs Vergangenheit 91. 94.

[4]) Mejer, Propaganda II, 260 Anm. 1.

Glückstadt's. Lange Bemühungen waren nöthig, um die Maßnahme rückgängig zu machen [1]).

Die Congregation wurde benachrichtigt durch Briefe, welche Johann Mourgues, der Kaplan an der Kapelle der Königin Christine in Hamburg, nach Rom schrieb [2]). In der Sitzung vom 12. November 1669 beauftragte die Congregation den Secretär, die Königin um ihre Intervention am dänischen Hofe zu ersuchen. Der apostolische Vicar richtete an König Friedrich III. ein längeres Bittgesuch [3]); durch persönliche Verwendung unterstützte dasselbe der Herzog Johann Friedrich von Hannover bei seiner Anwesenheit in Kopenhagen, worauf dann endlich nach Verlauf ungefähr eines Jahres das Decret aufgehoben [4]), und den Altonaern ihre Kirche zurückgegeben wurde. 1678 erhielten sie sogar vom König Christian V. die Erlaubniß zur Anlegung eines eigenen Friedhofs, um die man schon oft, aber bis dahin vergeblich, angehalten hatte [5]).

Während der Zeit, daß in Altona die katholische Kirche geschlossen war, entbehrten die Katholiken beider Städte doch nicht jeglichen Gottesdienstes. In Hamburg stand ihnen die Kapelle des französischen Gesandten Pierre de Vidal, sowie auch die nach ihrem Weggange von Hamburg unterhaltene Kapelle der Königin Christine offen. 1672 hatte diese den Senat brieflich ersucht, die Kapelle in dem von ihr in Hamburg erworbenen Hause in seinen Schutz zu nehmen, was der Senat auch zugesichert hatte. An der Kapelle fungirten zwei Weltpriester, Kapläne der Königin, und der P. Heinrich Isaac aus der Gesellschaft Jesu. Gegen den Gottesdienst in dieser Kapelle richtete sich nun besonders der Groll der Prediger. „Es scheint," schreibt P. Isaac am 13. August 1673 an Maccioni, „daß die Prädicanten uns neue Schwierigkeiten bereiten wollen, da sie sich beim Magistrat über die allzu große Freiheit

---

[1]) In der erwähnten Relation sagt Maccioni, daß dem Könige von Dänemark fu esposto e rappresentato dal Lutherano cancelliere di Gluckstadt, che il tener la confirmazione erat ius episcopale, e che perciò nessun vescovo cattolico poteva esercitare i pontificali nelle chiese e oratorii cattolici delli luoghi e dominii di S. Maestà e d'altri principi Protestanti senza loro speciale permissione.

[2]) Brief vom 24. Juli und 7. August 1669 Copie. SOR 421 zu Acta Congr. 1669 November 12, Nr. 39. Auf der Rückseite eines Briefes des Kölner Nuntius steht: In questo rincontro suggerisce Mons. Segretario esperimentarsi nel vescovo di Marocco un gran zelo, ma niuna prudenza, havendo egli per procedere con poca cautela causato, che per ordine del Re di Danimarca sia serrata la chiesa dei cattolici nella città di Altenavia.

[3]) Dreves 82 f.

[4]) Daselbst 85.

[5]) Decret vom 9./19. März 1678 bei Dreves 99 f. Der Kölner Nuntius berichtet darüber am 10. April 1678. Vatic. Archiv Nunziatura di Colonia 54.

der Katholiken in der Stadt, besonders in der Kapelle der Königin von Schweden, beklagt haben. Sie wollen unbedingt, daß die deutsche Predigt abgeschafft werde, die ich seit einem Jahre im Auftrage der Königin im Frühgottesdienste für diejenigen halte, die wegen häuslicher Arbeiten nicht nach Altona gehen können. Da dieselbe sich eines immer größern Besuches erfreut, haben sie beschlossen, dem rechtzeitig vorzubeugen. So wacht der Dämon auf seinen Gewinn"[1]. Der apostolische Vicar wandte sich sofort an die Congregation, damit diese die Königin Christine ersuche, sich des bedrohten Gottesdienstes anzunehmen[2]. Ende des Jahres 1673, wahrscheinlich ehe die Königin Schritte gethan, wurde jedoch die deutsche Predigt untersagt[3]. Der Gottesdienst in ihrer Kapelle dauerte gleichwohl, wenn auch mit Unterbrechung fort[4]. Zu einem ruhigen ungestörten Religions-Exercitium sollten, so schien es, die Katholiken Hamburg-Altona's nicht kommen. „Es wandert," schreibt der Nuntius, „bald hierhin, bald dorthin und es herrscht nicht geringere Unsicherheit bezüglich des Ortes, als bezüglich der Erlaubniß oder des Verbotes desselben"[5].

Seit 1662 hatten die Katholiken Hamburg's einen mächtigen Beschützer an dem französischen Gesandten, dessen geräumige Kapelle ihnen zum Besuche offen stand. 1675 mußte dieser, da auf dem Regensburger Reichstage (1674) Ludwig XIV. zum Reichsfeind erklärt worden war, die Stadt verlassen. Der seit 1671 in Hamburg anwesende kaiserliche Resident Georg von Rondeck nahm sich zwar sofort des katholischen Gottesdienstes mit Eifer an und miethete, da seine Wohnung zu klein war, für den Gottesdienst ein Haus in der Fuhlentwiete. Gleich brach ein heftiger Sturm auf den Kanzeln gegen diesen neuen „Schlupfwinkel der Papisten", das „Teufelsnest", los. Dem kurze Zeit darauf im Namen des Kaisers erfolgten Ankauf eines Hauses für die Gemeinde wurden die größten Schwierigkeiten entgegengesetzt, und als eben damals der spanische Gesandte Don Juan de Salazar den Katholiken seine Kapelle öffnete, war es nur dessen energischem Auftreten zu verdanken, daß dieses nicht untersagt wurde. Auch die kriegerischen Ereignisse übten ihre Rückwirkung auf die Lage der Katholiken hier wie in andern Städten des Nordens[6].

---

[1]) P. Heinrich Isaac S. J. an den Bischof von Marocco, Hamburg 1673 August 3./13. SOR 444 zu Acta Congr. 1673 November 20, Nr. 26.

[2]) Maccioni an Card. Altieri, Hannover 1673 Aug. 25. Ebend.

[3]) Brief des Kölner Nuntius 1674 Januar 7 in Vatic. Archiv Nunziatura di Colonia 49.

[4]) Am 13. März 1678 schreibt der Kölner Nuntius: Da qualche tempo per i gravi danni da lei patiti con occasione della presente guerra non vi è quel numero de' sacerdoti di prima e l'esercitio tal volta è stato impedito. Ebend. vol. 54.

[5]) Ebend.

[6]) Näheres über die Verhältnisse in Hamburg-Altona bei Dreves 81—102.

Jedoch dürften die Stationen in Glückstadt, Friedrichstadt und Bremen in dem Zustande geblieben sein, wie er oben[1]) geschildert wurde, nur in Lübeck litten die Katholiken durch die Unduldsamkeit und Ungerechtigkeit der Protestanten. Der Streit um den ruhigen Besitz der ihnen nach dem Westfälischen Frieden zukommenden Canonicate an der Kathedrale wollte nicht aufhören. Dem apostolischen Vicar theilt Heinrich Heringh mit, daß ihrer nur mehr drei Canoniker seien: Ignatius Bertrambs und er, als Canonici Capitulares, sowie ein jüngerer, Caspar Andreas von Ellmendorff, während es doch, wie er anderswo bewiesen, fünf sein müßten[2]). Der Herzog von Hannover möge sich der Angelegenheit annehmen, eine geeignete Persönlichkeit für ein Canonicat empfehlen und möglichst bald die Bulle von Rom erwirken, damit nicht die verhängnißvollen drei Monate verstrichen und so das Ernennungsrecht verloren ginge[3]).

Dem katholischen Gottesdienste, den ein Priester der Gesellschaft Jesu im Hause eines Canonikers hielt, drohte 1677 vorübergehend große Gefahr in Folge einiger Conversionen. Um Ostern 1677 sei nämlich, schreibt der damalige Seelsorger in Lübeck, P. Ernst Copper, eine Wittwe mit zwei Kindern und ihrer Nichte, der Tochter ihrer damals noch

---

[1]) In Bremen wurde 1678 die katholische Kapelle an einen passendern Ort, in die ehemalige Curie des Dekans verlegt. Dies hing zusammen mit der Einnahme des Herzogthums Bremen durch den Bischof von Münster 1676. Brief des Kölner Nuntius 1678 April 3 in Vatic. Archiv Nunziatura di Colonia 54. Bei der Zurückgabe desselben an die Schweden 1686 wird auch die Curie wieder abgetreten worden sein. Dem Missionär in Friedrichstadt wurde vom Herzog von Holstein Ende 1676 strengstens untersagt, die in der Umgegend zerstreuten Katholiken zu pastoriren, wie er es früher gethan hatte. Brief des Kölner Nuntius 1677 Jan. 17. Ebend. vol. 53. Ein Edict vom 13. März 1676 schränkte die Thätigkeit des Missionärs in Glückstadt ein. Nordalb. Stud. VI, 247 f.

[2]) Die Controverse, ob den Katholiken vier oder fünf Canonicate zukämen, gründete in der Frage, ob ein gewisser Canonicus Spalle am 1. Januar 1624 katholisch war oder nicht. Vier standen ihnen jedenfalls zu, nur wurde deren Besitzergreifung von den Protestanten durch List und Gewalt häufig gehindert.

[3]) Henricus Heringh, Canonicus Lubecensis, an den Bischof von Marocco, Lübeck 1673 März 14 in Vatic. Archiv Nunziatura di Colonia 49. Daselbst auch ein Brief des damaligen Seelsorgers in Lübeck, Fridericus Hiltropff, 1673 Januar 16. über die gleiche Angelegenheit. Cerri sagt in seiner Relation: Nicht minder sind zu Lübeck Katholiken, und sie besaßen dort ehemals einige Canonicate mehr als jetzt, behaupten aber zu deren Einklagung kein Geld zu besitzen. Am 6. September 1678 schreibt der Kölner Nuntius O. Pallavicini, daß die Bemühungen, die Zahl der katholischen Canoniker in Lübeck von drei wieder auf die rechtliche Zahl zu bringen, bis jetzt an dem Widerstande der protestantischen Canoniker gescheitert seien. Ebend. vol. 54. Demnach wird der vom Herzog empfohlene und vom Papste zum Canoniker in Lübeck ernannte Theodor Hermann Armstenbant (Bischof v. Marocco an Card. Altieri 1674 März 29 in Vatic. Archiv Lettere dei vescovi 60, fol. 93) nicht in Besitz gelangt sein.

lutherischen, jetzt auch katholischen Schwester, übergetreten. Gleich sei er von den Kanzeln als Dieb und Kinderräuber verschrieen worden, weshalb er die Convertiten zu einer ebenfalls katholisch gewordenen Schwester in Amsterdam habe schicken müssen, um sie der Verfolgung zu entziehen. Vor dem gottesdienstlichen Local erschienen darauf die Stadtsoldaten, um diejenigen, welche dem Gottesdienste beiwohnen wollten, fortzujagen. Der Magistrat fuhr fort, Priester und Gläubige zu verfolgen, trotz des für diese erwirkten kaiserlichen Schutzdecretes. Der Missionär harrte jedoch unerschrocken auf seinem Posten aus. An keinem Sonntage, so schreibt er, sei die Predigt, und nur ein Mal die Katechese wegen anderer Arbeiten ausgefallen. Am kaiserlichen Hofe wurde unterdessen die Angelegenheit von seinen Ordensgenossen, besonders dem Beichtvater des Kaisers, P. Stettinger, eifrig betrieben. Zu Anfang 1678 waren ruhige Zustände für die Katholiken Lübeck's wieder eingekehrt[1]).

Diesen nördlichen Theil seines apostolischen Vicariates hat Maccioni nur das eine Mal, kurz nachdem er zum Bischof geweiht war, öffentlich besucht. Riefen ihn später die Verhältnisse in jene Gegenden, so geschah der Besuch stets heimlich, um nicht wieder ähnliche Verwickelungen, wie damals, durch seine Anwesenheit hervorzurufen. „Ich ermangele nicht," schreibt er in seiner zweiten Relation, „über diese Gegenden an den Kölner Nuntius, dem ich untergeordnet bin, zu berichten, ihm die Mißbräuche, die dort vorkommen, mitzutheilen, die geistlichen und leiblichen Bedürfnisse jener Katholiken auseinanderzusetzen, worauf ich von ihm, der in Sachen der Religion ein sehr eifriger Prälat ist, die geeigneten Rathschläge und Befehle erhalte." An den Missionären, die alle von der Gesellschaft Jesu dorthin geschickt wurden, lobt er den Eifer und die Ausdauer in der Seelsorge und das gute Verhältniß, in dem er zu ihnen stehe; seinerseits, betheuerte er, werde er für Erhaltung und Verbreitung des Glaubens keine Mühe und Arbeit scheuen.

5. Seelsorgliche und schriftstellerische Thätigkeit Maccioni's. Sein Tod.

Das Lob, welches Maccioni den Missionären ertheilt, muß auch seiner Thätigkeit gespendet werden. Die Propaganda-Congregation und der Kölner Nuntius[2]) haben wiederholt seinen Eifer rühmend anerkannt.

[1]) Vatic. Archiv Nunziatura di Colonia 53. Ernst Copper S. J. an den Nuntius, Lübeck 1677 Juli 16./6. Der Nuntius nach Rom 25. Juli und 10. August 1677. Ebend. vol. 54. Brief des Nuntius 1678 Januar 30. . . . Già l'esercitio rimane libero non portandosi più la soldatesca i di festivi per impedirlo. . . .

[2]) In dem Briefe, worin er den Tod Maccioni's berichtet, nennt er ihn Ministro di gran zelo e di segnalata virtù, onde non solo ha giovato alla religione catholica con le sue fatiche, ma con la singolare esemplarità. Der Nuntius an Card. Altieri 1676 September 13. SOR 462 zu Acta Congr. 1677 Januar 29, Nr. 8.

Das Einzige, was an ihm getadelt wurde, war, daß er bisweilen zu stürmisch, zu hitzig sei.

„Ueber Maccioni erwarte ich," schreibt der Nuntius von Köln, „noch Berichte von einem Jesuiten, aber ich glaube nicht, daß etwas anderes an ihm zu tadeln ist, als die allzu große Hitze, und bezüglich dieser habe ich ihm anempfehlen lassen, sie zu dämpfen." Von mehrern Seiten ist dem Nuntius berichtet worden, daß der apostolische Vicar in großer Gunst am herzoglichen Hofe stehe. „Das bestätigte mir noch gestern Morgen ein venetianischer Edelmann aus dem Hause Albani, der in Diensten des Administrators von Osnabrück gestanden hat; er sagte mir, daß Maccioni sehr gut sich führe, und vom ganzen Hofe geliebt werde" [1]). Fünfzig Jahre später stellte ihm der kirchenfeindliche Rehtmeyer in seiner Braunschweig-Lüneburgischen Chronica [2]) das Zeugniß eines freundlichen, milden und gütigen Mannes aus.

Diese Eigenschaften erwarben ihm auch Zugang zu den Höfen der beiden Brüder des Herzogs, bei Ernst August, dem Administrator von Osnabrück, und Georg, Herzog in Celle. Die Katholiken Celle's, schreibt Maccioni, hätten bislang zur Befriedigung ihrer religiösen Bedürfnisse nach Hannover kommen müssen. Der Herzog sei für seine Person sehr gut und den Katholiken und Religiosen geneigt, wie es die Capuciner selbst erfahren hätten; aber die Einführung öffentlichen Religions-Exercitiums sei wegen der Verträge des Braunschweig-Lüneburgischen Hauses mit ihren Ständen nicht möglich. Bis jetzt werde vom Herzog noch nicht die Ausübung irgend einer Function gestattet; nur habe derselbe bei Gelegenheit eines Besuches, den er mit dem Pater Isolani am herzoglichen Hofe gemacht, dem Pater, der wegen seiner einnehmenden Manieren von Allen gern gesehen werde, die Erlaubniß gegeben, mit einem Begleiter nach Celle zu kommen, so oft er wolle. So könne denn privates Exercitium in Fällen wo es nöthig wäre, heimlich abgehalten werden. Zudem habe der Graf Volpi, der vom Herzog geliebt und geschätzt werde, beschlossen, heimlich einen Priester unter dem Titel eines Secretärs bei sich aufzunehmen [3]).

Für die Diöcese Osnabrück war durch den Westfälischen Frieden festgesetzt, daß während der Herrschaft eines evangelischen Bischofs alle Mal der Erzbischof von Köln für die iura ordinis als Regent eintrete. Nun war der letzte Weihbischof Johannes Bischoping, der noch von Car-

---

[1]) Brief des Nuntius von Köln 1671 Januar 11. Vatic. Archiv Nunziatura di Colonia 46.

[2]) Braunschweig 1722, p. 1705.

[3]) Der apostol. Vicar an Card. Altieri, Hannover 1672 Januar 22. SOR 435 zu Acta Congr. 1672 September 5, Nr. 32.

dinal Wartenberg ernannt und am 21. October 1657 im Dome zu Osnabrück zum Bischof von Aureliopel geweiht war, bereits am 19. October 1667 gestorben, und ein Nachfolger für ihn nicht bestimmt worden. Da hat der Bischof von Marocco mit Eifer die Lücke ausgefüllt, was ihm durch die freundschaftliche Verbindung mit dem dortigen Hofe noch erleichtert wurde. „Seit einigen Jahren," schreibt der Nuntius von Köln, „fehlt in Osnabrück der Weihbischof. Der Mangel ist aber weniger fühlbar geworden wegen der Nachbarschaft des Bischofs von Marocco, der Aushülfe leistete" [1]). Letzterer berichtet in der zweiten Relation über einen Aufenthalt von mehrern Wochen in Osnabrück 1673 und die glänzende Aufnahme, die er dort gefunden hatte. Er ordinirte 59 Personen, consecrirte mehrere Altäre und weihte eine Kirche in der Umgegend der Stadt ein. Hoffnungen, welche er sowie sein Nachfolger Steno auf die Conversion Ernst August's und seiner Gemahlin setzte — sie stand mit dem Kurfürsten von Köln in Briefwechsel —, hat die Folgezeit als trügerisch erwiesen.

Die Thätigkeit Maccioni's als Schriftsteller diente einerseits dem Zwecke, die Angriffe der Protestanten zu widerlegen und die Vorurtheile derselben gegen die katholische Kirche zu zerstreuen, anderseits der Unterweisung der Jugend. Als er noch mit Johann Friedrich am dänischen Hofe sich aufhielt, verfaßte, er vom Könige veranlaßt (vgl. Vorrede), eine Schrift de Sacra Scriptura et traditione gegen Georg Calixtus, welche 12 Jahre später, 1676, eine zweite Auflage erlebte [2]). 1673 ließ er auf Veranlassung des Herzogs ein Buch des Baron von Reck »dell' antico e moderno papato« (deutsch) neu drucken. Der Verfasser Johann von Reck, Herr in Steinfurt, vom Calvinismus zur katholischen Kirche zurückgekehrt, hatte nicht allein seine Untergebenen in kurzer Zeit zu dem gleichen Schritte vermocht, sondern auch mehrere aus dem Ritterstande durch sein Beispiel angeregt, gleich ihm in den Schooß der katholischen Kirche zurückzukehren [3]). In seiner Conversionsschrift legte er die Gründe seines Uebertrittes dar und zeigte an der Hand der Kirchenväter aus den ersten Jahrhunderten, daß die katholische Kirche damaliger Zeit dieselben Glaubensartikel habe, wie die Kirche in den ältesten christlichen Zeiten [4]).

[1]) Der Nuntius von Köln an Card. Altieri 1676 October 11. SOR 462 zu Acta Congr. 1677 Januar 29, Nr. 8.

[2]) Maccioni schickte ein Exemplar an Card. Altieri, Hannover 1676 April 3. Vatic. Archiv Lettere dei vescovi 62, fol. 57.

[3]) Christoph Bernard, Bischof von Münster an den Papst Alexander VII. 1660 Mai 25. Ebend. vol. 45, fol. 99.

[4]) In der von Maccioni veranstalteten Ausgabe wurden die ursprünglich deutsch gegebenen Gewissensbedenken in die lateinische Sprache übertragen.

Maccioni drückt die Ueberzeugung aus, daß es ein sehr nutzbares Büchlein sei für Protestanten. welche zur katholischen Kirche hinneigen, sowie für Katechumenen und Neophyten, um sie im Glauben zu befestigen. Da in Hannover viele französische Calvinisten sich aufhielten, ließ der Herzog auch eine französische Uebersetzung veranstalten.

Für die katholische Jugend seines apostolischen Vicariates sorgte Maccioni durch Herausgabe von Katechismen. Der 1674 herausgegebene führt den Titel: „Catholischer Catechismuß Petri Canisii Societatis Jesu Doct. Theol. Wie solcher von vornehmen Männern der lieben Jugend und dem gemeinen Man zu deutlicherer Unterweisung mit Fragen und Antwort der H. Schrifft gemäß vorgestellt und nun aus Befehl des Hochwürdigsten Herrn Herrn Valerii von Maccionis, Bischoffen zu Marocco, und in diesen Fürstenthumen, wie auch umligenden Nordischen Provintzen vicarii apostoliei officialis generalis und des obgemelten h. Stuhls commissarii etc. etc. jetzt merklich vermehrt und zum andern mahl in Truck geben. Hannover bey Wolffgang Schwendimann, Fürstl. Hoff-Buchdrucker im Jahre 1674"[1]). Zugrundgelegt wurde demselben der von P. Jacobus des Hayes, von 1669—1672 Missionär in Hamburg, herausgegebene Katechismus zum Gebrauche in Kirchen, Schulen und Häusern (Ratzeburg 1673). Unterstützt wurde Maccioni in der Herausgabe desselben durch einen andern Hamburger Missionär, den schon genannten P. Heinrich Isaac[2]). In der Vorrede gibt er eine Uebersicht über die während seines apostolischen Vicariats von ihm edirten Katechismen: .... „haben wir erstlich anno 1668 und hernacher wiederum anno 1672 den weitberühmten und bewerten Catechismum R. P. Petri Canisii, welcher billig ein Kern der Theologie mag genennet werden, in teutscher und frantzösischer Sprache trücken lassen, und weilen nach dieser Weiß und Manier im verwichenen Jahr 1673 zu Ratzburg ein anderer Catechismus ist in Truck gangen, in welchem die katholische Glaubenslehr nicht nur bloß vorgetragen, sondern auch mit reichen Zeugnussen der h. Schrifft behauptet wird, so seind wir alsobald zu grössern Ehren Gottes und Heil der Seelen entschlossen gewesen, denselben wiederum in Truck zu geben."

Am 5. September 1676 setzte der Tod der apostolischen Wirksamkeit Maccioni's ein Ende. Im Frühjahre war er noch in Münster, machte im Colleg der Jesuiten die geistlichen Uebungen und wallfahrtete

---

[1]) Maccioni ließ davon 3000 Exemplare auf seine Kosten drucken. (Zweite Relation.)

[2]) Nach dem oben citirten Briefe des P. Heinrich Isaac an den Bischof von Marocco, Hamburg 3./13. Augusti 1673. Benutzt wurde außerdem ein zu Mainz und ein anderer im Kloster Oliva gedruckter Katechismus.

zur Erfüllung eines Gelübdes, das er in schwerer Krankheit gemacht, zum Gnadenbilde unserer lieben Frau in Telgte. Auf der Rückreise besuchte er in Coesfeld Christoph Bernard von Galen, den sacro marte di Germania, wie er ihn nennt[1], und hielt sich darauf mehrere Tage am Osnabrücker Hofe auf. „Gott wolle," schreibt er, „daß ich hier eine geistliche Beute machen könnte, gleich oder größer als diejenige, welche ich vor zwei Jahren in der Person des jungen Prinzen Ernst von Holstein machte, desselben, der jetzt Canonicus in Köln und Paderborn ist und den der Nuntius Pallavicini in seinen besondern Schutz nimmt. Aber, Eminenz, der Glaube ist ein Geschenk Gottes, dessen Rechte alles kann. Diese verwünschten Interessen der Politik und die menschlichen Rücksichten verhindern das geistliche Wohl der außerhalb der katholischen Kirche herumirrenden Schäflein. Bei solchen Verhältnissen müssen die Diener der Kirche mehr zum Gebet, als zu Beweisgründen und Disputiren ihre Zuflucht nehmen."

Vor Ende März 1676 war Maccioni wieder in Hannover und sandte in den folgenden Monaten noch regelmäßig an Cardinal Altieri Nachrichten vom Kriegsschauplatze in Niedersachsen. „Armer Norden," ruft er in einem solchen Berichte vom 18. Juni aus, „wo das Elend von Tag zu Tag durch den Krieg wächst! Der Gottesdienst kann nur mit Gefahren und großer Vorsicht gehalten werden wegen der protestantischen Fürsten und ihrer Minister, welch letztere meistens schlechter sind als ihre Herren." [2]). Das ist der späteste Brief, den ich von Maccioni gefunden; bald nachher wird ihn eine Krankheit befallen haben, der er am 5. September 1676 erlag. Seine Leiche wurde in der Schloßkirche zu Hannover vor der Clause (fürstl. Gruft) beigesetzt[3]).

Bei der Nachricht vom Tode des apostolischen Vicars trug der Kölner Nuntius einem der Capuciner in Hannover auf, alle auf die Verwaltung des apostolischen Vicariats bezüglichen Schriftstücke an sich zu nehmen, und ließ sich über die laufenden und noch nicht erledigten Geschäfte Bericht erstatten, um die Verwaltung bis zur Ernennung eines

---

[1]) Il vescovo di Marock an Card. Altieri Osnabrück 1676 März 10, Vatic. Archiv Lettere dei vescovi 62, fol. 35. Egli mi trattenne in discorso e infatti il buon prencipe hà animo grande e zelo illustre per la religione cattolica, per la di cui propagatione mi affermò più volte, ch'era stato, è, e sarà sempre il motivo principale d'impegnar la spada.

[2]) Derselbe an denselben, Hannover 1676 Juni 18. Ebend. fol. 112.

[3]) Ueber Maccioni und seine Nachfolger vgl. auch Klinkhardt, Historische Nachrichten von den zwei apostolischen Vicariaten im Norden und in Ober- und Nieder-Sachsen, in Vaterländisches Archiv des historischen Vereins für Niedersachsen, herausg. von Spilcker und Broennenberg, Jahrg. 1836, S. 14—36 u. S. 515—519.

Nachfolgers fortzuführen. Nicht geringe Sorge bereitete dem Nuntius die Frage der Wiederbesetzung. Das apostolische Vicariat in jenen Gegenden, schreibt er, sei, wenn nicht nothwendig, so doch von großem und augenscheinlichem Nutzen. Er habe nun in Erfahrung zu bringen gesucht, ob der Herzog nicht gewillt sei, einen Nachfolger vorzuschlagen. Dadurch würde nämlich der Unterhalt für den apostolischen Vicar gefunden sein. Aus verschiedenen Andeutungen scheine ihm aber hervorzugehen, daß der Herzog nicht daran denke, und da dürfte es schwer werden, eine geeignete Persönlichkeit für den Posten zu gewinnen. Dem Cardinal Altieri schlug der Nuntius vor, das apostolische Vicariat mit dem vom Kölner Erzbischof abhängigen Suffraganeat in Osnabrück zu verbinden. Seit mehrern Jahren fehle der Weihbischof in jener Stadt. Der Mangel sei jedoch weniger empfunden, da Maccioni Aushülfe geleistet habe. Der Erzbischof von Köln erkenne das Bedürfniß an; nur sei, so viel er erfahre, die Ausführung daran gescheitert, daß das Capitel von Osnabrück, welches früher dem Weihbischof die Congrua (200 Ducaten) gezahlt habe, jetzt sich dessen weigere und mit der allgemeinen Nothlage sich entschuldige. Wenn die Congregation eine jährliche Unterstützung von 150 Scudi gewähren wolle, hoffe er die Sache fördern zu können[1]).

Später ist der Gedanke des Kölner Nuntius ausgeführt worden. Für dieses Mal geschah die Wiederbesetzung des apostolischen Vicariates in der Person desjenigen, welchen der Herzog von Hannover als Nachfolger Maccioni's für seine Staaten vorschlug. Am 26. März (5. April) 1677 schrieb er an seinen Agenten Paluzi in Rom[2]): „Ich habe erwählt und möchte für mein apostol. Vicariat ernennen den Herrn Nicolaus Steno, einen Dänen von Geburt, der sich jetzt in Pisa aufhält und ein Priester von den besten Eigenschaften und löblichsten Sitten ist. Ich trage Ihnen auf, das der Congregation mitzutheilen, und wenn Steno nach Rom kommt, bitte ich, ihm in allem beizustehen."

---

[1]) Der Nuntius von Köln an die Congregation 1676 September 13, u. an Cardinal Altieri 1676 October 11. SOR 462 zu Acta Congr. 1677 Januar 29, Nr. 8.

[2]) Hannover 1677 März 26 April 5. SOR 463 zu Acta Congr. 1677 Mai 4, Nr. 34.

II.

Nicolaus Steno, Nachfolger Marcioni's im apostolischen Vicariate der Nordischen Missionen.

1. Steno's Leben bis zu seiner Berufung an die Universität Kopenhagen (1672).

Ueber das Leben des zweiten apostolischen Vicars haben wir die ausführlichsten Nachrichten. Seine Landsleute nicht minder als Deutsche, Italiener und Franzosen haben sich mit ihm beschäftigt. Von Letztern hat Blondel seinem Leben der Heiligen (1722) einen kurzen Lebensabriß Steno's hinzugefügt [1]). 1755 schrieb der Italiener Manni eine ausführlichere Biographie unter Beibringung werthvollen Quellenmaterials [2]). Mit besonderer Berücksichtigung seiner Verdienste um die medicinische Wissenschaft schilderte ihn 1779 Fabroni [3]). Von den Dänen ist Wichfeld der erste, der 1865 ein ausführliches Leben Steno's verfaßte, welches dann Räß im zwölften Bande der „Convertiten seit der Reformation" uns Deutschen zugänglicher machte [4]). Alle seine Vorgänger überflügelte aber sowohl wegen der Vollständigkeit der tadellosen Darstellung, als der sorgfältigen und eingehenden Benutzung des gedruckten und ungedruckten Materials der jüngste Biograph Wilhelm Plenkers in seinem vor Jahresfrist erschienenen Werke: Der Däne Niels Stensen. Ein Lebensbild nach den Zeugnissen der Mit- und Nachwelt [5]). Die im Folgenden angeführten Lebensdaten fußen auf dieser Arbeit; über seine Thätigkeit für die Mission in Dänemark und später als apostolischer Vicar der nordischen Missionen haben wir die Nachrichten größtentheils den Acten des Propaganda-Archivs entnommen.

Nicolaus Steno, am 10./20. Januar 1638 zu Kopenhagen von lutherischen Eltern geboren, bezog mit 18 Jahren die Universität seiner Vaterstadt, um sich unter der Leitung des berühmten Professors Bartholin anatomischen Studien zu widmen. Zur weitern Ausbildung kam

---

[1]) Blondel, Les vies des Saints pour chaque jour de l'année, Paris 1722, p. 732—747.

[2]) Manni, vita del letteratissimo Mons. Niccolò Stenone di Danimarca, vescovo di Titopoli e vicario apostolico, Firenze 1775.

[3]) Fabroni, Vitae Italorum doctrina excellentium, qui saeculis XVII. et XVIII. floruerunt. Pisis 1778—1805. Band III, 1779.

[4]) Freiburg i. Br. 1875. S. 155—163. In Band VII (1865) hatte derselbe schon Lebensnachrichten veröffentlicht.

[5]) Freiburg i. Breisgau 1884. In dem Quellen-Verzeichniß, S. V—VIII, werden die Schriften, gedruckte sowohl als ungedruckte, von und über Stensen angeführt.

er 1660 nach Amsterdam und machte hier eine Entdeckung, die seinen Namen (ductus Stenonianus) verewigte. Die Veröffentlichung und Fortsetzung seiner Arbeiten führte ihn 1664 nach Kopenhagen zurück und darauf nach Paris, wo seine anatomischen Vorträge großes Aufsehen machten. Im Winter 1665 kam er nach Italien. „Vor ungefähr zwölf Jahren," schreibt der Cardinal-Erzbischof Nerli von Florenz 1677 an die Propaganda-Congregation, „verließ Stenone, ein Däne, sein Vaterland, um die Hauptstädte Italiens zu besuchen. Als er nach Rom kam und dort so viele Anstalten zur Bethätigung der christlichen Liebe errichtet sah, begann er an seiner Religion zu zweifeln. Die Seinigen hatten nämlich in Abrede gestellt, daß wir irgend eine Art von Liebeswerken ausübten. Nachdem er über diese Gegenstände verschiedene und lange Besprechungen mit dem P. Onorato Fabbri gehabt hatte, kam er nach Florenz" [1]). Hier geschah der entscheidende Schritt seines Lebens, die Conversion. Steno war in Florenz, wo ein glänzender Kreis wissenschaftlicher Größen den Hof der Medici umgab, auf das Zuvorkommendste empfangen, vom Großherzog zu seinem Leibarzt ernannt und am Hospital Santa Maria Nuova angestellt worden. Von den Kreisen, in welche ihn seine Stellung am Hofe und sein Gelehrtenruf einführte, wurde besonders der Verkehr im Hause des Gesandten von Lucca, Arnolfini, und die Unterredungen mit dessen geistreicher und frommer Gemahlin Lavinia Felice von großem Einfluß auf seinen Uebertritt.

Am 7. November 1667 vollzog Steno seine Abschwörung vor dem Pater Inquisitor zu Florenz [2]). Protestanten haben wohl den Uebertritt bedauert, als habe derselbe die dänische Wissenschaft einer ihrer größten Leuchten beraubt und in Steno den Mann der Wissenschaft getödtet. Daß dem jedoch nicht so ist, zeigen die Arbeiten Steno's nach der Conversion, sein epochemachendes Werk über Geologie und seine Lehrthätigkeit in Kopenhagen [3]) 1672—1674, zu der ihn der dänische

---

[1]) Bericht des Card. Nerli, den er im Auftrage der Propaganda-Congregation derselben Florenz 1677 Juni 1 als Information vor Steno's Bischofsweihe erstattete. SOR 465 zu Acta Congr. 1677 August 2, Nr. 17, abgedruckt bei Fabroni, Lettere inedite di uomini illustri. Firenze, vol. II, p. 45—49. Deutsch bei Plenkers.

[2]) Das Datum nach dem Attest über diesen Act, welches Cardinal Nerli mit einschickte; darin heißt es, daß Steno compare spontaneamente nel sant' ufficio di Firenze li 4. Novembre 1667 e li sette detto abiurò nella forma consueta in mano del Pre. Inquisitore di quel tempo Mons. Girolamo Baroni da Lugo.

[3]) Vgl. bei Plenkers besonders die Capitel 6: Stensen als Geologe 1668—1669 und 7: Stensen, Professor der Anatomie an der Kopenhagener Universität, seine Verdienste um die Anatomie (1672—1674). Flourens sagt: Sténon était un homme de génie. Deluc l'appelle le premier vrai géologue. Il a commencé l'anatomie du cerveau et il a commencé la géologie.

König trotz seines Uebertrittes berufen hat. Er wurde 1672 zum Professor am Theatrum anatomicum ernannt und mochte diese Stelle in seiner Heimath um so eher annehmen, als er hoffen durfte, durch seine Anwesenheit der katholischen Religion in seinem Vaterlande nützen zu können.

Ueber den Stand derselben berichtete er während seines Aufenthaltes in mehrern Schreiben an die Congregation und an Freunde in Florenz. Diese in Verbindung mit andern zeitgenössischen Nachrichten geben über die Missionen in Dänemark manche neue Aufschlüsse, die wir an dieser Stelle dem Leser vorführen wollen.

2. Katholische Religionsübung im dänischen Reiche, besonders in Kopenhagen, 1665—1680.

Ueber die Stellung der Katholiken in Dänemark, besonders in der Hauptstadt, hat Steno 1677 der Propaganda-Congregation ein Memoriale überreicht. „Die Freiheit des katholischen Religions-Exercitiums in Kopenhagen," schreibt er, „wenngleich jetzt sehr groß, ist doch nur eine einfache Connivenz, die abhängig ist 1. davon, wie der König seine katholischen Bundesgenossen nöthig hat, 2. von den Diensten, welche die Gesandten der katholischen Fürsten für ihre eigene Person dem König und seinen Ministern leisten; 3. von dem Eifer der Gesandten. Die königlichen Decrete gegen die freie Religionsübung der Katholiken sind darum nicht aufgehoben, sondern werden nur nicht ausgeführt. Aus diesem Umstande entstehen von Seiten der Lutheraner beständige Reclamationen beim Könige über Nichtbeachtung derselben, besonders wenn irgend eine Conversion entdeckt wird; für die Katholiken entsteht daraus eine immerwährende Furcht vor neuer Belästigung. Letzteres bewirkt, daß Auswärtige ihre Absicht, in Kopenhagen sich niederzulassen, nicht ausführen, macht Ansässigen die Erziehung und Versorgung ihrer Kinder schwer und ist besonders den Conversionen hinderlich. Dazu kommt noch, daß, so oft die politischen Interessen eine Aenderung in den Bündnissen herbeiführen, die Decrete gegen die Katholiken erneuert werden und die folgenden Gesandten von neuem anfangen müssen, um die Ausführung derselben zu verhindern. Im Falle nun die Gesandten eifrig sind, stellen sie bald den frühern Zustand wieder her und bewirken, daß die Minister des Königs die eifrigen Lutheraner besänftigen, schließen auch wohl sogar Freundschaft mit den lutherischen Predigern, laden sie zu Tische ein und beschenken sie mit seltenen und kostbaren Sachen, oder gewinnen sie auf andere Weise. Wenn aber die Gesandten nur auf die Interessen der Politik Bedacht nehmen und die protestantischen Fürsten für ihre Zwecke nöthig haben, dann lassen sie die Verbote des Gottesdienstes

ruhig hingehen, wie es in Stockholm beim Wechsel der Gesandten geschah.

„In Kopenhagen sind von eifrigen Gesandten mehrere Versuche gemacht worden, um diese Unsicherheit zu beseitigen, aber bis jetzt ohne Erfolg. Ein Mal hat man Folgendes gethan. Ein Palast wurde in Kopenhagen angekauft, in welchem der Gesandte bei seinem Weggange einen der Seinigen mit einem katholischen Priester zurückließ; aber die Lutheraner wußten bald Mittel zu finden, um die Sache zu vereiteln, so daß die Katholiken lange Zeit ohne jede geistliche Hülfe blieben" [1]).

In einem andern Schreiben berichtet Steno des Nähern über dieselbe Angelegenheit. Es ist darin vom kaiserlichen Residenten von Goes die Rede, nach dessen Abreise der Gottesdienst verboten und das vom Residenten erworbene Haus confiscirt wurde unter dem Vorwande, kein Fremder, der nicht zugleich Unterthan sei, könne Häuser besitzen [2]). Obwohl man nun hiernach und nach dem Memorial Steno's das Gegentheil vermuthen möchte, blieben dennoch die beiden Missionäre der Gesellschaft Jesu, P. Mülman und P. Kircher, in Kopenhagen und standen, so weit es geheim geschehen konnte, den Katholiken in ihren geistlichen Bedürfnissen bei. Ersterer muß dort bald gestorben sein und P. Kircher dann allein die mühevolle Aufgabe fortgesetzt haben.

Einen eifrigen Beschützer fanden in der zweiten Hälfte der sechsziger Jahre die Katholiken Kopenhagen's an Hugues, Chevalier de Terlon, dem Gesandten Ludwig's XIV. bei den nordischen Mächten, der auch 1658 den Freiheitsbrief für Altona erwirkt hatte. 1665 lesen wir, wie sein Aumonier Isac Destropes um die Missions-Facultäten bei der Congregation ersucht und sie 1667 auf zwei Jahre erhält [3]). Längern Aufenthalt nahm der Resident in Kopenhagen, wo er in einer ihm vom König zugebilligten Kapelle französische und deutsche Predigten (letztere zweifelsohne durch P. Kircher) halten und die Sacramente öffentlich spenden ließ [4]). Ende der sechsziger Jahre nach Frank-

---

[1]) Relazione della fede cattolica in Danimarca e particolarmente in Copenhaghen del Sigr. Stenone 1677, August oder September, da Steno den Bericht bei seiner Anwesenheit in Rom erstattete. Die Propaganda-Congregation hatte vom Nuntius in Köln (O. Pallavicini) Bericht über Dänemark eingefordert. Dieser verwies sie an Steno, persona, che è altrettanto informata che zelantissima della conversione di quel regno. Brief des Nuntius, Köln 1677 Juli 4. SOR 465 zu Acta Congr. 1677 September 6, Nr. 24.

[2]) Steno an den Nuntius in Florenz O. Pallavicini, Kopenhagen 1672 October 5. SOR 438 zu Acta Congr. 1673 Februar 28, Nr. 44.

[3]) Acta Congr. 1667 März 1, Nr. 19.

[4]) Nach einem dem Papste von Terlon übersandten Memorial; Referat in Acta Congr. 1668 Mai 7, Nr. 49.

reich zurückgekehrt, wurde er nach dem Tode Friedrich's III. in einer zweiten außerordentlichen Mission zu dessen Nachfolger Christian V. geschickt mit dem besondern Zwecke, freies Religions-Exercitium für die Katholiken in Dänemark zu erwirken[1]). Die Angelegenheit war nicht so leicht durchzuführen, wenn auch nach den Berichten, die Terlon vor seiner Abreise aus Dänemark erhalten, von Seiten des neuen Königs Entgegenkommen erwartet werden durfte. „Von Tag zu Tag," schreibt P. Sterck, „wurde die Kopenhagener Angelegenheit, die schon längst versprochen war, wieder verschoben und erwies sich, wenn sie auch nicht abgelehnt wurde, als in immer neue Schwierigkeiten verwickelt. Hinderlich war besonders jener Artikel aus dem Testamente Friedrich's III., wonach es verboten ist, irgend eine Religion, welche nicht die des Staates ist, mit freiem Exercitium auszustatten. Dagegen war ferner der Landesbischof, der beim König und den Ministern dahin zu wirken suchte, daß »dieses Uebel« vom Reiche abgewandt werde. In Schrift und Wort bekämpfte er unsere Gesellschaft; er wolle lieber jedwelche andere Religiosen in Dänemark sehen, als die Jesuiten. Von Keinem sei so viel zu fürchten wie von diesen. Ich selbst bin von seinen Angriffen nicht verschont geblieben; vortheilhaft war es vielleicht für mich, daß ich von den Schweden, mit denen die Dänen in beständigem Hader liegen, des Landes verjagt worden war. Dieses und Anderes hat die Angelegenheit verzögert; alle Schwierigkeiten sind jedoch durch den Eifer des Gesandten beseitigt worden. In Bezug auf die Unserigen ist er immer fest geblieben und hat öffentlich und privatim geäußert: er wolle entweder keine oder Jesuiten als Missionäre" [2]). Am 26. September (6. October) 1671 erhielt Terlon endlich das nachgesuchte Diplom ausgefertigt, worin ihm die Erlaubniß ertheilt wurde, in Kopenhagen einen Gesandtschaftspalast mit Kirche oder Kapelle zu errichten, darin katholischen Gottesdienst frei halten zu lassen und einen Kirchhof daneben anzulegen. Drei oder vier Priester sollten an derselben wirken dürfen [3]).

---

[1]) Er reiste am 8. August 1670 dahin ab. Die Congregation erbat sich Informationen von dem Wiener und Kölner Nuntius und dem frühern kaiserlichen Residenten in Kopenhagen, Freiherrn von Goes; Referat darüber Acta Congr. 1670 December 1, Nr. 22 und 1671 Februar 16, Nr. 4. Die Schreiben SOR 425 u. 426.

[2]) P. Johannes Sterck an den General der Gesellschaft Jesu, Kopenhagen 1671 October 27. SOR 438 zu Acta Congr. 1673 Februar 28, Nr. 46.

[3]) Relatione del trattato introdotto continuato ed eseguito per haver in Danimarca l'esercitio libero della religione cattolica tra Mons. Bargellini arcivescovo di Tebe, già Nuntio in Francia et il Signore cavaliere di Terlon, ambasciatore del Christianissimo presso quel Rè, estratto dalle cifre e lettere del Sig. Card^le^ Altieri e delli sudetti Mons^re^ Nuntio e Sig. ambasciatore. Roma li 14. Aug. 1675. Die Relation umfaßt 22 Blätter und ist geschöpft aus der angeführten Correspondenz

Zum Bau des Palastes und der Kirche ist es nie gekommen, da die Mittel — Terlon schätzt sie auf 100,000 Scudi — vom Papste und dem Könige von Frankreich nicht gegeben wurden.

In der Gesandtschafts-Kapelle waren zwei Jesuiten thätig: P. Heinrich Kircher und P. Johannes Sterck. Dieser, aus Schweden verbannt, war auf Einladung Terlon's nach Kopenhagen gekommen, um seinem Ordensgenossen Kircher, der durch Alter und Krankheit fast ganz gebrochen war, in der Seelsorge beizustehen.

So lagen die Verhältnisse, als Steno, dem Rufe seines Königs folgend, die Professur in seiner Vaterstadt annahm. Bei seinem Aufenthalte in Toscana hatte er die nähere Bekanntschaft des dortigen Nuntius Opizio Pallavicini, Erzbischof von Ephesus, gemacht. Steno nennt sich eines seiner Schäflein, das von ihm auf saftige Triften geführt, von der dort gesammelten Nahrung noch täglich zehre [1]). In einem Briefe an den Cardinal-Padrone rühmt ihn hinwieder der Nuntius wegen seiner Frömmigkeit und Tugend, die so blühten, daß er ihn den heiligmäßigsten Personen beizähle. Bei seinem Weggange von hier habe er ihn aufgemuntert, sich der katholischen Religion in seinem Vaterlande anzunehmen, was er gewiß thun werde. Seinerseits erbietet sich der Nuntius, als Vermittler der Congregation im Verkehr mit Steno zu dienen [2]). Anfang 1673 wurde Pallavicini auf die Kölner Nuntiatur versetzt, wo er am 2. April 1673 eintraf. Hiervon und von dem Aufenthalte Steno's in Dänemark Veranlassung nehmend, übertrug die Propaganda-Congregation die Reiche Dänemark und Schweden, welche bis dahin dem Internuntius zu Brüssel und dem Nuntius von Polen unterstellt waren, auf den Kölner Nuntius und dehnte die Facultäten desselben dahin aus [3]).

Steno traf am 3. Juli 1672 in Kopenhagen ein und nahm Wohnung bei seiner Schwester. „Die Meinigen, sowohl meine Ver-

---

April 1670 bis December 1671. Vatic. Archiv Miscellanee LXXIX. Daselbst auch das Privileg Christian's V. Ueber dasselbe bemerkt der Abbate Vibo, welcher (nach der Ernennung des Nuntius Bargellini zum Vice-Legat in Avignon Juli 1671) interimistisch die Geschäfte der Pariser Nuntiatur führte: che le facoltà del privilegio non si estendevano oltre il jus, che di sua natura apparteneva in qualunque corte di prencipe sovrano ad un ambasciatore.

[1]) Steno an den Nuntius in Toscana. Kopenhagen 1672 October 5. SOR 338 zu Acta Congr. 1673 Februar 28, Nr. 44.

[2]) O. Pallavicini an den Secretär der Congregation, Florenz 1672 August 16. SOR 438, fol. 454.

[3]) Acta Congr. 1673 Februar 28, Nr. 45 und Acta Congr. 1673 Mai 8, Nr. 1. Rescriptum: Annuerunt, facto verbo cum Sanctissimo. Von diesem bestätigt am 24. Mai 1673. Udienze di Nostro Signore I, fol. 158.

wandten als Freunde," schreibt er an Pallavicini [1]), „bezeigen mir bis jetzt alle Freundlichkeit und es gibt Keinen, der sich mir meiner Religion wegen widersetzt. . . . Die Katholiken sind in diesem Reiche nicht so schlecht angeschrieben, daß nicht auch unter den Angesehenen manche der Ansicht sind, man könne in der katholischen Kirche sein Heil wirken" [2]). Einen besondern Gönner fand Steno am Minister Peter Griffenfeld, der trotz des Widerspruches, weil Steno Katholik sei, seine Berufung durchgesetzt hatte. Derselbe wollte allen Confessionen Religionsfreiheit verschaffen und hatte das Commercien-Collegium vermocht, in diesem Sinne ein Gesuch an den König einzureichen, welches an dem heftigen Widerstande des Bischofs von Seeland, Johann Vandal, scheiterte [3]).

So blieben die Katholiken zunächst auf die Gesandtschafts-Kapelle Terlon's angewiesen. „Unsere Kirche," schreibt Steno an Pallavicini, „welche ein Zimmer im Palaste des französischen Gesandten ist, genießt ziemlich große Freiheit und Jeder kann sie ungehindert besuchen. Die Sacramente der Taufe und der Ehe, welche die Katholiken früher in der Kirche der Protestanten empfingen, werden ihnen jetzt in der Gesandtschafts-Kapelle, die übrigens als öffentliche Kirche dient, gespendet. Sie ist klein und, was schlimmer ist, sie hat nur einen Missionär, einen Priester der Gesellschaft Jesu, obgleich für vier Erlaubniß gegeben ist. Wegen der geringen Größe der Kapelle verlangen wir nach dem Baue der Kirche, und ich zweifle nicht, daß sie auch für die Conversionen förderlich sein werde, da dann zu den Predigten viele Protestanten kommen werden, die jetzt schon, so weit Raum da ist, eintreten. Für die Katholiken ist ein einheimischer Geistlicher nothwendig, der auch die Facultäten hat, mehrere h. Messen zu lesen und in Privathäusern zu celebriren, da nach dem Urtheile Verschiedener mehr Katholiken hier sind, als sich ausgeben. Einige wollen sich nicht öffentlich zeigen und nicht zum Empfange der

---

[1]) In dem Briefe vom 5. October 1672 und dem Bericht vom 23./13. Juli 1672.

[2]) Aehnlich schreibt Steno am 20. August 1672 an Schwester Maria, welche im Hospital Santa Maria Nuova die Apotheke besorgte und sehr viel zur Conversion Steno's beigetragen hatte. Bei Plenkers S. 91—92. Vgl. S. 41 ff. Zum Jahre 1674 berichtet Pontoppidan (Annales IV, 567), daß die dänischen Theologen Ericus Gravius und Matth. Foß am 26. Mai auf königlichen Befehl nach Koldingen berufen und ihnen folgende drei Fragen vorgelegt wurden: I. Ob es nicht möglich sei, ohne Verlust seiner Seeligkeit, die Römisch-Catholische Religion zu bekennen? II. Wo nicht, warum dann nicht und welche eigentlich die Hindernisse, die solches nicht verstatten? III. Ob in gewissen Fällen gar keine Moderation stattfinden könne? Das hierüber ertheilte Responsum theologicum verneinte die erste und dritte Frage rundweg. Pontoppidan fügt hinzu: „Was damals am Hoffe vor gewesen, das zu dieser Consultation Anlaß gegeben, kann mit keiner Gewißheit sagen, und Muthmassen ist mislich."

[3]) Ueber dessen Remonstration vom 16. August 1672 vgl. Plenkers S. 90.

Sacramente noch überhaupt zur Kirche kommen" [1]). „Die Katholiken in Kopenhagen," sagt Steno in der 1677 erstatteten Relation, „sind zum größten Theil Ausländer, von denen die kleinere Anzahl das Bürgerrecht genießt; die Soldaten, unter ihnen einige Offiziere, machen den größten Theil aus."

Steno beklagt, daß nur noch ein Priester an der Kapelle thätig sei. Es war der P. Sterck, während sein Ordensgenosse P. Heinrich Kircher, der bereits zwanzig Jahre seine Kraft den nordischen Missionen gewidmet, zuerst in Glückstadt und Bremen, darauf, wahrscheinlich seit 1661, in Kopenhagen, Dänemark verlassen hatte, um den gegen ihn gerichteten Angriffen zu entgehen [2]) (1672). Veranlassung zu den Angriffen gegen P. Kircher gab ein von ihm verfaßtes und veröffentlichtes Buch: „L'Etoile du Nord, qui conduit au salut par trois opérations: prier, chanter, lire" (1671 oder 1672), worin er bewies, daß die lutherischen Prediger keine echte Sendung hätten, da ihnen die apostolische Berufung und Weihe fehle. Das erregte großes Aufsehen; die Lutheraner sagten, eine solche Behauptung präjudicire der Auctorität ihrer Geistlichen und der des Königs über die Bischöfe. Der Bischof von Seeland, Johann Vandal, fand sich veranlaßt, den Inhalt der Schrift in einer öffentlichen Disputation zu bestreiten [3]).

Auf die Religionsübung der Katholiken dürfte dieser Zwischenfall kaum seine Rückwirkung geäußert haben. Nur blieb P. Sterck für mehrere Jahre noch der einzige Missionär in Kopenhagen. Der Bau einer Kirche in Kopenhagen scheint schon damals endgültig aufgegeben worden zu sein. „Der Stand des Krieges bewirkt," so schreibt Steno an Pallavicini am 5. October 1672, „daß man vom Kirchenbau nicht

---

[1]) Berichte Steno's an den Nuntius in Toscana O. Pallavicini, Kopenhagen 1672 Juli 23./13. und 1672 August 10./Juli 30. SOR 438 zu Acta Congr. 1673 Februar 28, Nr. 44.

[2]) P Heinr. Kircher war 1608 zu Neuß geboren und trat mit 21 Jahren in die Gesellschaft Jesu. Für die indischen Missionen bestimmt, war er schon in Spanien, um sich einzuschiffen, als ein Hinderniß eintrat. Er kehrte darum nach Deutschland zurück, wurde zunächst Oberer von St. Goar und von da in die nordischen Missionen geschickt. Er starb am 29. Januar 1676 in seiner Vaterstadt. Vgl. De Backer, bibliothèque des écrivains de la compagnie de Jésus, nouvelle édition, Liège 1872 II p. 460.

[3]) Pontoppidan, Ann. Eccl. Dan. Kopenh. 1752 Bd. 4 S. 578 sagt: „Der Nordstern ward als Irrlicht auf königlichen Befehl confiscirt und dessen wichtigster Inhalt von Dr. Joh. Vandalino in einer nach dessen Tod 1675 publicirten Dissertatio de Antistitum eccles. evangel. orthodoxae legitima vocatione et ordinatione widerlegt." Karup citirt von der Schrift Ausgaben unter dem Titel: Nordstern, Führer zur Seligkeit. Amsterdam 1674, Köln 1691 und 1716. De Backer hat als älteste Ausgabe: „Nord-Stern, Führer zur Seligkeit durch drey kräfftige Wirkungen, beten, psalliren, lesen Cöln 1680."

mehr spricht. Ich habe auch gar nicht so große Sorge darum. Wenn wir nur erst Priester und Gläubige hätten, würde ein Gotteshaus bald sich finden. Es ist zwar wahr, daß eine öffentliche und geräumige Kirche viele Nichtkatholiken zum Besuch derselben veranlassen würde, aber ich sehe Schwierigkeiten, die mir alle Hoffnung benehmen." Steno hatte damit wohl die Zeitverhältnisse im Auge, die einen Bruch mit Frankreich herbeizuführen schienen. „Sollte das eintreten," schreibt er weiter, „und der Resident Dänemark verlassen müssen, dann würde die katholische Gemeinde wieder ohne Gotteshaus sein bis zur Ankunft eines Residenten des Kaisers oder einer andern katholischen Macht."

Die Eventualität trat zwar damals noch nicht ein, als von einem Friedensbündniß mit dem Kaiser die Rede war, sondern erst 1675, ein Jahr nach Steno's Weggang. Für die katholische Gemeinde war sie von übeln Folgen begleitet, die nur durch das Bemühen des spanischen Residenten beseitigt wurden. Der Nuntius von Köln berichtet darüber [1]: „Nach dem Entschlusse des Königs, daß der französische Resident den Hof verlassen müsse, haben die lutherischen Prediger mit ihrem Andringen endlich so viel beim König erreicht, daß er zur Publication des in Copie beifolgenden Edictes geschritten ist. Es wird unter den angeführten Strafen den Katholiken die bis dahin ihnen gewährte Freiheit, die Kapellen der Residenten zu besuchen und dort der h. Messe und den andern Functionen unserer h. Religion beizuwohnen, genommen und auf die Person und die Hausgenossen derselben beschränkt. Der kürzlich eingetroffene spanische Resident, davon ausgehend, daß in der bei Gelegenheit der Abreise des französischen Residenten erfolgten Publication des Edictes eine Mißachtung des Königs von Spanien und seiner Person liege, hat sich bei den Ministern darüber beschwert und auf Zurücknahme oder wenigstens Mäßigung desselben bestanden, indem er besonders betonte, welches Unrecht seinem König geschehe, wenn man ihm jene Freiheiten und Vortheile verweigere, die der französische Resident genossen habe. Die Antwort lautete zwar allgemein und ausweichend, aber weil man Zugeständnisse machen zu wollen schien, wenigstens in der Weise, daß man die Uebertretung des Edictes übersehe und nicht bestrafe, haben die Katholiken fast mit derselben Freiheit, wie früher, ihren Gottesdienst wieder angefangen, den sie in der Kapelle des spanischen, wie früher in der des französischen Residenten besuchen. Der von den Predigern auf-

---

[1]) Der Nuntius von Köln an Card. Altieri, Köln 1676 Juni 7. SOR 463 zu Acta Congr. 1677 April 6, Nr. 39. Die im Edict vom 6.16. April 1676 vorgesehenen Strafen waren für die erste Uebertretung 10 Reichsthaler, für die zweite das Doppelte, für die dritte das Dreifache; im letztern Falle wurde der Uebertreter noch als refractarius et decreti nostri transgressor et contemptor besonders bestraft.

gereizte Pöbel macht einigen Lärm, weshalb der Gouverneur der Stadt sich gezwungen sah, drei als Uebertreter des Edictes festzunehmen. Dieselben sind aber auf die Beschwerde des Residenten beim König ohne jede Strafe wieder freigelassen worden."

Wie der Kölner Nuntius mehrmals hervorhebt, war der König von der besten Gesinnung gegen die Katholiken[1]). „Das Decret," so konnte P. Sterck Anfang 1677 mittheilen, „ist entweder der Vergessenheit anheimgefallen oder vernichtet. Die Prädicanten sollen sich, wie man sagt, darüber beklagt haben, daß wir in größerer Anzahl als jemals zusammenkommen, daß die von uns usurpirte Freiheit alle Grenzen überschreite und nicht mehr zu dulden sei. Weiter erzählt man, dem Prediger der Königin Mutter, welcher gegen uns Katholiken zuweilen losfuhr, sei befohlen worden, sich innerhalb der Grenzen des Evangeliums zu halten; ebenso sei den andern Predigern Mäßigung auferlegt worden. Wir fahren fort, unter dem Geläute der Glocke und mit öffentlichem Geleite zu begraben[2]). Dem katholischen Geistlichen ist es mit Zustimmung des Großkanzlers gestattet, sowohl öffentlich als privatim die Sacramente zu spenden. An österlichen Communionen wurden 1676 über 600, an monatlichen und festtäglichen über 3000 gezählt. Etwa 25 traten zur katholischen Kirche über, darunter ein Anabaptist aus Holland. Ein großer Theil katholischer Soldaten, welche zu dem Heere oder der Flotte des Königs zogen, haben hier die Sacramente empfangen und fromme Bücher, die ihnen in der Abwesenheit eines Geistlichen dienen können, erhalten."

Ein Uebelstand war der häufige Wechsel der Residenten, weil durch denselben jedes Mal das katholische Exercitium in die größte Gefahr gerieth. Um dem abzuhelfen, wurde von Seiten des hannover'schen Hofes an Stelle des lutherischen Residenten ein katholischer nach Kopenhagen geschickt, dessen Kapelle dieselbe Freiheit wie die der andern Residenten genießen sollte. „So darf man hoffen," schrieb P. Sterck an Steno[3]), „daß niemals solche fehlen, die unsere Sache führen und vertheidigen."

Mit der Person des hannover'schen Residenten, Francesco Floramonti aus Perugia, der in den letzten Monaten 1677 seinen Posten antrat, war der Kölner Nuntius sehr zufrieden; er nennt ihn seinen

---

[1]) So am 7. August 1678 und 30. April 1679. Batic. Archiv Nunziatura di Colonia 54 u. 55.

[2]) Schon kurz nach der Veröffentlichung des Edictes war man in dieser Weise wieder an die Oeffentlichkeit getreten. Den ersten öffentlichen Leichenzug — es war sogar ein Convertit, der gestorben — führte der spanische Resident selbst an, und da kein Einspruch erhoben wurde, noch eine Störung entstand, fuhr man ruhig in der frühern Weise fort. Der Nuntius von Köln an die im Conclave versammelten Cardinäle 1676 October 4.

[3]) In der oben citirten Relation Steno's.

besondern Freund und Vertrauten, voll Eifer für die katholische Religion. Wegen der verwandtschaftlichen Beziehungen des dänischen zum hannoverschen Hofe — die Königin Mutter war die Schwester des Herzogs — hofft er für ihn auf gute Aufnahme[1]). Wie nützlich die Anwesenheit Floramonti's in Kopenhagen war, zeigte sich, als kurz nach seiner Ankunft die Abberufung des spanischen Residenten erfolgte, und dieser Posten einige Zeit unbesetzt blieb; dann später, als wegen Differenzen mit der spanischen Krone der hannover'sche Resident die Interessen der katholischen Religion allein zu wahren hatte.

Endlich erhielt durch Errichtung der Kapelle im Hause des hannover'schen Residenten auch P. Sterck, der seit 6 Jahren der einzige Missionär in Kopenhagen war und wegen der stets wachsenden Zahl der Katholiken seiner Aufgabe nicht mehr genügen konnte, Erleichterung und Hülfe. Ende März 1678 traf ein Ordensgenosse des Paters in Kopenhagen ein[2]). In beiden Kapellen[3]), schreibt Floramonti an den Cardinal Colonna, würden fortan bei offenen Thüren die hl. Messen gelesen und gesungen; die beiden Jesuiten hielten Katechesen, predigten in deutscher und französischer Sprache und spendeten das Sacrament der Taufe, sowie die übrigen Sacramente. Während des Krieges gegen Schweden sei es mehrmals vorgekommen, daß Offiziere oder Soldaten in benachbarten Städten und Festungen krank gelegen; dann habe der König einem der Patres gern erlaubt, sich dorthin zu begeben, die hl. Messe zu lesen und die Sacramente zu spenden[4]); ebenso habe der König gestattet, die katholischen Kranken in den Hospitälern in Stola und Rochett zu administriren, wozu außerdem die lutherischen Krankenwärter einen Tisch mit Kerzen in Form eines Altars zugerichtet hätten. Einer der Patres, welcher am meisten des

---

[1]) Der Nuntius von Köln an Cardinal Altieri 1677 October 17. SOR 467 zu Acta Congr. 1678 Januar 17, Nr. 5.

[2]) Brief des Nuntius von Köln, 1678 März 20, Vatic. Archiv Nunziatura di Colonia 54. Das Bedürfniß eines zweiten Missionärs hatte der kaiserliche Gesandte Baron Mayerberg in seiner an Card. Albrizi erstatteten Relation Dello stato della religione cattolica nel regno di Danimarca besonders hervorgehoben.

[3]) Die Ausgaben für die eine Kapelle trug der spanische Resident, für die andere sorgte die Propaganda-Congregation durch Uebernahme der von Steno 1678—1680 ausgelegten Summe von 412 Reichsthalern 14 (Groschen?). Nach dem Abgange Floramonti's übernahm der französ. Resident die Kapelle sowie den Unterhalt derselben. Brief des Nuntius v. Köln 1680 Mai 12. SOR 479 zu Acta Congr. 1680 Juli 1, Nr. 18.

[4]) Im Heere des Königs von Dänemark muß eine ziemliche Anzahl Katholiken gewesen sein. Am 17. October 1677 meldet der Nuntius von 1500 Polen, die keinen Geistlichen hätten. Der Papst trug dem Nuntius auf, für einen Priester zu sorgen. Am 7. Aug. 1678 konnte dieser berichten, daß die katholischen Soldaten jetzt in Schonen seien, ove habbiamo religiosi di più ordini e fra questi tre giesuiti, che servono ai bisogni dell' esercito. Vatic. Archiv Nunziatura di Colonia 54.

Landes kundig sei[1]), habe zwei katholische Schulen gegründet, um namentlich die Armen zu unterrichten. Da aber die Zahl der Kinder täglich wachse, besonders viele Waisen von den katholischen Soldaten hinzukämen, befinde man sich in der größten Nothlage, so daß ohne zeitliche Hülfe die Kinder in größter Gefahr schwebten, den Lutheranern zuzufallen und ihre Religion zu verlieren. Außerdem müßten die Armen vielfach die Schule versäumen, um ihr Brod zu erbetteln. Das bei den meist dürftigen Katholiken der Stadt gesammelte Almosen genüge lange nicht dem Bedürfnisse. Bei Gelegenheit des Krieges hätten sich zu Ostern 800 Katholiken eingefunden, während es früher 600 gewesen wären. Der König und die königliche Familie (mit Ausnahme der Königin, welche, obwohl sehr zurückhaltend, doch eine Calvinistin sei aus dem Geschlechte der Landgrafen von Kassel) hätten keine Abneigung gegen die Katholiken und nähmen sie in ihre Dienste; die Königin Mutter habe augenblicklich viele an ihrem Hofe; der König habe kürzlich seinem Hofprediger verboten, gegen die Katholiken in seinen Predigten, wie er es gethan, zu eifern; bei verschiedenen Gelegenheiten habe der König sogar erklärt, daß er die katholische Religion so hoch halte wie die lutherische. Für die den Katholiken gewährten Vergünstigungen sei nach seiner Meinung nur der Neid der unversöhnlichen Calvinisten zu fürchten, die eine Kapelle am Hofe und ihre Stütze an den Residenten Englands und Hollands hätten. Dazu käme die Eifersucht der Prädicanten, die von dem Hasse gegen die Katholiken lebten. Die Staatsminister, von denen wenige Ansehen und Credit besäßen, hätten meistens auf ihren Reisen in fremde Länder die Abneigung gegen andere Religionsbekenntnisse abgelegt und hielten dafür, daß Jeder bei der freien Uebung seiner Religion müsse belassen werden[2]).

Die Missionäre waren, obschon sie weltliche Kleidung trugen, allgemein in Kopenhagen gekannt und standen auch bei den Protestanten in Ansehen. Besonders erfreute sich P. Sterck einer großen Achtung, selbst

---

[1]) P. Sterck. Der Nuntius schreibt am 7. August 1678 (Vatic. Archiv Nunziatura di Colonia 54): In Kopenhagen sono state aperte due scuole di fanciulle sotto due maëstre cattoliche e zelanti. Auch schon früher scheinen die Missionäre für den Unterricht gesorgt zu haben, wie aus dem oben erwähnten Decret gegen die katholische Religionsübung vom 6./16. April 1676 hervorgeht: Quoniam vero etiam ad nos delatum est, esse, qui scholas aperiant, pueros doceant atque alienis a fide nostra doctrinis imbuant, omnia per hasce literas in regnis ac provinciis nostris abolita et sublata volumus.

[2]) Bericht Floramonti's an den Cardinal Colonna, Kopenhagen 1678 Oct. 5. SOR 472 zu Acta Congr. 1679 Januar 14, Nr. 13.

beim Könige, der ihm gern seine Bitten gewährte[1]). „Der König," so schrieb er dem Nuntius[2]), „hat mir gestern gestattet, daß ich nächsten Montag nach Schonen gehen und den Katholiken in Landskrona die Sacramente spenden darf. Der General Schack, der darüber gestern mit dem Könige gesprochen, wird mir heute noch Empfehlungs- und Geleitschreiben übergeben."

Gerade gegen diesen eifrigen Missionär sollte sich eine Verfolgung richten, die mit seinem Weggange aus Kopenhagen endete. Eine Unvorsichtigkeit seinerseits gab die Veranlassung dazu. In einer Predigt über das Evangelium von der Hochzeit zu Cana (II. Sonntag nach Epiphanie 1679) hatte er über die Ehe und über die Ursachen gesprochen, aus denen die katholische Kirche ihren Priestern Ehelosigkeit vorschreibt. Dabei berührte er die Ehen der lutherischen und calvinistischen Prediger und äußerte, es sei schwer zu predigen, wenn man beim Studium auf dem einen Knie ein Buch und auf dem andern ein Kind halte. Das erregte Sturm. An die Spitze der Opposition stellte sich der Prediger der deutschen Kirche, Johannes Lassenius, bei den Großen wegen seiner Beredtsamkeit in Ansehen, beim Volke beliebt wegen seines freimüthigen Auftretens gegen die Regierung[3]). Derselbe hielt auf der Kanzel eine geharnischte Rede gegen Steno, die Missionäre und die Katholiken. Bei der Regierung war Rede davon, den Katholiken ihr Exercitium wieder zu nehmen. Um die drohende Gefahr zu beschwören, begab sich Floramonti — der spanische Resident war abwesend — zum Großkanzler, Grafen von Alefeld, bei dem er noch dieselbe freundliche Gesinnung gegen die Katholiken vorfand. Dieser versprach, die Sache hingehen zu lassen, selbst auf eine große Beschwerdeschrift, die ihm der Bischof, der Hofprediger des Königs und Lassenius überreichten, keine weitern Schritte zu thun und dieselbe an den König, an den sie gerichtet war, nicht zu befördern. Die Beschwerde der Prädicanten enthielt eine lange Reihe von Anklagen gegen die

---

[1]) Steno an die Congregation, Hannover 1677 November 9. SOR 467 zu Acta Congr. 1678 Januar 17, Nr. 5. Von P. Sterck schreibt Floramonti: soggetto molto zelante, capace e dotto avveneute e che ha un dono particolare di piacere.

[2]) P. Sterck an den Nuntius, Kopenhagen 1678 April 20. SOR 469 zu Acta Congr. 1678 Juni 20, Nr. 26.

[3]) Ueber Lassenius vgl. Mollerus, Cimbria literata II, 449—454. Geboren 1636 April 26., wurde er 1676 an die deutsche Kirche der Protestanten in Kopenhagen berufen, und war seit 1678 auch Professor der Theologie daselbst. Er starb 1692 August 29. Bei Mollerus auch seine zahlreichen Schriften, darunter: Unrecht gewogen Feuerwage, in puncto purgatorii wider P. Bernhard Neuhäuser, XXXII Ursachen, warumb kein Evangelischer bey Verlust der Seligkeit ein Papist werden könne. Abscheulisches Gott- und Schriftlästerliches Pabstuhm. Apologie des abscheulichen Pabstuhms wider die Saltzburgischen Jesuiten.

Katholiken, zählte die Uebertretungen der Reichsgesetze und der vom Könige und seinen Vorfahren veröffentlichten Edicte auf, beklagte sich über die Zahl der Convertiten und derjenigen, welche behufs Uebertritt außer Landes geschickt würden [1]).

Dem P. Sterck wurde in einer Audienz, die er um dieselbe Zeit, Mitte Februar 1679, beim Großkanzler hatte, von diesem nur anheimgegeben, sich aller Dinge, welche die Prädicanten erregen könnten, zu enthalten. Letztere gaben sich aber nicht zufrieden. Auf den Kanzeln dauerten die Angriffe gegen die Katholiken fort; ein Schuster, der katholisch geworden, wurde eingekerkert, dem Vice-Admiral de Witte, einem katholischen Holländer, wurde mit Bestrafung gedroht, weil seine Frau ihre dänische Magd bekehrt habe. Auch das Volk wurde allmälig aufgeregt und schleuderte Nachts Steine gegen das Haus Floramonti's. Der Bischof that die Aeußerung, daß bald die Freiheit der katholischen Synagogen würde eingeschränkt werden; Lassenius sagte, entweder P. Sterck oder er müsse die Stadt verlassen.

Anfang April 1679 überreichte der Bischof dem Könige eine zweite Beschwerdeschrift, worin von neuem Klage gegen die Katholiken geführt, und P. Sterck beschuldigt wurde, daß er zwei Kinder getauft und deren Mutter zu bekehren versucht habe. Darauf sah sich der König veranlaßt, durch seinen Staatssecretär dem spanischen Residenten das Verbot der öffentlichen Benutzung seiner Kapelle zustellen zu lassen. Dem P. Sterck wurde befohlen, bis Ostern 1679 Stadt und Land zu verlassen [2]).

Aber bereits am 5. November 1679 konnte der Nuntius mittheilen, daß ein Nachfolger desselben als Missionär an der spanischen Kapelle angekommen sei [3]). Und als im Anfang des folgenden Jahres von dem

---

[1]) Als besonderes Beispiel wurde angeführt, daß man drei Töchter des dänischen Residenten in Madrid, Retzius, der dort mit Frau und Söhnen convertirt war, nach Brüssel geschickt hatte. P. Sterck schreibt darüber an den Nuntius, Kopenhagen 1678 September 7 17: Misimus his diebus tres domicellas nobiles atque ex sanguine regia primaque Danorum familia Trolliana progenitas in Belgium ad convictum religiosum Bruxellensium, ita volente et urgente Domina matre. Vatic. Archiv Nunziatura di Colonia 54.

[2]) Nachrichten über diese Episode in den Berichten Floramonti's an Johann Friedrich von Braunschweig-Lüneburg, die der Resident gleichzeitig in Copie an Cardinal Colonna sandte, vom 1., 11. und 15. Februar 1679. SOR 473 zu Acta Congr. 1679 April 24, Nr. 35; dann in den Briefen des Kölner Nuntius an das Staatssecretariat vom 12. März, 26. März, 23. April, 30. April und 21. Mai 1679. Vatic. Archiv Nunziatura di Colonia 55. Im letzten Briefe schreibt der Nuntius, daß der Resident sich alle Mühe gegeben, um die Zurücknahme des Decretes zu erwirken, und fügt bei, che il Rè è costante nel buon animo, ne opera, che per l'importunità dei predicanti.

[3]) Vatic. Archiv Nunziatura di Colonia 55. P. Sterck finden wir im Jahre 1680 als Gesandschaftskaplan in Berlin; er starb zu Koblenz am 28. October 1692.

Herzoge Ernst August der hannover'sche Resident Floramonti abberufen wurde, befand sich bereits in der Person des Monsieur de Martangis ein katholischer Vertreter Frankreichs in Kopenhagen, der die zweite Kapelle von da an aufrecht erhielt. Zu beiden hatten die Katholiken ungehinderten Zutritt.

„Die Residenten katholischer Fürsten," schreibt der Kölner Nuntius 1681[1]), „lassen, trotz der entgegenstehenden Gesetze des Landes, ihre Glaubensgenossen an dem Gottesdienste, an der Predigt, Messe und Katechese, Theil nehmen. In den Kapellen spenden die Missionäre das Sacrament der Taufe und segnen die Ehen ein; sie begeben sich sogar in die Häuser und bringen den Kranken die h. Wegzehrung und spenden ihnen die letzte Oelung, wobei häufig selbst Protestanten in ehrfurchtsvoller Haltung zugegen sind. Der Missionär an der spanischen Kapelle, P. Ludwig Gaussin[2]), welcher der französischen und deutschen Sprache mächtig ist, übt die Hauptseelsorge der Gemeinde aus. Bei dem Residenten Frankreichs befindet sich ein Weltpriester mit großer Rednergabe, dessen Predigten sogar von den Protestanten besucht werden."

Während das katholische Exercitium in der Hauptstadt Dänemarks manchen Beunruhigungen und Schwankungen unterworfen war, hatten sich die Katholiken auf den andern Missionsstationen des Reichs eines ungetrübten Friedens zu erfreuen. In Altona, wo sie bereits eine Kirche, jedoch ohne Glocken, besaßen, erhielten sie durch königliches Decret vom 9. März 1678 die Erlaubniß zur Anlegung eines Gottesackers und zugleich die Vergünstigung, daß sie für „ermeldete Kirche und annectirtes Wohnhaus", gleichmäßige Immunitäten von den Civil-Beschwerden, wie andern geistlichen Gebäuden des Orts verliehen, genießen sollten[3]).

In Glückstadt herrschte dieselbe Freiheit, aber die Anzahl der Katholiken war noch immer eine geringe[4]). Auch zu Fridericia in Jütland

---

[1]) In der von ihm an die Congregation erstatteten Relazione delle Missioni apostoliche, überschickt am 23. Februar 1681. SOR 482 zu Acta Congr. 1681 März 24, Nr. 14.

[2]) Derselbe, geboren 1636 zu Neufchâteau im Herzogthum Luxemburg, seit 1656 in der Gesellschaft Jesu, war nach seiner Profeß (1672) 27 Jahre hindurch Missionär im Norden, zunächst in Hamburg, dann in Stralsund, Kopenhagen und Hannover und endlich wiederum von 1685 an in Hamburg, wo er am 10. Januar 1699 starb. Vgl. Dreves 113.

[3]) Dreves 99—100. Vgl. oben S. 68.

[4]) Pontoppidan berichtet über Recriminationen, welche die Thätigkeit der Missionäre veranlaßte. Derselbe sagt ad a. 1676: Zu Glückstadt hatten sich die Römisch-Katholischen nach Maßgebung ihrer Grundlehre auf die Ausbreitung des Papstthums zu befleißigen angefangen. Daher ihren Patribus per Rescriptum vom 13. Martii ernstlich injungirt ward: 1. Keine Erwachsene aus der Evangelischen Gemeine zum Abfall zu bereden noch unter sich aufzunehmen. 2. Keine unmündige Schulkinder derselben in ihre Information

hatte sich allmälig eine Anzahl Katholiken niedergelassen, denen die Regierung, um die Ansiedelung an dem Platze zu fördern, für ihre Religionsübung kein Hinderniß in den Weg legte[1]). Jedoch war vorerst das Häuflein der Katholiken noch so klein, daß P. Chiersomont aus der Gesellschaft Jesu, der ihnen bis dahin Gottesdienst gehalten, Anfang April 1678 den Posten verließ, um sich der Mission in Norwegen zu widmen[2]). „In den ersten Jahren meines Hierseins," schrieb der Kölner Nuntius, „ging nach Norwegen ein anderer Priester der Gesellschaft Jesu, der den guten Charakter jenes Volkes und das Andenken und die Anhänglichkeit, die es der katholischen Religion bewahrt hatte, bezeugte. Diese Nachricht und die Gelegenheit, welche die Anwesenheit eines katholischen Obersten bot, haben den Anstoß zu dieser Mission gegeben"[3]).

Kaum war der Missionär in seinem neuen Wirkungskreise beim Obersten Cizignone angekommen, als ihm auch schon Schwierigkeiten bereitet wurden. Der Vicekönig von Norwegen, Guldenlew, hatte zwar, obwohl von der Anwesenheit des Paters unterrichtet, dieselbe ruhig hingehen lassen. Da erhob sich aber der Bischof von Christiania und drang auf Vertreibung des Missionärs. Er überreichte ein Memoriale des Inhaltes, daß man das Reich von dem papistischen Sauerteige, der die Masse verderbe, reinigen müsse. Der Vicekönig gab zur Antwort, er könne solches jetzt nicht thun, da er so viele Katholiken unter seinen Fahnen habe, werde aber im Winter das Exercitium untersagen[4]). Im September 1678 finden wir den Missionär auf der von Cizignone befehligten Flotte vor Gotenburg als Seelsorger für die katholischen Soldaten thätig. Anstrengungen und Krankheit rafften ihn schon im November dahin. Am 11. December 1678 befand sich jedoch bereits sein Nachfolger unterwegs[5]).

---

zu nehmen oder zu behalten. 3. Keine Unterrichts- noch Streitschriften, viel weniger solche, die dem Evangel. Ministerio anzüglich, unter der Gemeine auszustreuen. Pontoppidan IV, S. 586. Nordalb. Stud. VI, 247 f. Vgl. oben S. 70.

[1]) 1682 erhielten sie das Religionsprivilegium. Karup 334.

[2]) Bald nach dem Weggange des P. Chiersomont kam ein anderer Missionär nach Fridericia, wie aus Pontoppidan IV, S. 55 hervorgeht: „So ward auch anno 1680 ein anderer papistischer Emissarius, der im Odenseischen Stift seine Lehre auszustreuen und Anhänger zu machen sich bemühte, auf Vorstellung des dasigen Bischoffs D. Th. Kings arrestirt, jedoch aus Königl. Gnaden seiner gefänglichen Hafft bald wieder erlassen, nach Fridericia verwiesen, seines dasigen Amtes zu warten und unter schwerer Straffe ferner nicht auszuschweiffen angehalten."

[3]) Brief des Nuntius von Köln 1678 Mai 1. Vatic. Archiv Nunziatura di Colonia 54. Pallavicini war am 2. April 1673 in Köln angekommen.

[4]) Brief des Kölner Nuntius, Köln 1678 August 7. Ebend.

[5]) Brief des Kölner Nuntius 1678 December 11. Ebend.

3. Steno als apostolischer Vicar, seine Thätigkeit in Hannover. 1677—1680.

Steno fand bei seiner Rückkehr nach Florenz (Ende 1674) im Kreise seiner Freunde und am Hofe eine freudige Aufnahme. Cosimo Medici übertrug ihm sofort die Erziehung des Erbprinzen Ferdinand. Im nächsten Jahre trat er, dem innern Rufe folgend, in den Priesterstand ein. Alle erbaute er durch seinen Eifer und seine leuchtende Frömmigkeit [1]). Als der Ruf zur Uebernahme des apostolischen Vicariats an ihn erging — „wie sehr," schreibt der Erzbischof von Florenz, „empfahl er sich da dem Gebete Aller, um in einer so wichtigen Angelegenheit den Willen des Herrn zu erkennen und sich für dieses apostolische Amt zu befähigen." Am 14. September 1677 in Rom zum Bischof von Titiopolis [2]) geweiht, machte er sich sofort auf die Reise nach seinem Bestimmungsorte, wo er in der ersten Hälfte des November eintraf. Der Herzog bereitete ihm einen glänzenden Empfang. Von Hildesheim ließ er ihn in einem sechsspännigen Hofwagen abholen. Auf dem Wege nach Hannover kamen ihm drei Capucinerpatres, Marschall Moltke und die übrigen katholischen Herren des Hofes zur Begrüßung entgegen und geleiteten ihn zur Stadt. Dort fand er die zuvorkommendste Aufnahme beim Herzoge [3]).

Steno erwarb sich bald durch sein heiligmäßiges Leben die Hochachtung und Liebe Aller. „Die heilige Messe," erklärten zwei Augenzeugen, Graziani und dessen Frau, „feierte er stets zu großer Erbauung in der öffentlichen Kirche; oft, besonders an Festtagen, hielt er vom Altare aus einen Vortrag, am Nachmittage eine zweite Predigt auf Französisch, Deutsch oder Italienisch, immer zum größten Nutzen der Seelen. Er predigte aber in diesen Sprachen, weil der Hof die Blüthe dieser Nationen aufwies. . . Der Prälat lebte und kleidete sich, als wäre er die ärmste Person von der Welt. An seiner Prälatenkleidung allein konnte man erkennen, wer er war. Aber auch diese bestand nur aus Serge. Denn die Kleider seines Vorgängers wollte er, obwohl man sie ihm um einen billigen Preis anbot, nicht annehmen. Er ver-

---

[1]) Näheres bei Plenkers, Capitel 8, Stensen's Streit mit Joh. Brunsmann; Rückkehr nach Florenz, und Capitel 9, Stensen wird Priester.

[2]) Die über Steno gesammelten Informationen wurden in der Congregation vom 2. August 1677 referirt (Acta 1677 p. 176). Ein päpstl. Breve vom 21. August ernannte ihn zum Bischof von Titiopolis, Scritture riferite nei congressi Germania e Missioni settentrionali Cod. 15 (1798—1805) Nr. 4. Memorie di Nicolò Stenone Danese, cavate dall' archivio della S. Congr. di Propaganda.

[3]) Steno an den Secretär der Congregation Monf. Cerri, Hannover 1677 Nov. 9. SOR 467 zu Acta Congr. 1678 Januar 17, Nr. 5.

wandte, wenngleich ihm der Herzog, damit er seiner Würde gemäß leben könnte, ein reiches Gehalt gewährte, alles für die Armen. Das hat er immer gethan, so lange wir ihn kennen. Selbst eine goldene Halskette mit einem Medaillon, welches das Bildniß des Herzogs enthielt, — sie war ihm verehrt worden, als er auf seiner zweiten Rückkehr von Dänemark nach Rom durch Hannover kam — übergab er einem Freunde mit der Weisung, dieselbe für die Armen zu verwenden. Als er nichts mehr hatte, verkaufte er sein silbernes Brustkreuz und seinen kostbaren Bischofsring, um die Noth Anderer zu lindern." Weiterhin berichten dieselben über seine Amtsthätigkeit: „Besuchte er die Gemeinden seines apostolischen Vicariats, so reiste er ganz einfach, ohne Begleitung eines Dieners oder sonst Jemandes, und verkündigte überall die Lehre des katholischen Glaubens. Seine Gedanken waren stets auf die Ehre Gottes und die Rettung der Seelen gerichtet. Wir sahen ihn voll Eifer zu den Hütten armer katholischer Soldaten eilen, um ihnen in ihrer geistigen und leiblichen Noth beizuspringen. Dieselbe Liebe erzeigte er armen Lutheranern, um zu sehen, ob er sie für den Glauben gewinnen könne. Es gelang ihm, Viele in der Todesstunde zu retten" [1]).

In dem Breve vom 21. August 1677, worin Steno zum apostolischen Vicar ernannt wurde, war ihm dasselbe Gebiet angewiesen worden, wie seinem Vorgänger, nämlich die Staaten des Herzogs von Braunschweig-Lüneburg, die Diöcesen Halberstadt, Magdeburg und Bremen, dann Mecklenburg, Altona und Glückstadt [2]). In der Congregation vom 17. Januar 1678 wurden seine Facultäten auf ganz Dänemark ausgedehnt und ihm dieses durch Breve vom 24. März 1678 förmlich übertragen [3]).

Steno hielt jedoch die Last der Verantwortung für seine Schultern zu schwer und bat schon nach Ablauf eines Jahres um Erleichterung. „Da die Erfahrung eines Jahres," so schrieb er der Congregation am 13. Januar 1679, „mir gezeigt hat, was man in diesen Vicariaten leisten und was man nicht leisten kann, so gestatte ich mir in Gegenwärtigem die Bitte, mich der Sorge für die Vicariate in Halberstadt, Magdeburg, Bremen und Mecklenburg zu entheben und mir nur die Hannover'schen Staaten und Dänemark zu belassen, wozu dann

---

1) Bei Plenkers 130, 131, 133.

2) Mejer, die Propaganda II, 265. Dem Kurfürsten wurde die Ernennung, wohl aus demselben Grunde wie bei Maccioni, mitgetheilt. Lettere della S. Congreg. vol. 66, fol. 75, dat. 1677 September 22.

3) In den oben cit. Memorie di Nicolò Stenone. Das Rescriptum der Congregation lautet: Extendantur facultates Nicolai Stenonis vicarii apostolici Brunsvicensis ad totum regnum Daniae sub directione Nuntii Coloniae. Acta Congr. 1678 Januar 17, Nr. 5.

noch Hamburg gehört, da die Katholiken Hamburg's dieselben Missionäre wie in Altona haben. Der Hauptgrund, weshalb ich solches wünsche und bei der Liebe Gottes darum bitte, ist der, daß ich nicht meinen Pflichten in diesen Staaten und in so vielen andern nachkommen kann. Und weil ich Gott Rechenschaft ablegen muß von jeder Seele, die durch meine Schuld oder Nachlässigkeit abfällt oder sich nicht bekehrt, habe ich hier so viel zu thun, daß ich noch oft beängstigt bin, ob ich nicht auf alles resigniren und in irgend einen Orden eintreten soll, um mich nicht selbst mit den Andern der Verdammung auszusetzen und um Verzeihung für mich zu erlangen für die vielen begangenen Fehltritte, sowie für die Andern Barmherzigkeit wegen des Schadens, den sie durch meine Schuld erlitten. Die Orte sind von einander weit entfernt, einige waren Erzbisthümer, und ich darf nicht den hier befindlichen Gläubigen die Zeit und das Geld nehmen, das ich auf so kostspielige Reisen verwenden müßte; in vielen Orten würde zudem die weltliche Behörde, für ihre Auctorität fürchtend, meine Wirksamkeit nicht gestatten, und hier und da die Katholiken selbst mit Hülfe der Protestanten gegen den vorgehen, der sie zu den Pflichten wahrer Katholiken zurückführen wollte. Dazu kommt, daß mir der Herzog gleich zu Anfang meiner Thätigkeit erklärte, es würde ihm zwar angenehm sein, wenn ich Allen helfen könnte, aber die Zeitverhältnisse seien so schwierig, daß durch Ausübung meines Amtes die Ruhe seiner Staaten gefährdet werden könnte, ohne der Kirche irgend welchen Nutzen zu bringen" [1]).

Die Congregation kam in der Sitzung vom 15. Mai 1679 den Wünschen Steno's nach und beauftragte ihn und den Kölner Nuntius, eine geeignete Person als Ersatz vorzuschlagen [2]).

Seine Thätigkeit in Hannover, wo Steno vorzugsweise zu wirken gedachte, sollte jedoch nur von kurzer Dauer sein, da am 18. December 1679 ein Ereigniß eintrat, welches das junge Pflänzlein der katholischen Kirche ganz zu ersticken drohte. Der Gründer und die Stütze derselben, Herzog Johann Friedrich, starb plötzlich auf einer Reise nach Venedig zu Augsburg, ohne einen männlichen Thronerben zu hinterlassen. Nachfolger wurde sein jüngerer Bruder Ernst August, seit

---

[1]) Brief Steno's an den Präfecten der Propaganda-Congregation. Hannover 1679 Januar 13. SOR 473 zu Acta Congr. 1679 Mai 15, Nr. 17.

[2]) Rescriptum der genannten Sitzung. Acta fol. 114 b. Ad instantiam vicarii apostolici Stenonis, ut tollantur a cura sui vicariatus Alberstadt, Magdeburg, Bremen et Mecklenburg, Sanctissimus annuit, et scribatur pro informatione eidem vicario apostolico et Nuncio Coloniae, cuinam possint committi catholici dictarum provinciarum. Briefe von gleichem Datum an Steno und den Nuntius von Köln in Lettere della S. Congregazione 1679 vol. 68, fol. 27 b und 28 b.

1662 Administrator des Bisthums Osnabrück. Kaum war die Todesnachricht eingetroffen, als schon das geistliche Stadtministerium von Hannover sich beeilte, am 3. Januar um Abschaffung des katholischen Gottesdienstes zu ersuchen. Daß Steno und die Capuciner trotzdem noch einige Monate in Hannover belassen wurden [1]), geschah, wie Ernst August den Stadtpredigern am 19. Januar 1680 erklärte, „auß sonderbahrer Consideration und da unsers hochseeligen Bruders Cörper noch nicht zur Erden bestattet, . . . Inmaßen Wir sonst Unß schon gnädigst erinnern werden, daßjenige beachten zu lassen, waß zu unserer Evangel. Religion vorträglich sein mögte“ [2]).

Am 9. Februar wurde die herzogliche Schloßkirche, die bis dahin den Katholiken gedient, für den öffentlichen Gottesdienst geschlossen. Am Tage vorher war zum letzten Male mit dem h. Sacrament der feierliche Segen gegeben und dasselbe darauf in eine Privatkapelle der Capuciner, zu der kein Laie Zutritt haben sollte, übertragen worden [3]). Im Stillen nahmen jedoch die Gläubigen am Gottesdienste im Hause Steno's und in der Kapelle der Capuciner Theil [4]). Am 1. Mai wurde die Leiche des Herzogs bestattet. Es war die letzte großartige Entfaltung des katholischen Cultus in Hannover. In feierlichem Zuge wurde die Leiche von Heinhaus in die Stadt geleitet, in der Kirche von Steno, vier mitrirten Aebten, den Capucinern und Geistlichen empfangen und auf den Katafalk niedergesetzt und darauf die Todtenvesper gesungen. Am folgenden Tage celebrirte Steno nach dem Todten-Officium das Requiem, welches von der

---

[1]) In die ersten Monate des Jahres 1680 fallen noch drei Disputationen, welche Steno, obwohl kein Freund von diesen, mit Joachim Hildebrand, Ober-Superintendenten von Lüneburg, unter Zuziehung des P. Sevenstern, eines tüchtigen Controversisten, in Celle abhielt. Vgl. Plenkers, S. 136, 137 und Brief des Nuntius von Köln 1680 Mai 19. SOR 479 zu Acta Congr. 1680 Juli 1, Nr. 19. Rescriptum: Laudetur Nuntius prohibendo in futurum omnes publicas disputationes. Am 8. Juli 1680 wurde vom Staatssecretariat an den Kölner Nuntius geschrieben: Il sentimento di Nro Sigre è che non sia bene per infiniti rispetti, di porsi a questi cimenti, e che V. S. lodando bensi il zelo e la pietà di Mons. Stenone lo renda avvertito di sfuggir sempre simili incontri. Vatic. Archiv Nunziatura di Colonia 143 Lettere scritte a Mons. Nuntio in Colonia 1676—1681. Auch an den Verhandlungen, welche zur Wiedervereinigung der getrennten Religions-Gemeinschaften damals gepflogen wurden, nahm Steno Theil, als im Sommer 1679 der Hauptbeförderer derselben, Spinola, in Hannover war. Auf den Wunsch desselben trat er mit dem Jenaer lutherischen Theologie-Professor Baier in Unterhandlung, ohne besondern Erfolg. Gleich fruchtlos waren die schriftlichen Controversen, die Steno mit Leibniz führte. Vgl. Plenkers bes. Capitel 11: Stensen als Theologe und Ireniker. 140 ff.

[2]) Schlegel, Beilage XVIII u. XIX, S. 696 ff.

[3]) Brief des Nuntius von Köln 1680 Februar 18, Nunziatura di Colonia 56.

[4]) Brief desselben 1680 April 7. Ebend.

Hofkapelle des Herzogs ausgeführt wurde. Ein Capuciner, P. Maternus, hielt während zwei Stunden die Leichenrede [1]).

Schon bald darauf mußten Steno und die Capuciner Hannover verlassen [2]), obschon es nicht an Bemühungen gefehlt hatte, um eine solche Maßregel zu verhindern. So hatte Graf Archinto im Namen des spanischen Königs und im Auftrage des Statthalters der Niederlande über die Freiheit des katholischen Gottesdienstes unterhandelt. Das Einzige, was zu erlangen gewesen, schreibt dieser dem Nuntius von Köln, sei die Zusage des Herzogs, das katholische Exercitium stillschweigend hingehen zu lassen, obgleich für den Beginn seiner Regierung ihn menschliche Rücksichten drängten, den eigenen Ständen nachzugeben und sich die Zuneigung derer von Celle wegen der wahrscheinlich bald eintretenden Erbfolge zu sichern [3]). Zu dem P. Rector der Capuciner äußerte der Herzog, daß mit der Zeit vielleicht alles in den frühern Stand gesetzt werden könne. „Ich glaube nicht," meint Steno, „daß es für jetzt gut ist, allzu sehr zu drängen, denn es scheint, daß der Herzog seinen Ständen gegenüber sich weniger uns geneigt zeigen will, als er wirklich ist, und daß er mit der Zeit uns zufrieden stellen wird" [4]).

4. Steno wird Weihbischof von Münster, ein Theil des apostolischen Vicariates wird an Ferdinand v. Fürstenberg übertragen. Missionen in Hannover, Hameln und Celle. 1680—1683.

Für Steno, der bereits früher in einzelnen Fällen bischöfliche Weihehandlungen in den Diöcesen Osnabrück und Paderborn vollzogen hatte [5]), öffnete sich ein neues Arbeitsfeld in der Diöcese Münster, wo seit 1678 Ferdinand von Fürstenberg, Bischof von Paderborn, regierte. Schon am 4. Februar und nochmals am 31. März 1680 berichtet der Nuntius von Köln über den Wunsch Fürstenbergs, Steno zu seinem Weihbischofe zu

---

[1]) Der Nuntius von Köln überschickte am 2. Juni eine Relatione della pompa funebre nel condurre e sepellire il cadavere del Sig. duca d' Annover. Ebend.

[2]) Am 7. Mai 1680 verließen die Capuciner mit Ausnahme von zweien, welche noch drei Monate zurückblieben, Hannover (inde discedere iussi amicabili tamen et valde discreto modo a Ser$^{\underline{mo}}$ Duce Ernesto Augusto, bei Koch a. a. O. 71).

[3]) Graf Archinto an den Nuntius von Köln, Hamburg 1680 April 24; Bericht des Nuntius darüber vom 5. Mai 1680. Vatic. Archiv Nunziatura di Colonia 56.

[4]) Steno an den Nuntius, Hannover 1680 April 5. SOR 479 zu Acta Congr. 1680 Juli 1, Nr. 19.

[5]) Am 17. Januar 1678 ertheilte die Congregation dem Kölner Nuntius die Facultät di habilitare Mons. Stenone vicario apostolico di Hannover ad esercitare le funtioni episcopali nella diocesi di Osnaburgo, am 9. Februar 1680 ein Gleiches bezügl. Münster und Paderborn. Brief der Congregation an den Nuntius 1680 Februar 9. Lettere della Sacra Congregazione 1680 vol. 69.

machen [1]), und am 24. März über die Bereitwilligkeit Steno's zur Uebernahme dieses Amtes. Zugleich schreibt er, daß er für die bereits seit Jahresfrist vacanten Vicariate in Halberstadt, Magdeburg, Bremen, Schwerin und den Mecklenburgischen Landen keine geeignetere Person habe finden können, als den Bischof von Münster und Paderborn, sowohl hinsichtlich der Nachbarschaft der Orte, als wegen seines Eifers für die Verbreitung des Glaubens. Er habe Nachrichten, daß derselbe das Amt gern übernehme, und sei überzeugt, daß er es mit jener Großmuth und Freigebigkeit verwalten werde, die nöthig sei zum Unterhalte der Missionäre und zur Unterstützung der Convertiten, um sie vor den Gefahren des Rückfalls zu bewahren [2]). Nach nochmaligem Referate in der Sitzung vom 2. September 1680 [3]) wurden an Ferdinand von Fürstenberg die genannten Vicariate übertragen und darüber am 10. September 1680 das Breve ausgefertigt. Steno verblieben die übrigen Gebiete: Hannover, Hamburg und Dänemark [4]).

Die Thätigkeit Ferdinand's von Fürstenberg als apostolischen Vicars sollte von den segensreichsten Folgen für die Missionen begleitet sein. Schon bei Uebernahme des Amtes hatte er den Gedanken jener großartigen Stiftung gefaßt und zum Theil ausgeführt, die als Fundatio Ferdinandea seinen Namen bis auf unsere Tage im Andenken erhalten hat. „Wie ich bereits früher," so schrieb er an den Papst, „für die Gründung einiger Missionen in den umliegenden protestantischen Ländern, wo die Religion es am meisten zu benöthigen schien, gesorgt habe, so hoffe ich für die Zukunft kraft meines neuen Amtes und unter den Auspizien Ew. Heiligkeit die Ausübung meiner Pflichten noch fruchtbringender zu gestalten" [5]). Zugleich mit diesem Briefe, einem Dankesschreiben wegen Uebertragung des apostolischen Vicariates, übersandte er dem Papste eine Uebersicht

---

[1]) Vatic. Archiv Nunziatura di Colonia 56.

[2]) Brief des Nuntius von Köln, 1680 März 24, in Nunziat. di Colonia 56, referirt in der Congregation vom 30. April 1680, Nr. 19.

[3]) Acta Congr. 1680 September 2, Nr. 14.

[4]) Steno hätte nichts mehr gewünscht, als daß auch diese Theile dem Bischofe von Münster übertragen worden wären und wandte sich dieserhalb mehrmals an die Congregation. Vgl. eine Stelle aus einem Briefe vom 31. October 1681 (bei Plenkers 158, Anm. 1) und das Referat des Card. Ottoboni Acta Congr. 1682 September 22, Nr. 16. Ferner ein Brief Steno's vom 15. November 1682: Crederei però che sarebbe meglio dare a S. A. (Fürstenberg) le facoltà per tutti quelli luoghi, dove in queste vicinanze ha fondato stabili e perpetue rendite per le Missioni. Die Congregation glaubte seinem Wunsche nicht entsprechen zu sollen und hatte ihm dieses bereits am 18. Mai und nochmals am 18. August 1682 mittheilen lassen. Lettere della S. Congr. e di Mon. Segretario 1682 vol. 71.

[5]) Ferdinand an den Papst. Neuhaus 1680 November 14. Vatic. Archiv Lettere dei vescovi 1680 cod. 66, fol. 282.

über die von ihm bereits errichteten Missionsstationen in Bremen, Ostfriesland, Lingen, den Diöcesen Münster und Paderborn und im niedersächsischen Kreise [1]).

Doch das genügte seinem Eifer nicht. Durch den P. Isaac, einen der Missionäre zu Hamburg, über die Verhältnisse der katholischen Kirche im Norden und die Kargheit der Subsistenzmittel unterrichtet, faßte er den Entschluß, dort eine Reihe von Stationen zu gründen und die Mittel zum Unterhalte anzuweisen. Nach dem Stiftungsbriefe vom 25. März 1682 sollten 13 Missionäre der Gesellschaft Jesu aus dem Colleg zu Münster oder einem andern in die nordischen Missionen gehen, von ihnen drei zu Hamburg, zwei zu Glückstadt in Holstein, zwei zu Friedrichstadt in Schleswig, zwei zu Fridericia in Jütland und zwei an einem Orte Norwegens ihren Sitz haben und jeder ein Gehalt von 125 Thalern erhalten. Durch eine Urkunde von gleichem Datum fundirte er für Magdeburg, Halberstadt und die hannoverschen Lande eine Mission von zwei Jesuiten aus dem Hildesheimer Colleg, die sich in Hannover oder Celle, Magdeburg oder Halberstadt niederlassen sollten [2]).

Der Sitz dieser letzten Mission war schon seit zwei Jahren Hannover. Denn, wie Steno richtig geurtheilt, war der Herzog den Katholiken im Herzen nicht so feindlich gesinnt, als es nach den ersten Acten seiner Regierung hätte scheinen können. Bereits am 19. Mai 1680 konnte der Nuntius mittheilen: „In Hannover hat man quasi die Erlaubniß für zwei Jesuiten, welche dort privates Exercitium ausüben werden, erhalten. So wird für jene Katholiken gut gesorgt sein. Der Herzog liebt und achtet die Patres, weshalb ich sie vor allen für die geeignetsten halte. Er würde auch die Capuciner zugelassen haben, aber abgesehen davon, daß sie nicht so sehr wie die Jesuiten für den Posten passen, hätten sie auch ihre Ordenstracht ablegen müssen, was ich, wenn nicht absolut nöthig, für inopportun erachte" [3]).

„An drei Stellen," schreibt der Nuntius in der Relation aus dem Jahre 1681 [4]), „wird jeden Tag und an Sonn- und Feiertagen an vier Stellen die h. Messe gelesen; einer der Patres predigt in deutscher, der andere in französischer Sprache vor der zahlreich anwesenden Gemeinde. Der Herzog hat nicht allein viele Katholiken in seinen Diensten, sondern hält an

---

[1]) SOR 481, fol. 26.

[2]) Erstere Stiftungsurkunde bei Drewes, Anlage Nr. 10, S. 366—368. Zweite bei Mejer, Propaganda II, S. 315 Anm. 2. Näheres über die Stiftung daselbst S. 314 ff.

[3]) Brief des Nuntius von Köln 1680 Mai 19. SOR 479 zu Acta Congr. 1680 Juli 1, Nr. 19.

[4]) Uebersendet am 23. Februar 1681. SOR 482 zu Acta Congr. 1681 März 24, Nr. 14.

seinem Hofe auch einen Kaplan des verstorbenen Herzogs Bonaventura bei Nardini, dem die Beaufsichtigung der Pagen, das Secretariat für die italienischen Briefe und der Unterricht in dieser Sprache für die Prinzessin obliegt. Dieser feiert am Sonntag an zwei Orten die heilige Messe für die am Hof befindlichen Katholiken, der P. Zurin für die Soldaten; der andere, P. Godofredi, für die katholischen Einwohner der Stadt." Die Anzahl der Katholiken wird in der Relation Becker's 1682 auf dreihundert Seelen angegeben. Dieselbe bemerkt noch, daß den Bemühungen Steno's die Vergünstigung zu danken war.

Die von diesem zur Zeit seiner Amtsthätigkeit in Hannover gegründete Mission in Hameln hatte keine Schwierigkeiten zu bestehen. Die katholische Gemeinde an diesem Platze bestand nur aus etwa 70 Soldaten der Besatzung und einem katholischen Bürger. Eine Zeit lang war Johannes Becker, Convertit und Alumnus des Collegiums der Propaganda, dort Missionär [1]), später (vielleicht seit 1681) wurde sie von den Jesuiten besorgt.

Auch in Celle, wo Herzog Georg, der ältere der Braunschweigischen Brüder, regierte, faßte unter Steno die Mission festen Fuß, während zur Zeit Maccioni's nur dann und wann ein Capuciner von Hannover hatte hingehen können. Anfang Juni 1678 ließ Steno heimlich dorthin einen Priester kommen [2]), den P. Quirini aus der Gesellschaft Jesu, von Geburt Wallone, einen „frommen, gelehrten und klugen Mann". „Man hat," schreibt der Nuntius von Köln, „einen Wallonen gewählt wegen der Sprachen, weil der größte Theil der Katholiken Italiener sind oder Franzosen, die jedoch auch jenes Idiom reden." Ein Graf Volpi versprach dem Missionär für seinen Unterhalt jährlich

---

[1]) Von Johannes Becker ist in den Acten der Propaganda häufig die Rede. Hier einige Notizen: Geboren im Holsteinischen von protestantischen Eltern, studirte er zu Lübeck, convertirte und fand Aufnahme im Colleg der Propaganda. Aus Rom kehrte er 1677 zurück und kam am 3. Juni in Hamburg an, von wo er am 20. October 1677 der Congregation einen Bericht über den damaligen Stand der Missionen einsandte. SOR 468 zu Acta Congr. vom 2. Mai 1678, Nr. 19. Steno machte ihn zu seinem Hauskaplan und sandte ihn 1680 nach Hameln. (In Hamelia, schreibt der Nuntius 1681 in einer Relation, vi è un sacerdote secolare, alunno della S. Congregazione di Propaganda fide, huomo infatti esemplare e fervido per il zelo delle anime alimentato dalla pietà dei soldati cattolici.) 1681 wurde er von Steno nach Münster berufen, um das ihm übertragene Dekanat in St. Ludger ad interim zu verwalten; er begab sich Ende 1681 nach Rom und überreichte der Congregation eine ausführliche Relation über die nordischen Missionen (34 Blätter. SOR 483 zu Acta Congr. 1682 Januar 13, Nr. 5). Dann führte er wahrscheinlich seinen längst gehegten Plan (Acta Congr. 1679 Mai 19, Nr. 19), in den Karthäuser-Orden zu treten, aus.

[2]) Brief Steno's vom 13. Januar 1679 (siehe oben).

80 Scudi [1]). Bald erlangte er größere Freiheit. In der Relation des Nuntius von 1681 heißt es: „Der französische Resident genießt alle Freiheit für seine Kapelle, welche täglich von einer großen Anzahl Katholiken besucht wird. Er hat einen Weltpriester aus Frankreich bei sich. Außerdem hält sich heimlich im Hause eines Franzosen der Dominicaner Hein auf, ein Engländer, der der Verfolgung in seinem Vaterlande glücklich entronnen ist." Auch diese Mission wurde bald von den Jesuiten übernommen und erhielt wie Hameln durch die Stiftung Ferdinand's von Fürstenberg einen festen Bestand. Der fromme Stifter sollte übrigens die Früchte seines schönen Werkes nicht lange sehen, da er schon ein Jahr nach Errichtung dieses Denkmals, am 26. Juni 1683, starb. In seinem Testamente hatte er Steno, wie ihm die Brüder Fürstenberg's am 1. Juli 1683 mittheilten, mit der interimistischen Verwaltung seiner apostolischen Vicariate beauftragt [2]).

Die Congregation ließ ihm durch ihren Secretär mittheilen, sie hoffe, daß er mit dem bisherigen Eifer sich der Verwaltung seines Amtes auch weiterhin widmen werde [3]) und übertrug ihm dann in der Sitzung vom 2. Mai 1684 und durch Breve vom 25. Mai 1684 wieder in aller Form die Verwaltung sämmtlicher Vicariate [4]). „So hoch ist die Meinung," schrieb der Secretär an Steno [5]), „welche Se. Heiligkeit und die Cardinäle der Congregation von Ihrem seltenen Eifer und Ihrer Frömmigkeit haben, daß sie wegen des immer größern Fortschritts, den sie durch Ihren Beistand für die Missionen erhoffen, nicht geglaubt haben, Sie von der Bürde der Vicariate entheben zu sollen, sondern sie haben, um Ihnen Gelegenheit zum Aufenthalte in jenen Gegenden zu geben, beschlossen, Sie auch für die vom Bischof von Münster verwalteten Vicariate zu ernennen und Ihnen als jährlichen Unterhalt 200 Scudi zu bewilligen, eine Summe, welche die Congregation ihren Bischöfen gibt, nebst 50 Scudi für einen Missionär Ihrer Wahl." Ein weiterer Brief vom 1. Juli bestimmte, daß das Gehalt von da an beginnen solle, wo das von ihm in Münster bezogene aufgehört habe.

---

[1]) Der Nuntius von Köln 1678 Juni 5 und September 4. Vatic. Archiv Nunziatura di Colonia 54.

[2]) Secondo l'obbligo del breve apostolico di nominare uno ad interim, che attenda ai vicariati apostolici sino a tanto che V. Santità li provegga di un nuovo vicario. Steno an den Papst 1683 Juli 2. SOR 487 zu Acta Congr. 1683 August 3, Nr. 13.

[3]) Brief des Secretärs an Steno 1683 Juli 24. Lettere della S. Congr. e di Mons. Segretario 72, fol. 172b.

[4]) Acta Congr. 1684 Mai 2; Memorie di Nicolò Stenone. Mejer II, 266.

[5]) Der Secretär an Mons. Stenone 1684 Mai 6. Lettere della S. Congr. e di Mons. Segretario 73, fol. 96.

In den drei Jahren, welche Steno als Weihbischof von Münster gewirkt, hatte er unermüdlich die Diöcese durchwandert, um zu firmen, — in manchen Pfarreien war seit 15, 20 ja 30 Jahren dies Sacrament nicht mehr gespendet worden —, Visitationen abzuhalten, Mißstände, und deren gab es nicht wenige, abzustellen. Er stieß in seiner amtlichen Thätigkeit auf vielen Widerspruch, namentlich bei Canonikern, deren ungeistliches Leben und simonistischer Handel mit Beneficien an ihm einen scharfen Richter fand. Und als nun das Capitel in simonistischer Wahl den Bischof von Köln, Hildesheim und Lüttich auch als Bischof für Münster postulirte, war für ihn kein Bleiben mehr in der Stadt [1]).

5. Steno's letzte Lebensjahre, Missionsthätigkeit in Hamburg und Schwerin. 1683—1686.

Während seiner Thätigkeit als Weihbischof hatte Steno nie Zeit noch Möglichkeit gefunden, seine Vicariate zu besuchen, ein Grund, weshalb er von dem Amte enthoben zu werden wünschte [2]); jetzt beschloß er in einer Stadt derselben seinen Aufenthalt zu nehmen und begab sich im August oder September 1683 nach Hamburg. „Er fand dort," schreibt ein von ihm bekehrter Protestant, Rose, „noch weniger Trost, als in Münster. Nicht nur die Häretiker und Lutheraner verfolgten ihn, sondern selbst die Katholiken, weil er darauf hinarbeitete, den Frieden unter ihnen zu erhalten und ihre Streitigkeiten beizulegen" [3]). Selbst mit den Missionären hatte er Mißhelligkeiten. „Und das," schreibt Steno an Frau Arnolfini, „weil ich mich genöthigt fand, zwei Missionäre zu wechseln. Daraus ist mir so viel Verdruß erwachsen, daß ich es kaum zu beschreiben vermag. Ich habe den P. General von allem unterrichtet; er hat mir auch versprochen, Abhülfe zu schaffen. Aber das braucht Zeit. Es scheint, daß der bloße Name Bischof die Antipathie der Religiosen erweckt, und obschon ich gar nicht als Oberer auftrete, sondern in allem wie ein Missionär mich benehme, ja alles, was ich für nothwendig erachte, mit ihren Obern verhandle, herrscht doch stets Mißtrauen" [4]).

---

[1]) Vgl. Plenkers Cap. 12: Weihbischof in Münster, und Cap. 13: Schwierigkeiten und Widersprüche.

[2]) Brief Steno's aus Münster 1682 Nov. 15. SOR 485 zu Acta Congr. 1682 December 14, Nr. 22, und Münster 1683 Juni 27. SOR 487 zu Acta Congr. 1683 August 3, Nr. 13. „Dei quali (Vicariati) però in questo triennio ho portato il solo nome senza farne l'uffizio e senza mai venire a verun di detti vicariati."

[3]) Plenkers 172, 173.

[4]) Plenkers 178.

Das mochte in Steno den Wunsch verstärken, auf einige Jahre nach Italien zurückzukehren, wohin ihn der Großherzog von Toscana einlud. In dem Briefe, durch den er die Gestattung dieser Reise nachsuchte, legte er dem Papste die Entbehrlichkeit des apostolischen Vicars dar. „In einem Theile,“ führte er aus, „den braunschweigischen Staaten und dem Norden, üben die Jesuiten die Mission, welche, wenn sie dem Geiste der Gesellschaft folgen, eines apostolischen Vicars nur für das Sacrament der Firmung bedürfen.“ Für die Länder des Kurfürsten von Brandenburg, Halberstadt nämlich und Magdeburg, wo sich Priester verschiedener Orden kraft des westfälischen Friedens befänden, brauche die Congregation auch keinen Bischof zu halten, da dem apostolischen Vicar ein Besuch strenge verboten sei. Eine Zeit lang habe er zwar die Hoffnung gehegt, Zutritt zu bekommen, damals besonders, als der Sohn des Kurfürsten die einzige Tochter des Herzogs von Hannover geheirathet habe; jetzt sei jedoch alle Hoffnung verschwunden. Für die Katholiken Magdeburg's und Halberstadt's könnten die Nachbarbischöfe, der Weihbischof von Mainz oder Hildesheim, die nöthigen Dienste leisten. In dem dritten Theile des Vicariates, Mecklenburg, hätten sich einige Jahre hindurch zwei Priester zu Schwerin aufgehalten, seit einem Jahre sei nur noch einer da. Die Zahl der Katholiken betrage, wenn alle anwesend wären — der Fürst sei übrigens meistens in Paris — nur gegen zwanzig. Im Herzogthum Sachsen-Lauenburg, das in seinem Breve nicht genannt werde, sei die Zahl der Katholiken größer. Aber da der Herzog wenig im Lande residire und seinen Kaplan immer mitnehme, so riefen jene Katholiken für Weihnachten und Ostern einen Priester der Gesellschaft Jesu herbei [1]).

Die Congregation gestattete nach Anhörung dieser Gründe dem apostolischen Vicar, für einige Jahre nach Italien zu kommen. Bevor er den Norden verließ, wollte Steno nochmals seine Vaterstadt besuchen, um Abschied von seinen Freunden zu nehmen. Während seiner Anwesenheit in Kopenhagen (August 1685) konnte er, was er seit acht Jahren vergeblich erhofft, heimlich vielen Katholiken das Sacrament der Firmung spenden, die sonst dasselbe niemals empfangen haben würden [2]).

Darauf kehrte er nach Hamburg zurück, um die Reise nach Italien anzutreten, fand aber ein Schreiben vor, wodurch der katholische Herzog von Mecklenburg-Schwerin „dem Ehrwürdigen Sr. Stenon, Geistlichen von der Römischen katholischen Religion, und seinen Associirten concedirte und freigab, Sich in besagter Unser Residenz

[1]) Referat in Acta Congr. 1685 Juli 16 Nr. 33. Rescriptum: Scribatur episcopo pro licentia.

[2]) Brief Steno's an die Congreg. Hamburg 1685 September 9./19. SOR 494 zu Acta Congr. 1685 December 17, Nr. 25.

Schwerin eine Wohnung für billigen Entgelt zu verschaffen, alda auffzuhalten und Ihre Gewissens Freyheit mit und neben andern Römisch-Catholischen in Unser Fürstl. Schloß Capelle treiben und üben mögen, ohne daran in einigerley Weise angefochten, noch turbiret zu werden" [1]).

Steno hatte den Herzog um die Erlaubniß dazu gebeten. Er wollte nämlich versuchen, ob sich nicht eine dauernde Missionsstation, unabhängig von der Schloßkapelle, in Schwerin errichten lasse, damit, wenn der Herzog sterbe, der katholische Gottesdienst nicht wieder aufhöre [2]).

Anstatt seine Reise fortzusetzen, ging deshalb der apostolische Vicar Anfang December 1685 nach Schwerin. Dort lebte er als einfacher Priester, und selbst in den kirchlichen Functionen, die er in der Schloßkapelle vornahm, konnte man in ihm den Bischof nicht erkennen [3]). Dem einzigen Missionär Schwerin's, P. Steffani aus dem Augustinerorden, der durch Kränklichkeit häufig verhindert war, half er in den seelsorglichen Arbeiten, predigte, wie jener dem Herzog schreibt, fleißig deutsch und französisch. Der Stand der katholischen Religion bot jedoch kein ermuthigendes Bild. Die Heirathen zwischen Personen verschiedenen Glaubens, Theilung der Kinder bezüglich der Religion, welche dann alle die lutherischen Schulen besuchten und den lutherischen Katechismus lernten, eröffneten schlechte Aussichten für die Zukunft der katholischen Gemeinde in Mecklenburg. So war es auch an vielen andern Orten im Norden [4]). In Schwerin bereitete ihm ein katholischer Rittmeister Hoffmann, der in gemischter Ehe lebte und seine Kinder nicht katholisch erziehen lassen wollte, manche Ungelegenheiten [5]). An andern Katholiken betrübte ihn die Uebertretung der kirchlichen Vorschriften, Arbeit an katholischen Festtagen und Verletzung der Abstinenz- und Fastengebote. „Ich lebe," schreibt er am Jahrestage seiner Conversion, 2. November 1686, an Frau Arnolfini [6]), „an einem Orte, wo die Zahl der Katholiken sehr klein ist. Aber auch

---

[1]) Paris 1685 August 15, bei Mejer II, S. 267; Plenkers S. 187. Dort auch das Bittgesuch Steno's an den Herzog, welches durch den ihm befreundeten Pfarrer von St. Germain befürwortet wurde. Steno's Dankschreiben Hamburg 1685 7./17. Sept. bei Mejer II, 267. Anm. 2. Plenkers 188.

[2]) So schreibt Steno selbst an die Oberin des Klosters Ringe in Münster 1685 December 18./28. Lesker, Aus Mecklenburg's Vergangenheit 93. Mejer stellt hier allerlei unbestimmte Vermuthungen auf und denkt an Errichtung einer Missionsschule, als Keim zur Repristination des alten Bisthums. II, 273.

[3]) Dieses geschah wegen der eigenthümlichen Absichten des Herzogs auf Besetzung des Bisthums Schwerin.

[4]) Steno an den Secretär der Congregation, Schwerin 1685 December 19. SOR 495 zu Acta Congr. 1686 März 26, Nr. 23.

[5]) Steno's Brief darüber an den Herrn von Bunsow vom 2. October 1685. Mejer II, 270 Anmerkung 2. Vgl. Plenkers 192 ff.

[6]) Plenkers 195.

unter diesen gibt es wenige, die mir Trost bereiten. Die heilige Kirche hat daran gedacht, strenge Verbote gegen den Umgang und vertrauten Verkehr mit Häretikern zu erlassen. Die Katholiken, welche sich schlecht aufführen, werden schlimmer als die Häretiker." Die Verwirklichung des Zweckes, der ihn nach Schwerin geführt hatte, erschien ihm in weite Ferne gerückt. Steno erwartete darum schon längere Zeit, was die Congregation über ihn verfügen werde, und fuhr inzwischen fort, die Schweriner Gemeinde zu pastoriren. „Der Augustiner," schreibt er am 13. November (alten Stils) 1686 an den Secretär [1]), „der seit vielen Jahren Kaplan des Herzogs dahier gewesen, ist gestern Abend, versehen mit den Sacramenten der hl. Kirche, eines erbaulichen Todes gestorben. Nach drei Wochen werde ich, falls Gott mir das Leben läßt, das Jahr hier beendigen, welches ich als einfacher Pfarrer verlebt habe. Man hegt die Erwartung, daß der Herzog, wie er es versprochen, einen Priester von Paris hersenden wird. Inzwischen bitte ich Sie, mich wissen zu lassen, was der Wille Seiner Heiligkeit ist, ob ich nach Italien zurückkehren, ob ich nach Trier gehen, wo der Kurfürst mich als Weihbischof verlangt, oder ob ich mich in den Vicariaten aufhalten soll. Für das Herzogthum Sachsen-Lauenburg habe ich noch nichts gethan und ich sehe auch für den Augenblick keine Hoffnung, dort etwas ausrichten zu können" [2]).

Gott hatte es anders beschlossen. Wenige Tage später, am 6. December (neuen Stils) 1686, rief er ihn nach einer kurzen Krankheit aus dem Leben. Steno starb den Tod eines Heiligen, wie er als Heiliger gelebt hatte. Seine vielen Fasten, Abtödtungen und Entbehrungen hatten sein Ende beschleunigt [3]).

---

[1]) Steno an den Secretär, Schwerin 1686 November 13. SOR 497 zu Acta Congr. 1687 Januar 13, Nr. 7.

[2]) Derselbe an die Congregation, Hamburg 1685 October 7./17: In Sachsen-Lauenburg zähle man 140 Katholiken; der größere Theil derselben besuche lutherische Kirchen und Predigten; mehrere seien schon zum Lutherthum übergetreten, vier Katholiken in der letzten Zeit ohne Sacramente gestorben. Weil der Herzog katholisch sei, wäre es unverständlich, weshalb er für seine Glaubensgenossen keinen Geistlichen verstatte. Da Lauenburg nicht zu seinem Vicariate gehöre, habe er sich bis jetzt nicht eingemischt; man möge dem Wiener Nuntius aufgeben, beim Herzoge für Sendung eines Priesters zu wirken. SOR 494 zu Acta Congr. 1685 December 17, Nr. 25. Rescriptum: Scribatur Nuntio apostolico iuxta mentem . . . Extendantur facultates (für Steno über Lauenburg).

[3]) Vergl. die letzten Capitel bei Plenkers. Die Leiche Steno's wurde zunächst im Dome zu Schwerin beigesetzt, im folgenden Jahre aber nach Florenz in die Basilica des hl. Laurentius überführt.

III.

Das apostolische Vicariat von Steno's Tod bis zur Theilung. 1686—1709.

Vor seinem Tode hatte Steno dem Weihbischofe von Hildesheim schriftlich die Sorge für die von ihm verwalteten Vicariate übergeben, ihm jedoch die Facultäten nicht übertragen. Der Nuntius schrieb der Congregation, daß der Weihbischof die Facultäten wünsche, aber das Amt wegen seiner Dürftigkeit nicht übernehmen, noch die Reisen zu den Katholiken des Nordens, welche nach dem Sacramente der Firmung verlangten, machen könne, ohne die Unterstützung, welche Steno von der Congregation erhalten. In der Sitzung vom 4. August 1687 erstattete der Cardinal Sacchetti hierüber Bericht, worauf von der Congregation beschlossen wurde, dem Weihbischofe die Facultäten bis auf weiteres zu ertheilen und ihm die gewöhnliche Unterstützung zu verleihen; dem Nuntius von Köln wurde aufgegeben, Andere in Vorschlag zu bringen [1]).

Die Congregation wünschte, so scheint es, einen apostolischen Vicar, der ihrer Unterstützung nicht benöthigte. Da Niemand sich fand, blieb es bei der Ernennung des Hildesheimer Weihbischofs. Anfang März 1688 wurden seine Facultäten auf Dänemark [2]) und in der Congregation vom 4. Mai 1688 auch auf Schweden ausgedehnt [3]).

Wer war nun dieser Weihbischof von Hildesheim, der den Bischofstitel von Joppe führte? Mejer theilt diese Würde dem Italiener Hortensio Mauro zu, der „seiner weltlichen Stellung nach, unter Johann Friedrich's Nachfolger, Ernst August, Secretär für den italienischen Briefwechsel der Herzogin, eine Art poetischer Rath, ein Freund Leibnitzens war [4]). Dreves gibt ebenfalls als apostolischen Vicar (1683—1694) den

---

[1]) Acta Congr. 1687 August 4, Nr. 16. Rescriptum: Relata et dentur facultates episcopo Joppae in vicariatibus concessis episcopo Stenoni et cum solito subsidio S. Congregationis, et interim scribatur Nuntio Coloniae, ut proponat personas magis idoneas pro dicto vicariatu. Ein Brief vom selben Tage theilte dem Kölner Nuntius den Beschluß der Congregation mit. Am 6. December 1687 wurden die Facultäten (sie waren so spät vom h. Officium gekommen) überschickt. Lettere della S. Congreg. e di Mons. Segretario 76, fol. 42 b und 163 b.

[2]) Der Secretär an den Nuntius von Köln 1688 März 13. Lettere della S. Congr. e di Mons. Segretario 77, fol. 70. Vor zwei Wochen sei schon das Decret an das h. Officium geschickt.

[3]) Acta Congr. 1688 Mai 4, Nr. 1. Grund der Bitte: l'occasione di provedere d'un sacerdote il Sig. Inviato Cesareo. Steno hatte die Facultäten über Schweden nicht.

[4]) Mejer II, 273.

Hortensius Mauro episcopus Joppensis, suffraganeus dioeceseos Hildeshemiensis an und sucht denselben wegen der von ihm verfaßten Operntexte gegen Gefffen zu vertheidigen [1]). In Wirklichkeit ist es jedoch der Freiherr Friedrich von Hörde. In seinen an die Congregation gerichteten Schreiben, die fast alle in lateinischer Sprache geschrieben sind, unterzeichnet er stets als Fridericus episcopus Joppensis Suffraganeus Hildesiensis [2]).

Seine zehnjährige Thätigkeit war für die nordischen Missionen vom reichsten Segen begleitet. In den braunschweig-lüneburgischen Landen befestigte sich die Mission in Hannover, namentlich in Folge der neunten Kurwürde, welche der Herzog erhielt. Auch wurden die Schwierigkeiten, welche die Prediger der Spendung der Sacramente entgegenstellten, glücklich beseitigt. Die Gemeinde zählte ungefähr 1200 Seelen und hatte ihren Gottesdienst in zwei Kapellen, von denen die eine in der Vorstadt lag, die andere innerhalb der Stadt in einem 1695 angekauften Hause. In Hameln fand die Mission eine Stütze an dem Platzcommandanten Dumont, in Celle an dem General du Boisdavid, der in seinem Hause eine geräumige Kapelle errichtet hatte. Nach Otterndorf im Lande Hadeln, das nach dem Tode des letzten Herzogs von Lauenburg (1689) an Braunschweig-Celle kam, sandte der Kaiser einen Missionär aus der Gesellschaft Jesu. Auch im dritten der braunschweigischen Herzogthümer entstand damals (1690) eine Mission in der Residenzstadt Wolfenbüttel, welche namentlich den zahlreichen Italienern der Hofkapelle zu Gute kam. Ebenso konnte mit Erlaubniß des Herzogs in Braunschweig bei Gelegenheit der Märkte katholischer Gottesdienst ermöglicht werden.

In Schwerin dauerte nach dem Tode des Herzogs Christian Louis (1692) die Erlaubniß katholischen Religions-Exercitiums fort. Die Katholiken mußten zwar die Schloßkirche räumen, erhielten aber eine geräumige Kapelle im Hause der Frau von Bibow. Die Missionen des Nordens und Dänemarks konnten in Ruhe ihre Wirksamkeit entfalten. Ueber den Stand der katholischen Kirche in den ihm untergebenen Gebieten erstattete

---

[1]) Dreves 400 und 105 Anmerkung 48. Desgleichen Woker, Franciscaner-Missionen 428.

[2]) Mejer läßt einen ihm vorgekommenen „Freiherrn von Hörde zu Hildesheim" als Gehülfen (Suffraganeus) des Hortensio Mauro auftreten und verwechselt ihn zudem mit Johann Adolf von Hörde, der später 1722 apostolischer Vicar wurde. Mauro war nie Weihbischof von Hildesheim noch Bischof von Joppe. Mit Ferdinand von Fürstenberg, dem spätern Bischof von Paderborn und Münster, aus Italien gekommen, war er bei diesem Segretario nelle lingue latina italiana e francese, ging nach dessen Tode an den Hannöverschen Hof und wurde später auch in diplomatischen Sendungen verwendet, z. B. 1693 an den Kölner Kurfürsten. Brief des Kölner Nuntius 1693 August 9. Vatic. Archiv Nunziat. di Colonia 76.

der apostolische Vicar 1696 einen ausführlichen Bericht an die Propaganda [1]).

Nach seinem im November 1696 erfolgten Tode wurden der Congregation Mehrere als tauglich zur Nachfolge vorgeschlagen. Der Nuntius empfahl besonders als „würdig durch Geburt, Gelehrsamkeit und Frömmigkeit" den Weihbischof von Osnabrück Otto von Bronckhorst und den Baron Franz Ludolf von Landsberg [2]). Auch der Bischof von Hildesheim, Jobst Edmund von Brabeck, war, wie der Nuntius schrieb, in seinem hohen Alter noch geneigt, der Würde des Bischofsamtes das des apostolischen Vicars hinzuzufügen [3]). In einem eigenen Schreiben hatte sich dieser dem Papste gegenüber dazu bereit erklärt [4]). Er habe, so führt er in Briefen an den Nuntius von Köln und seinen Agenten in Rom aus, schon bei Lebzeiten des Bischofs von Joppe stets zum Wachsthum der Missionen beigetragen, und werde noch mehr thun, namentlich durch Vermehrung der Missionäre, wenn die Congregation ihn werde deputirt haben. Der Bischof von Joppe habe vor seinem Tode ihm alle Facultäten übertragen, und so verwalte er bereits das Vicariat. Sein Bisthum sei die einzige Stütze der katholischen Religion in den nördlichen Theilen des niedersächsischen Kreises. Mit dem Kurfürsten von Brandenburg, zu dessen Staaten ein Theil des apostolischen Vicariates gehöre, lebe er in gutem Einvernehmen. Da er selbst die Missionen nicht besuchen könne, so werde er dies durch geeignete Personen ausführen lassen. Die Spendung des Sacraments der Firmung sei mit Lebensgefahr und mit großen Nachtheilen für die Katholiken verbunden.

Die Congregation beschloß nach Anhörung dieser Berichte am 15. April 1697, dem Hildesheimer Bischof das apostolische Vicariat zu übertragen [5]). Am 6. Mai 1697 verlieh sie ihm die Facultäten [6]); das päpstliche Ernennungsbreve ist vom 13. Mai 1697. Am 12. Juli 1698 wurden seine Facultäten auf Schweden ausgedehnt [7]).

---

[1]) SOR 527 zu Acta Congr. 1697 Mai 6, Nr. 23.

[2]) Brief des Kölner Nuntius von 1696 November 25. SOR 526 zu Acta Congr. 1697 April 15, Nr. 15.

[3]) Derselbe 1696 December 2. Daselbst.

[4]) Jodocus Edmundus Episcopus Hildesiensis an den Papst, Hildesheim 1696 Nov. 25./15. Daselbst.

[5]) Acta Congr. 1697 April 15, Nr. 15. Rescriptum: Posse, si Sanctissimo placuerit, deputari D. Episcopum Hildesiensem Vicarium apostolicum eidemque iniungi, ut in exercitio Vicariatus utatur opera D. Canonici Lansbergh.

[6]) Acta Congr. 1697 Mai 6, Nr. 6.

[7]) Brief der Congreg. an den Bischof von Hildesheim 1698 Juli 12. Lettere della S. Congreg. e di Mons. Segret. 87, fol. 33.

Die Congregation hätte gern gesehen, wenn der Bischof von Hildesheim zur Visitation der Missionen des schon genannten Franz Ludolf von Landsberg, Domherrn in Münster und Hildesheim, sich bedient hätte, und trug ihm darum (1699) an, denselben zu seinem Suffragan zu ernennen; sie würde ihm dann die jährliche Unterstützung, welche der Bischof von Joppe genossen, bewilligen. Er ging jedoch darauf nicht ein [1]).

Als der Bischof Jobst Edmund 1702 starb, wählte die Congregation zu seinem Nachfolger den Weihbischof von Osnabrück und übertrug ihm durch Breve vom 13. October 1702 die von seinem Vorgänger verwalteten Vicariate. Otto von Bronckhorst, Graf von Gronsfeld, war, wie der Nuntius Tanara am 2. Juli 1690 berichtet, sechszehn Jahre in der Gesellschaft Jesu gewesen, hatte Theologie gelehrt und in verschiedenen Sprachen gepredigt, mehrmals in Rom unter großem Beifall. Nachdem er aus dem Orden ausgetreten, um seiner betagten Mutter beizustehen, hatte er nicht aufgehört, seine Studien fortzusetzen und Werke der Frömmigkeit zu üben.

„Ich, der ich ihn genau kenne," erklärt der Kölner Nuntius, „bin überzeugt, das keiner besser als er das geistliche Regiment der Diöcese Osnabrück übernehmen kann" [2]). Der Kurfürst von Köln schätzte ihn; dem Administrator von Osnabrück Herzog Ernst August war er eine genehme Persönlichkeit. Der Nachfolger Tanara's, Davia, welcher sich für Ernennung des Grafen von Gronsfeld mit Erfolg bemühte, ist überzeugt, daß er die Billigung des Papstes finden wird, sowohl wegen seiner persönlichen Eigenschaften, als auch wegen der Vortheile, die aus seiner Wahl für die Katholiken erwachsen werden [3]).

Diese Gründe führten damals seine Wahl zum Weihbischof von Osnabrück herbei und bestimmten auch jetzt die Congregation, ihm das apostolische Vicariat zu übertragen. In dem Ernennungsbreve [4]) finden sich für die Theile seines Vicariatsbezirkes noch dieselben Bezeichnungen, wie sie schon in den Breven des ersten Vicars vorkommen und seitdem gleichsam feststehend geworden waren. Voran steht „das Braunschweig-Lüneburgische Gebiet", das, wie es scheint, in weiterm Sinne,

---

[1]) Nach einem Memoriale über das apostolische Vicariat aus d. J. 1731, Propag. Archiv Scritture non riferite Germania e Missioni settentrionali 8 (1735—1740).

[2]) Brief des Nuntius 1690 Juli 2 in Vatic. Archiv Nunziatura di Colonia Cod. 70.

[3]) Brief des Nuntius von Köln v. 10. Dec. 1690. Das. Vgl. Osnabrücker Kirchen- und Volksbote 1864, S. 581. Die Weihbischöfe der Diöcese Osnabrück 17, Otto v. Bronckhorst.

[4]) Abgedruckt bei Dreves Anlage Nr. 14, S. 371. 372.

also Celle und Wolfenbüttel mit einbegriffen, zu fassen ist. Steno hatte in Celle die Mission errichtet; über Wolfenbüttel nahm 1706 der Graf von Gronsfeld die Jurisdiction in Anspruch[1]). Darauf folgen die Diöcesen Bremen, Schwerin, Magdeburg und Halberstadt. Unter ersteres gehörte Hamburg und das Suffraganbisthum Lübeck, das aus diesem Grunde wohl nicht besonders genannt wurde. Als besondere Missionen wurden von Anfang an Glückstadt und Altona erwähnt. Sie behielten auch ihren Platz in den Breven, als ganz Dänemark (und Norwegen) dem apostolischen Vicar unterstellt wurde. Das geschah zum ersten Male bei Steno und darauf bei seinem Nachfolger, aber beide Male durch besondere Verleihung. Beim Bischof von Hildesheim wurde es dann im Ernennungsbreve selbst (in omnibus locis totius ditionis temporalis regis Daniae) aufgeführt. Das „Mecklenburgische Gebiet", das in den Breven der apostolischen Vicare bislang immer seine Stelle gefunden, wurde in dem des Grafen von Gronsfeld ausgelassen, wohl deshalb, weil Schwerin die einzige Mission geblieben war und man nach dem Tode des katholischen Herzogs keine Hoffnung auf andere Stationen hatte. Auch Schweden, über das die Congregation den beiden Vorgängern Gronsfeld's die Jurisdiction ertheilte, wird in seinem Breve nicht erwähnt.

Der große Umfang des Vicariatssprengels ließ eine Theilung wünschenswerth erscheinen, zumal wenn von ihr ein Fortgang der Missionen erhofft werden konnte. Eine solche Gelegenheit bot sich damals und hatte ihren Grund in der besondern Stellung eines merkwürdigen Mannes, des Agostino Steffani, Bischofs von Spiga[2]). Clemens XI. hatte ihn persönlich kennen und schätzen gelernt und versprach sich von seinen glänzenden Eigenschaften, seinen ausgedehnten Verbindungen und seinem Ansehen an den Höfen in Hannover, Berlin und Düsseldorf Vortheile für die Missionen dieser Länder. Darum ernannte er durch Breve vom 6. April 1709[3]) den Bischof von Spiga zum apostolischen Vicar in den zu Kurpfalz, Kurbrandenburg und dem braunschweigischen Hause gehörigen Gebieten, „die nicht unter Bischöfen oder andern Ordinarien ständen," und errichtete damit das apostolische Vicariat von Hannover (oder von Ober- und Niedersachsen). Die übrigen Theile des ursprünglichen Vicariats — das Breve nennt Dänemark, Schweden, Lübeck, Hamburg, Altona

---

[1]) Woker, Franciscaner-Missionen.

[2]) Ueber ihn vergl. die interessante Arbeit Woker's: Aus den Papieren des kurpfälzischen Ministers Agostino Steffani, Bischofs von Spiga, spätern apostolischen Vicars von Norddeutschland. Deutsche Angelegenheiten, Friedensverhandlungen zwischen Papst und Kaiser. Erste Vereinsschrift der Görres-Gesellschaft für 1885.

[3]) Abgedruckt bei Woker, Franciscaner-Missionen 429 ff.

und Schwerin[1]) — blieben als „Vicariat des Nordens" dem Weihbischof von Osnabrück unterstellt.

*

Wie am Eingange, so wäre hier am Schlusse der Ort, an der Hand der Statistik einen Rundgang durch die nordischen Missionen zu unternehmen und den erfreulichen Fortgang darzulegen, den die katholische Religion auf dem weiten Gebiete im Laufe des Jahrhunderts gemacht hat Dank der steten Fürsorge der Congregation, dem Bemühen der apostolischen Vicare und dem seeleneifrigen Wirken der Missionäre. Da jedoch über den größten Theil derselben bereits die genauesten Nachrichten vorliegen[2]), genügen hier einige Bemerkungen. Im Gründungsjahre der Congregation wurde der erste Altar der Nordischen Missionen zu Altona wieder errichtet. Am Ende des Jahrhunderts zählte man 15 Stationen. Alle in der Zwischenzeit entstanden, waren sie durch viele Stürme und Gefahren hinübergerettet worden und hatten nach vielen Verhandlungen das Recht ihres Bestehens oder wenigstens Duldung erlangt. Der größere Theil hatte durch die Stiftung des Bischofs von Münster und Paderborn eine feste Grundlage bekommen. Ueber den ganzen Norden zerstreut, boten sie nicht allein den am Orte der Mission selbst Wohnenden, sondern auch den in der Umgegend Befindlichen die Möglichkeit, ihre Religion zu üben. Auf die braunschweigischen Staaten kommen die Missionen in Hannover, Hameln, Celle und als erst jüngst errichtete Otterndorf im Lande Hadeln. Die Anfänge der Mission in Braunschweig und Wolfenbüttel gehören ebenfalls noch in diese Zeit. In Magdeburg und Halberstadt sammeln sich die Katholiken um die Klöster und haben an den Franciscanern eifrige Seelsorger. Für Mecklenburg sorgt die Mission in Schwerin, die drei nordischen Hansestädte Bremen, Hamburg und Lübeck haben ihre eigenen Missionen, über Holstein und Dänemark sind zahlreiche Stationen zerstreut: Altona, Friedrichstadt, Glückstadt, Fridericia, Rendsburg und Kopenhagen. War auch die Freiheit des Cultus und das Wirken der Missionäre an einzelnen Punkten noch beschränkt, gehörte auch an mehrern Orten die Ertheilung der Taufe und die Eheschließung vor den protestantischen Prediger und mußte selbst die Spendung der Sterbesacramente heimlich geschehen, so war doch der Bestand dieser Missionen gesichert und für die Zukunft nicht mehr zu befürchten, daß Unduldsamkeit sie vernichte und den im Norden zerstreuten Katholiken die Möglichkeit nehme, der Segnungen ihrer Religion theilhaftig zu werden.

---

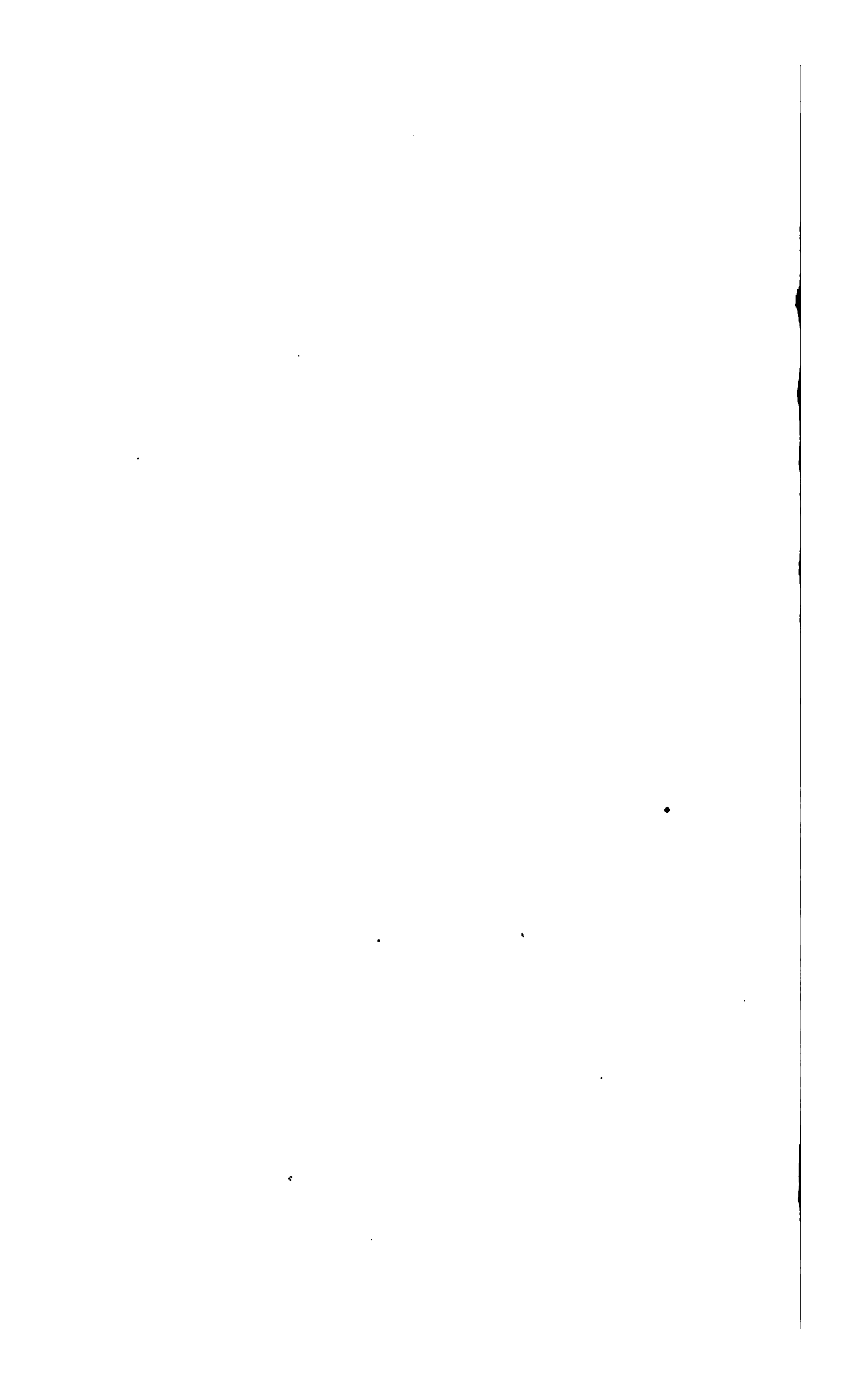
[1]) Vgl. Mejer II, 278 Anm. 3. Die Zeitangabe 1702 ist unrichtig.

[2]) Woker, Aus norddeutschen Missionen des 17. und 18. Jahrhunderts, S. 91—113, Catalogus notitiarum.

Inhalt.

Agostino Steffani

Bischof von Spiga i. p. i.



Agostino Steffani

Bischof von Spiga i. p. i.

apostolischer Vicar von Norddeutschland

1709—1728.

Von

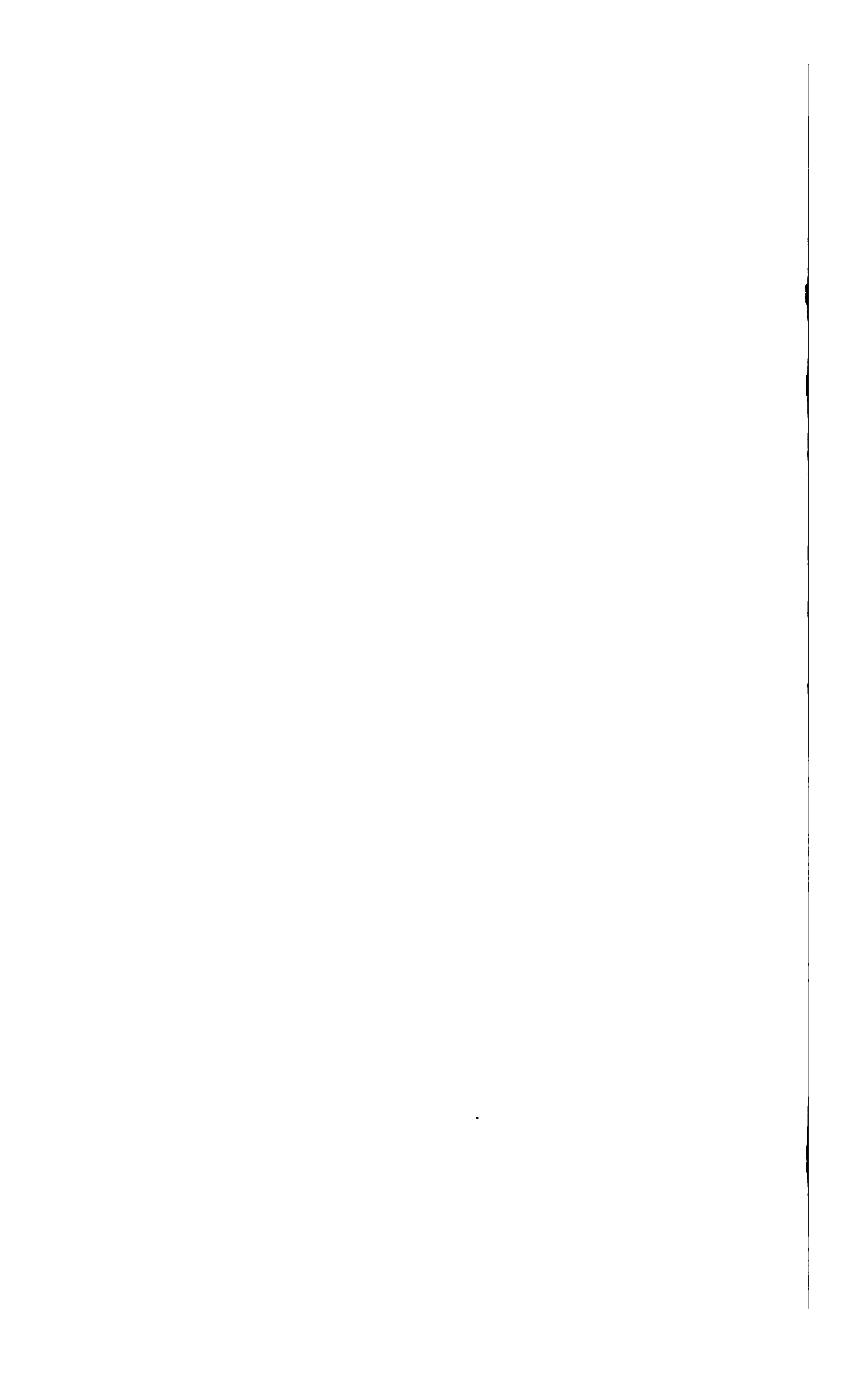
Franz Wilhelm Woker,

Pfarrer zu Halle a. d. S.

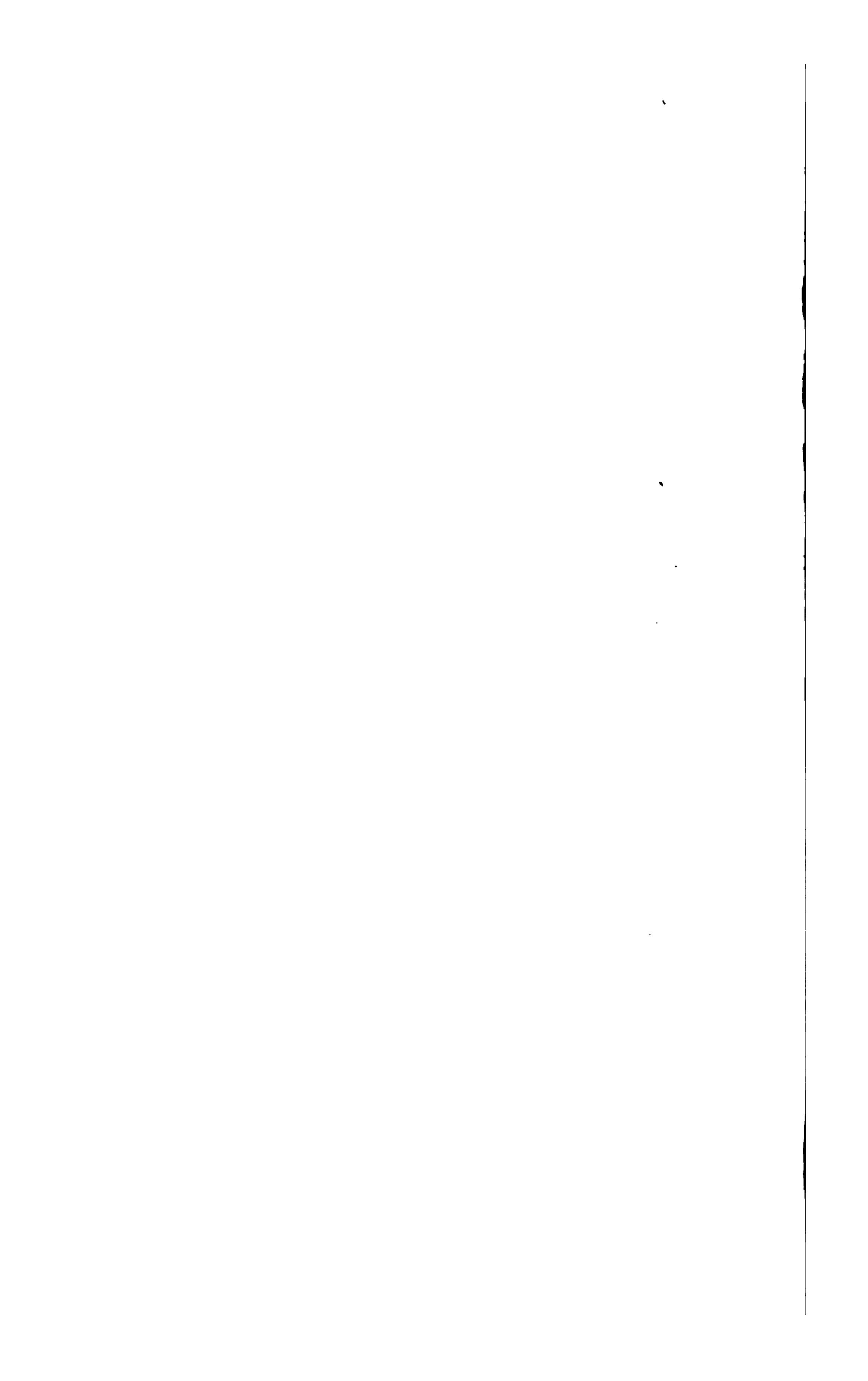


Köln, 1886.

Druck und Commissions-Verlag von J. P. Bachem.



Inhalt.



Vorwort.

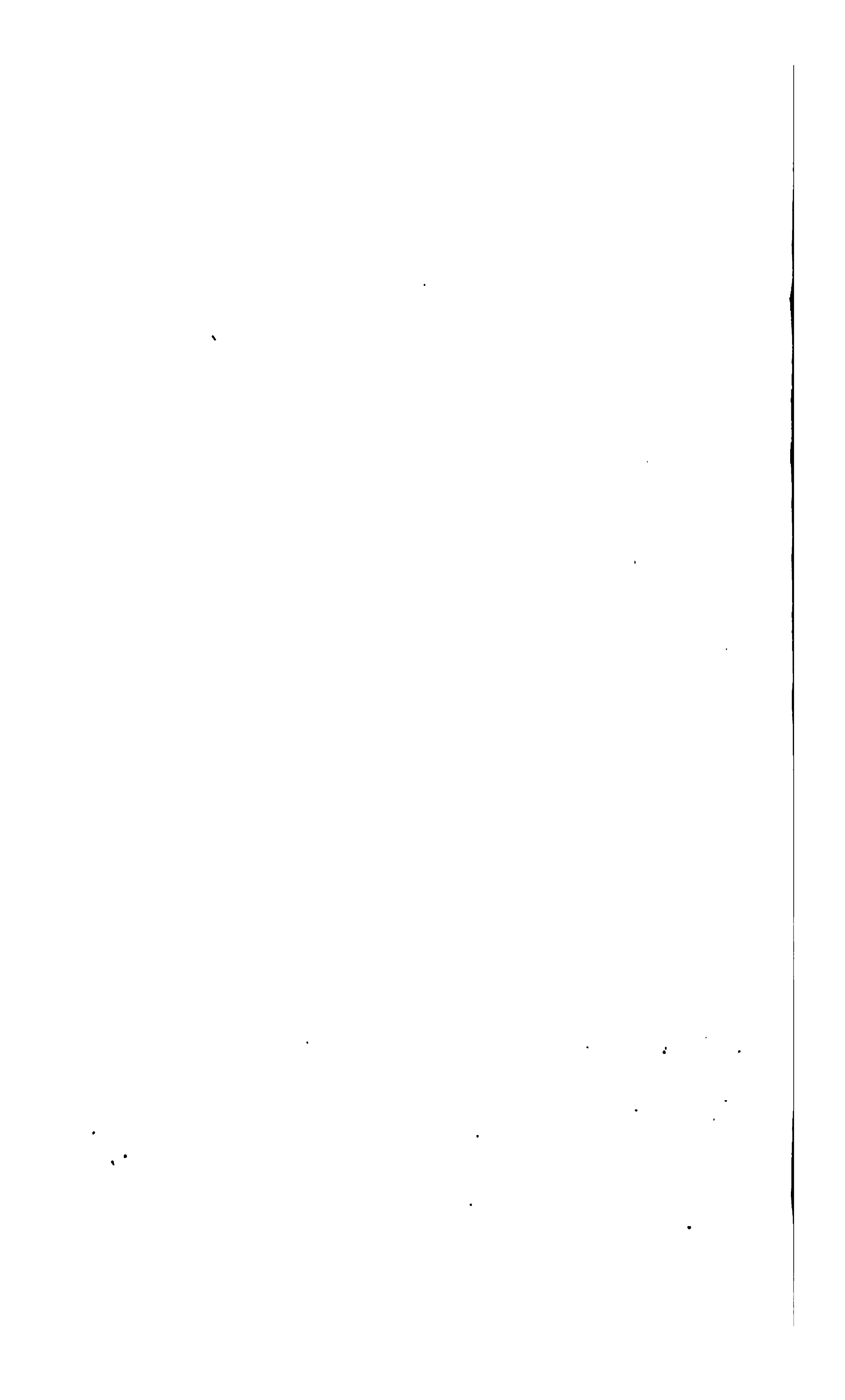
Die folgenden Capitel bilden eine Fortsetzung meiner vorigjährigen Vereinsschrift: „Aus den Papieren des kurpfälzischen Ministers Agostino Steffani, Bischofs von Spiga,“ deren Vorwort auch für diese gilt. Außer den dort angeführten Archivalien sind hier auch solche aus den Römischen Archiven benutzt, die mir von befreundeter Hand zum Gebrauch übergeben wurden. Schon wegen der räumlichen Beschränkung der Vereinsschriften hat ein Theil der Thätigkeit des Bischofs von Spiga in seinem Vicariate von der Behandlung in dieser Schrift ausgeschieden werden müssen, nämlich die Ordnung der Missionen Hannover und Celle. So sehr auch diese Angelegenheit in den Rahmen des Bildes gehört, das diese Schrift zeichnen will, so hoffe ich doch, daß deren Ausscheidung der Sache zu Gute kommen wird, welcher diese Capitel dienen. Denn es ist meine Absicht, in einer zusammenhängenden Geschichte der genannten beiden Missionen die Verhältnisse derselben unter dem Vicariate des Bischofs von Spiga darzustellen.

In einer Recension meiner vorigjährigen Vereinsschrift ist der Wunsch nach einer Biographie Steffani's ausgesprochen. Wenn die letztgenannte Arbeit und noch einige andere Capitel hinzukommen, so dürfte im Wesentlichen diesem Wunsche entsprochen sein. Das Bild des Mannes, wie es sich herausstellt, ist nicht das eines makellosen Heiligen, aber leere Worte waren es auch nicht, wenn die höchsten kirchlichen Behörden ihn wegen seines Eifers für die heilige Sache Gottes mit Lobsprüchen überhäuften. Indessen liegt nicht sowohl in seiner Person als vielmehr in der Sache, welche er betrieb, und in der Entwickelung der Dinge unter seinen Händen der Schwerpunkt meiner Darstellungen.

Auch in dieser Schrift habe ich einfach die Acten reden lassen und Reflexionen vermieden, so nahe sie auch liegen, zufrieden, wenn der freundliche Leser zu solchen Veranlassung findet.

Halle a. S. im Mai 1886.

F. W. Woker.



Erstes Capitel.

Ernennung zum apostolischen Vicar von Norddeutschland. Die apostolische Reise.

Im September 1706 wurde der kurpfälzische Minister A. Steffani vom Papste zum Bischof von Spiga i. p. i. ernannt[1]). Bei der Gelegenheit seiner Weihe, die am 2. Januar 1707 in Bamberg stattfand, suchte er in Würzburg eine Differenz auszugleichen, welche zwischen dem Kurfürsten von Mainz und dem Fürstbischof von Würzburg bestand. Von den Ministern des letztern erfuhr er darüber geringschätzige und übele Nachrede. Davon nahm er Veranlassuug, an den Würzburger Großpropst v. Schönborn im Februar 1707 Folgendes zu schreiben[2]): „Glauben dieselben, daß man mit Lügen den Bischof von Spiga fangen könne? Oder glauben sie, daß sie mit dem Ansehen, das sie in der Welt besitzen, das meinige vernichten können? Da müßten sie sehr lange arbeiten, bis sie dahin kämen; ihr Leben wird wohl nicht lang genug sein. Es wäre ein Act der christlichen Nächstenliebe, ihnen das begreiflich zu machen. Die Verleumdungen dieser Ministerchen verdienen nicht, daß man einen Augenblick auf sie reflectirt." Einen „vieu routier" in der Politik nennt er sich dabei.

Die Meinung, welche Steffani von sich hatte, war in der That begründet. Es dürfte damals kaum einen Prälaten der katholischen Kirche gegeben haben, der eine so genaue Kenntniß der norddeutschen kleinen und großen Höfe, namentlich auch der protestantischen besaß, als der Bischof von Spiga. Und bei allen war er ein angesehener, theilweise sehr beliebter Mann, zumal in Hannover. Mehr noch als heutzutage

[1]) Woker, Aus den Papieren Steffani's. Erste Vereinsschrift der Görres-Gesellschaft für 1885. S. 14.

[2]) Correspondence entre Mr. l'Evêque de Spiga et Mr. le Grand Prevôt de Würzburg, im v. Schönborn'schen Archiv zu Wiesentheid.

war damals Bestand und Bewegung der katholischen Kirche in diesen Ländern eine Sache der Politik. Kaum Einer konnte deshalb geeigneter erscheinen, als apostolischer Vicar von Norddeutschland die kirchlichen Verhältnisse der hier unter protestantischen Landesherren zerstreuten Katholiken zu ordnen und zu leiten, als er.

Seit 1680 war er Priester. Es findet sich nirgendwo eine Andeutung, daß er bis 1709 an den verschiedenen Orten der Diaspora Norddeutschlands, wo er sich kürzer oder länger aufhielt, priesterliche Functionen ausgeübt habe, auch in Hannover war dies nicht der Fall. Nur als Taufpathe und unter den Wohlthätern der Mission daselbst wird er einige Mal genannt. Daß er die Bischofsweihe empfangen habe ohne die Absicht, in einem bestimmten Kreise bischöfliche Gewalt zu besitzen und solche Amtshandlungen auszuüben, läßt sich nicht gut annehmen. Schwerlich würde auch dem Kurfürsten von der Pfalz, Johann Wilhelm, von Rom die Bitte erfüllt worden sein, einen mit der bischöflichen Würde bekleideten ersten Almosenier zu haben, wenn er nicht ein bestimmtes bischöfliches Amt für denselben in Aussicht gestellt hätte.

In der That waren Verhandlungen, die darauf hinausgingen, bereits vor Steffani's Bischofsweihe eingeleitet. Da sie auf Gründung eines Bisthums nicht hinausgehen konnten, so handelte es sich von vorn herein um die Errichtung eines apostolischen Vicariates für denselben. Im Sommer 1706 war die Sache in Rom im Princip genehmigt. Es handelte sich noch um die Begrenzung des neuen Vicariates [1]).

Apostolischer Vicar von Norddeutschland und den andern nordischen Ländern war seit 1702 der Weihbischof von Osnabrück, Otto Bronckhorst, Graf von Gronsfeld und Eberstein, Bischof von Columbrica i. p. i. Ohne dessen Einwilligung konnte ein Theil seines Vicariates dem Bischof von Spiga nicht wohl übergeben werden, und darum handelte es sich gerade. Derselbe wünschte das Gebiet des Braunschweigisch-Lüneburgischen und des Preußischen Hauses, ebenso was von kurpfälzischem Gebiete ihm irgendwie übergeben werden konnte.

Im Mai 1706 ging eine Anregung dazu von Herzog Anton Ulrich von Braunschweig aus, der dem Cardinal der Propaganda schrieb, wie sehr angenehm den Braunschweigischen Höfen die Person Steffani's sei für den Fall, daß eine Veränderung bezüglich der Person des apostolischen Vicars eintreten sollte. In gleichem Sinne berichtete der am Hofe Anton Ulrichs verkehrende Canonicus Ludolph Wilh. Majus 9. August 1706 an die Propaganda. Er machte aufmerksam auf die Gefahren, welche von innen

---

[1]) Correspondenz des Kölner Nuntius mit dem Bischof v. Spiga. Hannov. St.-A. Registratur des Bischofs.

und außen den Missionen drohten, und daß der Bischof von Columbrica an den norddeutschen Höfen ohne Einfluß sei, zumal er bei denselben als besonderer Freund der Jesuiten gelte. Dagegen sei Steffani Familienfreund der genannten Höfe, er besitze das Herz des Kurfürsten von der Pfalz und vieler anderer Fürsten, so daß man von ihm alle Hülfe für die Missionen erwarten könne[1]). Auf diese und die gleichen Nachrichten des Kölner Nuntius wurde Steffani zum Bischof von Spiga ernannt und der Nuntius von der Propaganda beauftragt, die Theilung des Vicariats zu besorgen[2]).

Anfangs December 1706 schrieb der apostolische Nuntius, daß die Begrenzung des Vicariats nach einem Briefe des Cardinals Paolucci nur noch von der Antwort des Bischofs von Columbrica abhänge. Er wolle in den von Steffani ihm eingegebenen Ausdrücken nach Rom schreiben und hinzufügen, welchen Dienst derselbe in jenen Gegenden der Religion bringen könne, mit deren Fürsten Steffani nicht nur im Verkehr stehe, sondern auch eine feste Correspondenz unterhalte. Orte und Fürsten müßten dabei ausdrücklich genannt werden. Daß Steffani dann in voller bischöflicher Würde und Gewalt auftreten könne, dafür werde selbstverständlich zu sorgen sein.

Die Sache hatte keine Eile. Erst im Mai 1707 thut der Nuntius ihrer wieder Erwähnung. Die Congregation der Propaganda hatte sie dem Nuntius in die Hand gelegt. Dabei wurde auch die Frage besprochen, wie die unter der Jurisdiction holländischer Bischöfe stehenden Gebiete am Niederrhein, welche zu Jülich gehörten, dem Sprengel Steffani's einverleibt werden könnten, ebenso auch das preußische Herzogthum Cleve, welches zum Erzbisthum Köln gehörte.

Der Nuntius schlug dann vor, eine Coadjutorie des Bischofs von Columbrica für Steffani zu errichten, wodurch ihm die Aussicht eröffnet wurde, Suffragan von Osnabrück zu werden. Sollte die Absicht wegen Cleve erfüllt werden, so mußte der Erzbischof von Köln seine Zustimmung geben; ebenso wegen der übrigen Theile der von Utrecht und der apostolische Vicar von Holland.

Die damaligen Irrungen im holländischen Vicariat veranlaßten den Kurfürsten Johann Wilhelm, die Uebertragung von Theilen dieses Vicariats an Steffani zu betreiben. Allein der Nuntius hielt die Verhältnisse für derartige, daß sie eher eine Unterstützung des Vicars forderten, als eine Verminderung seines Sprengels. Aber auch der Bischof von Columbrica wollte den seinigen sich nicht schmälern lassen, und in Rom

---

[1]) Archiv der Propaganda, Mission. settentr. Bd. 8.

[2]) Das. 4. Bd., wo die Vorgänge kurz referirt werden.

wollte man dies nicht ohne dessen Willen thun. Dem apostolischen Vicar von Holland erlaubte die preußische Regierung im Juni die Ausübung seines Amtes im Clevischen, obschon er in Holland von der Regierung nicht anerkannt wurde. Damit fielen die Gründe hinweg, welche Steffani veranlaßten, dieses Gebiet zu verwalten. Es waren dort so viele Ungehörigkeiten in den kirchlichen Verhältnissen vorgekommen, daß das Eingreifen eines Oberen nothwendig war, und dieser Umstand hatte den Kurfürsten Johann Wilhelm veranlaßt, die Uebertragung an den Bischof von Spiga zu betreiben. Auch auf dem zum Bisthum Worms gehörenden Gebiete der Pfalz suchte Steffani die Erlaubniß zur Ausübung von bischöflichen Functionen in Rom zu erlangen. Allein der Bischof von Worms widersetzte sich dem in Rom auf das heftigste[1]).

Im September drängte die Propaganda den Nuntius, die Theilung des nordischen Vicariats zu vollziehen. Auf einen Brief an den Bischof von Columbrica antwortete dieser anfangs November, daß er selbst nach Köln kommen wolle, um die Sache zu ordnen. Er wünschte jetzt in der That von der Sorge für die Missionen befreit zu werden. Damit war das Haupthinderniß beseitigt. Anfangs April 1708 war von Rom aus bereits die Begrenzung des Vicariats und die Uebertragung an Steffani so weit gefördert, daß die Sache als perfect behandelt wurde. Er hatte sogar bischöfliche Acte, wie es scheint, in Braunschweig ausgeübt, als er im Sommer 1707 dort und in Hannover war. Aus Vorsicht hatte der Nuntius für dieselben die nachträgliche Gültigkeitserklärung (sanatio) vom Papste eingeholt. Wahrscheinlich hatte er es gethan kraft einer vom Nuntius ihm gegebenen Vollmacht. Aber sofort kam Steffani dadurch in Differenz mit dem Ordinariat von Hildesheim, zu welchem ein Theil des Herzogthums Braunschweig gehörte. Der Nuntius versprach, daß er sich bemühen wolle, den Administrator von Hildesheim zu bewegen, daß Steffani ungehindert auch hier sein apostolisches Vicariat ausüben könne. Wenn er nicht wolle, würde er dem Bischof direct die nothwendigen Facultäten geben, wodurch das Recht des Ordinarius nicht verletzt werde. Er möge nur guten Muthes sein, da er die Anordnungen der hl. Congregation in solcher Weise anwenden könne, daß alles zur vollen Genugthuung und Ehre des Bischofs gereiche.

Das betreffende Decret der Propaganda enthielt die Clausel, daß den ordentlichen Bischöfen in dem Gebiete des an Spiga zu übertragenden Vicariates kein Präjudiz aus dieser Uebertragung erwachsen solle. Alle alten Bischofssitze in diesem Gebiete, Halberstadt, Minden, Bremen u. s. w., waren sedes impeditae. Steffani nahm an dieser Beschränkung Anstoß,

[1]) Archiv der Propaganda a. a. O.

und der Nuntius mußte ihn belehren, daß dieselbe sich auf die Zukunft beziehe, wenn es der göttlichen Barmherzigkeit gefallen sollte, diese Völker wieder in den Schooß der Kirche zurückzuführen, in welchem Falle es keines apostolischen Vicars mehr bedürfe. Sollte es dahin kommen, so würde Steffani gern den ordentlichen Bischöfen die Regierung dieser Völker überlassen, bis dahin aber sei es nothwendig, daß die Bischöfe ihn in der freien Ausübung seines Amtes nicht beeinträchtigten. Er werde schon dafür sorgen, daß es nicht geschähe. Nur bezüglich des braunschweigischen Theiles der Hildesheimer Diöcese und des alten Sprengels von Halberstadt, dessen Metropolit der Mainzer Erzbischof war, hatte das Bedeutung. Hier konnten seine Acte, die er als apostolischer Vicar vornahm, von den betr. Ordinarien bis zu deren Zustimmung beanstandet werden, und dies hatte er dem Nuntius vorgehalten. Der Nuntius hielt jedoch die Nothwendigkeit solcher Zustimmung für nur idealer Natur, denn der apostolische Vicar könne keinen andern Vorgesetzten über sich anerkennen als den apostolischen Stuhl und die Nuntiatur, er habe eine unmittelbare und deshalb von sonst Niemanden abhängige Jurisdiction. Im Uebrigen möge er ihn, den Nuntius, nur sorgen lassen. Wir werden später sehen, daß die Sache doch nicht so ohne Weiteres durch einen Machtspruch des Nuntius abzumachen war, und der Bischof von Spiga sah in der Sache klarer; seine Bedenken waren wohl begründet.

Die formelle Uebertragung des Vicariats wurde bei des Bischofs Anwesenheit in Rom vollzogen. Am 23. März 1709 hielt die Congregation der Propaganda eine eigens hierfür anberaumte Berathung über die Theilung des nordischen Vicariates, welcher der Bischof beiwohnte. Anfangs April hatte Steffani eine lange Audienz beim heiligen Vater in derselben Sache [1]). Das päpstliche Ernennungs-Breve [2]) datirt vom 6. April 1709. Von dem Vicariat des Bischofs von Columbrica wurden getrennt und dem Bischof von Spiga übergeben die Länder des Kurfürsten von der Pfalz, der Braunschweigischen Fürsten und, wie die päpstliche Curie consequent in Versagung der Anerkennung des Königthums Preußen sich ausdrückte, des Markgrafen von Brandenburg, soweit diese Gebiete einem andern Ordinarius nicht unterständen. Erst später wurden noch andere Länder, namentlich Kursachsen und die sächsischen Fürstenthümer hinzugefügt.

Dem neuen apostolischen Vicar stand ein unbedingtes und großes Vertrauen des hl. Vaters zur Seite. Als er bald darauf von Rom ab-

---

[1]) Hann. St.-A. a. a. O. Nr. 389.

[2]) Abgedruckt bei Woker, Franciscaner-Missionen, S. 429 ff.

reiste, gab der Papst ihm ein Breve mit geheimen Aufträgen an den Großherzog Cosimo III. von Toscana mit, in welchem er ihn wegen seiner Tugenden rühmt, die ihm auch das Wohlwollen des Papstes erworben hätten [1]). Schon vorher hatte ihn der heilige Vater zu seinem Hausprälaten und Thron-Assistenten ernannt. Während seines Aufenthalts in Rom geschah es auch, daß er Propst von Selz [2]) und Abt von St. Stephan in Carrara wurde. So konnte er Ende April dem Kurfürsten Johann Wilhelm schreiben, daß er durch dessen gütige Protection zu seinen Füßen zurückkehre als „Hausprälat und Thron-Assistent Sr. Heiligkeit, apostolischer Vicar und Delegat des hl. Stuhles, Propst von Selz und Abt von St. Stephan in Carrara". Titel und Mittel, schien es, waren ihm in aller Fülle gegeben, um die Verwaltung des neuen Amtes ihm in ausgedehntester Weise und mit voller Entfaltung der Würde desselben möglich zu machen. Selz war eine sehr reiche Propstei, und Carrara ein einträgliches Beneficium [3]).

Bald nach seiner Rückkehr aus Italien begann Steffani die Verwaltung seines Vicariats. Zunächst blieb er dabei noch in seinen alten Aemtern und Würden im Dienste Johann Wilhelm's. Es war offenbar beabsichtigt, seinen Aufenthalt an den protestantischen Höfen Norddeutschlands und seine Wirksamkeit in diesem kirchlichen Amte dadurch zu ermöglichen und zu erleichtern, daß er zugleich unter dem Namen eines kurpfälzischen Ministers erschien. Zwar verbreiteten sich bald Gerüchte unter seinen Freunden, welche bis zum Papste drangen, daß Differenzen zwischen ihm und dem Kurfürsten obwalteten. Dem heiligen Vater war dies nicht angenehm gewesen, wie der Conte Fede berichtete, durch den jedoch

---

[1]) Hann. St.-A. a. a. O. Nr. 7.

[2]) Archiv der Propaganda Bd. 5 erwähnt die Verleihung der Propstei Selz an Steffani mit der Bemerkung, daß sie ihm gegeben sei à preciso fine di provederlo de mezzi opportuni per mantenersi nel Vicariato.

[3]) Die Abtei des h. Stephanus von Carrara hatte damals noch der Cardinal Medici inne, der sie jedoch mit dem Verzicht auf die Cardinalswürde (Juni 1709) abtrat. Damit stand der Uebertragung derselben an den Bischof nichts mehr im Wege, als die Anstrengungen anderer Prälaten, sie für sich zu gewinnen. Er erhielt sie trotz derselben. Dem frühern Inhaber mußte er jedoch eine Pension aus den Einkünften derselben auf 10 Jahre gewähren, was ein Geheimniß des Papstes und des Bischofs bleiben sollte. Im September war die betreffende Bulle ausgefertigt, die Sporteln durch Conte Fede's Vermittlung bezahlt. Anfangs 1710 war die Bulle in den Händen des Agenten Spiga's, des Abbate Mori in Padua. Pensionen aus der Abtei von je 100 Scudi überwies der Papst zwei römischen Prälaten, Frosinone und Cybo, nachdem wohl der Prinz v. Medici auf die seinige verzichtet hatte. Die sämmtlichen Einkünfte der Abtei beliefen sich auf 1260 röm. Scudi. Auf diese Summe, schrieb Conte Fede, habe der Papst selbst dieselben verificirt, womit jedoch nicht gesagt war, daß diese Summe für den apostolischen Vicar wirklich flüssig wurde. Sie verminderte sich durch Verwaltungs- und Substitutionskosten u. dgl. m.

diese Gerüchte ihm als grundlos bezeichnet wurden. Gänzlich grundlos waren sie freilich nicht, wenn auch nicht von Erheblichkeit. So lange Johann Wilhelm lebte, hat er dem Bischof die ganze alte Freundschaft bewahrt, und dieser unterhielt mit ihm den lebhaftesten Briefwechsel über seine apostolische Amtsführung sowohl als über alle andern politischen Verhältnisse. Steffani besorgte in der That des Kurfürsten Geschäfte überall, wo er war. Indessen empfahl es sich für ihn, aus dessen Differenzen mit Rom die Hand zu lassen und namentlich aus der Stellung eines Präsidenten des in Rom so schlecht angeschriebenen consilium ecclesiasticum auszutreten. Seine Freundschaft mit Fürstbischof Franz Arnold von Paderborn und Münster beschleunigte dies. Factisch wurde er dessen Weihbischof.

Es entsprach diesem Verhältniß, wenn der Kurfürst, an dessen Hofe er seit 1710 auch nicht mehr dauernd lebte, durch ein Decret vom 2. Mai 1710[1]) befahl, daß ihm 15840 Thaler in Bankzetteln ausgezahlt würden, welche Summe eine Quittung des Bischofs als „sein Gehalt und Dienerkostgeld, vom 15. Mai 1710 bis 15. Mai 1718 auf acht Jahre anticipando" bezahlt bezeichnet. Für seine Amtsführung des apostolischen Vicariats wollte der Kurfürst ihn auf solche Art mit genügenden Mitteln versehen, deren er nicht geringe bedurfte, wenn dabei alles nach seinen Ideen und in seiner Weise gehen sollte.

Dreißig Jahre früher war aus Italien sein Vorgänger, der Bischof Nicolaus Steno, als apostolischer Vicar des Nordens heimgekehrt und in Hannover eingezogen. Der ehrwürdige, heiligmäßige Mann hatte zu Fuß den Weg über die Alpen dahin gemacht und lebte mit 200 röm. Scudi, die er zumeist an Arme verschenkte, ärmlicher, abgetödteter, karger als der strengste Bettelmönch. Das war in der That eine apostolische Wanderung gewesen und das Leben eines apostolischen Mannes. Nicht gar bedeutend waren indessen seine Erfolge im apostolischen Vicariat als solchem gewesen[2]). Auch seine Nachfolger, die Bischöfe von Hildesheim und Osnabrück, welche im Nebenamte das Vicariat verwalteten, hatten in demselben Hervorragendes nicht erwirkt, auch große Pläne nicht verfolgt. In der Registratur des Bischofs von Spiga finden sich einige wenige Schriftstücke aus der Verwaltung des Vicariats dieser letztern, des Bischofs Jacob Edmund von Hildesheim und des Weihbischofs Otto von Gronsfeld zu Osnabrück. Es scheint, als seien diese wenigen Schriftstücke das ganze Material ihres Vicariats-Archives gewesen, das Steffani

---

[1]) Hannov. St.-A. a. a. O. Propstei Selzer Acten.

[2]) Vgl. P. Plenkers, Stensen, Freiburg 1884. Dr. Pieper, Die Propaganda-Congregation. Zweite Vereinsschrift der Görres-Gesellschaft für 1886. S. 71 ff.

von ihnen empfangen mußte. Die norddeutschen und nordischen Missionare waren Ordensleute, standen unter ihrem Ordensoberen und wurden von demselben in allen Dingen geleitet. Die Missionen selbst waren mehr Expposituren und Filialen der betreffenden Klöster, als selbständige Pfarrsysteme. Eben deshalb war das Eingreifen des frommen Steno in die Verhältnisse der Missionen seines Vicariats, abgesehen von seiner eigenen priesterlichen Thätigkeit, ein beschränktes, er glaubte die Leitung in guter Hand und beließ es dabei. Seine eben genannten Nachfolger beschränkten sich in diesem Amte zumeist auf die Gewährung der den Missionaren nothwendigen Facultäten. Ueber Ertheilung derselben, Führung der in dieser Rücksicht nothwendigen Correspondenz und einige Reisen scheint ihre Wirksamkeit nicht weit hinausgegangen zu sein.

Ganz anders faßte der Bischof von Spiga seine Stellung auf, ganz andere Pläne schwebten ihm vor Augen. Er wollte nicht nur mit aller Energie und in allen Verhältnissen seines Amtes als Bischof über die Katholiken seines weiten Sprengels walten, er wollte auch sowohl bei diesen als bei den Protestanten und den protestantischen Höfen sich Geltung verschaffen, und auch mit der entsprechenden Würde und dem äußern Gepränge eines Kirchenfürsten auftreten. Der Nuntius von Köln, den er im Sommer 1709 in Köln trotz des Zerwürfnisses desselben mit Johann Wilhelm besuchte, schrieb über unsern neuen Vicar an den heiligen Vater eine Lobeserhebung über die andere. Noch hatte er nichts gethan, nichts erreicht. Es waren Erwartungen, die er rege gemacht, Hoffnungen, die er hegte, Pläne, die er entwickelt hatte. Sie waren alle hoch gespannt, die Fäden fein gesponnen. Steffani war ein Meister darin; seine Berechnungen schienen unfehlbar, seine Beweisführung unwidersprechlich. Die Verhältnisse der norddeutschen Höfe waren ihm bis zu den geheimsten Regungen und Bestrebungen der einzelnen Personen bekannt. Das Für und Wider wußte er vorzüglich darzulegen, er gefiel sich darin, Schwierigkeiten in ihrer ganzen Gewichtigkeit offen zu legen und Auswege zu finden.

In der That, es war ein Feld großer und lohnender Arbeit, auf dem er stand. Neue Missionen mußten gegründet, alte auf andern Fuß gebracht, Kirchen erbaut und alles fest begründet werden. Er wollte die schwierige Aufgabe lösen, als apostolischer Vicar von der preußischen Regierung in deren Landen anerkannt zu werden und die dortigen Klöster aus der doppelten Gefahr innern und äußern Verfalles retten. Noch mehr: er gedachte auch die Reunionsbestrebungen, die bis dahin ohne Erfolg gewesen, von neuem und in anderer Weise wieder aufzunehmen.

Von all' dem handelte ein Brief des Kölner Nuntius an den heiligen Vater, der denselben voll Freude und Lob über den Bischof dem Conte Fede zeigte und in der Congregation der Propaganda verlesen ließ. „Was werden," schrieb ihm der genannte Agent, „diejenigen sagen, so fügte Se. Heiligkeit hinzu, die da behaupten, der Bischof von Spiga sei eine Creatur des Conte Fede? Ich habe erwidert, daß der Bischof die treueste Creatur Sr. Heiligkeit sei, und allzeit der großen Ehre eines so hohen Curators sich würdig erweisen werde, und daß er zur Beschämung Aller, die ihm übel gesinnt sind, sich stets der gnädigen Güte würdig erweisen werde, mit welcher Se. Heiligkeit ihn zu ehren sich gewürdigt hätte. Dieselbe hat sich über diese meine Antwort gefreut und von neuem mir gesagt, daß er am nächsten Festtage des seraphischen Patriarchen, des hl. Franciscus, sein h. Opfer mit dem noch vieler Anderer in der Absicht darbringen werde, um für Ew. Excellenz Reise alles Glück vom Allerhöchsten inständig zu erflehen, damit er Ihre Arbeiten segne, und sie die Frucht bringen, welche man erwarte." Gleich am 5. October berichtete der Conte Fede, daß der Papst das Hochamt am Tage des hl. Franciscus zu dem erwähnten Zwecke celebrirt habe.

So viele Segenswünsche, so viele Hoffnungen hatten noch keinen apostolischen Vicar Norddeutschlands begleitet. Es mangelte nicht an dem Weitern. Zwei Secretäre, ein italienischer und deutscher Priester, genügende Dienerschaft begleiteten ihn. Karossen und Gepäckwagen besaß er selbst. Oft redete er von seiner Familie, seiner ständigen Dienerschaft. In Hannover waren die hohen Herren vom Hofe, die Minister und Gesandten gern bei ihm zu Tisch. Sie lobten seine feine Küche, die neuen und ausgesuchten Speisen, den gastfreien, immer liebenswürdigen Wirth. Ueber Tisch würden in Deutschland, schrieb er ein Mal, die meisten wichtigen Geschäfte abgewickelt. An Geldmitteln durfte es ihm auch deshalb nicht fehlen.

Im Sommer und Herbst 1709 war er in Düsseldorf und auf dem Landsitze des Kurfürsten in Herten, Ende October in Ahaus beim Bischof von Münster und auf der Reise in sein Vicariat. Durch Conte Fede ließ ihm der Papst nochmals Glückwünsche senden zu seiner „apostolischen Reise". Anfangs November langte er in Hannover an. Hier wollte er residiren, von hier aus sein Vicariat regieren, das ja unter Maccioni den Namen Vicariat von Hannover gehabt hatte. Freundschaftliche Briefe der alten Herzogin Sophia waren ihm entgegengekommen. Der Hof, der Kurfürst und seine Kinder, die Minister und hohen Hofbeamten: alles war ihm befreundet. Er fühlte sich hier heimisch. Und er fand auch in Hannover Arbeit genug.

Seine Wohnung nahm er zunächst in einem Hause, welches in der Nähe des kurfürstlichen Schlosses lag. Später bewohnte er ein der katholischen Gemeinde gehöriges Haus unmittelbar an der neuen Kirche, welches öfter an katholische Gesandte fremder Höfe vermiethet wurde, jetzt noch steht und zu katholischen Zwecken dient. Es haben die katholischen Vereine von Hannover ihre Versammlungen in demselben. Damals war es ein immerhin elegantes und für hohe Personen würdiges Haus, obschon in den untern Räumen die Schule eingerichtet war.

Die Geschichte der katholischen Gemeinde von Hannover erfordert ein eigenes Buch [1]). Aus derselben mögen hier nur einige Bemerkungen Platz finden, welche die Verhältnisse andeuten sollen, unter denen der Bischof von Spiga seine Thätigkeit im Vicariate entfaltete.

Die für die Erweckung katholischen Lebens in Hannover so glückverheißenden Zeiten unter Herzog Johann Friedrich, dem Convertiten, waren vorüber, auch die der weiten Toleranz unter seinem Nachfolger Ernst August waren nicht mehr, als unser apostolischer Vicar in Hannover einzog. Allerlei Anzeichen sprachen dafür, daß der Kurfürst Georg Ludwig dem protestantischen Ansturm gegen die katholische Kirche in Hannover die Zügel weiter schießen lassen werde, als es sein Vorgänger gethan. Die Katholiken Hannovers freuten sich, daß Steffani ihr Oberhirt wurde; sie hofften, daß er im Stande sei, den drohenden Sturm abzuwehren.

Dem Kurcontract von 1692 war ein Separat-Artikel beigefügt, in welchem sich Herzog Ernst August dem Kaiser gegenüber verpflichtete, die freie Uebung der katholischen Religion und die Erbauung einer Kirche in Hannover zu gestatten. Jetzt galt es, die unbestimmten Ausdrücke des Contractes zu klären, die Mission zu fundiren und zu ordnen, die Kirche wirklich zu erbauen. Das hielt der Bischof von Spiga für die Hauptaufgabe, die ihm oblag. Während er nun möglichst viel für die Mission zu erlangen bestrebt war, möglichst alle Hindernisse wegzuräumen suchte, war die protestantische Mehrheit darauf bedacht, das Gegentheil zu bewirken. Es entstand in der Folge ein Zustand, der in Erinnerung an heutige Verhältnisse „der hannöver'sche Culturkampf" zu nennen wäre. Zunächst kamen kurfürstliche Verordnungen, die hier und da die freie Bewegung der katholischen Kirche in Hannover einengten, bis im Jahre 1713 ein Reglement erschien, welches nicht nur ein System der empfindlichsten Eingriffe in das katholische Religions-Exercitium enthielt und auf Schritt und Tritt die Katholiken zu Handlungen wider Glauben und

---

[1]) Manches Neue bei Pieper a. a. O. S. 63 u. 93.

Gewissen veranlassen sollte, sondern auch befahl, daß Geistliche und Lehrer diese Verordnungen zu halten mit einem Eide versprächen.

Der Kampf gegen diese Verordnungen, die Erbauung einer Kirche in Hannover und die Ordnung der innern Angelegenheiten der Mission bilden die Hauptverdienste des Bischofs von Spiga um diese Mission. Die Darstellung dieser Dinge muß in einer eigenen Geschichte der genannten Mission geschehen. Nur einen Punkt will ich im folgenden Capitel näher ausführen, die Vertreibung der Jesuiten aus Hannover, die auch in diesem Culturkampf das erste Opfer waren.

Zweites Capitel.

Wirren in Hannover. Die Missionare. Gemischte Ehen. Apostaten. Mission Halle a. S.

Fast sämmtliche Missionsstationen, welche der Jurisdiction des Bischofs von Spiga unterstanden, wurden von Jesuiten geleitet. Sie blieben auch als Missionare ihren Ordensobern unterworfen, wurden von ihnen gesandt und abberufen und erhielten von ihnen auch ihre Besoldung, zumeist aus der Ferdinandeischen Stiftung. Steffani fühlte sich deshalb in nicht geringem Grade diesen Missionaren gegenüber in seiner bischöflichen Gewalt über sie beschränkt. Schon sehr bald bot sich dazu die Veranlassung und zwar vor allem in seiner Residenz Hannover, wo er als Seelsorger die Jesuiten P. Cunibert und P. Somborn traf. Er hatte kaum seinen Einzug als apostolischer Vicar im November 1709 gehalten, als er auch schon über beide Missionare eine lange Reihe von Klagen hören mußte[1]). Sie kamen aus der sog. Noblesse der Gemeinde, den katholischen Hofbeamten. Der P. Cunibert, hieß es, richte den Gottesdienst ein nach den Phantasieen der Comödianten, der kleinen Kaufleute und Leute ähnlicher Art, vernachlässige den Katechismus-Unterricht, predige selten und lese meist aus einem Erbauungsbuche etwas vor, statt zu predigen.

Der Bischof nahm davon Veranlassung, unter zuverlässigen Leuten der Gemeinde genaue Erkundigungen einzuziehen, indem er einen Fragebogen ihnen vorlegte, auf dem er in 50 Fragen Antwort über „die Familie des Bischofs", Missionare und Gemeinde sich geben ließ, ob die Missionare ihre Pflicht gethan und in welchem religiösen und sittlichen Zu-

---

[1]) H. St.-A. Nr. 78 b Calenb. Briefe. 2. Vol. Memoire concernant les plaintes etc. u. passim.

stande die Gemeinde sei. Die Antworten auf einem solchen Fragebogen lauteten zu Gunsten der Missionare, nur beschuldigten sie den P. Cunibert der Parteilichkeit gegen die Franzosen. P. Cunibert wurde bald darauf von seinen Oberen abberufen, worüber unter seinen Anhängern in der Gemeinde allerlei Auftritte entstanden. An seine Stelle sandte der Provinzial den P. Pottier, welcher dem Bischof bereits bekannt war, und den er gern als Secretair bei sich gehabt hätte. Die Ruhestörer wollte der Bischof mit Hülfe der weltlichen Gewalt, die ihm wohl dabei vom Kurfürsten zur Verfügung gestellt wäre, zur Ruhe bringen. Aber der Kölner Nuntius, dem er dies mittheilte, rieth ihm davon ab und sandte ihm dabei eine Art Pastoralschreiben, mahnte zu milder und gütlicher Beilegung der Sache[1]). Namentlich rieth er von Heranziehung weltlicher Hülfe ab; höchstens könne er kirchliche Strafen anwenden, mit denen Jahrhunderte hindurch die Kirche ausgekommen sei, während jene nur die traurigsten Folgen haben würde.

Schlimmeres erfuhr der Bischof im folgenden Jahre über den P. Somborn: daß er mit einer Person von dem übelsten Rufe verkehre. Auf die an seinen Oberen gemachte Anzeige verfügte der Ordensprovinzial seine Abberufung von Hannover, wie der Bischof es verlangte. Allein, um alles Aergerniß möglichst zu verhüten, und auf Bitten des P. Somborn gestattete der Bischof, daß er bis Ostern 1711 bleibe, obschon derselbe den Umgang trotz der Warnung und des Verbotes fortsetzte, so daß der Bischof sagen zu dürfen glaubte, er habe eine Langmuth sonder Gleichen dem Pater gegenüber bewiesen. Er hielt den Pater für fähig, zu apostasiren. Seine Abberufung, schrieb er den Ordensobern, sei eben so nothwendig als gefährlich; nothwendig, weil das Aergerniß täglich größer werde, gefährlich, weil seine Apostasie zu fürchten sei, zur Freude der Protestanten, zur Schmach des Ordens und der Religion. Man möge einen Commissar aus dem Orden nach Hannover senden, der sich der Hülfe des Baron von Romis, eines braven und der Gesellschaft Jesu gewogenen Mannes, bedienen könne. Jedenfalls sei der P. Somborn mit größter Milde zu behandeln und ihm beizubringen, daß seine Abberufung in seinem eigenen Interesse liege. Wenn er aber nicht gehorche, so möge man ihn die kurze Zeit bis Ostern in Hannover lassen, jedoch die frühern Befehle erneuern, den Umgang mit der Person gänzlich zu meiden, mit seinem Collegen, dem P. Pottier, sich auszusöhnen und das Aergerniß wieder gut zu machen.

Die Berichte über diese Dinge gingen in derselben Zeit vom P. Provinzial Chr. Neander zu Coblenz an den General der Jesuiten zu

---

[1]) Brief, Fulda 5. Juli 1710. Nr. 78 dd a. a. O.

Rom[1]). Der Provinzial hält den Pater zwar in mancher Beziehung für schuldig, nicht jedoch in dem Hauptpunkte. Er habe ihn gewarnt, daß er seinen und der Gesellschaft guten Ruf zu wahren habe, auch den Umgang aufgebe. Er habe geantwortet, die Person sei ihm von Ordensbrüdern empfohlen, und alles bloße Vermuthung. Trotzdem habe er das betreffende Haus nicht gemieden. Es sei ihm verboten, mit der Person, außer im Beichtstuhl, zu reden; er habe geantwortet, er könne dem nicht stattgeben. Der P. Blumenberg sei von Hildesheim zu ihm gesandt, habe aber nichts erreicht. Dann sei er abberufen worden von Hannover; aber er habe geantwortet, daß er, ohne sich zu compromittiren, nicht abgehen könne. Darauf habe ihm der Bischof den weitern Aufenthalt in Hannover bis Ostern gestattet. Wenn alles wahr sei, was gegen ihn gesagt worden, so hätte der Bischof ihn nicht weiter dort dulden dürfen. Er hätte anders mit ihm verfahren müssen. Später nahm der Provinzial noch entschiedener die Partei des P. Somborn gegen den Bischof, zumal als dieser verlangte, daß der Pater auch allen brieflichen Verkehr mit Leuten aus der Gemeinde aufgebe, was der Provinzial ihm keineswegs aufgeben wollte.

Von Hildesheim her schrieb der P. Settorf an den Ordensgeneral, er wisse, wie es mit den Anklägern des P. Somborn aussehe. P. Cunibert, der in Hannover aller Leute Achtung genossen, sei nur von denen angeschwärzt, welche die Freundschaft des Bischofs genössen, gute Christen, aber schlechte Katholiken seien und diesen Namen nicht verdienten. Einer unter diesen habe in einem Jahre zwei Schwestern deflorirt; ein anderer, der in Rom lange der Inquisition verfallen gewesen, sei vor derselben hierher geflohen. Ein Dritter habe den Versuch der Bigamie gemacht. Denen gegenüber stehe die ganze übrige katholische Gemeinde zu Hannover. Das seien die Ankläger des P. Somborn und seine Vertheidiger: die ganze Gemeinde für ihn, einige Uebelwollende wider ihn, und diese hätten Leute aus der Hefe des Volkes gedungen, die auf alle Handlungen des P. Somborn Acht gäben und falsches Zeugniß wider ihn aussagten, wie sie es später reuevoll eingestanden hätten. Gleichwohl wäre der P. Somborn dem P. Blumenberg gefolgt und sogleich von Hannover weggegangen, wenn der Bischof ihm nicht den weitern Aufenthalt gestattet hätte. Dieser und die Ankläger hätten aber eigentlich die Absicht gehabt, den P. Somborn mit Gewalt und Hülfe der Soldaten des Kurfürsten aus der Stadt zu treiben, damit der Gesellschaft Jesu ein Schandflecken angeheftet und dieselbe verhaßt gemacht werde. Alle Abneigung des Bischofs gegen dieselbe rühre von seinem Secretair her, welcher durch den P. Somborn daran gehindert sei, daß er bei Lebzeiten seines Weibes in Holstein

[1]) Das. Elogia P. P. Societatis Jesu. Abschriften für den Bischof.

eine andere heirathen konnte. Solcher Art Menschen habe der Bischof noch mehr in seiner nächsten Umgebung.

Als endlich im Juni 1711 der P. Somborn vor seinem Provinzial in Köln erschien, gab dieser ihm dem Ordens-General gegenüber das Zeugniß, daß der Bischof von Spiga mit ihm in aller Härte verfahren, und daß er an ihm nicht die geringste Bestätigung eines unerlaubten Umgangs gefunden habe; darin nur bleibe er schuldig, daß er nicht sofort Gehorsam geleistet habe, sonst sei ihm das Zeugniß eines reinen und guten Wandels zu geben.

Die Sache drehte sich also zu einer Anklage wider den Bischof, die durch den Ordens-General der Jesuiten in Rom verbreitet werden mußte, und die ihn in der That auf lange Jahre verfolgt hat. Dadurch wurden er und die der Lüge bezüchtigten Freunde des Bischofs gereizt und gezwungen, Beweise für die Schuld des P. Somborn in noch größerer Zahl zu sammeln und bekannt zu machen. Anderseits suchten die Freunde des P. Somborn aus der Gemeinde Leumunds-Zeugnisse herbei zu schaffen und möglichst viele Unterschriften für dieselben zu sammeln.

Zu Ostern 1711 mußten beide Jesuiten-Patres Hannover verlassen und die Mission wurde Weltgeistlichen übergeben. Den P. Pottier suchte der Bischof für eine andere Missionsstation zu bewahren und zu dem Zweck im Colleg zu Hildesheim zu behalten. Die ganze Ordensprovinz betrachtete die Wegschaffung ihrer Mitglieder von Hannover und den Verlust der Mission als eine eben so schmerzliche wie unnöthige Sache. Die Schuld daran wurde einfach dem Bischof zugeschoben. Die Sache lag jedoch folgender Art. In dem Separat-Artikel des Kurcontractes von 1692, in welchem Herzog Ernst August die Einführung der katholischen Religion in Hannover zugab, war festgesetzt, daß keine Ordensleute in Hannover fungiren dürften. Als die Kurangelegenheit beendet war durch die wirkliche Einführung des Kurfürsten Georg Ludwig in's Kurcollegium, verlangte der Bischof von Spiga 1709 nicht bloß die Ausführung des Artikels, sondern auch eine Erläuterung desselben, um zu wissen, worin das Exercitium der katholischen Religion bestehen solle, welches man zulassen wolle[1]). Denn es handelte sich darum, den Zustand der Duldung in den der Befestigung zu führen, weil der Artikel von ersterer redet, aber von der letztern kein Wort erwähnt, und es dahin zu bringen, daß der Landesfürst nichts mehr daran ändern konnte. Hannöverscherseits wurde dies dem Bischof zugesagt, aber unter der Bedingung, daß dem Artikel gemäß die Jesuiten Hannover verließen. Ein Decret des Kurfürsten vom 6. September 1710 gab ihnen dazu eine Frist bis Neujahr

[1]) Memoire concernant les plaintes a. a. O.

1711. Auf Bitten des Bischofs wurde diese Frist noch bis Ostern desselben Jahres verlängert[1]). Bei jeder Concession, welche dem Bischof gemacht wurde, bei jeder Gelegenheit, wo die Regierung mit ihm correspondirte, wurde diese Forderung wiederholt. Es sei bekannt, erklärte der Bischof auf die genannte Anschuldigung der Jesuiten, daß der Vertrag von 1692 in Wien unter den Augen des Jesuiten P. Mengatti gemacht worden, der auch seine Hand dazwischen gehabt. Zu jener Zeit hätte man alles in dieser Religionssache erreichen können, und deshalb müßten sich die Jesuiten über ihren Ordensbruder beklagen, aber nicht über den Bischof von Spiga, der erst seit 1695 in Angelegenheiten des Hannoverschen Hofes beschäftigt gewesen.

An den Kurfürsten von Mainz, demgegenüber sich der Bischof am offensten aussprach, schrieb er[2]), der Haß, den man am Hannoverschen Hofe gegen die Jesuiten habe, sei unbesiegbar, er habe deshalb nie auf dieselben gerechnet. Dies bekümmere ihn auch um so weniger, als er mit keinem der Jesuiten-Missionare in seinem Vicariat vollends zufrieden sei, und der Römische Hof, was er in höchstem Vertrauen sage, in diesem Punkte von der Anschauung der Protestanten sich nicht weit entferne. Unter den mündlich ihm gegebenen Instructionen befinde sich auch die, möglichst viele Weltpriester anzustellen. Ein ander Mal sagt er: „Wenn der Wiener Hof sich nicht dafür interessirt, daß die Jesuiten in Hannover bleiben, so ist er meiner Meinung."

Während der P. Somborn von seinem Provinzial in Schutz genommen wurde, hatte dieser Beschwerden gegen den vom Bischof und dem Kölner Nuntius sehr hoch geachteten P. Pottier, der gleichfalls an dem Verluste der Mission Hannover Schuld haben sollte. Man könne sich darüber nicht wundern, schrieb der Nuntius dem Bischof, da die ganze Ordensprovinz den Verlust so schmerzlich empfinde, und irgend einem die Schuld aufgebürdet werden müsse. Er habe öfter bei den Jesuiten erfahren, „daß sie das Gute zu hindern suchen, wenn ihr Vortheil im Mindesten nur dabei in Frage kommt". Sie hätten ohne Zweifel der Kirche große Dienste erwiesen, aber sie hätten auch ihre Fehler. Den P. Pottier will er zu seiner Hülfe in Köln bei sich haben und ihn beköstigen. Später schrieb er dem Bischof, er werde sorgen, daß die Jesuiten ihm volle Genugthuung leisteten. Mit Geduld lasse sich hier mehr erreichen, als mit den Waffen der Gerechtigkeit. Bald darauf ging ihm die Geduld

---

[1]) Decret vom 26. September 1710.

[2]) v. Schönborn'sches Archiv zu Wiesentheid. Correspondenz Spiga's mit dem Kurfürsten. 30. Januar 1711.

jedoch auch aus. Der Provinzial wolle keine Vernunft annehmen. Er werde den Streit nun anders schlichten.

Des Bischofs Befürchtung, die Jesuiten möchten auch in Rom die Beschuldigung gegen ihn aussprechen, daß er die Schuld trage an ihrer Vertreibung von Hannover, erfüllte sich gar bald. Um dieser Beschuldigung zu begegnen, ließ er sich vom Kurfürsten eine mit dessen eigenhändiger Unterschrift und Siegel versehene Urkunde ausstellen, welche vom 29. Mai 1711 datirt ist und bezeugt, daß „die Fortschaffung der Jesuiten“ von Hannover so wenig die Schuld des Bischofs sei, daß vielmehr seine Fürsprache es gewesen, um deretwillen sie so lange noch daselbst geduldet seien. Er schob es auf diese Anschuldigung, daß man ihn bezüglich vieler Dinge von Rom aus im Stiche lasse. Zwar schrieb ihm der Nuntius im März 1712, daß er von allem Verdacht befreit sei, daß es in Rom keine Treulosigkeit gebe, daß der Kölner Provinzial nicht ungestraft Verleumdungen gegen Personen von Verdienst ausstreue; allein des Bischofs Klagen gingen durch sein ganzes Leben fort. Fand er in Hannover oder sonst Schwierigkeiten, so vermuthete er hinter denselben den Einfluß der Jesuiten. Er erreichte jedoch, daß Anfangs 1711 durch ein Decret der Propaganda alle Ordensmissionare als unmittelbar dem apostolischen Vicar unterstellte Priester erklärt wurden [1]). In den Kreisen der Jesuiten wurde das ungern vernommen und Opposition dagegen gemacht, was der Nuntius, da die Sache im canonischen Rechte begründet sei, hart tadelte.

Die Jesuiten-Missionare zu Hannover hatten ihren Unterhalt aus der Ferdinandeischen Stiftung [2]). Da diese große Fundation mit dem Jesuiten-Colleg in Hildesheim in Verbindung gesetzt war, so hörten die Zahlungen für die Hannover'schen Missionare auf, als die Jesuiten abzogen. Und nun trat an den apostolischen Vicar die schwere Sorge heran, für die neuen Missionare, welche nicht mehr Ordensleute waren, die nothwendigen Unterhaltsmittel herbeizuschaffen. Je weniger dieselben noch gesichert waren, um so schwerer wurde es, an die Stelle der abgegangenen Jesuiten Weltgeistliche zu setzen. Noch im December 1710 schien dem apostolischen Vicar nur die Alternative möglich, wie er dem Kurfürsten von Mainz schrieb [3]): „Entweder ich ändere in Rom die Ferdinandeische Stiftung oder ich überrede Hannover, die Jesuiten zu dulden.“ Auch für Weltgeistliche in Hannover die Ferdinandeische Stif-

[1]) Der Nuntius (Brief vom 24. März 1711 a. a. O.) macht dazu die Bemerkung, daß er sich deshalb besonders über dies Decret freue, weil dem Bischof damit die Möglichkeit gegeben sei, Mißbräuche abzustellen, Aergernisse zu heben und Gutes zu vollbringen.

[2]) Mejer, Propaganda 2. Bd., S. 315 abgedruckt.

[3]) v. Schönborn'sches Archiv a. a. O.

tung zu öffnen, hat der Bischof vergeblich versucht. Die Jesuiten konnte er nur bis Ostern 1711 halten.

Sogleich in seinen ersten Berichten an die Propaganda über seine erste Reise in sein Vicariat hatte der Bischof den Vorschlag gemacht, man solle den Missionaren zu ihrem Unterhalt Beneficien geben, für welche keine Residenzpflicht bestand, oder Beneficiaten von ihrer Residenzpflicht entbinden, damit sie als Missionare verwendet werden könnten. Die erste vom 8. April 1710 datirte Antwort der Propaganda sagt, daß des Bischofs schöne und bestimmte Relation allgemeinen Beifall gefunden habe; die Eminenzen hätten seine ausgezeichnete Wachsamkeit und Sorge nicht genug loben können, da er Vortheile für den katholischen Glauben errungen habe, an welche seine Vorgänger nicht hätten denken dürfen. Die guten Anfänge ließen Vieles hoffen. Deshalb ging man auch auf des Bischofs Vorschläge sofort ein. Die Nuntien von Köln und Wien wurden angewiesen, für die Missionare in der genannten Art zu sorgen. Da jedoch zur Beibehaltung von Beneficien ohne Residenz nur in einzelnen Fällen Indulte gegeben werden könnten, hieß es, so müsse der Bischof Beneficiaten benennen, welche Missionare werden wollten. Die Dispens würde gegeben, der Vorschlag des Bischofs sei weise.

Nach allen Seiten, bei allen ihm bekannten Bischöfen suchte er nun nach tauglichen Priestern. Der Bischof von Trier, schrieb er dem Mainzer, habe einen Kaplan, der im vorigen Jahre in Ems zur Erbauung der Katholiken und Protestanten gepredigt habe, der gelehrt, sittenrein und von guten Manieren im Umgang sei. Den zu erhalten, bittet er den Kurfürsten um Hülfe. In Paderborn habe er vergeblich nach einem solchen gesucht, auch in Münster. Ende des Jahres 1710 hatte der Nuntius in Köln einen Priester, Arnold mit Namen, der Administrator von St. Pantaleon genannt wird, bereitwillig gemacht, nach Hannover zu gehen. Allein dieser erklärte bald, daß er lieber auf seinem bisherigen Posten Gott dienen wolle. Der Trierer Kaplan war auch nicht zu haben. Dann hatte der Bischof einen Beneficiaten in Aschaffenburg erkundschaftet, der sich für Hannover eigne. Er bat den Kurfürsten von Mainz, er möge ihm diesen Priester nur auf acht Monate leihen. Es war auch vergeblich. Dann schlug der Nuntius einen Dominicaner vor, den dessen Provinzial senden wolle. Nur einer erhielt im Januar 1711 ein Canonicat an St. Maria ad gradus zu Köln, Majus, der als Missionar später arbeitete. Der Dominicaner, obgleich gelehrt und tauglich, wurde kränklich und deshalb schon untauglich. Endlich fand er in Münster einen Domvicar, Söcker mit Namen, der nach Hannover ging, und bezüglich dessen das Domcapitel zugab, daß er sein Gehalt weiter beziehe. Aber das reichte nicht aus für ihn in Hannover, auch verlor er

ein Einkommen als römischer Notar, was ihm ersetzt werden mußte. Daher blieb nichts übrig, als die Missionare aus den Geldern zu besolden, welche damals für den Kirchenbau zu Hannover im Reich gesammelt wurden.

Im folgenden Jahre glaubte dann der Kölner Nuntius in der Person des Decans und General-Vicars Joh. Joachim Hahn zu Fulda eine überaus taugliche Person für die Mission Hannover gefunden zu haben, der mit verschiedenen Beneficien versehen und geneigt sei, auf die Mission zu gehen [1]). Der Herr spreche Italienisch, Französisch und Deutsch, sei lange in Rom gewesen, habe Erfahrungen in dem Curialwesen u. s. w. Allein, als es Ernst werden sollte, war bei allem guten Willen das Reisen für ihn lebensgefährlich. Auf diese Art schien also nichts zu erreichen.

Der apostolische Vicar machte in seinem Bericht von Anfang 1712 neue Vorschläge in Rom: Man solle Collegiat-Beneficien auf die Missionen übertragen. Es wurde geantwortet, solche fänden sich schwerlich, bei denen es möglich sei. Er schlug vor, den geistlichen Fürsten ein Indult zu geben, wodurch sie dazu bevollmächtigt würden, diejenigen, welche ein neues Beneficium erhielten, zu Gunsten der Missionsstellen zu besteuern. Die Antwort lautete, das sei unausführbar. Er beantragte, denjenigen Geistlichen, welche auf die Missionen zu gehen bereit seien, Beneficien zu versprechen oder sie zu Coadjutoren von Beneficiaten mit dem Rechte der Nachfolge zu ernennen. Auch das ward nicht genehmigt. Dagegen wurde ihm vorgeschlagen, er möge mit seiner erfinderischen Gewandtheit und der Gunst, welcher er sich bei den verschiedenen Höfen erfreue, andere einfachere Mittel finden, als die wären, welche er bis dahin vorgeschlagen. Steffani erwiderte, das seien eitele Wünsche und nutzloses Bemühen, wie aus der Lauheit zu erkennen wäre, mit welcher von dieser Seite der Kirchenbau zu Hannover unterstützt werde. Stände nicht die absolute Unmöglichkeit dem entgegen, so würde er sich gern vor Gott und der Welt dies Verdjenst erworben haben [2]). Der „überaus fleißige und schöne Bericht" des Bischofs, wie ihn der Kölner Nuntius nannte, war also wiederum erfolglos. Der Nuntius tröstete ihn, er wolle mit aller Kraft in Rom für die Missionen eintreten, aber es seien schlimme Zeiten, obschon der Papst von höchstem Eifer erfüllt sei. „Empfehlen wir die Sache dem lieben Gott, cuius causa agitur, und lassen Sie mich sorgen," schrieb er ihm (19. Februar). Wahrscheinlich werde der Papst zum Besten der Missionen einen außerordentlichen Schritt thun.

---

[1]) H. St.-A. Correspondenz mit dem Kölner Nuntius, 9. Februar 1712.

[2]) Das. Promemoria auf die Antworten der Propaganda, April 1712.

Der Bischof drängte mit neuen Vorstellungen beim Nuntius, der nur erwidern konnte, daß auch er in wichtigen Dingen warten müsse. Etwas werde schon glücken. Was der Bischof den Missionaren an Gehalt bieten konnte, war so gering, daß keiner bleiben wollte.

Im September wurde der Nuntius Bussi abberufen und Alexander Borgia mit der Verwaltung der Nuntiatur betraut. Letzterer griff den ersten Plan Steffani's wieder auf, allein dieser selbst hatte die Hoffnung aufgegeben, Beneficiaten zu finden, welche Missionare zu werden gewillt seien. „Der Eifer dieser Geistlichen geht nicht so weit, daß sie Opfer bringen ohne Lohn."

„Von Rom hat man mir Priester vorgeschlagen," berichtete der Bischof dem Kurfürsten von Mainz, „aber wenn Sie die Liste derselben sähen, welche Leute man mir schicken will, so würden Sie sterben vor Lachen. Sie würden sich ärgern, wenn Sie sähen, mit welcher Heftigkeit die Congregation zu schreiben weiß: »Der Bischof von Spiga gebe diesem eine Stelle in seinen Missionen und gebe ihm sein Gehalt.« Ich habe nach Rom geschrieben, daß also die katholische Religion zu Grunde geht." Den Grund, weshalb man in Rom ihm nicht gut zu Willen sei, sah er in Verleumdungen gegen seine Person. Die Propaganda verschwende große Summen für Indien und das Seminar in Fulda, anstatt daß sie dafür sorge, daß seine Missionen fundirt würden. „Man gibt mir 50 Thaler für die Missionare und ich soll sie nehmen, wie wenn es 500 wären." Er mache Vorschläge, die leicht auszuführen seien und Niemanden beschwerlich würden, aber alles weise man zurück. Nun sage man, der Bischof von Spiga sei nicht mehr zufrieden. Gewiß, es sei sehr wahr.

Nicht minder unglücklich war er mit andern Vorschlägen und Forderungen. „Einer meiner größten Kämpfe," schrieb er dem Mainzer, „die ich mit der Congregation habe, ist, daß man mich immer an den Nuntius von Köln verweiset. Das will ich nicht, lieber will ich gehen und meine Kohlköpfe pflanzen." Allein er hat sich in der Folge die Unterordnung unter den Nuntius schon gefallen lassen.

Des Langen und Breiten verlangte der Bischof in seinen Berichten von Anfang 1712 [1]) neben neuen Facultäten, um in verbotenen Graden bei Ehen zu dispensiren, auch die Facultät, von dem Ehehinderniß der mixta religio zu dispensiren. In kurzer Zeit könne man erwarten, wenn man gemischte Ehen erlauben wolle, daß ganze Generationen katholisch würden. Dieser Vorschlag verlange zwar, sagte der Kölner Nuntius in einem Gutachten über die Vorschläge des Bischofs, etwas Exorbitantes,

---

[1]) Registratur des Bischofs. H. St.-A. Nr. 78 dd, S. 329—331.

aber seine Motive beruhten auf Wahrheit. Er, der Nuntius, könne das aus seinen Erfahrungen bezeugen. Der Bischof suchte dann noch besonders zwei Einwendungen gegen die Zulassung gemischter Ehen zu entkräften, daß nämlich der nichtkatholische Theil unfähig sei, die Gnade des Sacramentes zu empfangen, während es ihm dennoch solle gespendet werden, und den andern Einwand, daß man dadurch Aergerniß gäbe[1]. Dies seien die gewöhnlichen Gründe gegen die gemischten Ehen, mit welchen immer die Dispens abgewiesen worden sei, so oft die Facultät zu derselben von seinen Vorgängern erbeten worden. Die erste Schwierigkeit werde gehoben durch die Befolgung der den Missionaren über diesen Punkt von ihm gegebenen Pastoral-Instruction, die von der Congregation gutgeheißen sei. Nachdem dies geschehen, habe man in Rom die Unmöglichkeit anerkannt, gemischte Ehen zu hindern, und die Nothwendigkeit, sie zu gestatten. Alle Dinge dieser Welt seien der Art, daß sie einmal anfangen müßten. Nicht das Beispiel, sondern der Nutzen komme hierbei zunächst in Betracht. „Es ist wahr," sagt der Bischof wörtlich, „daß diejenigen, welche außerhalb der Gemeinschaft der h. Kirche stehen, nicht fähig sind, die sacramentalen Gnaden zu empfangen. Aber in unserm Falle kann man sagen, 1) daß die Gnade, um welche es sich handelt, auf die Person fällt, welche der h. Kirche angehört, denn der katholische Theil bedarf der Dispens nicht (?), welche der nichtkatholische nothwendig hat. 2) Wenn der nichtkatholische Theil sich bewegen läßt, die Dispens zu erbitten, so thut er es, weil er Zweifel hat über die Gültigkeit der Dispensen, welche die Consistorien und Fürsten geben, und consequenter Weise anerkennt er dadurch in diesem Punkte die rechte Gewalt der Kirche. Das sind zwei sehr wirksame Gründe zur Conversion. 3) Sobald er glaubt, die Dispens erbitten zu müssen, macht er sich bereit zu einem Ehecontract, worin er sich verpflichtet, sämmtliche Kinder in der katholischen Religion erziehen zu lassen, und in diesem Falle werden nicht zwei Generationen vergehen, daß nicht eine ganze Hälfte der betreffenden Ortschaften im Schooße der h. Kirche sich befindet. 4) Wenn die Dispens, welche solche Personen begehren, ihnen verweigert wird, so ist es unabwendbar, daß sie sich an die protestantischen Consistorien wenden, anstatt daß umgekehrt zu Tausenden Seelen gewonnen werden, welche verloren gehen. Ich weiß, daß man mir sagen kann: maneant in eorum perditione. Das mag für sie angehen. Aber welche Schuld haben die Unschuldigen, welche noch geboren werden, die mit solcher Leichtigkeit könnten gerettet werden? Ich kann versichern, daß ich die gewichtigsten Theologen in großer Zahl um Rath gefragt habe; ich habe nicht einen

[1]) Das. S. 325—328.

gefunden, der im Lande Erfahrung hat, der nicht vollständig mit mir übereinstimmte."

Mit dieser Sache im Zusammenhang stand das Verlangen des Bischofs nach größern Vollmachten für Dispensen in verbotenen Graden. Er besaß nach der Meinung des Nuntius solche für den dritten und vierten Grad bei Armen und Convertiten, auch für den zweiten Grad bei schon geschlossenen Ehen. Er hatte also nicht viel mehr in dieser Hinsicht zu fordern. Der Kölner Nuntius meinte, er möge es dabei belassen und sich in andern Fällen an ihn wenden, wie es in den übrigen apostolischen Vicariaten der Fall sei. Allein der Bischof erwiderte, daß er die genannten Facultäten nicht besitze, oder nur unter solchen Einschränkungen, daß er alle zehn Jahre einmal in die Lage kommen werde, von denselben Gebrauch zu machen. Auch diese Forderungen schienen der Congregation nicht erfüllbar.

In demselben Berichte des Bischofs vom Januar 1712, in welchem all' dies enthalten ist, machte er neue Vorschläge bezüglich Fundirung der Missionen. Einen derselben fand der Nuntius ausführbar, den nämlich, daß bei Ehedispensen von hohen Personen aus dem apostolischen Vicariat und den umliegenden Gegenden die päpstlichen Sporteln hierfür bestimmt und diese Personen, zumal wenn es solche aus fürstlichen Häusern seien, angehalten würden, zur Fundation der Missionen beizutragen. Auch möge dies geschehen, wenn fürstlichen Personen andere Gnaden zu Theil würden, z. B. die Erlaubniß Beneficien und Pfründen beizubehalten, wenn sie noch andere dazu erhielten. Dadurch würden sowohl die Herren vom Adel, welche verschiedene Canonicate &c., als auch die fürstlichen Personen, welche mehrere Fürstbisthümer in ihrer Hand vereinigten, zu bedeutenden Opfern für die Missionen herangezogen sein. Es wäre gewiß viel besser gewesen, wenn dieselben zu diesem Zweck ihre Mittel verwendet hätten, als daß sie kostbare Schlösser und andere Bauten aufführten, durch welche der Kirche wenig Nutzen bereitet ist. Der Bischof von Spiga sah auf der einen Seite die Noth seiner Missionen, wie seine Missionare am Hungertuche nagten, nur die zum Lebensunterhalte auf's Nothwendigste beschränkten Mittel hatten, wie die Kirchen und Kapellen darbten und alles auf's Aermlichste bestellt war; auf der andern Seite kannte er die Pracht der fürstbischöflichen Höfe, die Verschwendung der Mittel zu Dingen, welche den kirchlichen Interessen am wenigsten dienten. Diese Vorschläge waren zwar die Aussprüche apostolischen Sinnes, aber thatsächlich eben so unausführbar wie die andern. Immerhin gereicht es ihm zur Ehre, daß er sie gemacht hat, und ohne ein gutes Maß von edelm Freimuth konnte er sie bei seinen freundschaftlichen Beziehungen zu den Personen, welche sie betrafen, nicht machen.

Eine besondere Aufmerksamkeit wandte der Bischof von Spiga auf die zahlreichen in seinem Vicariat auftauchenden Apostaten, zumal wenn sie dem Klerus angehörten. Er erbat sich diesen gegenüber besondere Facultäten, namentlich die, abgefallenen Ordensleuten es zu ermöglichen, in ein anderes Kloster einzutreten, als dasjenige, dem sie entflohen waren. Oefter ist auch in der Correspondenz des Bischofs von solchen die Rede, denen er die Rückkehr in das eigene Kloster erleichterte. So kehrte 1713 einer in sein Kloster nach Soest zurück, den auf des Bischofs Fürsprache und Vorsorge der Obere in aller Milde wieder aufnahm und behandelte. „Sie waren das Instrument der göttlichen Barmherzigkeit, um das verlorene Schaf zurückzuführen," sagte ihm dann der Kölner Nuntius.

Bezüglich Anderer führte er eine Correspondenz mit dem Brüsseler Nuntius Santini [1]). Zwei hatten sich ihm in Paderborn genaht. „Die Bereitwilligkeit," schreibt er dem Nuntius (15. März 1715), „mit welcher diese armen verlorenen, verführten Schäflein auf die erste Stimme ihres Hirten gehört haben, und das Vertrauen, mit welchem sie ohne Zeitverlust sich in meine Arme geworfen haben, ohne sich um andere Sicherheit zu kümmern, als die ist, welche ich Ihnen geboten, haben mich von dem Ernste ihrer Bekehrung überzeugt. Ich bin ihnen mit der Liebe entgegen geeilt, welche der gute Hirt im Evangelium als Vorbild anzeigt. Ich habe ihnen eine Buße auferlegt und in Kraft der ausgedehnten mir gegebenen Vollmachten sie losgesprochen. Sie sind zurückgegeben der Gemeinschaft der Gläubigen und von allen Strafen freigesprochen, welche immer die Statuten ihres Ordens bestimmen mögen. Diese meine Vollmachten sind in Deutschland genügend bekannt, und meine Patente begegnen jeglicher Schwierigkeit. Aber möglicher Weise ist mein Zweifel berechtigt, daß die Ordensoberen in Frankreich nicht wissen, nicht nur, daß ich ihnen befehlen kann, Büßer dieser Art in der von mir bestimmten Weise wieder aufzunehmen, sondern auch, daß überhaupt in der Welt ein apostolisches Vicariat des Nordens existirt. Ich habe deshalb geglaubt, den sicherern Weg zu gehen und die beiden Pönitenten dem Convente ihres Ordens in Paderborn zu übergeben. Der eine ist ein Capuciner-Priester, der andere gehört dem Franciscaner-Orden von der strengern Observanz an. Ich werde an ihre betreffenden Provinziale schreiben." Ihre Klöster lagen in der Touraine in Frankreich. Aus Briefen, welche der Franciscaner-Provinzial an einen der Hamburger Missionare geschrieben hatte, schloß der Bischof, daß doch noch nicht alles in Ordnung sei, und er sandte deshalb durch den Brüsseler Nuntius neue Nachrichten an denselben, um den Provinzial von strengern Maßregeln abzuhalten, welche

---

[1]) Registratur des Bischofs Nr. 78dddd im Hannov. St.-A.

nur dahin führen würden, andere Abtrünnige von der Rückkehr abzuhalten, die in nicht geringer Zahl in seinem weiten Vicariat umherirrten. Er habe tausend Erfahrungen, daß der Teufel kein besseres Mittel besitze, sie in seinen Netzen zu halten, als die Furcht vor den großen Strafen.

Die betreffenden Provinziale berichteten an den Nuntius, welche Pönitenz und Indulgenz nach den Ordensregeln den Beiden zukam. Sie machten anfangs auch Schwierigkeiten, von Strafen gänzlich abzusehen. Dem einen der Pönitenten wurde nachgesagt, daß er schon drei Mal abgefallen sei. Der Provinzial des Franciscaners erklärte sich bereit, es so zu halten, wie der Nuntius es anordne. Um so mehr, meinte derselbe, werde der Obere demjenigen sich fügen, was der Bischof in Kraft seiner besondern Vollmachten verordnen werde. Auch würde der Nuntius von Paris helfen, daß der Mann in die Provinz versetzt werde, welche der Bischof wünsche. Am 14. Mai schrieb er dem Nuntius zurück, daß der eine derselben in sein früheres Kloster zurückkehre, wie sein Provinzial es wünsche, obschon der Ordensgeneral ihm die Facultät gegeben habe, irgend ein anderes Kloster für denselben zu bestimmen. Der Convertit sei damit einverstanden, und darin ein Zeichen seiner wirklichen Reue zu erkennen. „Ich vertraue, daß meine Facultät auch von seinen Oberen für gültig anerkannt wird und entlasse ihn mit dem Segen Gottes. Nur bitte ich Sie, daß Sie für diese Anerkennung sorgen, damit nicht meine Facultät in derselben Zeit vernichtet und mir der Weg abgeschnitten wird, so viele andere Elende aus den Klauen des Teufels zu befreien." Der Nuntius antwortete, der P. Pelerin, so hieß der eine, könne nur getrost mit den Briefen des Bischofs, des Pariser Nuntius und dem seinigen in sein Kloster zurückkehren, keine andere Mortification werde ihn treffen, als eben diese Rückkehr. Der Nuntius Santini hatte auch an den Bischof von Mans, in dessen Diöcese das Kloster lag, geschrieben. Der Bischof von Spiga war erfreut darüber und dankte dem Nuntius: „Sie werden im Himmel Ihren Lohn dafür haben, und ich, in den Banden Ihrer Güte, kann nur meinen sehr großen Dank bezeugen."

Sofort hatte er mit dem Nuntius eine andere Sache dieser Art zu verhandeln. „Wenn sie auch nicht gelingt," meinte er, „so haben wir darin das unserige gethan. Meine Pflicht gebietet es mir auch." Er berichtet darüber in einem Promemoria Folgendes: „Seit langer Zeit befindet sich am kaiserlichen Hofe ein Minister des Hauses Este als außerordentlicher Gesandter von Modena. Dieser Cavalier, mit Namen Graf Giannini, hat zwei Söhne. Nachdem er dieselben längere Zeit an der Universität zu Helmstedt hat studiren lassen, hat er sie auf Reisen an die nordischen Höfe gesandt. Als sie vor etwa zwei Jahren an dem Hofe zu Hannover

waren, hat der eine von ihnen das Unglück gehabt, sich pervertiren zu lassen und Lutheraner zu werden. Er verließ heimlich seinen Bruder, und Monate lang forschte man vergebens nach seinem Aufenthaltsorte. Endlich erfuhr man, daß er in Bremen sei, wo einer der Missionare sich alle Mühe gab, den Verführten zur Rückkehr zu bewegen. Aber alle Versuche blieben vergeblich. Er reiste auch von dort weg und kam vor einem Jahre nach England, von wo man Nachricht hat, daß der König auf sehr starke Fürsprache ihm eine Stelle in dem Schweizer-Regiment Albermahls (?) gegeben hat. Das weiß man über ihn. Der, wie sich denken läßt, sehr betrübte Vater hat in's Werk gesetzt, was sein Geist nur ersinnen kann, und alle Versuche gemacht, um seinen Sohn von dem Abgrund zu retten, aber vergebens. Schließlich hat er ihm einen langen Brief geschrieben, in dem alles zu finden ist, was der Schmerz, die Liebe, die Frömmigkeit und väterliche Sorge in einem solch traurigen Falle aussprechen kann. Um den Brief mit Sicherheit an ihn gelangen lassen zu können, sucht man seinen Aufenthaltsort, der um so schwieriger zu finden ist, da der Teufel ihm eingegeben hat, seinen Namen zu ändern, um seiner Seele um so sicherer zu sein. Man bittet um Ihre Liebe und Ihren Eifer, die Missionare und Ordensleute suchen zu lassen, wo das verlorne Schäflein sich aufhält. Vielleicht wird man in Brüssel erfahren, ob das genannte Regiment noch in Tournay ist, und wo er ist, und wer den zärtlichen Brief seines Vaters ihm überbringe, der, wie er es immer gethan, verspricht, seinen Sohn wieder aufzunehmen, wie es der Vater in der Parabel vom verlorenen Sohne that."

Der Nuntius Santini fand einen Jesuiten-Pater Ignace de la Porte in Tournay, der dem Jüngling, welcher sich dort wirklich aufhielt, den Brief überbrachte und sich alle Mühe gab, ihn zurückzuführen. Ob es ihm gelungen ist, ersehe ich nicht.

Des Bischofs von Spiga Bemühungen um die Apostaten in seinem Vicariat gingen nach allen seinen Missionsstationen; seine Vollmachten bezüglich der Wiederaufnahme derselben in die Kirche hatte er überall bei den Missionaren bekannt gemacht; deren Nachrichten über dieselben und die Bemühungen um sie sind nicht die uninteressantesten Theile der Geschichte der einzelnen Missionen [1]).

Nichts war damals schwerer, als die Gründung einer Mission. Steffani's Bemühungen ist es nicht gelungen, eine andere als Halle a. S. und Dessau in's Leben zu rufen. Für diese beiden Missionen erwirkte er eine dauernde Unterstützung von der Propaganda [2]), namentlich aber

[1]) Vgl. die betreffenden Capitel in meinen „Franciscaner-Missionen" und „Aus Norddeutschen Missionen". — [2]) Daselbst.

hat er sich um die erstere in rührender, väterlicher Sorge nicht geringe Verdienste erworben. Darüber mag hier noch einiges seinen Platz finden, nachdem die Geschichte dieser Mission im Uebrigen eine wohl genügende Bearbeitung gefunden hat[1]).

Es war auf Veranlassung des Bischofs geschehen, daß der Franciscaner-Pater Markus Verkühlen aus Halberstadt die Mission in Halle 1710 begann, die er anfangs ungestört fortführen konnte. Aber am 29. October 1716 in Abwesenheit des P. Markus wurde seine Kapelle auf Befehl des Königs erbrochen und das heiligste Sacrament fortgenommen. Damals war als Hofmeister des Grafen von der Natt, der an der Halleschen Universität studirte, der Jesuiten-Pater Helffen in Halle. Dieser berichtete über die Vorgänge sofort an den Bischof[2]): „Wie das Kind, sobald es von andern erschreckt wird, in natürlicher Erkenntniß in die Arme von Vater und Mutter flieht, so fliehe ich mit der ganzen hiesigen katholischen Gemeinde zu dem wachsamen und seine Schafe überaus liebenden Hirten, um in wenigen Worten die Lage der Gemeinde zu schildern, damit Sie uns helfen können." Nun erzählt er den Vorgang, wie die Kapelle und das Tabernakel mit Gewalt erbrochen und das heiligste Sacrament weggeführt sei. Der Urheber dieser That sei der Superintendent Heinnecius und die Reformirten, welche über die Conversion einer Familie aufgebracht seien. Mit lebhaften Farben schildert er den Schrecken der Katholiken, wie sie am Allerheiligentage weinend vor der verschlossenen Thüre der Kapelle gestanden, und wie er sie mit dem Hinweis auf die Worte „Selig Die, welche Verfolgung leiden um der Gerechtigkeit willen" getröstet habe.

Den Eindruck, welchen diese Nachricht auf den Bischof machte, schildert er sogleich in einem Briefe an den Cardinal Paollucci[3]): „Ich kann keine Worte finden, um meinen Schmerz und meinen Schrecken zu schildern, die bei der Lectüre des beiliegenden Briefes (von P. Helffen) über mich gekommen. Ich zweifle nicht, daß einzig Gottes allmächtige Barmherzigkeit mich vor der Gefahr bewahrt hat, daß nicht das Unglück Heli's über mich gekommen ist, welches ihn traf, als ihm mitgetheilt wurde, daß die Bundeslade in die Hände der Philister gekommen sei. Ich theile E. E. diesen Fall mit, weil ich es für nothwendig erachte, daß Se. Heiligkeit über alles unterrichtet werde. Die Bosheit ist so groß, daß nach dem Passauer Frieden von 1552 sicher etwas Schlimmeres in Deutschland nicht erlebt ist. In diesem schmerzlichen Unglück finde ich gleichwohl eine Art Gutes, wenn ich darauf sehe, daß der Gewaltstreich

[1]) Daselbst. — [2]) Vaticanisches Archiv Lettere dei Vescovi ad annum 1716, fol. 440. — [3]) Das. fol. 438. Brief d. d. Neuhaus, 28. November 1716.

von einem Sacrileg begleitet ist. Denn es gibt meinen Bitten, die ich eben beginne, mehr Kraft und macht es schwer, Entschuldigungen zu finden, um keine Mühe aufzuwenden." Er will sich nach Wien wenden, an den kaiserlichen Hof, an den Nuntius, den Reichsvicekanzler, an den Bischof von Paderborn und den Kurfürsten von Mainz, die alle in Berlin intercediren sollen. Dem P. Helffen in Halle will er auftragen, den Professoren der Universität begreiflich zu machen, daß die katholischen Studenten an derselben die Stadt verlassen, und den städtischen Behörden, daß die katholischen Kaufleute von Halle wegziehen würden, wenn die Kapelle geschlossen bliebe. Zunächst gelang allerdings nur die Rückgabe der sacrae species und der Kapelle. Aber da der P. Helffen die Gemeinde heimlich weiter pastorirte und dies nach Berlin berichtet wurde, kamen neue Befehle, den Pater zu verhaften, wenn er dabei ertappt werde. Da dies demselben verheimlicht werden sollte, so machte der Rector der Universität und andere Professoren den Pater darauf aufmerksam, daß er sich in Acht nehme. Selbst dem Obersten des Regiments in Halle, der für die katholischen Soldaten um Gottesdienst für dieselben bat, wurde dies abgeschlagen. Nach Ostern 1718 verließ P. Helffen mit seinem Zögling Halle. Er hatte vorher trotz des Verbotes seine Pastoration wieder aufnehmen können, namentlich auch für die Soldaten. Unausgesetzt war der Bischof von Spiga nach allen Seiten thätig, um die öffentliche Wiederaufnahme des unterbrochenen Werkes in Halle dem P. Markus zu ermöglichen. Es geschah erst 1723 [1]).

Drittes Capitel.

Reunionsbestrebungen.

Die Versuche einer Wiedervereinigung der durch die Luther'sche Reformation getrennten Christen, welche sich an die Namen Spinola, Bossuet und Leibniz knüpfen, waren bereits im Sande verlaufen, als Steffani sein Vicariat antrat [2]). Es findet sich in seiner Correspondenz nicht die geringste Andeutung, daß er in die desfallsigen Verhandlungen, obschon sie in Hannover geführt wurden, und Leibniz ihm nahe stand, eingegriffen hat.

Die Reihe der deutschen Fürsten, welche damals vom Protestantismus zur katholischen Kirche zurückgekehrt sind, ist nicht klein. Daß Steffani

[1]) Vergl. Woker, Aus Norddeutschen Missionen. Vereinsschrift der Görres-Gesellschaft 1884.

[2]) Vgl. Woker, Francis.-Miss. S. 378 ff.

und Kurfürst Johann Wilhelm von der Pfalz die geistige Bewegung, welche in diese Conversionen auslief, weiter zu fördern suchten, indem sie dieselbe noch im Flusse glaubten, ist keineswegs auffallend. Im Jahre 1707 war Steffani noch sehr kühl denkend in Bezug auf Convertiten. Dem Kölner Nuntius gegenüber äußerte er einmal, die Erfahrung lehre ihn, daß unter Convertiten wenige seien, welche reine Absichten hätten. Bald darauf dachte er anders[1]).

Seit 1709 zieht sich bis an das Lebensende des Kurfürsten Johann Wilhelm durch dessen Correspondenz mit dem Bischof das Hin- und Herreden über die Conversion protestantischer Fürsten, immer „die große Sache" (il gran negotio) von ihnen genannt. Wenn sich der Bischof Delegat des heiligen Stuhles nannte, so bezog sich dieser Ausdruck auf besondere päpstliche Vollmachten, die er zur Förderung derselben erhielt. Johann Wilhelm hatte die Angelegenheit durch Steffani in Rom selbst dem Papste vorstellen lassen, hatte in Aussicht gestellt, daß er zur Erreichung dieses Zieles alles aufbieten wolle, und der Bischof ging mit jugendlicher Begeisterung auf diese Idee ein. Er hat später einen guten Theil seiner Thätigkeit auf dieses Werk verwendet. Es scheint nicht, als habe ihn dabei immer die reinste Absicht geleitet. Zu sehr war er Politiker, als daß er bei diesem Werke wie bei seiner ganzen Thätigkeit im apostolischen Vicariat seine diplomatische Vergangenheit und die Gepflogenheiten derselben hätte verleugnen können. Vielleicht deshalb hat er in seinen hohen Plänen die bitterste Enttäuschung erfahren müssen.

Indessen er hielt es für möglich, eine Anzahl protestantischer Fürsten auf irgend eine Weise mit der katholischen Kirche wieder zu vereinigen. Und der erfahrene Mann, der so genau bis in die geheimsten Verhältnisse protestantische Fürsten und Höfe kannte, mußte für diese Möglichkeit positive Gründe haben. So ungünstig, wie es auf den ersten Blick erscheinen will, lagen die Verhältnisse für diese Sache keineswegs. Waren die Reunionsbestrebungen vom Ende des verflossenen Jahrhunderts auch gescheitert, so lag der Grund mit in der schroffen Wendung der französischen Politik, welche so ganz und gar antideutsch war, daß die bei denselben betheiligten Franzosen auch bei diesen Verhandlungen die gleiche Wendung machen mußten. Die religiöse Einheit Deutschlands wäre Frankreichs Schwächung gewesen, wie die religiöse Zwietracht seine Kraft war. Nach dem Maße des Einflusses, welchen Frankreich in Rom hatte, war wiederholt die Förderung oder Gleichgültigkeit zu ermessen gewesen,

---

[1]) Nr. 78 dd der Registratur des Bischofs v. Sp. Hannov. St.-A. Correspondenz mit dem Kölner Nuntius 17. Sept. 1707.

welche die päpstliche Curie den Reunionsbestrebungen des Kaisers Leopold entgegenbrachte[1]). Jetzt war das deutsche Uebergewicht in Rom zwar wieder hergestellt. Aber es beruhte auf der Macht der kaiserlichen Waffen. Kaiser Leopold war todt und sein Sohn Joseph lag immer noch im Streit mit dem Papste, hatte auch wenig Interesse für diesen religiösen Gegenstand. Da mußte es dem Kurfürsten Johann Wilhelm scheinen, daß es an der Zeit sei, seinerseits die Angelegenheit wieder aufzunehmen und dies Erbe seines Schwagers Leopold als eine heilige Pflicht auf sich zu nehmen. Jahre lang hatten bereits gestanden und standen noch im Kampfe die deutschen Fürsten, Katholiken und Protestanten, gegen den gemeinsamen Feind, den Franzosen. Selbst die protestantischen Seemächte waren mit dem katholischen Kaiser verbündet. Sollte es nicht scheinen, als sei gerade jetzt die Reunion leichter möglich als je? Niemanden konnte unbekannt sein, daß Deutschland für die Zukunft von dem Franzosen nur Böses zu erwarten hatte. Sollte nicht auch dieser Umstand der Sache günstig sein? Kurz — Johann Wilhelm faßte den Gedanken wieder auf, und auch für die Ausführung dieses Planes schien der Bischof von Spiga der geeignetste Mann von der Welt zu sein. Er war es auch, wenn es mit diplomatischer Kunstfertigkeit und kluger Unterhandlung gethan gewesen wäre.

Am 23. Februar 1709 schrieb Steffani dem Kurfürsten: „Ich habe dem Papste das große Geschäft vorgelegt, von welchem der gütige Brief E. K. H. vom 20. Januar handelt. Ich kann nicht hinreichend schildern, mit welcher Wärme Seine Heiligkeit die Sache erfaßt hat, und mit welchen Lobsprüchen dieselbe die Frömmigkeit E. K. H. gefeiert und erhoben hat. Es wurde lange darüber geredet, nicht der geringste Punkt in dieser Materie ist ohne Prüfung geblieben. Ich kann im voraus E. K. H. versichern, daß aus guten Gründen vermieden ist, die Sache vor die Congregation des h. Officiums kommen zu lassen. Der Papst wird eine Particular-Congregation unter seinem Vorsitze bilden, welche aus fünf Personen bestehen soll. Ueber drei derselben kann ich disponiren, von dem vierten verspricht sich der Papst alle Gefügigkeit und von dem fünften alle Hülfe. Kurz, ich beginne zu glauben, daß hierfür Gott mich nach Rom gesandt habe. In dieser Congregation wird man für den Bischof von Spiga eine Instruction feststellen, in welcher E. K. H. alle nothwendigen Sicherheiten finden wird. Ich werde ein gut Theil der nöthigen Facultäten erhalten, der h. Stuhl wird alle mögliche Erleichterung bieten, und E. K. H. werden von diesem großen Geschäfte alles Verdienst auf

[1]) Vgl. Onno Klopp, Der Fall des Hauses Stuart, VI. B., S. 229 ff. — Woker, a. a. O. S. 386 ff.

Erden haben, und Sie, der Papst und ich unsern guten Theil der Glorie des Himmels. Ich werde alles Nothwendige mitbringen; nachgerade drängt mich der Papst selbst zur Heimreise. ... Ich habe die gegründete Hoffnung, daß die Sache Erfolg hat; mit Herz und Mund will ich dann singen: Nunc dimittis servum tuum Domine."

Am 2. März schrieb Steffani, daß er nicht eher abreisen werde, bis die Angelegenheit in's Reine gebracht sei; denn sonst werde sie in die Länge gezogen. Nach einigen Tagen konnte er berichten, daß sie im Flusse sei. Die Congregation werde in den nächsten Tagen ihre Arbeit beginnen; sie bestehe aus dem Papste, den Cardinälen Ferrari, Gabrielli und Fabroni, Monsgr. Manchieri und dem Pater Damasceno. „So kann die Sache," meint Steffani, „nicht übel gehen. Dem Mgr. Banchieri hat der Papst Auftrag gegeben, die vier Andern zu informiren und unter Strafe der großen Excommunication zum Stillschweigen zu verpflichten. Er war gestern Abend bei mir und sagte, daß er die drei Cardinäle voll Eifer und Freude über die Sache gefunden habe."

Einige Tage darauf, 16. März, glaubte Steffani schon das Te Deum laudamus anstimmen zu können. „Die große Sache ist in Sicherheit. Die Congregation ist am Donnerstag gehalten. Die Abstimmung war ganz den Absichten E. K. H. entsprechend. Den Protestanten, mögen sie Fürsten oder Andere sein, welche Kirchengüter besitzen, wird nichts abverlangt. Es wird ihnen frei gestellt, nach ihrer Conversion aus eigenem Gutdünken die Fundationen zu machen, von denen sie glauben, daß sie nothwendig seien. Und wenn ihr Gewissen ihnen sagt, daß sie irgend etwas wie Restitution leisten müßten, so sollen sie davon absolvirt werden, ganz oder zum größten Theil. Kurz, wir werden thun, was wir für gut halten, und nicht mehr. Bezüglich des andern, die Prädicanten betreffenden Punktes, so werde ich die Ehre haben, darüber mit E. K. H. zu reden, so daß Sie auch in diesem Punkte zufrieden sein werden. Volle Sicherheit werden E. K. H. in der Instruction und in der Facultät haben, welche der h. Stuhl dem Bischof von Spiga geben und welche er mitbringen wird."

Auf dem Papiere freilich stand nun alles fertig. „Das hohe und bedeutende Geschäft, welches die Frömmigkeit und das gute Herz E. K. H. so sehr fördert, ist in meiner Hand," schrieb er den 27. April an Johann Wilhelm. „Ich nehme von hier eine Gewalt mit, die nur wenig geringer ist als die des Papstes, und E. K. H. haben alles, was zu dem Vorhaben nothwendig ist. Wenn deshalb vor meiner Ankunft irgend Jemand mit dem, was ich mitbringe, getröstet werden kann, so mag es mit aller Sicherheit geschehen. Ich freue mich unendlich, daß Sie ein so weites

Feld erhalten haben, um Ihrem Eifer für die Religion freien Lauf zu lassen."

Der erste Fürst, dessen mögliche Conversion in's Auge gefaßt wurde, war der Herzog von Mecklenburg. Die Vermuthung beruhte zunächst auf dessen Absicht, mit einer österreichischen Erzherzogin sich zu vermählen. Johann Wilhelm hatte gehört, daß derselbe wiederholt erklärt habe, er werde in diesem Falle den katholischen Glauben annehmen. Der Bischof erhielt vom Kurfürsten den Auftrag, in der Sache zu arbeiten. Allein derselbe erfuhr, daß die Prädicanten am Hof und im Lande, als sie davon Kenntniß erhielten, sich dem Herzog zu Füßen geworfen und ihn mit Thränen in den Augen bestimmt hätten, die Absicht aufzugeben. Wenn man in Wien einer solchen Verheirathung geneigt sei, so wäre es besser, meinte der Bischof, an den jüngsten der Brüder des Herzogs zu denken, den Prinzen Ludwig, der von Natur wohlwollend und ein Freund der Katholiken sei, zumal die herzogliche Linie durch dessen Descendenten wahrscheinlich fortgepflanzt werden würde[1]).

Wie sehr man damals solche Conversionen protestantischerseits für möglich hielt, geht u. a. auch daraus hervor, daß man davon redete, der König von Dänemark wolle katholisch werden, und zwar fürchtete man dies bloß deshalb, weil er einen katholischen Agenten nach Wien gesandt hatte[2]). In katholischen Kreisen ging sogar das Gerücht, der König habe den General der Jesuiten gebeten, einige Patres der Gesellschaft nach Dänemark zu senden, was Steffani nicht für unmöglich hielt, weil dort bereits viele seien.

Von dem Landgrafen von Hessen-Darmstadt erfuhr der Bischof in Hannover, daß er schon vor Jahren beschlossen habe, katholisch zu werden, woran ihn nur seine verstorbene Gemahlin gehindert habe[3]). Er verlangte nach der Stelle des Obergenerals der Reichsarmee. Diesen Umstand, meinte der Bischof, möge der Kurfürst benutzen, um einen Gesandten nach Darmstadt zu senden, der die Sache seiner Conversion fördere. Bei seinem Aufenthalt in Hannover hatte er einen Katholiken in seinem Gefolge, den er sehr liebte.

Der katholische Baron von Romis zu Hannover mußte in des Bischofs Namen mit dem Landgrafen reden, wobei der Erstere zu bemerken glaubte, daß er sehr auf die geistigen Beweggründe zu einer Conversion gehorcht habe. Der Bischof gab Johann Wilhelm den Rath, ihn nach

---

[1]) Brief vom 16. December 1709. Hann. St.-A. Correspondenz des Bischofs von Spiga mit Joh. Wilhelm von der Pfalz.

[2]) Der Bischof von Spiga an Johann Wilhelm 24. Februar 1710 a. a. O.

[3]) Desgl. 4. Juli 1711. Das.

Düsseldorf einzuladen; da er ein großer Liebhaber der Musik sei, könne der Kurfürst die Aufführung zweier Opern daselbst zum Vorwand dieser Einladung nehmen. Er, der Bischof, will dann sorgen, daß er in der Nähe sei. Mit einer Einladung desselben war die Sache aus.

Ein dritter Fürst, dessen Conversion möglich erschien, war der Herzog von Würtemberg. Auch bei diesem gab es wieder Mittelspersonen und vermittelnde Verhältnisse, welche zu seiner Rückkehr zur katholischen Kirche behülflich sein konnten. Der Bischof von Spiga stand ihm persönlich nicht nahe, er wußte aber, „daß über die Conversion Anton Ulrichs sich in Deutschland Niemand mehr gefreut hat, als der Herzog von Würtemberg, der bei dieser Gelegenheit Worte gebraucht hat, die ich nicht niederschreiben will, aus denen man aber schließen kann, daß er glaubt, seine Religion sei keinen Deut werth. Solche Worte haben ihn bei seinen Lutheranern verdächtig gemacht, die ihn deshalb genau beobachten. Was aber zu bedauern ist, ist dieses, daß es sogar Katholiken gibt, die fürchten, ihn in seiner Absicht zu ermuntern. Der Fürst von Zollern, dem es nahegelegt worden, dem Herzog zu seiner Conversion behülflich zu sein, da er seinen Lohn im Himmel dafür erhalten werde, hat geantwortet: »Ja, großen Lohn im Himmel, aber sehr wenigen in Berlin.« Es muß ein Mann von Bedeutung zu dem Herzog gesandt werden, der sein Vertrauen zu gewinnen versteht." An Veranlassung anderer Art zu solcher Sendung fehlte es nicht[1]). Johann Wilhelm beauftragte den Bischof, für diese Sendung eine Instruction zu entwerfen, die für die Art und Weise, wie Steffani in der Sache arbeitete, bezeichnend ist. Sie ist datirt vom 21. November 1710 und besagt Folgendes:

Der Gesandte soll zunächst versuchen, mit dem Herzog in vertrauten Verkehr zu treten und dann die Gelegenheit benutzen, um das Gespräch auf religiöse Fragen zu bringen, ohne jedoch den Schein zu erwecken, als beabsichtige er auf Controversien auszugehen. Ein Gegenstand des Gespräches könnten die üblen Folgen der sogenannten Luther'schen Reformation sein, welche sie über Deutschland gebracht habe, da doch offenbar alle Verluste des Reiches von der Zwietracht gekommen, welche in der Religion begonnen hätte. Der Gesandte möge auch dem Herzog vorstellen, welchen enormen Schaden die adeligen protestantischen Familien und Fürsten dadurch erlitten hätten, daß sie von den kirchlichen Präbenden und geistlichen Staaten durch ihre Trennung von der katholischen Kirche ausgeschlossen seien. Eigenes Interesse könne sie also nicht an den Protestantismus fesseln und kein Hinderniß bilden, zur katholischen Kirche zurückzukehren. Die in der Sache selbst liegenden Gründe dafür müßten deshalb um so leichter

---

[1]) Brief vom 18. September 1710. Das.

erkannt werden. In dieser Beziehung soll der Gesandte darauf hinweisen, daß unter den Protestanten selbst der Grundsatz feststehe, daß die Kirche Christi nur eine sein könne. Daß aber diese Einheit, welche das charakteristische Merkmal der wahren Kirche Gottes sei, bei den Protestanten zu finden sei, das werde wohl Niemand glauben. Denn nach 200 Jahren seien sie zu keiner Glaubenseinheit gelangt, vielmehr hätten sich die Differenzen nur gemehrt, während die katholische Kirche überall auf der Welt dieselbe sei. Dann soll er hervorheben, in welcher Gefahr ihres ewigen Heiles sich diejenigen Protestanten befänden, welche der Lossprechung durch das Sacrament der Buße und der übrigen Sacramente bedürftig seien, da sie keine Priester hätten, welche dieselben ihnen spenden könnten; denn es fehlten ihnen die Bischöfe, welche ihnen Priester weihten. Die ununterbrochene Succession von Luther sei aber nach dessen eigenem Geständniß unwirksam. Ebenso sei es in Bezug auf die Communion unter einer Gestalt, bezüglich welcher Luther gegen Luther spreche, wie eine Reihe von Stellen, die angeführt werden, darthuen. Wenn aber der Herzog fürchte, daß er als Katholik die säcularisirten Kirchengüter herausgeben müsse, so soll ihm der Gesandte sagen, daß es in Deutschland einen Prälaten gebe, der ihn von dieser Furcht befreien könne.

Bei einer andern fürstlichen Person hat der Bischof von Spiga selbst die Versuche gemacht und über dieselben an Johann Wilhelm in aller Ausführlichkeit berichtet [1]).

Zu Anfang August 1710 war er beim Kurfürsten von Mainz in Bamberg. Der Weg nach Hannover zurück führte ihn über Meiningen, wo er den Herzog Ernst Ludwig traf, dessen Stiefmutter die Tochter Anton Ulrichs von Braunschweig war. Mit diesem hatte er ein langes Gespräch über dessen eventuelle Rückkehr zur katholischen Kirche. Der Herzog mußte ihm versprechen, über dasselbe volles Stillschweigen zu beobachten. Er sagte ihm dann, daß der Kurfürst von der Pfalz ihn katholisch zu sehen verlange, und deshalb sage er ihm dies offen heraus. „Der Vorschlag,“ so erzählt Steffani, „fiel ihm ein wenig kalt auf das Herz, aber mit einem Lächeln wurde er wieder frisch. Ich habe Ew. Hoheit, sagte ich ihm, den Wunsch des Kurfürsten mitgetheilt mit meiner mir natürlichen Freiheit, aber halten Sie mich nicht für einen wunderlichen Menschen, auch meinen Vorschlag nicht für etwas Aehnliches; denn S. Kurfürstl. Hoheit wünscht das, was ich gesagt habe, und zwar mit allem Eifer. Aber damit verlangt er nicht, daß Sie in diesem Zimmer in diesem Momente katholisch werden. Es ist eine Sache, die dem Kurfürsten zur Genugthuung gereichen würde, aber nicht nur ihm, sondern

---

[1]) Brief vom 20. August 1710 a. a. O.

Ihnen selbst, eine Sache, die reiflicher Erwägung bedarf, die sich machen läßt, wenn E. Hoheit überzeugt sein wird, daß wir Grund haben, sie zu wünschen, und daß Sie Unrecht haben, sie nicht ebenso zu wünschen wie wir. Er sammelte sich ein wenig in Ausdrücken aller Herzlichkeit, daß, wenn E. K. H. ihm nicht so viele und große Beweise seiner Liebe gegeben hätte, dieses Zeichen seiner Liebe, welches ihm bei dieser Gelegenheit gegeben werde, ihm genügen würde, um ihn zu überzeugen, daß die Güte E. K. H. alle seine Dankbarkeit übertreffen werde. Aber, sagte er, welchen Grund kann der Kurfürst für diesen Wunsch haben? Er hat, antwortete ich, Gründe dreifacher Art, moralischer, politischer und freundschaftlicher. Er hat moralische Gründe; denn da er seiner religiösen Ueberzeugung gewiß ist, so treibt ihn die christliche Liebe, seine Freunde, die entgegengesetzter Meinung sind, zu der seinigen zu führen. Er hat politische Gründe, denn es ist nur allzu gewiß, daß das Reichsregiment nicht lange mehr bestehen kann, wenn nicht die Fürsten von einem größern Geist der Einigkeit erfüllt werden, und zu diesem eben so heiligen wie nothwendigen Ziele wird man niemals gelangen, wenn nicht der Religionszwist gehoben wird. Da nun die Unmöglichkeit vorliegt, daß die Katholiken protestantisch werden, so ist es einmal Zeit, dafür zu sorgen, daß die Protestanten katholisch werden. Er hat Gründe der Freundschaft, weil der Kurfürst, wie E. H. weiß und sieht, Ihre Person und Ihr Haus liebt. Er würde Sie nicht lieben, wenn er nicht alles aufböte, um Ihnen das höchste Gut zu verschaffen, und er würde Ihr Haus nicht lieben, wenn er nicht auf dessen Erhaltung bedacht wäre. Sie haben zwei Brüder, zwei Söhne, und können noch ein Dutzend erhalten. Was soll da werden? Wollen Sie fortfahren zu handeln, wie Ihr Großvater es gethan, der aus einem großen Staate sieben ganz kleine Staaten gemacht hat, um seine sieben Söhne zu versorgen? Wer sieht nicht, daß dies unvermeidliche Uebel sind, die der Lutheranismus mit sich bringt? Das muß man einsehen, wenn Luther kein anderes Uebel den fürstlichen Häusern zugefügt hätte, als dieses, daß er sie der Hoffnung auf kirchliche Präbenden beraubt hat, welche ihnen Vortheil und Ehre verleihen.

„Nachdem er mir sehr lange mit höchster Spannung gelauscht hatte, sagte er: Aber seine Religion ändern, das hängt nicht von uns ab, und dem h. Geiste kommt das Werk allein zu. Und welche Erleuchtung, erwiderte ich, haben Sie, daß der h. Geist nicht den Kurfürsten von der Pfalz antreibt, seinem Lichte zuvorzukommen? Wollen Sie etwa erwarten, wie Petrus auf dem Schifflein geführt zu werden, oder wie Paulus auf seinem Pferde, oder St. Augustinus in seinem Garten, und so viele Andere? Es gefällt Gott nicht, alle Tage ähnliche Wunder zu wirken. Aber welchen Streitigkeiten, wandte er ein, welchen Ver-

wünschungen, welchen Gefahren setzt sich nicht ein Fürst aus, der sich überreden läßt, eine solche Veränderung zu machen? Was ist nicht geredet worden von dem Herzog Anton Ulrich? Es ist viel geredet, antwortete ich, und man sagt nichts mehr; ein offenes Zeichen, daß die Unannehmlichkeiten nur kurze Zeit dauern. Ich, sagte er, würde jedoch eine haben, die größer ist als die andern, da in unsern Familienverträgen, welche die Fundamentalgesetze unseres Hauses ausmachen, eines ist, daß ein Fürst, der die katholische Religion annimmt, nicht mehr als Regent betrachtet werden soll. Diese Bestimmung, sagte ich, ist ein wenig zu sehr irreligiös. Allein da gibt es Gegenmittel. Es fehlt Ihnen nicht an Freunden, die für Ihre Erhaltung Sorge tragen würden. Aber, erwiderte er, welches Mittel gibt es gegen eine Sache, die feierlich und in voller Einmüthigkeit vor 150 Jahren festgesetzt ist? Und wenn es, erwiderte ich, Mittel gibt, um Dinge zu ändern, die vor vielen Jahrhunderten festgesetzt sind, sollte es da nicht Mittel geben, um eine ungerechte Sache zu ändern? Aber gesetzt auch, daß die Schwierigkeit, was nicht der Fall ist, unüberwindlich wäre, und wenn Sie überzeugt wären, daß Sie in der Religion sich im Irrthum befunden, und daß es zu Ihrem ewigen Heile nothwendig sei, katholisch zu werden, wollten Sie denn verdammt werden, um nicht die Qualität eines regierenden Fürsten zu verlieren? Gott bewahre mich davor, erwiderte er. Gut also, fuhr ich fort, kein Mensch verlangt von Ihnen, daß Sie ihre Religion wechseln, wenn Sie nicht überzeugt sind, daß Sie dazu im Gewissen verpflichtet sind. Wollen und können Sie den Vorschlag des Kurfürsten abweisen, daß Sie untersuchen möchten, ob Sie in der wahren Religion sind oder nicht? Wollen Sie nicht anerkennen, daß es sich um eine höchst wichtige Frage handelt? Gestatten Sie, daß wir darüber reden, aber nicht mit Disputirgeist, woraus nichts Gutes zu erhoffen ist, sondern mit der Absicht, die Wahrheit zu finden und anzunehmen, wenn man sie findet. Und der Kurfürst, der nichts von Ihnen begehrt gegen die Aussprüche Ihres Gewissens, wird zufrieden sein mit dem, was ich eben gesagt habe. Ich kann, erwiderte er, dem meine Zustimmung nicht versagen, was Sie mir vorgetragen haben, aber, um offen zu reden: jetzt ist keine Zeit dazu. Ich bin zu sehr verwirrt, zu sehr damit beschäftigt, mich zu vertheidigen gegen die Intriguen des Herzogs von Gotha, zu sehr betrübt über die grobe Ungerechtigkeit, mit der ich bedroht bin. Möge der Kurfürst die Güte haben, mir zu helfen, daß ich Ruhe bekomme, da ich jetzt an eine Sache denken muß, die alle meine Gedanken, meinen ganzen Geist, den ganzen Menschen beschäftigt.

„Dieser letzte Vorschlag schien mir so vernünftig, daß ich es für angezeigt hielt, dem schon genug erregten Geiste des guten Herzogs Ruhe

zu lassen, ohne jedoch von der Nothwendigkeit, über die Sache zu reden, abzugehen.

„Nachdem er etwa eine Stunde Zeit zur Ueberlegung gehabt hatte, machte er mir selbst einen Vorschlag, der mir um so mehr gefiel, als ich aus demselben entnahm, daß er eine Weise suche, um die Sache zu erleichtern und sie stufenweise in's Werk zu setzen. Er sagte mir, daß es wünschenswerth sei, daß E. K. H. die Güte habe, die Sache mit seinem Bruder, dem Prinzen Anton Ulrich [1]), zu beginnen. Da er in Rom sei und besondere Gnaden von Sr. Heiligkeit und ausgesuchte Höflichkeit vom Cardinal Sacripantes erfahren habe, so sei es nicht schwer, ihn zu gewinnen. Da er jung sei, werde die Sache nicht so viel Aufsehen erregen, und nach und nach würden sich die Leute daran gewöhnen, sein Haus katholisch zu sehen. Er hat nicht Unrecht. Aber dabei hat er zwei Wünsche: einmal, daß der Prinz in keiner Weise erfährt, daß sein Bruder, der Herzog, von der Sache etwas weiß. Der andere Wunsch ist schwieriger, aber nicht unerfüllbar. Da sind die Fuldaer Wirren. Die Capitulare sind in zwei Parteien gespalten, die eine wird die Fränkische, die andere die Westfälische genannt. Der Cardinal von Sachsen aspirirt auf die Coadjutorie des Fürstenthums. Wenn der Abt dahin gebracht werden könnte, einen Coadjutor zu verlangen, so wird die Fränkische Partei für den Cardinal sein, die Westfälische ist lenkbar durch einen Rath des Abtes. Ich weiß seinen Namen nicht, aber da ihrer wenige sind, ist er leicht zu erfahren. Ich will gern dahin arbeiten und zwar in Rom, Hannover und Köln. Wenn es mir glückt, so bin ich gewiß, daß der Cardinal auf seine Deutsch-Ordens-Commende zu Gunsten seines Neffen, des Prinzen Anton Ulrich, verzichtet, und das wünscht sein Bruder, der Herzog, und zwar aus gewissen Rücksichten gegenüber dem Corpus der Protestanten.

„Das sind die Vorschläge des Herzogs von Meiningen, der mich genugsam hat erkennen lassen, daß er die meinigen genehmigt, indem er mich mit Liebenswürdigkeiten und Höflichkeiten, mit Besuchen und herzlichen Ausdrücken überhäufte und ganz offenbar darüber betrübt war, daß ich so bald abreiste, was ich nicht thun konnte, ohne ihm feierlich zu versprechen, daß ich ihn besuchen werde, wenn ich wieder durch oder in die Nähe von Meiningen käme."

Der Kurfürst möge nun, sagte ihm Steffani, zunächst auf die Conversion des Prinzen Anton Ulrich sinnen. Dann möge er alles aufbieten, in Wien, in Gotha, in Regensburg, daß dem Herzog sein Recht zu Theil werde und daß er zur Ruhe komme. Er möge ihm auch einen

[1]) Der jüngste Sohn und das zwölfte Kind des Herzogs Bernhard.

eigenhändigen Brief schreiben, daß er es in der bewußten Hoffnung thue. Eventuell werde er selbst noch ein Mal die Reise nach Meiningen machen. Auch sei es gut, in seine Nähe einen erleuchteten und discreten Mann zu bringen, der mit ihm weiter rede.

Der Bischof von Spiga war zwei Tage beim Herzog in Meiningen gewesen. Der Kurfürst dankte demselben für die freundliche Aufnahme, die er dem Bischof hatte angedeihen lassen und versprach ihm in seinen Händeln mit Gotha Hülfe. Dem Bischof schrieb er, daß er seine Sache in Meiningen vorzüglich gemacht habe; mit dem Ergebniß könne man zufrieden sein.

In eben dieser Zeit war die Herzogin von Sachsen-Weißenfels in Düsseldorf beim Kurfürsten, wo dessen Beichtvater, der P. Orbin, sich viel mit ihr beschäftigte. Derselbe fand sie in bester Disposition und insbesondere von einer vorzüglichen Verehrung gegen die h. Mutter Gottes erfüllt.

Das waren die fürstlichen Personen, auf deren Conversion man hoffen zu können glaubte. „Ich weiß," schrieb der Bischof im folgenden Jahre (20. Januar 1711) an Johann Wilhelm, „daß in Darmstadt, Meiningen und Stuttgart die Dispositionen gut gemacht sind, ich habe die Gewißheit, daß die Gewissen in Bewegung sind. Aber diese Dispositionen müssen weiter gefördert werden durch Personen von Eifer und Einsicht, die nach meinen Instructionen arbeiten." Er selbst könne das nicht, wenn er es nicht unter einem andern Vorwand thue, sonst werde er das Werk zu nichte machen, das der h. Geist aus dem Geiste des Kurfürsten habe hervorgehen lassen, um ihn zu einem Gefäß der Auserwählung zu machen für diese große Sache, die eben so wichtig sei für die Religion wie vortheilhaft für das Gemeinwesen und das theuere Vaterland. Ein solcher Gedanke könne nur ausgegangen sein vom „Vater des Lichtes" und der Kurfürst habe ihn zuerst ausgesprochen. Deshalb werde auch der liebe Gott dessen Eifer mit seiner Hülfe begleiten.

Mit diesen schönen Worten und dem, was 1710 geschehen war, ist „die große Sache" so ziemlich aus dem Kreise der Bemühungen des Bischofs entschwunden. Nur noch einige Berichte und Vorschläge des folgenden Jahres zeugen davon, daß sie nicht ganz vergessen war. Im August 1711 bat er den Kurfürsten, den Herzog von Würtemberg nicht aus den Augen zu lassen. „Neueste Briefe des Nuntius aus der Schweiz," schrieb er ihm (21. August), „versichern mich positiv, daß die Dispositionen des Herzogs nicht besser sein können, daß er mit Wohlgefallen es zuläßt, daß in seiner Gegenwart über die Irrthümer seiner Secte gesprochen wird, und daß die protestantischen Prediger bei ihm in höchstem Mißcredit stehen. Man sagt mir auch, daß ein angesehener Ordensmann

mit dem Herzog über diesen Gegenstand verhandelt habe, aber daß die äußerste Vorsicht nicht im Stande gewesen sei, weder den Herzog noch den Ordensmann dem Verdachte der Minister zu entziehen, die ihn bei jedem Versuche überwachen. E. K. H. sehen also, daß diesem Fürsten nur die Hülfe fehlt, und daß es dazu nur einer bedeutenden Person bedarf, oder eines Gesandten, eines Ministers, der unter einem andern Vorwand, ohne den Ministern Verdacht einzuflößen, mit ihm sich unterredet. Die Geistesstimmung dieses Fürsten ist bekannt genug, der Kurfürst von Mainz weiß etwas davon zu erzählen. E. K. H. möge die Güte haben, bei den öftern Gelegenheiten, wo Sie mit ihm zusammen kommen, die Angelegenheit zu berathen, zugleich auch ihm die Instruction mittheilen, die ich auf Ihren Befehl entworfen habe. Da er beim Prinzen Eugen im Felde ist, so würde es eine schöne Sache sein, wenn man denselben bestimmen könnte, für ihn ein Missionar zu sein. Er würde es thun, wenn man ihn von der Sachlage benachrichtigte. Jedoch da es nicht die Sache eines Kameraden im Kriege sein kann, so würde es hinreichen, wenn er mithülfe, den rechten Mann zu finden und den Vorwand, um denselben als Gesandten in seine Nähe zu bringen. Und wenn der Prinz Eugen nichts anderes thäte, als den Herzog im Vertrauen desselben zu erhalten, so wäre damit die Hälfte des Weges schon zurückgelegt." Wenn Johann Wilhelm eine dazu geeignete Person und den passenden Vorwand nicht finde, so will sich der Bischof an den Kurfürsten von Mainz wenden, an den er auch ausführlich über die Angelegenheit schrieb.

Auch in der Angelegenheit der Conversion des Kurprinzen von Sachsen, dessen Vater, der König von Polen, schon lange katholisch geworden war, arbeiteten Johann Wilhelm und der Bischof von Spiga. Ein Brief des Erstern an die Kaiserin Wittwe, seine Schwester, vom 6. Juli 1709 weiset darauf hin, daß im Reich „die Kräfte der Akatholiken immer mehr über die der katholischen Potenzien das Uebergewicht zu nehmen scheinen und die katholische Religion, gleichwie die würkliche Exempla vorhanden, ohngezweifelt fast gar zu Boden getreten werden dürffe," deshalb möge man den Kurprinzen von Sachsen an den Wiener Hof ziehen, damit er katholisch werde, was auch der Wunsch seines Vaters sei.

Die Kaiserin war darüber verwundert, daß der Prinz vom Könige also „negligirt" werde, da er doch katholisch sein wolle. Sie habe dem P. Vota, dem Beichtvater desselben, darüber Vorstellungen machen lassen, der aber versichere, daß der Wille des Vaters mit dem Wunsche der Kaiserin übereinstimme. Sie stimmt dem zu, daß der Kurprinz nach

Wien komme, aber ehe der Kaiser seine Genehmigung gegeben, soll Johann Wilhelm deshalb keine Unterhandlungen anknüpfen.

Im folgenden Jahre (7. März 1710) schrieb der Bischof, daß es unter diesen Umständen dem Kurprinzen nicht erlaubt werden könne, zum protestantischen Abendmahl zu gehen. Aber die Kurfürstin Wittwe von Sachsen habe bestimmt erklärt, daß sie 3- bis 400 000 Thaler, welche sie besaß, sofort nach Dänemark schaffen lassen werde, wenn der Kurprinz katholisch geworden wäre.

Um dieselbe Zeit kam der Cardinal Albani, als außerordentlicher päpstlicher Gesandter bei den deutschen Höfen, auch nach Dresden. Steffani erfuhr, daß auch die sächsischen Herzoge von Merseburg und Zeitz zum Uebertritt zur katholischen Kirche geneigt seien. Um all das zu fördern, schreibt der Bischof an Johann Wilhelm[1]), sei seine Reise nach Dresden nothwendig. Allein ein Mal fehlten ihm die Mittel dazu, und dann habe der Cardinal Albani in Sachsen öffentlich Concessionen des Papstes in Aussicht gestellt, die weit über die Instructionen hinausgingen, welche ihm in Rom gegeben seien. Bei einer Wiedervereinigung der Protestanten mit der katholischen Kirche sei der Papst bereit, sollte Albani gesagt haben, denselben nicht nur den ruhigen Besitz aller säcularisirten Kirchengüter zu gestatten, sondern auch die Laien-Communion unter beiden Gestalten und die Priesterehe. Ueber die Richtigkeit dieser Angaben und die Absichten Rom's in diesen Punkten müsse er vorher Gewißheit haben.

Im Mai 1711 beklagt er sich von neuem über den Cardinal und den ihn begleitenden P. Salerno, welche durch ihre Berichte fortwährend in Rom Hoffnungen erregten, die grundlos seien. Der Papst werde dies bald einsehen. Aber inzwischen müsse er sich von der Sache fernhalten, damit man ihm nicht vorwerfe, er habe verdorben, was Andere gut gemacht. Der König August habe die Hülfe seiner sächsischen Unterthanen augenblicklich allzu nöthig, als daß er es wagen könne, sie durch Dinge der Religion zu verstimmen.

Des Bischofs von Spiga Eifer in dieser Sache war bald dahin, er erkaltete mit der zunehmenden Einsicht von dem geringen Erfolge, den seine Bemühungen hatten, sowie mit der Verstimmung, in welche er sich immer mehr über den Mangel von Unterstützung versenkte, die er von Rom nicht in dem Maße erhielt, wie er es wünschte.

---

[1]) Promemoria vom 29. März 1710 a. a. O.

Viertes Capitel.

Beziehungen zu Herzog Anton Ulrich. Mission Braunschweig.

Gegen Weihnachten 1709 bewerkstelligte Herzog Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel seinen Uebertritt zur katholischen Kirche[1]). Wie es in aller Heimlichkeit geschehen, so sollte es zunächst auch geheim gehalten werden. Gleich darauf, 10. Januar 1710, war der Bischof von Spiga bei ihm in Braunschweig. Schon bei den Heirathsverhandlungen von 1706 hatte er dem Kurfürsten Johann Wilhelm durch Steffani versprochen, für eine katholische Kirche in Braunschweig Sorge tragen zu wollen. Jetzt mußte dies in's Werk gesetzt werden, und zu diesem Zwecke war Steffani hauptsächlich nach Braunschweig gekommen. In Wolfenbüttel ordinirte er bei dieser Gelegenheit mehrere Halberstädter Ordensleute. Ohne irgend welche Aufregung der Gemüther zu entdecken, sprach er offen davon am Hofe.

Mit der Kirche in Braunschweig schien man rasch zum Ziele gelangen zu sollen. Die Kaiserin-Wittwe hatte schon längere Zeit den Herzog angetrieben, die Sache zu Ende zu bringen. Wegen des Widerspruchs der Prediger und der Bürger hatte er es verschoben. Er bestimmte eine als Salzmagazin benutzte Kapelle in der Stadt zum katholischen Gottesdienst. Der Bischof freute sich schon darauf, die erste h. Messe und das Te Deum in derselben zu singen. Den Kurfürsten Johann Wilhelm bat er um ein Altarbild und die nothwendigen Paramente für die Kapelle. Sogleich begann er Verhandlungen über den Ankauf eines Hauses, worin die Schule und Wohnung für Capuciner, die er statt der Franciscaner nach Braunschweig berufen wollte, einzurichten sei. Es sollte 8000 Thlr. kosten. Wenn die Katholiken so opferwillig wären als die Calvinisten, die in Braunschweig ein ganzes Kirchensystem gebaut und fundirt hätten, schrieb er an den Kurfürsten von Mainz (13. Januar)[2]), so würde er bald zum Ziele kommen. Er will sowohl die Kaiserin, die Kaiserin Mutter und die österreichischen Bischöfe, als auch den König von Preußen und das Braunschweigische Haus um Hülfe bitten. Er fügt hinzu: „Ist es möglich, daß der liebe Gott nicht das Herz der Katholiken rühre, wenn man ihnen sagt, daß der apostolische Vicar frei in Norddeutschland umhergeht und öffentlich Pontifical-Handlungen vollzieht?“

---

[1]) Vgl. Woker a. a. O. S. 375 ff.

[2]) v. Schönborn'sches Archiv a. a. O.

Ende Januar 1710 war der Bischof wieder in Hannover, und schon waren seine Hoffnungen bezüglich der Kirche in Braunschweig zu nichte geworden. Zu früh hatte Anton Ulrich davon geredet, man bestürmte ihn mit Gegen-Demonstrationen; er gab ihnen nach. Erst nachdem notariell die Kapelle ihm übergeben sei, hatte der Bischof den Herzog gebeten, möge er davon reden. Er hatte es nicht gethan. Die Prediger nahmen Besitz von der für den katholischen Gebrauch in Stand gesetzten Kapelle. Der Kurfürst Johann Wilhelm sandte vergeblich die von Steffani erbetenen Gegenstände.

Noch einmal reiste er Mitte Februar nach Braunschweig. Der dort anwesende Graf von Schönborn hatte im Namen der Kaiserin einen Bauplatz für eine neue Kirche notariell in Besitz genommen, dieser übergab denselben dem Bischof als apostolischem Vicar. Der Herzog bezahlte den Platz. Er wünschte bis zum August den Bau vollendet zu sehen, und daß sein Architekt ihn leite. Derselbe war Calviner, aber ein Günstling des Herzogs. Mit dessen Plane war der Bischof zufrieden. Er bat Johann Wilhelm, demselben eine Belohnung in Form einer goldenen Medaille zu geben, damit er seine Sache gut mache.

Als der Bischof im Juni aus Düsseldorf wieder nach Hannover zurückkehrte, hatte er dem Kurfürsten über Anton Ulrich merkwürdige Dinge mitzutheilen. „Er sieht sich gezwungen, wie er sagt, um die Aufregung in seinem Hause und in seinem Lande zu beschwichtigen, zur Messe der Katholiken zu gehen und dann in die Predigt der Lutheraner. Und er findet Beichtväter und geistliche Reichsfürsten, welche ihn dahin begleiten. Der Abt von Corvey hat dies öffentlich gethan. Hat man jemals so etwas gesehen?"

Der Abt von Corvey war des Herzogs guter Freund, der bei seiner und seiner Enkelin Conversion sehr betheiligt gewesen. Bereits im Mai hatte Steffani erfahren, wie er an den Kurfürsten von Mainz schrieb, daß ihm ein Brief des Herzogs von Sachsen aus Eisenach an eine dritte Person in Hannover gezeigt worden sei, worin es hieß: „Anton Ulrich hat mich eben besucht. Das Gerücht von seinem Uebertritt erfindet sich falsch. Er war entrüstet über denjenigen, welcher dasselbe ausgestreut habe, er werde ihn exemplarisch strafen. Zum Beweise dieses hat er zwei bis drei Mal die lutherische Kirche besucht." Steffani fügt hinzu: „Wo diese Comödie enden soll, mag der liebe Gott wissen." Die Schwäche des Herzogs benutzte der Magistrat von Braunschweig, um den Kirchenbauplatz den Katholiken zu entreißen, indem er ein Recht an demselben zu haben behauptete. Man wollte ihn versteigern, und Niemand sagte dem Herzog etwas davon, um ihn nicht zu betrüben. Betrübt genug war er über die Veröffentlichung seiner Conversion. Da der liebe

Gott all das zulasse, meinte der Bischof, werde er ihm auch die Kraft geben, die Bedrängnisse zu ertragen. Allein schon vorher (28. März) hatte der Bischof dem Kurfürsten von Mainz gegenüber sich ausgesprochen, daß bei Anton Ulrich drei Dinge zu fürchten seien, sein schwankender Wille, seine Kraftlosigkeit im Widerstand gegen Widerspruch und Unannehmlichkeiten, und sein großes Directionsbedürfniß. Er bat deshalb den Kurfürsten, eine Vertrauensperson in seine Nähe zu senden. Er entschuldigte den Herzog mit dessen Furcht vor einem Aufruhr in seinem Lande.

„Der Kurfürst von Hannover," schrieb er, „hat einen meiner Freunde gefragt, was ich von der Conversion Anton Ulrich's halte. »Er ist darüber erstaunt.« Erstaunt? sagte der Kurfürst. Ich bin mehr über dieses Erstaunen erstaunt, als über die Sache selbst. Darin liegt alles."

Bei seiner Conversion war Anton Ulrich die Möglichkeit in Aussicht gestellt, daß er für seine Person in den Besitz des Hochstiftes Hildesheim kommen könne. Jetzt drängte er, daß es geschehe. „Wie werden wir," schrieb Steffani an den Kurfürsten von Mainz 20. April 1709, „den Kreisobristen und den Bischoffen zu Hildesheim auf einen Stuhl setzen?" Und später drängte er Steffani, daß er die Sache in Rom betreiben möge[1]). Er that es auch. Im August und October 1710 weilte der Bischof wieder beim Herzog. In Wolfenbüttel vollzog er Ende October eine General-Ordination Halberstädter Kleriker. Von dort aus berichtete er auch (23. October) in einem längern Briefe an den Cardinal Paolucci über Anton Ulrich[2]). Aus zwei Gründen sei derselbe in gewisser Angst. Einmal sei das Hildesheimer Domcapitel über verschiedene wichtige Sachen im Streit mit den Hannover'schen Landständen, welch letztere nach den Bestimmungen des Westfälischen Friedens allerdings im Rechte seien. Nun verlange der Kurfürst von Hannover, unterstützt von den Prinzen und Landständen des Hauses Anton Ulrichs, daß derselbe die auch für ihn zu beanspruchenden, vom Hildesheimer Domcapitel zurückgehaltenen Besitzthümer einfordere, die zum Theil in seinem Gebiete lagen. Das beunruhige den Herzog, da er sich nicht zu entscheiden wisse. Seine Familie, seine Räthe, das ganze Land verlange es. Widersetze er sich denselben, so würde man dies nur seiner Conversion zuschreiben und sich auf andere Art an der katholischen Sache rächen.

Wichtiger sei der andere Punkt, nämlich daß zur Zeit seiner Conversion davon gesprochen worden sei, man werde sorgen, daß ihm das Bis-

---

[1]) v. Schönborn'sches Archiv a. a. O.

[2]) Vaticanisches Archiv, Lettere dei Vescovi, Tom. II, für das Jahr 1710, Nr. 115, fol. 208.

thum Hildesheim gegeben werde. Wenn doch nur der liebe Gott verhütet hätte, daß davon geredet worden. Die Sache sei ja jetzt aus, zumal da die Voraussetzungen nicht eingetreten seien, welche veranlaßt hätten, diese Eventualität ihm nahe zu legen. Man habe ihm nämlich, für den Fall, daß seine Conversion einen Aufruhr in seinem Lande verursachen würde, eine Zuflucht bieten wollen. Jetzt wünsche der Herzog nur die Administration des Bisthums, bis daß sich alles geordnet habe. Und dazu könnte man ihm Hülfe bieten, denn die Administration werde von selbst aufhören mit der Rückkehr des Erzbischofs von Köln, des Bischofs von Hildesheim, der wegen seiner politischen Haltung der kaiserlichen Acht verfallen war. Als Administrator von Hildesheim müßte er das Stift schützen gegen seine Feinde. Und endlich würde ihm eine Beruhigung zu Theil, die ihm fehle. Im Hildesheim'schen könnte er offen und zu Aller Erbauung dem katholischen Gottesdienste beiwohnen, was in seinem Lande unmöglich sei. Seine Absichten seien die besten. Der Bischof von Spiga wünscht die Meinung des heiligen Vaters darüber zu erfahren, um dem Herzog in bestimmter Weise zureden zu können.

Inzwischen hatte der alte Herzog Ruhe und Festigkeit in seinem Glauben allmälig gewonnen. Im August 1710 war der Bischof acht Tage bei ihm. Dem Kurfürsten von Mainz berichtete er über seinen Seelenzustand (25. August) dieses: „Man kann sich nichts Ruhigeres und Zarteres denken, als sein Gewissen. Von ganzem Herzen preiset er den Vater des Lichtes, daß Er ihm die wahre Erkenntniß gegeben, deren er sich erfreut. Er hat den festen Entschluß gefaßt, nicht mehr in der Lutherischen Kirche zu erscheinen." Alles, was vorgekommen, schob Steffani auf die unkluge Ausschwätzung des Geheimnisses der Conversion des Herzogs, welche durch den indiscreten Eifer der Jesuiten zu früh bekannt geworden sei. Dabei habe man gesprochen von der bevorstehenden Conversion des Vaters der Königin von Spanien und der Aebtissin von Gandersheim, seiner Schwester. „Wenn der Umstand," schrieb er dem Kurfürsten von Mainz 28. März 1710, „daß der Herzog uns in Braunschweig eine alte Kapelle gab, so viel Spectakel absetzte, daß es eine Art Aufstand in Braunschweig wurde, und daß die Landstände, das Consistorium, die Behörden bis zu Unverschämtheiten gegen den Herzog gingen, und im Lande eine Meuterei und Revolution zu fürchten war, was soll dann erst diese Nachricht bewirken! Dazu werden die andern Conversionen jetzt in Frage gestellt. Um einigermaßen den übeln Eindruck bei Anton Ulrich zu verwischen, habe ich den Bischof von Münster und Paderborn zu einer Zusammenkunft mit ihm in Corvey veranlaßt, damit er den Herzog in seinem Vertrauen gegen ihn, gegen Euer Kurf. Hoheit und mich bestärke."

Dieses Vertrauen gegen Steffani wurde indessen gleichwohl wankend, und der Verkehr mit ihm geringer. Als er im Juli 1711 wieder bei ihm war, fand er den Herzog in einem panischen Schrecken, welcher darin seinen Grund hatte, daß sein Kanzler ihm böswilliger Weise die Befürchtung eingeflößt hatte, es komme zu einem Volksaufstand in seinem Lande, was nur eine Chimäre sei, welche der Minister erfunden habe, um bei dem Erbprinzen sich zu insinuiren.

Im folgenden Jahre wurde dem alten Herzog neuer schwerer Kummer bereitet. Seine Tochter, die Aebtissin von Gandersheim, war gleichfalls katholisch geworden. Mit der Nachricht davon verbreitete man geflissentlich das Gerücht, sie habe vorher ein Kind geboren, dessen Vater genannt wurde, „der nicht die Eigenschaften hat, welche ihn angenehm machen könnten,“ schrieb Steffani an den Kurfürsten von Mainz 23. August 1712. Er hielt dies zuerst für eine grobe Verleumdung schlechter Menschen, die dem alten Herzog seine Lebenstage verkürzen wollten. Als Steffani im October ihn besuchte, fand er ihn so kränklich, daß er ihn einen Mann von einem Tage nannte. Und nun fand der Bischof auch, daß jenes Gerücht über die Prinzessin nicht grundlos war. Und dieser Stein lag schwer auf dem Herzen Anton Ulrichs. Seine baldige Auflösung schien unabwendbar zu sein. Aber er gesundete wieder. Im folgenden Jahre sprach Steffani dem Kurfürsten die Befürchtung von neuem aus: „Es steckt der Dorn ihm im Herzen, der schwer herauszuziehen ist. Ihre Meinung ist richtig, man hätte auf der Reise ihre Niederkunft einrichten und dann sagen sollen: Cela n'est pas vray. Aber das Unglück ist nun geschehen.“

Das war der Grund, weshalb der alte Herzog in den letzten Jahren seines Lebens nicht die rechte Ruhe des Herzens finden konnte. Protestantischerseits behauptete man, er habe über seine Conversion Scrupel gehabt und sich unglücklich gefühlt, was keineswegs der Fall war. Als er gestorben war, verbreitete man das Gerücht, er sei kurz vor seinem Tode zum Lutherthum zurückgekehrt. Worin dies Gerücht seinen Grund hatte, erzählt der Bischof von Spiga dem Kurfürsten von Mainz also: „Als der gute Greis alle seine Kinder und deren Familie an seinem Bette sah, sagte er ihnen: Bittet, daß ich bald und selig sterben möge. Darauf fielen sie auf ihre Kniee und sangen ihre Sterbegesänge und zwar drei Mal. Das war die eine Veranlassung zu jenem Gerüchte, womit sich der Scherz verband, den der Herzog dem P. Sauer gegenüber machte, der zu oft von dem Dulder Job ihm vorpredigte. Der Sterbende, welcher allezeit gern Spaß machte, sagte ihm: »Mein Vater, ich hoffe diesen Heiligen bald zu sehen, und ich werde dann nicht verfehlen, demselben Ihre Complimente zu machen«. Das war die Ver-

anlassung zu dem falschen Gerüchte, der Herzog sei lutherisch gestorben."

So viel über Steffani's persönliche Beziehungen und seine Nachrichten über Anton Ulrich. Kehren wir zurück zu seinem Verhältniß zu den Braunschweiger Missionen. Die Erbauung der Kirche in Braunschweig lag ihm vor allem am Herzen. Anfangs 1710 war der Bauplatz gewonnen. Alle seine hohen Freunde und Gönner bat der Bischof um Hülfe. „Der Kaiser wird beisteuern, er hat sich bereits darüber erklärt. Der russische Czar wird es thun, ich kenne seine Absicht durch seinen Minister. Ich schreibe heute noch an die Kaiserin, die Bischöfe von Wien und Prag. Auch in Italien hoffe ich meine Collecte zu machen. An den Papst habe ich geschrieben um Empfehlungen an die Capitel. Bei meiner Rückkehr nach Düsseldorf werde ich Euer Kurfürstl. Hoheit um einen Collectanten bitten, dem ich von seinen Sammlungen bestimmte Procente geben werde. In der Art hoffe ich die nothwendige Summe aufzubringen." So schrieb der Bischof 13. Januar 1710 an den Kurfürsten von der Pfalz. Selbst von der Kurfürstin von Hannover hoffte er einen Beitrag zu erhalten.

Der kaiserliche Hof in Wien zeigte ein so großes Interesse für den Kirchenbau, daß er einen Architekten nach Braunschweig senden wollte, der die Pläne mache und den Bau leite. Aber der Bischof von Spiga hatte eine Reihe von Bedenken dagegen[1]). Anton Ulrich wünsche den Bau durch seinen eigenen Baumeister zu vollenden, er wolle selbst die Ehre davon haben. Dadurch aber werde der Bau nur in die Länge gezogen, und doch müsse er beeilt werden, damit die Einführung des katholischen Religions-Exercitiums gesichert werde. Des alten Herzogs Tage seien gezählt, man müsse beides beschleunigen. Er dränge selbst dahin, sein guter Wille werde fruchtlos sein und compromittirt, man setze sich dem Hohne der Protestanten aus. Es fehlte an den Mitteln. Der Bischof hoffte, als er im August 1710 nach Bamberg reiste, mit Hülfe des Kurfürsten von Mainz in deren Besitz zu kommen. Nur 3600 Thaler waren Ende August 1710 für den Bau flüssig. Damit, glaubte Steffani, könne man wenigstens beginnen.

Man beschloß, rasch und billig die Kirche aus Holz und hausartig zu bauen mit Fundamenten, die später einen Bau aus Steinen tragen könnten. Der Anschlag erforderte 6000 Thaler, aber die Baumeister erklärten bald darauf, daß die Kirche 9000 Thaler kosten werde. Erst im Juli des folgenden Jahres konnte er den Grundstein legen. Um den Bau

---

[1]) In einem Promemoria vom 29. März 1710 im Hannover'schen Staats-Archive. Calenberger Briefe A. Designation 23. II. Consistorial-Sachen Nr. 78 c.

nicht zu verzögern, streckte er aus dem Seinigen 1000 Florin vor. In derselben Zeit hatte er für die Mission Celle 1000 Thaler vorgeschossen. Wenn dem Abt von Carrara diese durch den Abt von Lepsing vorgestreckten Gelder zurückgezahlt würden, schrieb er scherzend dem Kurfürsten von Mainz, so würde er in der Lage sein, die beiden guten Aebte zu vermögen, von Zeit zu Zeit sich einen Aderlaß ihrer Börse gefallen zu lassen, zumal wenn die Bedürfnisse sich plötzlich einstellten.

Von Rom waren 2000 Thaler zum Bau durch den heiligen Vater geschenkt worden, von Anton Ulrich 1000, aus Italien 466, vom Bischof von Münster 333, von Hildesheim 900. Diese Gelder waren bereits verbraucht, als Steffani den Grundstein legte, und Anton Ulrich drängte ihn, daß er noch 8000 Thaler herbeischaffen möge, damit der Bau vollendet werde. Erst im October 1712 war er unter Dach gebracht. Den Kurfürsten von Mainz bat Steffani im September um 700 Thaler, damit die Fenster eingesetzt werden könnten. Ende October schrieb er ihm: „Der Bau schreitet fort, auf Credit. Der Herzog kann nichts geben, und die Stände bewilligen nichts. Ich habe dem calvinischen Architekten ein Geschenk von einigen Ducaten gemacht, damit er uns den Credit erhält, und ihm eine bedeutende Belohnung versprochen, wenn er es weiter thue. Um das Volk in Braunschweig an die katholische Sache zu gewöhnen, halten wir alle Festtage auch in der Herzoglichen Kapelle Gottesdienst, selbst wenn der Herzog abwesend ist. In Braunschweig sind zwei Missionare, der eine kann die Gemeinde nicht verlassen, der andere nicht den Herzog; denn es ist der einzige Prediger, den er versteht. Deshalb ist ein dritter nothwendig. Ich habe gesagt, daß man ihn suche, denselben mir zum Examen präsentire und daß ich ihm aus meiner Tasche wöchentlich zwei Thaler geben würde, bis der liebe Gott weiter sorgt. In Wien bitte ich zu drängen, daß der Kaiser dem Herzog schreibt, daß die Uebung der katholischen Religion, wie in Hannover, so auch in Braunschweig eingeführt werde, und daß dies nicht bloß vom Herzog, sondern auch von den Prinzen zugesichert werde. Wir sind sicher, daß sie keine Schwierigkeiten machen."

Wegen Mangel an Geld hatten die Bauleute im October schon ein Mal die Arbeit eingestellt, auf des Herzogs Veranlassung aber wieder aufgenommen. Die Prediger höhnten schon darüber. Anfangs November geschah es noch einmal, bis der Bischof von Spiga 500 Thaler und 500 Florin nach Braunschweig sandte. Mit 1000 Thalern, die er von Münster erhielt, reiste er Ende November selbst dahin, um die nothdürftig fertig gewordene Kirche zu consecriren.

Am Tage vor der Consecration (2. December) schrieb er an den Kurfürsten von Mainz: „Nun bin ich bereit, morgen eine Function zu vollziehen,

welche seit mehr als 100 Jahren in diesem Lande nicht mehr gesehen worden ist. Das ist ein großer Trost für mich; aber der liebe Gott will nicht, daß ich meine Rosen ohne Dornen pflücke. Ich habe Todesfurcht ausgestanden, fürchterliche Hindernisse überwältigen und eben so listige als boshafte Geister in dieser Sache niederschmettern müssen. Ich lobe Gott von ganzem Herzen deshalb; denn da Er nicht zuläßt, daß ich ohne den tiefsten Gram irgend etwas Gutes thue, läßt Er mich begreifen, daß Er es ist, der das Gute vollbringt, und daß ich das Böse verdiene." Die neue Kirche befinde sich in dem Bereiche derselben Pfarrei, in welcher das Lutherthum in Braunschweig begonnen habe. Die Lutheraner sagten sich das in die Ohren, was seine Freude nur vermehre.

Als die Consecration der Kirche geschehen war, berichtete er über die Feier an den genannten Kurfürsten, daß alles in größter Ruhe vollbracht sei. Eine große Menge lutherischer Zuschauer sei anwesend gewesen, die mit derselben Ruhe und Andacht, wie wenn sie katholisch wären, die Feier verfolgt hätten. „Am folgenden Sonntag waren viele zur Messe und Predigt. Aber ein Teufel von Mönch hat mir allen Muth genommen. Trotz aller Winke, die ich ihm vorher gegeben, hat er eine Rede gehalten, die in St. Peter bewunderungswerth wäre, aber in St. Nicolaus zu Braunschweig war sie geeignet, die ganze Stadt wider uns aufzuhetzen. Er sagte im Anfang, daß es etwas Besonderes sei, daß unsere Kirche auf dem Gebiete der ersten protestantischen Pfarrei in Braunschweig gebaut sei. Dann hat er von den Makkabäern geredet, die den Tempel wiederherstellten, nachdem die Heiden (NB.) eine so große Unordnung angerichtet und die Anhänger Gottes getödtet hätten, u. dgl. m., womit er die Lutheraner apostrophirte, die in der Kirche waren. Darüber verbreitete sich viel Geräusch in der Stadt. Ich wurde davon benachrichtigt, erkannte die Gefahr, zeigte über die Sache großen Aerger und sagte, daß ich ihm das Predigen in Braunschweig verbieten würde, und zwar öffentlich. Damit beruhigten sich die Geister."

Um die Kosten des Kirchenbaues zu decken, sandte der heilige Vater noch 4000 Thaler aus den Gefällen der dem Herzog verliehenen Mailänder Abtei.

Im Auftrage des Kaisers hatte der kaiserliche Gesandte Hugo Damian Graf von Schönborn, der spätere Cardinal, der damals längere Zeit in Braunschweig sich aufhielt, die äußern Verhältnisse der Mission Braunschweig geordnet. In seine Hände waren die Gelder für den Kirchenbau und dann die Fundations-Capitalien gelegt worden. Allein er hatte die Sache nicht allein in der Hand, der Herzog, die Missionare, der Bischof von Spiga waren dabei betheiligt. So kam später über die Rechnungslegung Verwirrung in die Sache. Gleichzeitig betrieb der Bischof den

Kirchenbau in Hannover. Unter Oberaufsicht des Kurfürsten von Mainz war eine Sammelstelle der durch Collecten im Reich einkommenden Gelder für den Kirchenbau in Frankfurt a. M. errichtet. Aus dieser Kasse wurden Ende 1713 für den Kirchenbau in Braunschweig 6521 Thaler genommen. Ob diese Collectengelder bloß für den Kirchenbau in Hannover oder auch für den in Braunschweig bestimmt seien, darüber kam es zum Streit. Herzog Anton Ulrich glaubte das letztere, ebenso seine Missionare. Der Bischof von Spiga und der Cardinal von Schönborn waren der erstern Meinung.

Als die Kirche in Braunschweig fertig und der Herzog gestorben war, hatte der Bau in Hannover kaum begonnen. Bald leerte sich die Baukasse, und nun verlangte man, daß von den für die Mission Braunschweig bestimmten Summen die genannten 6521 Thaler an die Hannover'sche Baukasse zurückgegeben würden, da sie nur aus derselben entliehen seien. Zu seinen Testaments-Executoren hatte Anton Ulrich die Kurfürsten von Mainz und den Fürstbischof von Münster bestimmt. Da dieselben über den Nachlaß zu verfügen nicht in die Lage kamen und bloß nominell als solche fungirten, so konnten sie der genannten Forderung für Hannover nicht entsprechen. Der Cardinal von Schönborn, welcher die Braunschweigischen Stiftungsgelder verwaltete, hatte mit seinem Bruder eine bedeutende Summe für die Missionen zu schenken versprochen. Während des Kirchenbaues gingen die Gelder durch seine Hand. Er verzögerte nun die Ordnung der ganzen Angelegenheit und wünschte, daß die Testaments-Executoren dieselbe in die Hand nähmen. Bei seinem Weggange von Braunschweig hatte er noch 3474 Thaler von solchen Geldern hinter sich. Mit ungestümem Eifer drängte der erste Missionar von Braunschweig den Cardinal zur Herausgabe dieser und anderer Gelder, und Letzterer drängte diesen wieder zur Herausgabe der Bau- und Missionsrechnungen, welche der Pater in Händen habe. Als er sie dann herausgab, entdeckte der über das fortgesetzte Drängen des Missionars erbitterte Cardinal, daß die Verwaltung der Gelder, bei welcher die Missionare betheiligt waren, eine unverantwortliche gewesen sei [1]). Der Cardinal erklärte wiederholt seit 1715, daß er bereit sei, die Gelder sofort herauszugeben, aber durchaus nicht dem P. Sauer zu Braunschweig. Der Bischof von Spiga, der 1714 der Jurisdiction über diese Mission enthoben und darüber entrüstet war, wollte sie nicht in Empfang nehmen. Dagegen übergab der Cardinal 1716 der Kirchenbaukasse zu Hannover 1000 Thaler und als Pfand

[1]) Die sehr weitläufige Correspondenz über diese ganze unerquickliche Angelegenheit zwischen dem Cardinal und dem Bischof von Spiga im Hannov. St.-A. Calenberger Briefe a. a. O. Nr. 78 b.

eine Stiftung für Braunschweig von 800 Thalern. Die Hannover'sche Kasse aber drängte, von der Verwaltung dieser 800 Thaler befreit zu werden, und der Weihbischof von Hildesheim, der Ordinarius über Braunschweig war, und dem er sie anbot, wollte sie nicht annehmen, wenn nicht alles herausgegeben würde, was der Mission zukomme. Auch der Bischof von Spiga hatte seine Vorschüsse zurückverlangt und erhalten. Er war zugleich für die Baukasse in Hannover der Chef, so daß die Sache auch rechnungsmäßig verwickelt genug lag. Je größer seine Bedrängniß wurde, um für den Kirchenbau in Hannover die leere Kasse zu füllen, um so weniger konnte er den immer ungestümer drängenden Missionaren von Braunschweig nachgeben, und je mehr sich dieselben den Cardinal von Schönborn zum Feinde machten, um so weniger war dieser geneigt, die betreffenden Gelder ihnen zu übergeben. Er machte lange und genaue Angaben, wozu die Summen bestimmt werden müßten, wobei die Missionare am schlechtesten wegkamen. „Der Missionarius," sagte er, „so ohnedem ein mendicans und sich schon fortzuhelfen weiß, hat einen Mund, und kann sich schon nach und nach in seiner Noth steuern, absonderlich der jetzige, so bekanntlich vom Herzog sel. wohl bedacht worden. Die arme Kirche aber ist stumb und fallet mit der Zeit ohne Hülfe über den Haufen." Mehr als 120 Thaler im Jahre habe kein Missionar des Nordens. Dann sei zuerst für die Kirche in Hannover zu sorgen, die in größerer Noth sei als die Braunschweigische. Deshalb müsse das für die Braunschweigische Mission vorhandene Geld zunächst für Hannover verwendet werden, abgesehen davon, daß die vorgestreckten Summen zunächst zurückzuzahlen seien.

Der Cardinal übergab schließlich im Jahre 1720 die Gelder dem Kaiser. Mit einer Stiftung seines Bruders für Braunschweig wurden dieselben zinslich angelegt. Die Sache war endlich geordnet, die Missionare beruhigt.

Es ist oben bereits erwähnt, daß der Bischof von Spiga seit 1714 der Jurisdiction über die Braunschweiger Missionen enthoben war, und dieselben dem Bischof von Hildesheim übergeben wurden. Dies war ganz wider seinen Willen geschehen, und darin lag der Grund, daß er für diese Missionen kein besonderes Interesse mehr hatte und den Missionaren, denen er die Schuld an dem Vorgange beimaß, nicht mehr wohlgesinnt war. Die Sache hat ihn der Art beschäftigt, daß sie zu einer der für ihn wichtigsten Angelegenheiten wurde. Schon in den Jahren 1668 und 1669 hatte der apostolische Vicar mit dem Hildesheimer Ordinariat Streitigkeiten wegen der Grenzen der beiderseitigen Jurisdictionsgebiete. Steffani's Vorgänger, der Bischof von Columbrica, hatte mit einer gewissen Eifersucht seine Jurisdiction über die Braunschweiger Katholiken dem

Capitel von Hildesheim gegenüber gewahrt. Als der Missionar P. Rolff aus dem Franciscaner-Convent zu Halberstadt zuerst in Wolfenbüttel katholischen Gottesdienst begann, glaubte derselbe dem Bischof von Hildesheim zu unterstehen. Allein der genannte apostolische Vicar wußte mit aller Energie durch seine Ordensoberen ihn zur Anerkennung seiner Jurisdiction zu zwingen. Und dessen Nachfolger in Wolfenbüttel, P. Sauer, erhielt von demselben seine Facultäten, was der Pater mit der Bemerkung bescheinigte, daß Niemand dem widersprochen habe [1]). Damit nicht zufrieden, sandte der Bischof von Spiga den P. Pottier von Hannover nach Osnabrück, um den Bischof von Columbrica zu fragen, wie es mit seiner Jurisdiction über Braunschweig gewesen sei. Er versicherte, daß sie von ihm ungestört geübt worden sei. Die alte Grenze zwischen den Diöcesen Hildesheim und Halberstadt wurde durch die Ocker gebildet, welche das Herzogthum Braunschweig in zwei Theile theilt. Wolfenbüttel gehörte danach zur Diöcese Hildesheim, die Stadt Braunschweig, durch welche die Ocker fließt, zu einem Theile eben dahin, zum andern nach Halberstadt. In dem Breve Clemens' XI. vom 6. April 1709 wurden die Länder der Braunschweigischen Fürsten dem apostolischen Vicariat des Bischofs von Spiga mit dem Zusatz unterworfen, daß sie andern Bischöfen nicht schon unterordnet seien. Derselbe hatte kaum sein Amt angetreten, als er schon bezüglich der Jurisdiction über die Missionen im Herzogthum von Hildesheim her Widerspruch erfuhr.

Es geschah wohl auf Steffani's eigene Berichte an die Propaganda, daß dieselbe am 17. März 1710 dem Kölner Nuntius auftrug, eine Einigung zwischen dem apostolischen Vicar und dem Bischof von Hildesheim zu erwirken und den letztern zu veranlassen, seinen Widerspruch aufzugeben, ohne daß seinem Rechte ein Nachtheil erwachse [2]).

Allein der Bischof von Spiga war nicht geneigt, von einem Bischof seine Jurisdiction als dessen Bevollmächtigter zu empfangen, und das Capitel von Hildesheim wollte von dem Diöcesangebiete nichts schwinden lassen und beschwerte sich über die Pontificalhandlungen des apostolischen Vicars im Herzogthum Braunschweig in einem Schreiben an die Kölner Nuntiatur vom 5. Juni 1710.

Mit der Versicherung, daß durch diese Handlungen dem Diöcesanrecht von Hildesheim durchaus nicht solle nahe getreten werden, glaubte der Nuntius das Hildesheimer Ordinariat beruhigt zu haben. Auch der Bischof vertheidigte seinen Standpunkt dem letztern gegenüber

---

[1]) Fundamenta Iurisdictionis Vicarii apostolici. Nr. 2. Kath. Pfarrarchiv zu Hannover.

[2]) Archiv der Propaganda. Mission. settentr. Tom. IV.

in einem längern Schreiben. Vom Kölner Nuntius wurde er aufgefordert, ruhig seine Functionen fortzusetzen und ihm und dem heiligen Stuhle die weitere Sorge zu überlassen[1]). Er möge den Widerspruch bei seiner Arbeit für Gott und seine Kirche ansehen als ein Zeichen, daß dieselbe von dem Wohlgefallen Gottes begleitet sei, und um so rüstiger weiter arbeiten.

Allein der Weihbischof von Hildesheim beruhigte sich nicht dabei, sondern protestirte in aller Form durch einen öffentlichen Notar gegen und vor Steffani. Der Nuntius meinte, der Bischof von Spiga möge diese Proteste nur geschehen lassen, es gebe juristische Mittel dagegen. Das eine nur scheine ihm bedenklich, daß Steffani öffentlich Pontificalhandlungen in jenem Gebiete ausübe, für die es keine Präcedenzfälle bei seinen Vorgängern gäbe. In dieser Beziehung möge er mit einiger Vorsicht verfahren. Wenn er die betreffenden weltlichen Fürsten für sich habe, so habe er nichts zu fürchten.

Aber gerade in diesem Punkte kamen neue Schwierigkeiten. Ende November schrieb zwar Herzog Anton Ulrich dem Bischof von Spiga, daß er auf Klageschriften des Hildesheimer Ordinariats, in denen er um Hülfe gebeten werde, erwidert habe, er wolle sich in die Sache nicht einmischen. Allein in derselben Zeit hatte er bereits in Rom begehrt, den P. Hamilton, seinen Beichtvater, zu seinem Bischof zu haben. Der Nuntius von Köln hielt das für unthunlich und arbeitete in Rom mit Steffani dagegen.

Der Herzog, dem des Letztern Meinung bekannt war, schrieb ihm, daß er einfach bei der Entscheidung des Papstes sich beruhigen werde. Wenn es jedoch geschehen sollte, so würde dies der Jurisdiction des apostolischen Vicars nicht den geringsten Eintrag thun.

Die Anwesenheit des P. Hamilton bei Anton Ulrich war dem Bischof überhaupt gar nicht recht. Der Pater war durch den Cardinal von Sachsen in dessen Nähe gekommen. Gleich nach seiner Ankunft schrieb Steffani darüber an den Kurfürsten von Mainz (24. April 1710): „Die Erscheinung des P. Hamilton ist eigenthümlich. Weshalb mischt sich der Cardinal von Sachsen in die Sache? und weshalb die Kaiserin? Müssen wir denn immer solcher Art Dinge auf dem Halse haben, die uns hindern, die Wege einzuschlagen, die uns der liebe Gott öffnet? Der P. Hamilton ist ein sehr ehrenhafter Mann, und tief gelehrt, ich kenne ihn seit 45 Jahren. Aber hier ist er der rechte Mann nicht. An der Donau weiß man nicht, was an der Weser noth thut. Und wenn man

---

[1]) Hannov. St.-A. Correspondenz des Kölner Nuntius mit Steffani. Brief vom 2. Nov. 1710.

davon nicht abläßt, so ist all' unser Thun nur klares Wasser." Der Kurfürst möge bewirken, daß der Pater in sein Kloster zurückkehre. Er habe in Braunschweig und Wolfenbüttel ein Decret hinterlassen, das jeden Geistlichen mit Suspension bedrohe, der ohne seine Erlaubniß dort die h. Sacramente spende, worüber die Propaganda ihm großes Lob gespendet; er habe dazu die triftigsten Gründe gehabt.

P. Hamilton hatte vom apostolischen Vicar keine Erlaubniß eingeholt, weil er solche vom Kurfürsten von Mainz erhalten hatte. Auf die Mittheilung davon schrieb er ihm zurück, in diesem Falle wolle er den P. Hamilton von der Suspension frei sein lassen[1]).

Nun kam der Bischofshut des Paters hinzu. Die Nachricht davon, schrieb er am 28. November 1710 dem Kurfürsten, habe er mit Lächeln aufgenommen. Gern möchte er dem Herzog gönnen, woran er Vergnügen habe. Aber die gute Sache leide darunter. Das ganze apostolische Vicariat werde dadurch gefährdet, zudem könne ein Bischof von Braunschweig nur so lange existiren, als Anton Ulrich lebe, und dann vermehre dies nur den Haß der Gegner. Anton Ulrich stürze sich in neue Unruhe und Verwickelungen. Wenn Hildesheim ihm die Jurisdiction über Braunschweig abspreche, was werde dann erst geschehen? Solle er aber keine Jurisdiction haben, wozu dann einen Bischof? Der große Lärm, der darüber entstehe, könne nur schaden. Persönlich sei ihm alles das gleichgültig, er wolle gern Andern den Kirchenbau in Braunschweig überlassen. „Et in salicibus in medio eius suspendimus organa nostra. Wohin diese mönchischen Intriguen noch führen werden, weiß ich nicht," sagt er am Schlusse.

Auf einen abrathenden Brief des Erzbischofs von Mainz lenkten dann P. Hamilton und der Herzog ein; sie beständen nicht auf dem Plan, er sei ihnen gleichgültig. Steffani wurde mit Freundschaftsversicherungen und Lobeserhebungen von Beiden überschüttet. Und dieser meinte: „Man muß ihnen die leichtfertigen Gedanken vergeben und wieder ernstlich an unsern Kirchenbau denken." Ohne die Hülfe des apostolischen Vicars wäre er auch so bald nicht fertig geworden.

Herzog Anton Ulrich ließ sich offenbar auch von politischen Rücksichten bei der Angelegenheit leiten. Es ist bekannt, wie ungern er die jüngere Linie des Hauses Braunschweig-Lüneburg in den Besitz der kurfürstlichen Würde gelangen sah, während seine, die ältere Linie, vergebliche Anstrengungen machte, dies zu hindern. Er hatte das Beispiel Johann Friedrichs von Hannover und des Kurfürsten von der Pfalz vor sich, deren Großalmoseniere, Maccioni und unser Steffani, die bischöfliche

---

[1]) von Schönborn'sches Archiv a. a. O.

Würde erlangt hatten. Für Anton Ulrich wäre es eine Genugthuung gewesen, wenn ihm das Gleiche gewährt wurde.

Während dessen setzte der Weihbischof von Hildesheim seinen Kampf gegen den apostolischen Vicar fort. Im Juli 1711 beschäftigte sich die Propaganda noch einmal mit der Angelegenheit, wobei sie im Wesentlichen bei dem frühern Beschlusse beharrte. Sie hatte damals nur das höchste Lob für Steffani's Eifer in seinem apostolischen Amte.

Als er aber Ende 1712 die Kirche in Braunschweig consecrirt hatte, und seine Absicht bekannt wurde, die Franciscaner an den Braunschweigischen Missionen durch andere Priester zu ersetzen, nahmen die Missionare und der Herzog die Partei des Bischofs von Hildesheim. Zwar wurden im Juli 1713 die Missionare in Folge eines Befehles der Propaganda von ihren Ordensobern noch angewiesen, dem apostolischen Vicar zu gehorchen. Aber P. Hamilton berichtete der Propaganda von der Verstimmung des Herzogs über die Anklagen Steffani's gegen seine Missionare und über dessen Bemühungen gegen die Hildesheimer Ansprüche. Der Herzog könne es nicht ertragen, daß dem Hildesheimer Bischof Unrecht geschehe. Und im September 1713 erschien der Letztere bei Anton Ulrich auf dem herzoglichen Schlosse Salzdahl zwischen Braunschweig und Wolfenbüttel, um dort Benedictinern von Corvey die Weihen und dem Herrn von Imhoff, dem Geheimrath des Herzogs, der auch katholisch geworden, die h. Firmung zu spenden.

In einem langen Schreiben vom 22. September 1713 (aus Sassenberg bei Münster datirt) an den Kölner Nuntius, beklagte sich der Bischof von Spiga gar ernstlich darüber. Wenn man inzwischen den Weihbischof von Hildesheim zum apostolischen Vicar über Braunschweig ernannt habe, so habe er nichts dagegen. Aber wenn das nicht der Fall sei, so müsse man erfahren, ob die Congregation und die Nuntiatur das ohne Einrede dulden wollten, da doch über dasselbe Gebiet nicht zwei Bischöfe die Jurisdiction besitzen könnten. Sicherlich werde durch die geschehenen Acte das Ansehen des apostolischen Vicars auf's schlimmste geschädigt, zumal bei den Missionaren, die sich gegen ihn in ungebührlicher Weise benommen hätten. Der Herzog müsse von der Irregularität der Acte benachrichtigt werden, sonst verliere der apostolische Vicar alles Ansehen, und die Verwirrung im Vicariat sei grenzenlos, da die Katholiken desselben nicht mehr wüßten, zu welchem Altar sie sich wenden und welcher Fahne sie folgen sollten. Ein Vicariat, in welchem solche Dinge geduldet würden, könne er nicht eine viertel Stunde mehr verwalten. Wenn aber die geschehenen Dinge mißbilligt würden, so könne er nicht zweifeln, daß sie in canonischer Form zurückgewiesen werden würden, was sowohl die Gerechtigkeit als das Wohl der Kirche erfordere. Denn der Hildesheimer

Weihbischof sei in seinen Weinberg eingedrungen, und, so sagt er: „wenn ich die Mühen und Ausgaben gehabt habe für den Bau der Kirche in Braunschweig, für deren Consecration und die Errichtung der Mission, so weiß ich nicht, weshalb ich verurtheilt werden soll, zu dulden, daß ein Anderer kommt und dort Bischof wird. Auch für die Sache selbst ist es nicht gut. So lange der Herzog lebt, wird alles so hingehen. Sein Nachfolger wird vielleicht dulden, daß ein von einem souverainen Bischof Deutschlands ganz unabhängiger Prälat Zugang zu seinem Lande hat, aber er wird niemals zugeben, daß ein Suffragan in demselben Diöcesanrechte ausübt. Und sollte wohl ein solcher die bekannte Hannöver'sche Sache leichter ordnen? Sicher nicht; denn er würde den Prädicanten ganz recht kommen, um Spectakel zu machen."

In derselben Absicht berichtete die Nuntiatur nach Rom. Inzwischen hatte auch Anton Ulrich (4. November) im entgegengesetzten Sinne nach Rom geschrieben. Und der Nuntius mußte anerkennen, daß, genau genommen, der Hildesheimer Bischof Jurisdictionsrechte in Braunschweig habe. Man müsse vorsichtig sein, weil sich der Herzog zu sehr der Sache annehme.

Es half nichts, daß Steffani den Kurfürsten von Mainz um Hülfe beim Reichsvicekanzler und dessen Bruder Hugo Damian, welch letzterer damals gerade nach Braunschweig reiste, um Hülfe anrief, noch auch, daß er den P. Hamilton anklagte, als habe er in schwarzer Bosheit dem Herzog Anton Ulrich den Kopf verdreht. Ein Brief der Propaganda vom 9. Januar 1714 an den Bischof von Spiga gab ihm auf, sich der Jurisdiction über die Missionen in dem Gebiete des Hauses Braunschweig-Lüneburg zu enthalten und dieselbe dem Ordinariat von Hildesheim zu überlassen. Herzog Anton Ulrich habe sich beklagt, daß dem Bischof von Hildesheim die ihm gebührende Jurisdiction über die Städte Braunschweig und Wolfenbüttel streitig gemacht würde, und gebeten, daß derselbe, welcher doch der einzige Bischof in ganz Sachsen sei, in dessen Diöcese die genannten Städte lägen, bei seinem Rechte belassen werde. Die Mitglieder der Congregation hätten reiflich die verderblichen Folgen erwogen, welche eine derartige Streitigkeit in einem Lande haben könnte, wo durch den genannten Herzog die neuen und zarten Pflanzen unserer Religion gesetzt seien. Um nun nicht in größere Schwierigkeiten mit den dortigen protestantischen Regierungen zu kommen, die lieber die ursprüngliche Jurisdiction des Ordinarius als die andere eines apostolischen Vicars ertragen würden, so habe die Congregation es für angezeigt gehalten, zur rechtzeitigen Abwendung von Unordnungen, den Bischof von Spiga zu benachrichtigen, daß er, dem Breve über sein apostolisches Vicariat entsprechend, sich jedes Jurisdictions-Actes in den Orten enthalte,

welche der weltlichen Gewalt der Fürsten des Hauses Braunschweig unterworfen seien, daß er vielmehr dieselben der Jurisdiction des Bischofs von Hildesheim überlasse. Die Congregation wünsche auch, daß der Bischof von Spiga von jeder Art Neid und Eifersucht in Ausübung seines Amtes sich frei halte, daß er im Gegentheil in der mildesten und sanftesten Art vorgehe, wodurch allein die Herzen durch das Band der Liebe gekettet und Seelen dem Herrn gewonnen werden könnten. Der Verfasser des Briefes, der Cardinal Sacripantes, der Präfect der Propaganda, fügt hinzu: „Der bekannte Eifer Euer Herrlichkeit läßt mich hoffen, daß Sie diese Insinuationen zum Guten aufnehmen werden, da sie auf die größere Ehre und den Dienst des Herrn gehen, und auf die Ruhe der Missionen, denen Sie mit so großer Sorge und Wachsamkeit vorstehen, indem die Congregation dasjenige, was von Ihnen bis jetzt erreicht ist, mit allem Lobe anerkennt, um so mehr, als ein großes Ländergebiet unter Ihrem Vicariat verbleibt."

Der Eindruck, welchen diese Entscheidung auf den Bischof von Spiga machte, war ein höchst entmuthigender. An den Kurfürsten von Mainz schrieb er sogleich: „Ich bin vollständig entschlossen, mich zurückzuziehen; ich will den Bosheiten eines Mönches nicht ausgesetzt sein, auf dessen Possen man in Rom solche Entscheidungen trifft, ohne Andere zu hören. Da der Kurfürst von der Pfalz mich dazu gebracht hat, mich mit dem einzulassen, was ich unternommen habe, so werde ich ihn bitten, daß er mir hilft, wieder herauszukommen, was er mir hoffentlich nicht abschlagen wird. Da es sich aber darum handelt, daß es in einer Weise geschieht, daß die geringe Achtung, welche ich habe, mir bewahrt wird, so bitte ich um Ihre Hülfe, und zwar 1) nach Wien zu schreiben, wohin Anton Ulrich den P. Hamilton gesandt hat, um ihm zuvorzukommen, 2) da man, wie aus dem Schreiben von Rom zu ersehen ist, mich bei der Congregation verleumdet hat, wie wenn ich ein ränkesüchtiger, harter Mensch wäre, der die Geister entfernt, statt sie zu gewinnen, und man von Hildesheim aus, wo alle diese Ränke gesponnen werden, mich anklagt, als hätte ich von dem für die Kirchenbauten bestimmten Gelde für mich verwendet, so bitte ich, dem Kölner Nuntius und in Rom die reine Wahrheit zu sagen. Sie wissen, ob ich Gutes oder Böses für die Religion gethan habe, ob mein Rücktritt der Religion schadet oder nützt."

Dem neuen Nuntius Archinto schrieb Steffani, daß die Voraussetzung der Congregation von der Zugehörigkeit aller Braunschweigischen Lande zur Diöcese Hildesheim falsch sei, ebenso auch die, daß die protestantischen Regierungen lieber die Jurisdiction eines inländischen Bischofs dulden, als die eines apostolischen Vicars. Das Gegentheil sei der Fall; denn jenes widerspreche den Bestimmungen der Fundamentalgesetze des

deutschen Reiches. Zu spät werde die Zeit die Unrichtigkeit dieser Annahme lehren. Er solle sich der Jurisdiction in allen Orten enthalten, die dem Hause Braunschweig unterworfen seien. Zu diesen gehöre auch Hannover. Allein die Hannover'schen Lande gehörten zu den alten Diöcesen Halberstadt, Minden, Osnabrück u. a., nicht aber zu Hildesheim. Wenn sich das Gerücht in Hannover verbreite, so sei der Schaden weder durch das Reich noch durch den Weihbischof von Hildesheim wieder gut zu machen. In Hannover sei man anderer Meinung, selbst der katholische Herzog Johann Friedrich habe keinem benachbarten Bischof die Jurisdiction in seinem Lande zugestehen wollen.

Der Kölner Nuntius antwortete darauf, daß es die Absicht der Propaganda nicht sein könne, die Hildesheimer Diöcesangrenze zu erweitern. Er übersandte Steffani eine Abschrift eines Berichtes an die Propaganda, den er eben abgesandt hatte, und in dem er all' die von dem Bischof geltend gemachten Einwendungen gegen das Decret vom 9. Januar im Sinne desselben darlegt. Er hoffe, der Bischof werde ihn nicht verlassen, möge die Antwort ausfallen, wie sie wolle.

Der Auffassung, daß die Jurisdiction des Bischofs von Hildesheim auf ihr altes Diöcesangebiet beschränkt bleiben solle, gab die Propaganda sogleich Ausdruck. In einem Schreiben des Cardinals Sacripantes vom 20. März 1714 wird dem Nuntius der desfallsige Beschluß der Congregation mitgetheilt, dem der heilige Vater beigestimmt habe. Die Bestimmung vom 9. Januar sei gemacht mit Rücksicht auf den Eifer und die guten Absichten Anton Ulrichs, der von derselben besondern Nutzen erwartet habe. Anderseits sei die Congregation befriedigt von dem guten Verhalten Steffani's und seinem Eifer. Sie habe ihn nicht zurechtweisen, sondern nur Verwirrungen vorbeugen wollen.

Der Tod des Herzogs brachte für die Braunschweigischen Missionen die vorausgesehenen Gefahren. Ein Brief des Canonicus Majus zu Hildesheim an den Kölner Nuntius vom 14. April berichtet, daß nun das Gegentheil von Schutz der Missionen eingetreten sei. Ein katholischer Page am Hofe sei bereits protestantisch geworden, der erste Kammerherr Anton Ulrichs, der Herr v. Stechinelli, sei seines Postens entsetzt, ebenso der Küchenmeister und der Hofmaler. Kleine Pensionen seien ihnen ausgesetzt. „Sind die Schafe zerstreut, so ist die Folge, daß man die Hirten und Missionare für überflüssig hält, die von Anton Ulrich in Kleidung und Lebensunterhalt unterstützt wurden. Jetzt können sie vom Hofe nichts erwarten. Ich habe gehört, daß die regierende Herzogin bei offener Tafel eines Tages gesagt hat, daß der Regent mit großem Unwillen Katholiken in seinem Lande sähe, wenngleich er eine offene Verfolgung derselben für unchristlich halte. Aber wenn er durch Fasten sie los werden

könne, so wolle er bei Wasser und Brod aushalten, um dies zu erreichen. Ob es wahr ist, kann ich nicht behaupten." Dennoch sei es nicht so schlimm geworden. Der Haß gegen die katholische Mission schwinde in Braunschweig, dem Baron v. Stechinelli und dem Hofmaler seien ihre Aemter wiedergegeben. Das Religions-Exercitium sei noch frei. Aber nun müsse für den Unterhalt der Missionare besser gesorgt werden. Auch sei es nothwendig, daß ein Prälat persönlich in Braunschweig erscheine, um die Aufregung zu heben. Aehnlich schrieb der Weihbischof von Hildesheim und der Baron von Buchholz von dort. Der Letztere wollte wissen, daß die Herzogin zur Aufhebung der Braunschweigischen Mission dränge, daß aber der kaiserliche Gesandte, der Graf H. Damian v. Schönborn, mit dem Unwillen des Kaisers gedroht habe.

Der heilige Vater, der nach einem Briefe des Cardinals Paolucci an den Nuntius (18. August) um die Missionen sehr besorgt war, empfahl sie dem Kaiser in einem besondern Schreiben und bestimmte für sie aus den Einkünften der Abtei vom h. Dionysius zu Mailand noch 300 römische Scudi. Und die Propaganda bereitete Steffani die kleine Genugthuung, daß sie ihm trotz der geschehenen Dinge die Sorge für dieselben anempfahl. Auf eine Bitte des Nuntius sandte er demselben auch (30. Juli 1714) eine längere Auseinandersetzung und seinen Rath bezüglich der Missionen. Er habe von vorn herein es sich zum Grundsatz gemacht, in seinem Amte unbedingt den Befehlen seiner Oberen zu gehorchen, und deshalb thue er es auch in diesem Falle, trotz der bekannten Vorgänge, da die Congregation es wünsche. Er wolle nicht verhehlen, daß er für die Zukunft der Braunschweigischen Missionen bange. So günstig für dieselben die Conversion Anton Ulrichs geschienen, so sei es doch gerade dieser Umstand, welcher die Missionen gefährde. Es wäre nicht so schlimm gewesen, wenn der Herzog noch sechs oder sieben Jahre am Leben geblieben wäre. Aber nun sei durch seinen Uebertritt, der für ihn selbst vom höchsten Glück gewesen, der Haß der protestantischen Fürsten und Minister in seinem und den Nachbarländern gegen die katholische Sache nur noch heftiger, brennender und wüthender geworden. Nunmehr seien Gegenmittel schwer zu finden. Indessen sei ein Dreifaches nothwendig: der gänzliche Ausbau der Kirche in Braunschweig, die Fundirung der Missionsstellen und das Erscheinen des Prälaten, der die Missionen unter seiner Obhut habe, an dem Hofe zu Braunschweig. Dieser letzte Punkt sei ganz besonders zu beachten. Der Weg, den der regierende Herzog zur Vernichtung der Missionen betreten habe, sei um so gefährlicher, als er die offene Gewalt ausschließe. Er vertreibe die Katholiken von seinem Hofe nicht, aber er bringe sie so nahe an den Rand des Grabens, daß sie hineinspringen müßten. Allmälig würden die Schäflein fehlen und dann

sei der Hirt überflüssig. Dann werde der Herzog sagen, daß er keine Kirche zerstört, nichts vernichtet und den Willen seines Vaters erfüllt habe. Der Weihbischof von Hildesheim und seine Nachfolger müßten sich am Hofe insinuiren, müßten öfter im Jahre sich bei den Fürstlichkeiten sehen lassen, mit ihnen speisen, ihr Vertrauen sich verschaffen, in ihren Geschäften ihnen hülfreiche Hand bieten, wenn dieselben unserer Religion nicht entgegen sein sollen, und sich dieselben zu Freunden machen; auch bei den Ministern müssen sie sich Achtung und Wohlwollen erwerben. „Ohne dies mag man vieles anfangen, es wird sicher keinen Bestand haben. Sie haben meine Meinung erfahren wollen, ich habe sie Ihnen gesagt, wie mein Gewissen und meine lange Erfahrung in diesen Ländern sie dictirt hat." Er habe mit aller Freimüthigkeit gesprochen, denn trotz seines 49 jährigen Hoflebens sei er unfähig, Schmeicheleien zu sagen.

Hier und da hatte der Bischof von Spiga noch Gelegenheit, um die Braunschweigischen Missionen sich zu kümmern. Sie blieben indessen unter Hildesheim, und nicht zu ihrem Schaden.

Fünftes Capitel.

Verhandlungen bezüglich der Ausübung des apostolischen Vicariats in Preußen.

In dem Päpstlichen Breve von 1709 war dem Bischof von Spiga auch das Gebiet des Königs von Preußen als Theil seines apostolischen Vicariates übergeben. Der Anspruch des großen Kurfürsten und seiner Nachfolger, von ihren katholischen Unterthanen als ihr Bischof gehalten zu werden, ist bekannt. Das Edict desselben von 1661 verlangt mit nackten Worten: „Niemanden anders als Uns in geistlichen Sachen vor ihren Oberherrn und Ordinario ecclesiastico zu erkennen" [1]). Die Bemühungen der brandenburgisch-preußischen Regierung, dieser Forderung Geltung zu verschaffen, und der passive Widerstand ihrer katholischen Unterthanen dagegen sind die Angelpunkte der Geschichte der katholischen Kirche in Preußen von 1609 bis auf unsere Tage. Wäre es gelungen, dieser Forderung Geltung zu verschaffen, so wäre von katholischer Kirche in Preußen keine Rede mehr. So lange und so weit diese Forderung gemacht wurde, konnte die Zulassung eines apostolischen Vicars zur Ausübung der bischöflichen Gewalt absolut nicht gestattet werden. Dagegen entsprach es dieser Forderung, wenn die Fürsten von Branden-

[1]) Vergl. den Artikel XXXV im „Mainzer Katholik" von 1880 I, Heft 6, S. 607 ff.

burg-Preußen einen katholischen Geistlichen als ihren bischöflichen Vicar aufstellten, und es wäre der Sieg dieses Princips gewesen, wenn ein solcher Vicar die Anerkennung des katholischen Volkes und der Kirche gefunden hätte. Das ist nicht geschehen, vielmehr sind alle desfallsigen Versuche gescheitert. Ja, thatsächlich hat bereits der große Kurfürst wenigstens für die Lande der clevischen Erbschaft durch das Edict vom 4. Juli 1674 [1]) die erwähnte Forderung aufgegeben. Aber anders war es bezüglich der alten Bisthümer Minden, Halberstadt und Magdeburg, welche durch den westfälischen Frieden als Fürstenthümer an Brandenburg fielen.

Während die clevischen Katholiken in den benachbarten Bischöfen ihre alten geistlichen Oberhirten hatten, mußte für die Katholiken der übrigen brandenburgischen Provinzen, besonders der drei genannten hirtenlosen Diöcesen von der Kirche ein anderer aufgestellt werden. Es war der apostolische Vicar von Nord-Deutschland, resp. der Nuntius zu Köln [2]). Daß derselbe bei der Forderung der bischöflichen Jurisdiction, welche der Landesherr machte, von diesem nicht anerkannt, vielmehr auf das heftigste befeindet wurde, ist selbstverständlich. So lange der Landesfürst auf seiner Forderung bestand, war eine Lösung der Schwierigkeit, die allerseits als ein Bedürfniß anerkannt wurde, principiell unmöglich.

Als der Bischof von Spiga 1709 das apostolische Vicariat über diese Gegenden übernahm, glaubte er dennoch eine Lösung der Sache erwirken zu können. Vor ihm war es gleichfalls versucht worden.

Das Bisthum Halberstadt, in welchem aus der Reformation 12 Klöster sich gerettet hatten, und eine Reihe von Canonicaten und Beneficien in katholischen Händen geblieben war, gehörte zum Metropolitan-Bisthum Mainz. Als dasselbe an Brandenburg kam, war der katholische Canonicus von Deutsch General-Vicar des Bisthums. Seine geistliche Jurisdiction hatte er 1642 von dem letzten katholischen Bischofe von Halberstadt empfangen, von Erzherzog Leopold Wilhelm, und nach dessen Tode vom Erzbischof

---

[1]) Lehmann, Preußen und die katholische Kirche. Bd. I. Urk. Nr. 157.

[2]) Im Jahre 1697 (11. Aug.) schlug der Kölner Nuntius vor, auch die Diöcese Minden, in welcher bis dahin das Domcapitel die Jurisdiction geübt und ein benachbarter Bischof die Pontificalien besorgt habe, unter den apostolischen Vicar zu stellen. Bezüglich der Diöcese Halberstadt sagte er, für diese habe der dortige Canonicus Westerholtz vorgeschlagen, über dieselbe einen eigenen apostolischen Vicar zu setzen. Der Nuntius fügt hinzu, er habe geantwortet, daß zuerst für dessen Subsistenz und Anerkennung durch Brandenburg gesorgt werden müsse. Archiv der Propaganda a. a. O., 2. Bd. Der Nuntius an dieselbe. Der Nuntius wußte nicht, daß Westerholtz bereits im Januar 1697 zum „Inspector und Suffragan“ über die Katholiken von Halberstadt durch den Kurfürsten ernannt war. Vgl. Lehmann a. a. O. Urk. Nr. 510. Westerholtz hat das Amt sicher nicht ausgeübt.

von Mainz. Dieser General-Vicar ließ es zu, daß der Kurfürst ihn in seinem Amte bestätigte. Als er aber von demselben Aufträge erhielt, im Namen des Kurfürsten die Klöster einer Visitation zu unterziehen, wußte er dieselben abzuwehren. Nach seinem Tode wurde 1676 der Abt des Klosters Ammensleben im Magdeburgischen, Placidus Meinders, vom Kurfürsten zu seinem „Vicarius in Spiritualibus“ ernannt. Der Mann nahm das Amt an zugleich mit einer Instruetion, die seinem Vorgänger nicht gegeben war, in welcher des Kurfürsten „Rechte in geistlichen und kirchlichen Dingen“ und seine beanspruchte Würde als des „Episcopus“ und „Ordinarius“ dem Abt übertragen wird [1]).

Als 1669 das Bisthum Halberstadt dem ersten apostolischen Vicar übergeben wurde, hat der Canonicus von Deutsch von diesem die nothwendigen Vollmachten erlangt, um als dessen Vertreter zu fungiren. Obschon der Kurfürst darum wußte, hat er es ignorirt. Nach dem Tode des Canonicus erklärte die Regierung von Halberstadt dem Kurfürsten, daß eine kurfürstliche Instruction für den verstorbenen Vicarius von Deutsch nicht existire, daß dieser vielmehr nur ein Schriftstück vom Bischof Leopold Wilhelm als Instruction gehabt habe.

Im Jahre 1702 wurde der Bischof von Columbrica apostolischer Vicar, der Abt Placidus Meinders beeilte sich, ihm im Namen des Klerus von Halberstadt seine Glückwünsche für dies Amt darzubringen, wobei er sich „Vicarius in spiritualibus generalis Halberstadiensis“ nennt. Davon nahm der neue apostolische Vicar sofort Veranlassung, sein Erstaunen über diesen Titel ihm auszudrücken. Er habe vergeblich in den Vicariatsacten danach gesucht, wie solches Amt ihm übertragen sei. Dagegen habe er verschiedene Schriftstücke, auch von dem Abt selbst, gefunden, worin der Halberstädter Klerus von seinem Vorgänger im apostolischen Vicariat Dispensen, Facultäten u. s. w. erbeten habe. Die Halberstädter Diöcese unterstehe durch päpstliches Decret dem apostolischen Vicar allein. Zwar habe er gehört, daß dies General-Vicariat von ihm, dem Abte Placidus, aus einer Anstellung durch den Metropoliten hergeleitet werde. Allein ein Metropolit habe, da der apostolische Vicar als Ordinarius über Halberstadt eingesetzt sei, nur das Recht der Visitation. Er müsse ihn ernstlich in der Sache mahmen, da es sich um die Gültigkeit der von ihm, dem Abte, ausgeübten Jurisdictions-Handlungen, namentlich auch um die Gültigkeit der Absolution in der Beichte handele. Sonst möchte er ihn ganz gern in dem Amte haben [2]).

---

[1]) Lehmann a. a. O. Urk. Nr. 198.

[2]) Hannov. St.-A. Calenb. Briefe a. a. O., Nr. 78b, Vol. II, S. 686.

Darauf erwiderte am 12. October 1703 der siebenzigjährige Abt Placidus, daß im Jahre 1677 das Amt eines General-Vicars ihm von seinem Vorgänger angetragen sei. Noch während seines Lebens habe er die Verwaltung desselben mit Genehmigung des apostolischen Vicars, des Bischofs Steno, begonnen. Nach dem Tode seines Vorgängers habe er die ganze Jurisdiction von dem damaligen Erzbischof von Mainz und dessen Nachfolgern erhalten und ohne Widerspruch der apostolischen Vicare ausgeübt, die ihn sogar in Ausübung desselben ermuntert hätten, wie er durch viele Briefe derselben nachweisen könne. Wenn einige Geistliche von dem apostolischen Vicar ihre Vollmachten erbeten hätten, so sei keiner da, der sie nicht von ihm gewünscht habe. Uebrigens beziehe sich sein General-Vicariat nur auf Halberstadt, nicht auch auf Magdeburg, so daß er über sein eigenes Kloster keine bischöfliche Gewalt habe, da dies zu Magdeburg gehöre. Er bestreitet dann die Ansicht des apostolischen Vicars bezüglich der Gewalt des Metropoliten, der mehr Befugnisse habe, als die der Visitation. Im Uebrigen wünsche er von seinem Amte befreit zu werden, das er 27 Jahre verwaltet habe[1]). Im folgenden Jahre befreite ihn der Tod von diesem Amte.

Aus diesem Briefwechsel ergibt sich, daß beide sog. General-Vicare von Halberstadt ihre kirchliche Autorität von dem rechtmäßigen Bischof ableiteten und mit ihren geistlichen Oberen in fortwährender Verbindung standen. Ihrer Bestallung als kurfürstliche Vicare erwähnen sie gar nicht. Die Halberstädter Regierung mußte 1715 an den König berichten: „Es sei keine eigentliche Nachricht befindlich, daß Meinders das Vicariat in spiritualibus jemals wirklich exercirt"; das will wohl sagen, daß der Abt die vom Kurfürsten für ihn vollzogene Amtsübertragung ignorirt hat, wenn die bei Lehmann mitgetheilten Urkunden Nr. 198 (die Instruction) und 199 (das Versprechen des Abtes, diese Instruction zu halten) von ihm acceptirt sind und das letztere von ihm wirklich unterschrieben ist, was wir fast bezweifeln möchten. Hat er aber wirklich an Eides Statt sich verpflichtet (Nr. 199) im Namen des Kurfürsten sein geistliches Amt zu führen, und „weder dem Pontifici Romano, noch Episcopo, noch Metropolitano oder sonsten Jemanden das Geringste nicht zu verstatten," so hat er etwas versprochen, was er nimmer versprechen noch halten durfte. Dann wird er kaum Jemandem von diesem Versprechen etwas mitgetheilt haben.

Der apostolische Vicar, der Weihbischof von Osnabrück erklärte sogleich nach dem Tode des Abtes Placidus allen betr. Priestern, daß ihre Approbationen und Facultäten, weil sie nichtig oder doch höchst zweifel-

---

1) Das.

haft seien, erloschen wären, und gab sie ihnen von neuem. Manche, schrieb ihm der Abt von Huysburg, hielten sie allerdings nicht für nichtig. Er erbat sie jedoch vom apostolischen Vicar. Die Klöster und Canoniker wandten sich seitdem in allen geistlichen Angelegenheiten an diesen.

Als nun unser Steffani zum apostolischen Vicar ernannt war, weigerten sich die Halberstädter Benedictiner, seine Jurisdiction anzuerkennen, indem sie behaupteten, daß Halberstadt unter der des Metropoliten von Mainz stände. Kurz vorher hatte der Bischof von der Propaganda die Aufhebung der Privilegien der Halberstädter Klöster erlangt, welche seine bischöfliche Gewalt über sie beschränkten. Er dankte dem Cardinal Paolucci ganz besonders dafür [1]), da sonst eine Visitation unmöglich sei, welcher die Ordensleute daselbst die größten Hindernisse entgegensetzten, obschon sie um so nothwendiger sei, je länger sie unterblieben wäre. Die Furcht vor dieser Visitation, die ihren Grund weniger in der Abneigung gegen Reformen als in den Drohungen der preußischen Regierung hatte, möchte jene Weigerung veranlaßt haben. Der Bischof schrieb über diese Angelegenheit ganz unbefangen an den Kurfürsten von Mainz und fügte hinzu, daß er trotzdem Ordinarius von Halberstadt sei und dieses die genannten Benedictiner schon fühlen lassen werde [2]). Er möge ihm seine Ansicht mittheilen. Dieselbe lautete jedoch ganz anders, als er erwartet. Der Kurfürst nahm die Partei der Benedictiner, machte mit allem Ernste nicht nur seine Metropolitanrechte über Halberstadt geltend, sondern beanspruchte auch die bischöfliche Gewalt. Der Bischof von Spiga kam in Streit mit seinem besten Freunde; begütigend schrieb er ihm den 16. Dec.:

„Es thut mir leid, daß mein Brief über die Jurisdiction zu so ernsten Auseinandersetzungen geführt hat. Ich bin außer Stande, Ihnen Aerger zu bereiten, namentlich Sie in Disharmonie mit dem römischen Hofe zu bringen. Ich ziehe nicht in Zweifel, daß die Katholiken der lutherischen Bisthümer in ihrer Noth sich an ihren Metropoliten gewandt haben. Aber daß die apostolischen Vicare hier eine Jurisdiction haben, ist nicht zweifelhaft. Unglücklicher Weise bin ich hier nun apostolischer Vicar. Vor mir war es Msgr. de Gronsfeld, davor der Bischof von Hildesheim, vor ihm der Bischof von Titianopolis, le fameux Stenon. Alle diese haben über diese Diöcesen die Jurisdiction ausgeübt, die Katholiken daselbst haben sie anerkannt. Wie kann ich mich derselben entschlagen? Ich sende Ihnen mein Anstellungs-Breve. Uebrigens wissen sie so gut, daß der apostolische Vicar ihr Ordinarius ist, daß nur die Furcht vor der Ruthe, welche sie

---

[1]) Brief vom 20. Oct. 1709. Vatic. Archiv, Lettere dei Vescovi 1709. Tom II, fol. 278.

[2]) v. Schönb. Archiv zu Wiesentheid, Correspond. mit dem Kurfürsten.

in tausend Fällen verdienen, sie störrisch macht, und um ihren Eigensinn zu begründen, berufen sie sich nicht auf das Recht des Metropoliten, sondern auf das des Königs; ohne dessen Zustimmung, sagen sie, dürften sie die Befehle des apostolischen Vicars nicht zulassen, obschon sie es bei meinen Vorgängern gethan haben. Sie wissen, worauf das hinausgeht."

Damit war denn die Sache erledigt. Der Kurfürst kam nicht wieder auf dieselbe zurück. Die preußische Regierung hatte mit der Ernennung eines königlichen Vicars keine Eile. Die Verhältnisse waren inzwischen geklärt, der apostolische Vicar hatte die Augen offen. Im Jahre 1709 verhandelte der König mit dem Jesuiten P. Vota, daß dieser für alle Katholiken Preußens als geistlicher Vicar fungire[1]). Allein diese Verhandlungen konnten schon deshalb zu keinem Ziele führen, weil bereits der Bischof von Spiga zum apostolischen Vicar ernannt war, und dieser sofort seine Versuche begann, als solcher in Preußen anerkannt zu werden.

Wegen seiner freundschaftlichen Beziehungen zum Hofe von Hannover stand er der königlichen Familie in Berlin auch nicht fern. Die alte Herzogin Sophia hatte ihm im November 1707 mitgetheilt, daß die preußische Kronprinzessin, ihre Enkelin, einen Sohn geboren. Der Bischof nahm sogleich davon Veranlassung, sowohl dem König Friedrich I. als dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm zu gratuliren und seine Glückwünsche auszusprechen. Der König dankte ihm (17. Dec.), er sei sehr über die Gratulation erfreut, „also seyn wir demselben davor sehr obligirt: der Herr Bischof ist auch von unserer vor denselben habender estime und affection schon genugsam persuadirt, und wird er ferner nicht zweifeln, daß wir ihm davon bei allen Gelegenheiten angenehme Proben geben werden." Und der Kronprinz erwiderte ihm noch freundlicher[2]).

Gleich auf seiner ersten Reise in sein Vicariat richtete der Bischof seine Augen nach Berlin. Dem Kurfürsten von der Pfalz hatte er bereits vorher „die unabweisbare Nothwendigkeit, den Berliner Hof für die Zulassung meines apostolischen Vicariats zu disponiren", vorgestellt. Wegen der Verwandtschaft des kurpfälzischen Rathes von Witgenstein mit dem preußischen Minister von Blaspiel hatte er den Erstern als Vermittler in der Sache in Vorschlag gebracht. Jetzt[3]), schrieb er ihm, liege die

---

[1]) Vergl. Lehmann a. a. O., S. 396 ff. Urk. Nr. 468 ff.

[2]) Je vous suis fort obligé de toutes les marques d'amitié que vous m'y donnez et de la part que vous voulez bien prendre à ce qu'il m'est arrivé. Je souhaite reciproquement que tout vous arrive que votre coeur desire et que vous vous portiez toujours parfaitement bien, c'est de quoi je vous prie de vouloir être persuadé comme aussi je suis très parfaitement votre très affectionné ami." Hannov. St.-A. Nr. 66 der Registratur des Bischofs von Spiga.

[3]) Das. Correspondenz mit Johann Wilhelm. Brief v. 19. Nov. 1709.

Nothwendigkeit vor, daß er die Verhandlung beginne. Denn er begegne am Berliner Hofe den größten Schwierigkeiten, und sein Einschreiten zumal für die Mindener, Magdeburger und Halberstädter Katholiken sei jetzt dringend geboten, wenn nicht die katholische Sache daselbst vernichtet werden solle. Es komme hinzu, daß die dortigen Religiosen durch ihr Verhalten das ihrige dazu beitrügen, um den Schaden vollständig zu machen. Ohne Gefahr, seine kirchliche Würde verletzt zu sehen, könne er auf brandenburgisches Gebiet sich nicht begeben. Er bittet, Witgenstein baldigst unter dem Vorwand privater Interessen nach Berlin gehen zu lassen, daß er aber auf dem Wege dahin in Hannover von ihm, dem Bischof, die nothwendigen Instructionen sich hole, worüber Johann Wilhelm ihm das tiefste Stillschweigen mit Versprechungen und Drohungen auflegen möge. Der Kurfürst ging sofort auf all' dies bereitwillig ein. Am 15. und 16. December war der Staatsrath in Hannover beim Bischof. „Morgen wird er abreisen," schrieb er dem Kurfürsten, „wohl instruirt über alle Schritte, die er thun muß; ich werde ihn begleiten mit dem h. Meßopfer, das ich, obschon krank, für diese Sache celebriren werde."

Die erste Nachricht, welche der Bischof von dem Gesandten erhielt, lautete dahin, daß der Halberstädter Klerus selbst die meisten Hindernisse mache. Der Herr von Witgenstein hatte bereits von Halberstadt aus dem Bischof geschrieben (19. Dec.), daß der Franciscaner-Guardian daselbst, durch den der Bischof sich in Verbindung mit den übrigen Klöstern gesetzt hatte, in Zukunft sich nicht mehr dazu wolle gebrauchen lassen, und daß durch den Klerus selbst des Bischofs Schreiben in die Oeffentlichkeit gekommen sei. Der Guardian meinte, es könne ihm schlecht dabei gehen [1]). Ende December konnte der Gesandte berichten, daß der König beschlossen habe, einen Vicar zuzulassen und den Bischof von Spiga „in Consideration zu ziehen". So ohne Weiteres „in die päpstliche Disposition" einzuwilligen, trage er jedoch Bedenken, um seiner Landeshoheit nichts zu vergeben; der Bischof möge sich äußern, wie er „sein Werk zu verrichten Vorhabens und Verlangens wäre".

Die Minister von Printz und Ilgen verlangten zuerst Auskunft darüber, unter welchen Bedingungen die Vorgänger Steffani's zugelassen seien, ob sie „juramentum fidelitatis abgelegt" und welche Functionen dieselben ausgeübt hätten. Sehr heikle Fragen, über welche der Gesandte Auskunft erbat. Der Bischof antwortete, es seien rein geistliche Dinge gewesen, welche Laien und einfache Priester nicht verrichten könnten. Des-

---

[1]) Hannov. Pfarrarchiv Nr. 2. Correspondenz des Bischofs v. Spiga mit dem Herrn v. Witgenstein. Der Guardian hatte das Ernennungs-Decret des Bischofs zum apostol. Vicar in dessen Auftrag den Klöstern mitgetheilt.

halb würden auch seine Functionen ohne Anstoß in Hannover und Braunschweig geduldet. Solche Dinge seien in der freien Uebung der katholischen Religion eingeschlossen.

Der Bischof war voll guter Hoffnung. Aber Johann Wilhelm zweifelte und fürchtete, daß die Ansprüche, welche der Berliner Hof in dieser Beziehung zu machen pflege, unerfüllbar sein würden.

Ueber die andern vom König angeregten Punkte schrieb der Bischof an den Gesandten am 9. Januar 1710 Folgendes: Ob ein Eid der Treue von seinen Vorgängern geleistet sei, wisse er nicht, wenn es aber geschehen sei, werde er sich auch nicht weigern. Ein solcher Eid könne sich doch wohl nur auf weltliche, nicht aber auf geistliche Dinge beziehen. Zudem habe ein apostolischer Vicar nur geistliche Vollmachten, die des Königs Rechte gar nicht berührten, geschweige daß sie dieselben verletzen könnten. Die bezüglichen Anordnungen des Papstes seien deshalb keineswegs der landesfürstlichen Macht entgegen, und ihrer Natur nach könne nur der Papst sie machen. Ihr Zweck sei dem Interesse des Landesfürsten nur förderlich, dessen Unterthanen nur dann gut seien, wenn sie in Gottesfurcht zu ihrer Religion angehalten würden.

Die Minister hatten auch verlangt, daß Steffani's päpstliche Anstellungs-Urkunde vorgelegt werde. Darauf sagt er, daß er gar kein Bedenken tragen würde, es zu thun, wenn nicht der Umstand es hindere, daß der König von Preußen darin Markgraf von Brandenburg genannt werde, weil der Papst ihn als König noch nicht anerkannt habe.

Der König mache Schwierigkeiten, daß er in päpstliche Anordnungen nicht sofort einwilligen könne. Wenn darunter seine, des Bischofs spätere Anordnungen verstanden werden sollten, so könnten diese nicht päpstlich genannt werden, da er zu denselben keinen Recurs nach Rom mehr nothwendig habe. Dann aber sei er gern bereit, seine etwaigen Decrete, bevor sie veröffentlicht würden, „aus unterthänigstem Respect“ dem König zur Prüfung vorzutragen. Diese Schwierigkeit scheine ihm von dem Klerus selbst „ausgefunden“ zu sein, um ihm die Wege offen zu halten, den König hereinzuziehen, so oft die bischöflichen Befehle ihm nicht gefielen. Was er beabsichtige, wolle er auf Wunsch des Königs in einer Denkschrift aussprechen, jedoch mit folgender „nothwendigen und ganz natürlichen Einschränkung: Sollte es die Meinung haben, ich sollte von Ihro kgl. Maj. den Vicarius unterthänigst begehren, so sehen Ew. Wohlg. von selbsten wohl, daß ich das nicht thun kann, indem keine Potestas von der Welt dieselbe nicht geben kann, und daß die Macht aller katholischen Bischöfe nothwendiger Weise von Ihro Päpstl. Heilkt. allein herfließen kann. Ist es aber die Meinung, daß ich durch ein allerunterthänigstes Schreiben um das exercitium

vicariatus und der anklebenden facultatum gehorsamst ahnhalten solle, so hat es kein Beschwerniß." Dann werde er nichts unterlassen, um dem König alle Hochachtung zu bezeugen, seine Wünsche zu erfüllen und seinen Schutz zu verdienen.

Der Gesandte von Witgenstein verfaßte zum Theil mit denselben Worten aus dieser Erklärung des Bischofs eine Denkschrift, die er dem Minister von Printz übergab [1]), was er am 25. Januar dem Bischof meldete. Zugleich hatte er wieder über Versuche des Halberstädter Klerus zu berichten, welcher seinen Verhandlungen entgegen zu arbeiten suchte. Alle Tage wartete nun der Gesandte auf eine Entscheidung des Königs. Ende Januar wurde ihm gesagt, daß der Klerus daran Schuld sei, indem er dem Bischof entgegen arbeite. Allein dieser wollte das doch nicht so recht glauben, weil, wie er an Johann Wilhelm schrieb, alle Klöster ihn als Bischof anerkännten und seine Befehle annähmen. Aber der Teufel möge machen, was er wolle, der Kurfürst solle nicht den Muth verlieren.

Bereits fünf Wochen war von Witgenstein in Berlin, ohne etwas erreicht zu haben. Jetzt begann auch der Bischof an dem Erfolge zu zweifeln. „Man will einen Bischof haben," schrieb er den 3. Februar an Johann Wilhelm, „aber keinen vom Papste ernannten apostolischen Vicar, wie ich es bin, sondern einen Vicar von Königs Gnaden als Landesbischof. Dieser Bischof soll im Namen des Königs seine Decrete erlassen. Seine Visitationen soll er in Begleitung von Kloster-Räthen machen, über die Einkünfte der Klöster genauen Bericht abstatten. Das geht nicht, da wäre es zuerst nothwendig, daß ich lutherisch würde."

Die preußischen Minister brachten Beschwerden der Pfälzer Protestanten bei dem Gesandten auf's Tapet und wußten ihn damit hinzuhalten. Auch die Kölner Angelegenheit mußte herhalten und alle andern Beschwerden wider Papst, Kaiser und katholische Fürsten.

Es wurden Conferenzen angesetzt, aber immer stellte sich ein Hinderniß ein. Mitte Februar wurden auch die „Ritus externi ceremoniales in Consideration" gezogen, daß dieselben „um so viel weniger in hiesigen Landen gestattet werden könnten, da der Pabst Ihro kgl. Maj. in allen und mehr als andere evangelische thätlich, hart opponieren thut, und keinen Anlaß zu gutem Verständniß gäbe, es wäre denn, daß der Bischof von Spiga in ein oder anderem das resentiment beim Pabste fordern würde." Der Herr von Witgenstein glaubte bei dem Oberstkämmerer Grafen von Wartenberg die meiste Geneigtheit zu einem Abkommen gefunden zu haben.

---

[1]) Bei Lehmann, Urk. Nr. 476, zum Theil abgedruckt.

Kurfürst Johann Wilhelm gab dem Bischof den Rath, in Rom das seinige zu versuchen, um den König zu befriedigen. Derartige Schritte hatte er bereits gethan, aber er klagte eben in diesen Tagen, daß er keine Antwort auf solche Vorstellungen erhalten habe, obschon sie von ihm dringend genug in Rom angebracht wären. Indessen schien ihm diese neue Schwierigkeit, die man in Berlin machte, unbegreiflich, wie er am 28. Februar dem Kurfürsten antwortete; denn derselbe Vorwand hätte schon vor zwei Monaten gemacht werden können. Gleichwohl möge der Kurfürst den preußischen Ministern versichern lassen, daß er in Rom nach der gewünschten Richtung hin arbeiten wolle. Wenn man aber im Einzelnen die Vorwürfe besonderer Härte Roms gegen Preußen betrachte, so werde man sie zum Theil unbegründet finden, und wo sie begründet wären, da sei er überzeugt, daß der h. Vater alle Schritte thun werde, welche die Verschiedenheit der Religion und seine hohe Stellung zulasse. Und wenn es glücken sollte, daß er, der Bischof, in Berlin sein Vicariat ausübe, und er dem König sagen könne, was sich nicht schreiben lasse, und wenn man mit einiger Vorurtheilslosigkeit ihn anhören wolle, so werde er ihn schon überzeugen, daß der Teufel nicht so schwarz sei, als er gemalt werde. Wenn der Papst hinwiederum in manchen Dingen schlecht unterrichtet sei, so sei er eben so sehr zu bemitleiden, als viele andere Monarchen, deren Schuld es nicht wäre, wenn sie unter diesem Mißgeschick litten. Der Kurfürst möge den Gesandten zurückberufen, jedoch auf eine klare Entscheidung in der Sache dringen.

Eine solche kam denn auch. Ende (22.) Februar berichtete der Gesandte, daß der König sich zwar weigere, eine schriftliche Erklärung abzugeben, daß er jedoch die Handlungen des Bischofs von Spiga in seinen Landen übersehen und einen eigenen Vicar nicht ernennen wolle. Dagegen werde er allen päpstlichen Anordnungen, die für seine katholischen Unterthanen gemacht würden, jeden Widerstand entgegensetzen, und zwar wegen der vielen Feindseligkeiten des Papstes wider den König. Wenn aber der Papst „eines oder anderes zu Gefallen des Königs erklärt" haben werde, so solle der Bischof von Spiga erfahren, wie sehr man ihm geneigt sei.

Diese Entscheidung, sagte der Bischof, sei eine eben so curiose wie unerwartete Sache. Die ganze Relation Witgenstein's will er einfach in's Italienische übersetzen und nach Rom senden, wo man mehr über sie lachen werde, als hier. Man habe in Berlin absichtlich Hindernisse gemacht, und als der Gesandte sie schließlich beseitigt zu haben geglaubt, sei doch nichts bewilligt. Das möge begreifen, wer es könne. Immerhin sei die Erklärung doch etwas. Der Gesandte könne ruhig heimkehren. Derselbe berichtete noch dem Bischofe (18. März), daß der Minister von Printz

ihm gesagt habe: „Warum poussirt man diese Sache also, ich opponire doch nicht.“ Und der Graf von Wartenberg hatte ihm gesagt, man möge nicht weiter drängen, damit die erwähnte Erklärung nicht auch noch zurückgenommen werde. In denselben Tagen hatte nämlich der Bischof selbst an den Minister von Wartenberg geschrieben und Johann Wilhelm dem Gesandten aufgetragen, eine bestimmtere Erklärung zu fordern. Wenn er aber eine ungünstige Antwort erhalte, solle er von Berlin abreisen, was er denn nach den letzten Aeußerungen der beiden Minister auch that.

Dem Bischof war vor allem die Versicherung wichtig, daß man in Berlin darauf verzichte, einen eigenen Vicar von Königs Gnaden zu ernennen [1]). Er wußte nicht, daß zu eben dieser Zeit in Berlin an der Uebertragung des Vicariates auf den Pater Vota gearbeitet ward [2]). Er war der Meinung, daß die von Johann Wilhelm begonnenen Verhandlungen fortgesetzt werden müßten. Man müsse zu erfahren suchen, welche Genugthuung der König vom Papste wünsche, und zu welchen Concessionen dann der König bereit sei.

Der Kurfürst ließ die Sache nicht ruhen. Bereits hatte er seinem Gesandten Beumer im Haag Auftrag gegeben, mit dem ihm bekannten preußischen Minister von Printz in derselben zu arbeiten. Er sollte denselben in der Meinung erhalten, daß der Bischof von Spiga in Rom vieles vermöge. Beumer drängte ihn, daß er bald selbst nach Berlin reise. Damals, im März, klagte der Bischof, der in Neuhaus sein Winterquartier bezogen hatte, er sei so krank, daß er sich nicht bewegen könne, der Husten ersticke ihn.

Zu der Reise an den Berliner Hof war er indessen bereit, sobald die Wege ihm geebnet seien. Im September 1710 hatte sich der Kurfürst entschlossen, noch einmal einen Gesandten nach Berlin zu senden. Diesmal war es der genannte Beumer, welcher zugleich kurpfälzischer Resident in Cleve war, und daher sowohl die clevischen Religions-Streitigkeiten als auch die preußischen Minister kannte, und für dessen Absendung die Ordnung clevischer Differenzen zum Vorwande gemacht werden konnte.

Anfangs December war derselbe in Hannover, wo er mündlich und schriftlich vom Bischof die genauesten Verhaltungsmaßregeln erhielt. Die ersten Nachrichten [3]), die er von Berlin sandte, lauteten, daß der Bischof in Berlin freundlich würde aufgenommen werden, der Minister von Blaspiel sei bereit, ihn beim König und dem ganzen königlichen Hause einzuführen. Aber er habe auch seine Furcht ausgesprochen, daß der Bischof

---

[1]) Promemoria vom 29. März a. a. O.

[2]) Lehmann a. a. O. Urk. Nr. 475.

[3]) Hannov. Pfarrarchiv a. a. O. Correspondenz Beumer's mit Steffani.

seinen Zweck nicht erreichen und die Reise ihn nachher gereuen werde. Mehr stellte von Printz in Aussicht, der entschiedener zur Reise des Bischofs rieth, weil die gegenseitigen Wünsche dann persönlich und besser könnten ausgetauscht werden. Beumer redete von dem Einfluß des Bischofs in Rom und daß er alles dort thun werde, um dem König zu dienen. „Der Minister von Printz ergriff," so erzählt Beumer, „diese meine Erklärung mit beiden Händen, er wolle sie dem König mittheilen und mir Antwort geben." Von anderer Seite wurde dem Gesandten gesagt, der Bischof möge jetzt gerade rasch kommen, das Eisen schmieden, da es glühend sei, denn es war eine Verwirrung unter den Ministern eingetreten, die mit der Verhaftung des Hofmarschalls gerade auf's Höchste gestiegen war. Aber der Bischof schrieb ihm zurück, daß nicht Verwirrung, sondern besondere Ruhe nothwendig sei, um die Dinge zu glücklichem Ende zu führen. Dem Minister möge er sagen, daß er nicht die offene und feierliche Zusage der freien Ausübung seiner bischöflichen Functionen wünsche, sondern nur irgendwelche Zulassung derselben begehre, und das werde man wohl nicht verweigern.

Sehr reiflich überlegte der Bischof, ob er nicht doch nach Berlin reisen sollte. Daß die Minister es so dringend angerathen, schien ihm anzudeuten, daß er in Berlin etwas Besonderes erfahren sollte. Dagegen hatte er bis dahin vergeblich nach Rom geschrieben, um irgend etwas von dort zu erhalten, was er dem König als ein ihm angenehmes Geschenk mitbringen wollte. Schon längst und wiederholt hatte er um Instructionen für sein Verhalten dem Berliner Hofe gegenüber in Rom gebeten. Die Curie blieb schweigsam. Ohne irgend etwas, das er in Rom für den König ausgewirkt hätte, mitzubringen, konnte er nicht nach Berlin reisen. Ein falscher Schritt aber, schrieb er an Johann Wilhelm, in Dingen dieser Art, könne alle Hoffnung vernichten, festen Fuß dort zu fassen.

Von dem, was der Bischof in Rom erreiche, hatte wiederum der Gesandte von dem Minister von Printz vernommen, hänge alles ab. Wenn Rom die Wünsche des Königs erfülle, unter denen auch die Anerkennung seines Königthums sei, so werde er den Bau einer katholischen Kirche in Berlin gestatten, die clevischen und märkischen Religionsbeschwerden gänzlich einstellen und auch des Bischofs Wünsche erfüllen. Eben wurde in Berlin die Conversion Anton Ulrich's bekannt. Als Urheber derselben wurde der Bischof von Spiga genannt. Der Gesandte schrieb ihm, daß man dort weiter sage, der Bischof sei in Folge dessen bei dem Kurfürsten von Hannover in Ungnade gefallen, und auch am Düsseldorfer Hofe habe er sein Ansehen verloren. Er, der Gesandte, habe das als Verleumdung bezeichnet. Immer wieder redete er von dem Erscheinen des Bischofs in

Berlin, als wenn er nichts anderes zu thun hätte, schrieb der Bischof an Johann Wilhelm (23. Jan.), als ihm dazu die Erlaubniß zu erwirken. Auch Johann Wilhelm drängte ihn. Er lag wieder krank in Neuhaus und konnte schon deshalb nicht reisen. Auch seine Kapläne, der deutsche und italienische, waren krank. Die Verhältnisse in Berlin waren noch so unklar, die Zusagen für den Bischof so zweideutig, daß er die Reise vorläufig aufgab. Von Rom bewirken, daß der Papst den König als solchen anerkenne, das sei eine reine Unmöglichkeit, meinte der Bischof, weil es unmöglich sei, zwischen Berlin und Rom eine Correspondenz zu veranlassen, wobei der König von Preußen mit diesem Titel könnte bezeichnet werden. Aber mit dieser Sache könne man weiter verhandeln. „Denn es ist sicher, daß der König der Krone sich und seine Nachkommenschaft nicht für sicher hält, bis der Papst der Säcularisation Preußens zustimmt. . . . Ich erinnere mich sehr wohl, daß einer der ersten Minister von Berlin früher einem vertrauten Freunde gesagt hat, daß der König entschlossen sei, die Königskrone sich von Rom zu holen, wenn er sie von Wien nicht erhalten könne." Wenn er nach Berlin reise, so müsse er dort mehrere Monate verweilen, um etwas zu erreichen, auch mit seinem ganzen Gefolge dort sich einrichten[1]). Damals war auch noch sein Koch erkrankt und einer seiner Bedienten. Wiederholt hatte ihm Beumer geschrieben, es sei in Berlin Sitte, daß die Minister täglich der Reihe nach bei einander zu Tische seien. Dabei wurde dann vieles abgewickelt. Der Bischof von Spiga gedachte in Berlin eine Zeit lang volles Haus zu machen. Das ging damals nicht. Auch wurde der König krank, und mit den hohen Beamten wurde weiter aufgeräumt; lange Untersuchungen wegen Veruntreuungen führten eine Verhaftung nach der andern herbei. Bei dieser Verwirrung wollte er nicht in Berlin erscheinen.

Der Gesandte meldete u. a. auch dem Bischof, daß der Minister von Printz mit großem Interesse zur Sache der Reunion der getrennten Christen mit ihm gesprochen habe. Der Bischof erwiderte ihm darauf, er möge diesen Gedanken bei dem Minister lebendig erhalten, und ihm sagen, daß zur Erreichung dieses Zieles keine geeignetere Mittelsperson zu finden sei als der Bischof[2]).

Mitte Mai 1711 hatte Beumer Berlin verlassen. Der Bischof, den er in Hannover traf, meinte, die Sache sei von demselben nicht übel eingeleitet. Der König hatte eine Reise nach Holland vor, auf welcher die Minister von Blaspiel und von Printz ihn begleiten sollten. Auf dieser

---

[1]) Brief vom 3. Februar 1711 a. a. O.

[2]) Brief vom 19. März. H. Pfarr-Arch. l. c. „Si Dominatio Vestra hoc faciat, sufficit, totam legem et prophetas implevit" fügt er hinzu.

Reise kam der Erstere nach Düsseldorf. Der Kurfürst schrieb (2. Juni) dem Bischof: „Blaspiel war bei mir und ich habe aus seinen Reden entnommen, daß der König von Preußen entschlossen ist, die Augen zu schließen, so oft der Bischof von Spiga sich dahin begibt, um seine Functionen auszuüben und daß er in keiner Weise dessen Zutritt zum Hofe hindern werde, aber daß es unerreichbar sei, dies schriftlich zu erhalten, wie Sie selbst es wohl einsehen würden. Er setze aber voraus, daß Sie nichts unternähmen, ohne vorher dem Herrn von Printz es mitgetheilt zu haben. Ich habe darauf erwidert, daß Sie jedes Mal dem König von Preußen Nachricht geben würden von dem, was sie vorhätten, und daß es sich nicht darum handele, etwas zu versuchen, was der Souveränetät des Königs präjudicirlich sei. Da Blaspiel wissen wollte, weshalb Sie Ihre Reise nach Berlin so lange aufgeschoben hätten, habe ich gesagt, Ihre fortdauernde Kränklichkeit sei daran Schuld. Ich denke, unter diesen Umständen müssen Sie die Reise antreten, sobald der König von Preußen zurückgekehrt ist."

„Ich würde auf Händen und Füßen nach Berlin gehen, wenn es nicht anders ginge," erwiderte ihm der Bischof. Im Haag traf Beumer wiederum mit den beiden preußischen Ministern zusammen. „Jetzt sende ich das Evangelium," schrieb er 7. Juli an Steffani. „Nachdem ich mit Blaspiel's Vorwissen dem Herrn von Printz wiederholt erklärt hatte, was Ew. Excellenz Absicht sei, nämlich an Ihren Vicariats-Functionen in den Brandenburgischen Ländern nicht gehindert zu werden, hat er uns gestern mit folgenden »bestimmten Worten« versprochen: Meines Amtes wegen kann ich in dieser Sache nichts Positives thun oder festsetzen, aber ich verspreche als ehrlicher Deutscher (fide germana), daß ich dem Bischof niemals entgegen sein oder irgend etwas verhindern werde. Darauf sagte Blaspiel, es ist gut, es genügt, mehr kann und braucht man nicht zu fordern, ich sollte aber meinen, daß Ew. Excellenz vom König geliebt würden; ich möge schreiben, daß Ew. Excellenz ungesäumt nach Berlin kämen, um den König zu besuchen, dem Sie angenehm wären. Officiell werde über die Sache nichts entschieden, im Geheimen aber könne er (Steffani) alle Hülfe und allen Vorschub in den Functionen seines Vicariates sowohl vom König als von seinen Ministern erwarten."

Im August war der König auf der Rückreise in Westfalen, wo seine Minister, wie Steffani erfuhr, so frei von dessen Reise nach Berlin sprachen, daß nur die Folgen eines Falles auf der Reise nach Neuhaus bei Altenbeken ihn noch zurückhielten. „Gleichwohl habe ich eine böse Ahnung," schrieb er dem Kurfürsten, „ob meine Reise zum Wohle der Religion ausschlagen werde. Denn es sind zunächst zwei Dinge geschehen, die mir diese beibringen. In Tecklenburg zu Westerncappelen wohnt ein

Baron von Horst, der immer das katholische Religionsexercitium gehabt hat, und dem dies jetzt auf Grund von Anklagen der dortigen Prediger verboten ist, obschon er nachweisen kann, daß er es 1624 gehabt hat. Dann ist in Lingen eine katholische Familie, der Mann ist als Hof-Fourier zu Hannover gestorben, und nun wird dem Sohne verweigert, in den Besitz seines väterlichen Gütchens zu treten, nur deshalb, weil er katholisch ist, was in dem Decret, welches ich gesehen habe, sogar ausdrücklich gesagt ist. Das sind Dinge, die geradezu dem Westfälischen Frieden widersprechen. Ich habe an den Bischof von Trier geschrieben, weil er Bischof von Osnabrück ist, wohin Tecklenburg gehört. Aber die Sache ist sehr delicat, weil der preußische Hof so sehr eifersüchtig ist auf sein Privileg de non appellando, so daß der Baron v. Horst offenbar Gefahr läuft, ruinirt zu werden, wenn er Hülfe sucht gegen die Bedrückung der Tecklenburger Regierung, was ihm zu einem großen Verbrechen angerechnet werden kann. Aber meine Ahnung wird zur Furcht. Mir wird, allerdings nicht aus sicherer Quelle, hinterbracht, daß der Msgr. Albani einen Protest gegen das Königthum Preußen vorhabe. Ein solcher Protest kann nur den Haß gegen den Römischen Hof vermehren. Und wenn es geschieht, wo bleiben da unsere Hoffnungen? wozu dienen alle Ihre Mühen und alles, was ich seit zwei Jahren mit so vielen Widerwärtigkeiten gethan habe?"

Unter solchen Ahnungen trat der Bischof seine Reise nach Berlin an.

Sechstes Capitel.

Reise nach Berlin.

Zwei außerordentliche Gesandte waren dem Bischof nach Berlin vorausgegangen, zwei Jahre hatten sie gearbeitet, um ihm die Wege dahin zu bereiten. Es waren nicht einmal die einzigen Personen, welche zu diesem Zwecke ihm dahin vorangeschickt waren. Seine Absichten beschränkten sich auch nicht auf dasjenige, was die ersten erwirken sollten. Wir haben das große Geschäft (il gran negotio) des Bischofs bereits besprochen. Diese Sache gedachte er auch am Hofe des Königs von Preußen zu betreiben. Alles, was darin geschah, sollte ein tiefes Geheimniß zwischen dem Kurfürsten Johann Wilhelm und dem Bischof bleiben. Nur wenige andere Personen, deren Hülfe in Anspruch zu nehmen war, wurden in das Geheimniß gezogen.

Gleich im November 1709, als der Bischof eben seine erste Reise als apostolischer Vicar angetreten hatte, schrieb er an Johann Wilhelm,

daß ihm der liebe Gott einen Weg geöffnet habe, um der Königin von Preußen alles dasjenige sagen zu können, was er wolle, und mit moralischer Gewißheit des Erfolges, denn die Gesinnung der Fürstin sei die beste. „Am Hofe ist eine Person, ohne welche die Königin nicht leben kann, welche im Geiste derselben die Zweifel an ihrem Glauben erzeugt hat. Man kann sich ihrer mit Sicherheit bedienen. Nur muß man ihr die Wege weisen und Rath geben, damit sie nicht verdirbt, was sie gut machen will. Und das kann ich Andern nicht anvertrauen. Ein verkehrter Schritt kann alles verderben“ [1]).

Der Kurfürst schrieb ihm zurück, er möge nur verhüten, daß der überflüssige und ungelegene Eifer dieser Fürstin nicht verderbe, was der Bischof erreichen wolle. Mündlich solle er Weiteres darüber erfahren. Der Bischof meinte, von diesem Eifer sei nichts Widriges zu befürchten, aber es gäbe einen andern Eifer, der alles vernichte, den des Kölner Nuntius in der Angelegenheit des calvinischen Gottesdienstes zu Köln.

Vom Kurfürsten erbat Steffani dann einen gelehrten Benedictiner, den er an den Hof der Königin senden könnte. Der Gesandte v. Witgenstein sollte von dieser Sache nichts erfahren. Trotz des geringen Erfolges beider kurpfälzischen Gesandten hielt der Bischof an dem Gelingen „des großen Geschäftes“ fest. In Rom bat er gerade deshalb um ein Entgegenkommen für den König. Daß keine Antwort von dort kam, verstimmte ihn. Er müsse denken, daß der liebe Gott zu seiner Abtödtung ihn große Dinge beginnen lasse, ohne daß er sie erreiche.

Im Juli 1710 war der Benedictiner auf der Reise nach Berlin. In Hannover ward er vom Bischof instruirt. Da es Aufsehen erregte, wenn Jemand von Berlin zu ihm kam, mußte der Pater bei seiner Rückkehr in einem Gartenhause vor Hannover sich aufhalten, bis er ihn unbemerkt in die Stadt holen lassen konnte. Durch die erwähnte Dame, eine Frau von Reden, sollte er bei der Königin Zutritt erlangen. Der Benedictiner (Administrator von St. Pantaleon in Köln wird er immer genannt) fand die Dame ausgezeichnet wegen ihrer Frömmigkeit und Klugheit. Sie besitze, schrieb er dem Bischof [2]), das Herz der Königin vollkommen. Sie habe ihm alles geoffenbart, aber tiefstes Stillschweigen ihm auferlegt. Am 12. August habe er Audienz gehabt. Näheres könne er nur mündlich mittheilen. Ein schriftlicher Bericht über den Stand der Religion am Berliner Hofe, von dem Benedictiner-Pater verfaßt, liegt jedoch zu den Acten des Bischofs [3]). Derselbe erzählt Folgendes. „Die Königin

[1]) Brief vom 25. November a. a. O.

[2]) Brief vom 18. Aug. 1710 a. a. O.

[3]) Nr. 47 der Registratur desselben im Hannov. Staats-Archiv, vom 1. Sept. 1710 datirt.

von Preußen, aus dem Herzoglichen Hause von Mecklenburg, hat von zarter Jugend auf die Vergnügungen und Eitelkeiten der Welt verachtet, eifrig auf Lesung von Büchern bedacht, die Falschheit sowohl der lutherischen als calvinischen Secte erkannt und beschlossen, eine andere Religion anzunehmen. Weil aber sowohl von den Predigern als den Hofleuten des Papstes Primat und Ansehen durch fortwährende Verleumdungen bei ihr vernichtet ist, indem man ihn als Ablaßverkäufer, Heiligenmacher für Geld, Räuber von irdischen Gütern und Betrüger der Fürsten hinstellte, der den Herzog Anton Ulrich durch das Versprechen der Würde eines Kölner Erzbischofs getäuscht habe, so hat die Königin ihren Sinn auf die griechisch-schismatische Kirche geworfen, um nur nicht unter die Gewalt des Hauptes der Christenheit zu kommen. Als sie mit diesen Gedanken sich trug, und dieselben auch unzweideutig erkennen ließ, haben die Prediger der pietistischen Richtung, welche ihre Neigung für Werke der Tugend erkannten, sie zu überreden gesucht, daß diese Secte der Neigung des Königs mehr entspreche, und sie ist gegen Weihnachten 1709 ihr beigetreten, wodurch jedoch die Gesinnung des Königs gegen sie eine höchst erregte geworden ist, so daß sie ihm ganz verächtlich und verhaßt geworden. Der König hat sie überhaupt nicht aus Liebe und Neigung geheirathet, sondern in der Hoffnung, das benachbarte Herzogthum Mecklenburg zu gewinnen. Und ebenso ist die Königin mit sehr geringer Neigung in die Ehe getreten, da weder körperliche Eleganz noch, worauf sie besonders viel hält, besondere Vorliebe für Werke der Frömmigkeit ihn ihr empfahlen. Sie hat, als sie in die Ehe einwilligte, einzig den Gedanken gehabt, daß sie durch den königlichen Namen und ihre Auctorität, wie sie sich es dachte, viele ihrer Untergebenen zur griechischen Religion führen könnte." Dem Kronprinzen sei, führt die Schrift weitläufig aus, diese Heirath des Königs gar nicht recht gewesen, er habe auch ein wirklich eheliches Leben desselben mit der Königin zu verhindern gewußt. Dieselbe lebe auch aus andern Gründen mit ihm in Verstimmung. „Nachdem sie die Predigten der Reformirten gehört hat, und deren Schimpfen gegen die guten Werke, wodurch sie auf die Meinungen der Königin anspielten, scheut sie sich nicht, dem König die Schuld aufzubürden, daß er dulde, wie durch solche Betrüger das christliche Volk verführt werde und die durch Christi Blut erlösten Seelen verloren gingen. . . . . .

„Da die Dinge so liegen, hat jene Dame, welcher ich bei diesem Werke zu Diensten sein soll, erklärt, daß vor Allem die Anwesenheit eines Mannes nothwendig sei, der bei ihr die Abneigung gegen den Papst beseitige. Die Verleumdungen gegen denselben würden leicht schwinden, wenn der Bischof von Spiga, der an andern Höfen mit Gewandtheit

verkehrt habe, nach Berlin käme, da er unter dem Vorwande, dem König durch Beilegung der genannten Wirren zu dienen, sofort Zutritt zum Hofe haben würde."

Der Königin müßten vor allem die Grundsätze des Pietismus, welchen sie sich immer mehr hingebe, genommen werden. Bei seiner Audienz am 12. August habe er in aller Vertraulichkeit mit ihr gesprochen. Sie habe ihre Neigung zum katholischen Glauben zu erkennen gegeben, aber gesagt, daß sie diejenige Religion vorziehe, deren besondere Sorge die Werke der Frömmigkeit und die Belebung der Liebe Gottes sei, als welche sie bis jetzt den Pietismus erkannt habe. Ihr einziger Wunsch sei, daß der König die römisch-katholische Religion annehme, und nicht bei der ihr verhaßten reformirten beharre, und daß dazu sich geeignete Mittel finden lassen könnten. Würden sie vorgeschlagen, so wolle sie dieselben fördern.

„Aus ganzem Herzen möchte ich wünschen," schrieb der Bischof dem Kurfürsten, „daß die Sache gelinge, weil es meine Pflicht ist, die Ehre Gottes zu verbreiten, und mir die Pflicht auf der Seele liegt, welche E. K. H. in Rom aufgenommen haben. Ich werde dazu alles thun, was ich kann und was E. K. H. angemessen finden. Aber was die Dame von mir will, kann ich nicht unterschreiben." Sein Erscheinen in Berlin würde vorerst noch zu viel Aufsehen machen, Pietisten und Calvinisten in Alarm setzen und den Haß gegen Rom nur vergrößern. Wenn er dahin ginge, ehe der König ihn als apostolischen Vicar zulasse, so würde derselbe vermuthen, er wolle ihn täuschen. Vielleicht biete sich noch eine besondere Gelegenheit für die Reise. Inzwischen möge der Benedictiner die Principien der Pietisten studiren, um die Königin auf bessere Meinung bringen zu können. Wenn der Kurfürst nochmal einen Gesandten nach Berlin sende, so solle dieser den Pater als seinen Secretair mitnehmen, der dann mit der Frau von Reden weiter reden könne.

Die zweite Gesandtschaft des Kurfürsten nach Berlin war festgesetzt, allein der Benedictiner wollte nicht noch einmal die Reise machen, weil nichts zu erreichen sei, bis die Sache des apostolischen Vicars geordnet wäre, und der Bischof selbst in Berlin erscheine. Er schützte seine Geschäfte in Köln und seine geringen Kenntnisse vom Pietismus vor. „Der Teufel würde uns nicht so viel Hindernisse bereiten," meinte der Bischof, „wenn er nicht fürchtete, daß die Sache uns glücken könnte." Vergeblich suchte er den Pater auch durch den Kölner Nuntius zur Reise zu bewegen, weil die Frau von Reden nun einmal in ihn ihr Vertrauen gesetzt habe. Derselbe müsse mindestens ein ganzes Jahr dort bleiben. Aber alles Zureden, auch von Seiten des Kurfürsten, und die Drohungen Steffani's blieben erfolglos. Im December ging der Geheimrath Beumer

als Gesandter nach Berlin, mit ihm sandte der Kurfürst einen jungen Benedictiner-Pater, Karl Joseph Lehner, als dessen Secretair. Der Bischof hielt ihn zwar für nicht tauglich genug gegenüber einer so schwierigen Aufgabe, aber er hatte keinen andern Pater zum Ersatze bereit. Die Verhältnisse wurden noch schwieriger, weil durch die plötzliche vom König befohlene Entlassung der Frau von Reden sein Verhältniß zur Königin noch gespannter geworden war. Trotzdem machte der Bischof neue Anstrengungen. Aber von Rom sandte ihm der Correspondent des Kurfürsten den ausdrücklichen Befehl des Papstes, von dieser äußerst delicaten Sache abzustehen (di far passare la delicatissima materia). Gleichwohl machte er dem Kurfürsten Muth; die Sache sei Gottes Sache, er werde helfen. Und von neuem drängte er in Rom auf irgend eine Genugthuung für den König.

Hinwiederum drängte ihn der Kurfürst, die Sache selbst in Berlin in die Hand zu nehmen. Wenn der König in den Schooß unserer heiligen Mutterkirche zurückkehre, solle er ihm sagen, so würde ihm von Rom nicht nur der Name eines Königs zu Theil, sondern er würde sich auch der Vorzüge des Königs von Frankreich und Spanien, die Bischöfe zu ernennen, der Sendung eines Nuntius u. a. m., zu erfreuen haben.

Die Verleumdungen, welche in Berlin gegen den Bischof ausgestreut waren, hatten besonders beim Kronprinzen geneigtes Ohr gefunden. Der Gesandte mußte ihnen entgegenarbeiten. Der Kronprinz, schrieb er am 4. Februar 1711 an Johann Wilhelm, werde jeden seiner Schritte in Berlin beobachten lassen, alle seine Vorsicht werde nutzlos sein. Unter den jetzigen Verhältnissen könne er am Hofe nichts ausrichten, zuerst müsse des Kronprinzen Verdacht gegen ihn sich legen, derselbe sei so wie so der größte Katholikenhasser.

Von Rom erhielt der Bischof wenigstens etwas. Der Kurfürst meinte[1]), er könne damit schon nach Berlin reisen. „Möge Gott geben, daß sich der König in solcher Gesinnung befindet, daß die Gedanken und Anerbietungen des Papstes von ihm gewürdigt werden.“ Worin sie bestanden, ersehe ich leider nicht aus den Acten, jedoch dürften sie über allgemeine Versicherungen seiner Güte nicht hinausgegangen sein. Der Bischof schrieb dem Kurfürsten darüber zurück[2]), es hänge ab von der Gnade Gottes, ob der König die Worte des Papstes gut aufnehme, und von der Lebendigkeit der Reunionsgedanken des Ministers von Printz. Der Kurfürst möge über all' das mit dem Minister von Blaspiel geradeaus reden, wenn derselbe nach Düsseldorf komme, sowie man zur Zeit Innocenz' XI. darüber verhandelt habe. Indessen scheine es gefährlich

[1]) Brief vom 17. April 1711. — [2]) Den 24. April.

zu sein, weil alles verdorben würde, wenn der Kronprinz nur eine Ahnung davon bekäme, daß man an eine Conversion des Königs denke. Ueber die Reunion zu reden, sei genug, „denn wenn von einer Reunion die Rede ist, und die Minister beim Könige damit Anklang finden, und dieser eine solche seinen Interessen nützlich findet, so kann von einer Conversion leichter geredet werden, zumal sie leichter ist als eine Reunion, während die Vortheile der letztern auch bei der erstern dem Könige bleiben“ [1]).

Am 21. September 1711 erschien der Bischof endlich selbst am Berliner Hofe, wo er vier Jahre vorher als pfälzischer Gesandte bereits einmal gewesen war. Er traf den König nicht sofort, was ihm unangenehm war, weil er in außerordentlicher Weise von den Calvinern beobachtet wurde. „Ich thue,“ schrieb er an Johann Wilhelm, „als wenn ich es nicht merkte, und gehe meine Wege. Der größere Krieg wird mir von dem berühmten Prediger Hagenbach gemacht werden, der den Minister von Printz so vollkommen beherrscht, daß er ihn ganz besitzt. Der liebe Gott muß natürlich mächtiger sein.“

Es war eine große Enttäuschung, die er bald erfuhr. Er glaubte nur die Art seiner Thätigkeit mit den Ministern vereinbaren zu brauchen. Aber er mußte die Sache von vorn beginnen. Als sogleich nach seiner Ankunft die Katholiken Berlins bei ihm erschienen, um ihn zu veranlassen, das Sacrament der Firmung ihnen zu spenden, und er dem Minister von Printz sagen ließ, daß er dieser Bitte nachkommen wolle, wurde ihm geantwortet, daß das nicht geschehen dürfe ohne Wissen und Willen des Königs. Er machte noch einen Versuch durch einen Brief an den genannten Minister und den von Blaspiel. „Die Antwort war,“ erzählt der Bischof, „daß, da dies eine Episkopalhandlung sei, die Sache den Rechten des Königs widerstreite, da er selbst Bischof und Papst in seinem Lande sei. Soweit es an ihnen liege, seien sie nicht dagegen. Da die Verhandlungen der Räthe von Witgenstein und Beumer voraussetzen, daß die Sache wohl hundert Mal in vollem Rath vorgelegt ist, und da die letzten Briefe Beumer's deutlich sagen, daß ich in meinen Vicariatsfunctionen unbehindert bleiben soll, so können E. K. H. urtheilen, daß ich über die Antwort der Berliner Minister starr wurde. Indeß war Geduld nothwendig. . . . Endlich kam der König nach Landsberg, und Blaspiel nach Berlin. Ich sprach mit ihm und fand ihn in bester Gesinnung, aber es schien mir, als wenn er seiner Sache nicht ganz sicher wäre, er meinte, ich solle nicht sofort mit dem König über die Sache

---

[1]) Brief vom 4. Mai a. a. O.

reden, sondern lieber mit dem Minister Ilgen. Als ich ihm sagte, ich mache die Reise nach Berlin in der Meinung, daß die Sache abgemacht sei, und ich wolle sie nicht gern demjenigen Minister übergeben, der vielleicht der härteste und gewaltthätigste im ganzen deutschen Reiche sei, zumal derselbe nichts mit der Sache zu schaffen habe, sagte er, derselbe sei der Dekan der Staatsräthe und er hoffe, daß die Sache gut gehe, wenn ich demselben die Ehre erwiese, mit ihm zu reden. Er dachte, daß, wenn die Sache übel gehe, man die Ursache dem Umstande zuschreiben könne, daß ich dem Rathe des Freundes nicht gefolgt sei.

„Ich ging nach Landsberg und machte dem König meine Aufwartung; aber nach den ersten Complimenten im Vorzimmer, wo ich ihn traf, sagte er mir mit einem zweideutigen Blick: Haben Sie schon Jemanden convertirt? Ich merkte sofort, wohin der Hieb gezielt war, und erinnerte mich, wie viel der Kronprinz bei Gelegenheit der Conversion Anton Ulrichs über mich geredet hatte. Es gelang mir, den Stoß glücklich zu pariren, und der König wurde heiter und frug mich, ob ich bereits das Haus gesehen habe. Auf meine verneinende Antwort begann er selbst es mir zu zeigen, hielt mich zur Tafel zurück und trank ein Glas auf mein Wohl mit den Worten: auf die gute Reunion der Religionen. Dann hielt er etwas inne und sagte: Ich wüßte keinen bessern Trinkspruch zu sagen. Und ich, Sire, antwortete ich, werde, um würdig Ew. Majestät zu danken, dazu beitragen, was ich nur vermag. Gut, antwortete er, aber die Auctorität des Papstes ist allzu groß. Aber, erwiderte ich, das ist vielleicht nur ein Schreckbild, dessen sich diejenigen bedienen, die nicht wollen, daß der Trinkspruch Ew. Majestät Effect habe. Mehr sagte ich nicht, es war gut. Nach der Tafel . . . ging jeder seinen Weg. Ich begab mich sofort mit dem von Printz auf das Zimmer des Ministers von Ilgen. Um nicht das ganze Gespräch mit demselben zu erzählen, will ich nur seine heftigen Worte anführen: Der König bedürfe in seinem Lande keines Bischofs; was die Weihen betreffe u. dgl., so könnten die Priester außer Landes gehen, um sie zu empfangen, wie es bis dahin geschehen, worum der König sich nicht kümmere; daß Niemand in Deutschland sei, welcher sich so sehr der Auctorität des Papstes widersetzen müsse, als der König, der für seine Bisthümer, die er besitze, und für seine Krone fürchten müsse; und wenn das auch nicht wäre, so hätten die Protestanten sonst Niemanden, der ihnen gegen Rom beistehe. Und was das Schlimmste von allem ist, er wagte zu sagen (nicht zwar mir, aber Andern), daß man sich hüten müsse vor Katholiken, weil sie immer mit geheimen Vorbehalten redeten. Ich bat lächelnd denjenigen, der mir dies überbrachte, er möge Ilgen sagen, man sähe wohl, daß er schlecht über die katholische Religion unterrichtet sei, da er nicht wisse,

daß die geheimen Vorbehalte von unserer Kirche ebenso verdammt seien wie die Lehren Luther's.

„Ich befand mich in der Lage, ein Geschäft zu beginnen, das ich für abgemacht hielt, so daß ich keine Gelegenheit fand, über die kirchlichen Güter[1]) mit einem Manne zu reden, dessen Gewaltthätigkeit in solchem Aufflammen erschien. Ich sagte, daß man wegen der Pfälzer Dinge keinen Grund habe, sich zu beklagen, wenn man nur die Wahrheit der Berichte aus diesem Lande berücksichtigen wolle. Was aber die Frankfurter Sache betreffe, so hätte man Grund, mit dem päpstlichen Minister zufrieden zu sein. Und siehe, was macht er? Ilgen erwiderte mit seiner gewöhnlichen Heftigkeit: Er sagt, er werde nichts Uebles thun; und er thut es nicht, weil er es nicht kann; und hätte er es gethan, so würde er es bereut haben, da die Befehle des Königs sehr präcise waren[2]).

„Ich fand den Herrn von Printzen viel vernünftiger als Ilgen. Aber er wollte immer wissen, worin die Amtshandlungen meines Vicariats beständen. Da ich ihn von dieser Sache nicht abbringen konnte und die Heftigkeit Ilgen's nicht zu mildern vermochte, so habe ich ärgerlich mich verabschiedet und bin, ganz unzufrieden mit meiner Reise, nach Berlin zurückgekehrt. Ich ließ Blaspiel sagen, daß, da ich einen so enormen Unterschied fände zwischen dem, was ich hätte hören müssen, und dem, was an E. K. H. geschrieben sei, mir nichts anderes übrig bleibe, als wieder abzureisen. Er ließ mir sagen, ich möchte an der Sache nicht verzweifeln, vielleicht machten seine Collegen nur deshalb Schwierigkeiten, ut aliquid fecisse videantur. Ich sprach ihn selbst, und sagte ihm, daß das, was er gesagt habe, sehr schön sei, wenn die Sache neu wäre, daß aber nach den zweijährigen Verhandlungen dies mir nicht einleuchten wolle. Gleichwohl redete er mir zu, um mich zu bestimmen, an Ilgen und Printzen zu schreiben und denselben Kaplan nach Landsberg zu senden, den ich schon einmal abgeschickt hatte. Ich that es[3]),

---

[1]) Es sind die auf die Halberstädter Klöster gelegten Contributionen gemeint und die andern Beeinträchtigungen katholischen Kirchengutes durch die Regierung.

[2]) Der König hatte seinem Gesandten auf dem Wahltage zu Frankfurt aufgegeben, dahin zu arbeiten, daß der päpstliche Gesandte Albani von dort „weggeschafft“ werde. Wenn er das Geringste gegen Preußen thue, werde sich der König „mit Feuer und Schwert“ an des Papstes Unterthanen und an Albani rächen. Der Gesandte des Königs hatte aber beruhigend geantwortet. Der König und die Minister wußten, daß Albani nichts zu thun vorhatte, was dem König unangenehm hätte sein können. Vgl. Lehmann a. a. O. Urk. Nr. 484—87.

[3]) Das Schreiben des Bischofs an Ilgen ist vom 14. Oct. und steht bei Lehmann a. a. O. S. 601, Urk. Nr. 489.

und dieser, wohl instruirt, fand Ilgen härter als je, erklärte ihm aber, wenn er in seiner Hartherzigkeit beharre, so würde ich zurückkehren, woher ich gekommen, dann jedoch würde ich E. K. H. bitten, von dem Geheimrath Beumer Rechenschaft darüber zu fordern, was er an E. K. H. berichtet habe.

„Das gab Ilgen etwas zum Nachdenken, er sagte meinem Kaplan, daß er mit von Printzen reden möge, da er mit dem einverstanden sei, was dieser ihm sagen werde. Er fand Printzen bei derselben Forderung wie früher. Mein Kaplan sagte ihm, daß es nicht zum Ziele führe, von mir zu verlangen, daß ich sage, was ich thun wolle, und da ich dies nicht berühren möge, weil ich einen solchen Schritt nicht thun könne. Dagegen könnten sie, ohne etwas auf's Spiel zu setzen, mir sagen, z. B.: Wir sind zufrieden, thun Sie dies, aber wir wollen nicht, daß Sie jenes andere thun. Denn in diesem Falle habe ich keine Rechenschaft zu geben über dasjenige, was zu thun mir nicht möglich ist.

„Auf diesen Vorschlag antwortete Printz, daß die Angelegenheit im vollen Rathscollegium vorgelegen habe, daß der König entschlossen sei, darüber hinwegzusehen, daß ich in seinem Lande rein geistliche Amtshandlungen (quae sunt ordinis) verrichte, aber daß er obrigkeitliche Handlungen (quae sunt jurisdictionis) nicht dulden werde.

„Mit dieser Entscheidung bin ich von Berlin abgereist und habe im Lande die bischöflichen Acte verrichtet, von denen die beiliegende Abschrift des Berichtes spricht, den ich nach Rom gesandt habe."

In einem zweiten Berichte von demselben Datum fährt der Bischof fort zu erzählen, was er am Berliner Hofe noch besonders erfahren hatte, und sagt dem Kurfürsten:

„Ich habe geglaubt, von meinem langen Berichte das Wichtigere zu sondern, um es bequemer der Erwägung E. K. H. zu unterbreiten. Ganz kurz vor meiner Abreise kam Printz, um mich zu besuchen und sagte mir offen heraus, daß er mir in der That zu deutlich die Absicht des Königs offenbart habe, aber daß er kein Bedenken getragen habe, ein wenig über die Grenzen der Pflichten seines Amtes hinauszugehen einem Freunde gegenüber, der seine Offenheit nicht mißbrauchen werde. Er fügte hinzu, daß die ganze Sache glücklich ablaufen werde, wenn ich zwei Dinge thun könnte, wenn ich nämlich eine Copie meiner Ernennungsurkunde im Vertrauen ihm übergebe, damit er den Könige sehen lassen könne, daß sie nichts enthalte, was seiner Souverainetät entgegen wäre; dann möge ich bewirken, daß der Römische Hof ein wenig mehr mit Vorsicht in der Kölner Angelegenheit vorgehe, in welcher der König so stark verletzt sei. Und drittens möge ich mich bemühen, daß die Pfälzer und Niederrheinischen Angelegenheiten in's Reine gebracht würden,

um dem König den Verdacht zu nehmen, als habe man, um sich seiner eigenen Worte zu bedienen, die Absicht, de pousser le temps par les épaules.

„Ich antwortete, daß ich bezüglich des ersten Punktes keine Schwierigkeiten mache, und daß ich, sobald ich nach Neuhaus zurückgekehrt sein werde, ihm die Abschrift des gewünschten Breve's zusenden würde, zumal in demselben nichts dem König Mißfälliges enthalten sei, außer, daß ihm nicht der Name gegeben sei, den er wünsche. Das zweite verstände ich nicht gut, da ich nicht glauben könne, daß man verlange, der Papst solle der Stadt Köln befehlen, zu gestatten, daß eine calvinische Kirche in derselben geöffnet werde. Er unterbrach mich und sagte, daß man sie nicht für so unverständig halten möge; er könne mir versichern, daß der König nichts anderes verlange als dasjenige, was von den kaiserlichen Commissarien für Recht befunden sei. Bezüglich des dritten Punktes sagte ich ihm, daß ich die sehr gerechten Absichten E. K. H. kenne und keinen Anstand nehmen werde, Sie demüthigst zu bitten, das zu thun, worum er gebeten habe, indem ich ihm die Versicherung gab, daß E. K. H. alles Mögliche thun werde, um dem König es handgreiflich zu machen, daß es an ihm nicht liege, wenn die Sache noch nicht zu Ende gebracht sei. Er gab mir die Klagen in einem Schriftstück, das hier beiliegt.

„Damit nun E. K. H. nach voller Ueberlegung mich mit Ihren gütigen Befehlen beehren kann, muß ich noch sagen, wie ich den preußischen Hof gefunden habe." Der König sei schwach und krank, schon das Sprechen sei ihm zuwider. Vom Kronprinzen will er gar nichts sagen. Die Königin habe ihm tausend Gnaden erwiesen, aber von den Katholiken habe sie jetzt die Ansicht, daß sie nichts werth seien, wie sie sich ausdrücke.

„Die Minister sind ohne Ausnahme geschworene Feinde des katholischen Namens, Blaspiel ausgenommen. Da ich aber beobachtet habe, daß der einzige Minister, den der Kronprinz leiden mag, gerade Blaspiel ist, so habe ich geglaubt, eine Schuld contrahiren zu können und zu müssen. Als ich mit ihm über unsere Angelegenheit verhandelte, sagte ich ihm: Ihnen, der Sie ein guter Diener des Kurfürsten sind, und da ich bei Ihnen mehr Vernunft und weniger Härte als bei den Andern finde, Ihnen kann ich sagen, was ich will, und was ich Andern nicht sagen darf. Ich habe beim König bemerkt, daß er gegen die Auctorität des Papstes ein Gefühl der Unbehaglichkeit hat, bei den Ministern eine Furcht, mag sie wahr sein oder erkünstelt, vor dem Verluste der Kirchengüter und vor der Gefahr von Mentalrestrictionen. Falls jedoch der König dabei seinen Vortheil findet, wenn er sich mit dem Römischen Hofe auf guten Fuß setzt, können Sie mir dann sagen, daß noch andere

Schwierigkeiten als die genannten zu überwinden wären, und dann wenden Sie sich nur mit der Gewißheit an mich, daß Sie Ihren Mann gefunden haben. Da ich sah, daß er wie bestürzt mich ansah, fügte ich hinzu: Sehen Sie mich nicht so fest an, denn in diesem Falle würde ich mich in einer Weise legitimiren, daß kein Zweifel mehr übrig bliebe an der Treue, welche ich zu leisten vermag. E. K. H. wollen wissen, was er mir antwortete. Ja wohl, ich bin ganz zufrieden und aus dieser Notiz werde ich meinen Nutzen ziehen. E. K. H. sieht also, daß die Sache nicht hoffnungslos ist."

Der Kurfürst möge nur einen Brief an Blaspiel schreiben und ihm danken für die dem Bischof von Spiga erwiesenen Freundlichkeiten. Soweit es ohne Schaden für die Religion angehe, möge er den Wünschen des Königs entgegenkommen und in der Kölner Angelegenheit dahin arbeiten, daß man in Rom sich mit dem Abkommen einverstanden erkläre, welches der Kurfürst und der Bischof von Münster und Paderborn vermittelt hätten. Wenn man ihm, dem Bischof, aber in Rom nicht glaube, so würden nicht zwanzig Jahre vergehen, daß die katholische Religion in Preußen vernichtet sei.

Von Berlin reiste der Bischof nach Magdeburg und Halberstadt. Von der ihm gegebenen Erlaubniß machte er sofort möglichst Gebrauch. In dem Agnetenkloster an den Mauern Magdeburgs benedicirte er die neue Aebtissin mit aller Feierlichkeit und spendete dort auch das Sacrament der Firmung an eine Anzahl von Leuten jeden Alters. Dasselbe geschah in dem Cistercienserinnenkloster Hadmersleben und in dem Benedictinerkloster Huysburg, in welch letzterm er auch eine Ordination vornahm. In der Stadt Halberstadt trat er im Ornat auf und als Bischof der Katholiken des Landes[1]). „Ich habe den dortigen Protestanten," schrieb er dem Kurfürsten von Mainz, „einen apostolischen Vicar sehen lassen, in den Ländern des Königs von Preußen, wie er öffentlich und frei seine Pontificalhandlungen ausübt." Mit größter Verwunderung der Protestanten und mit unendlichem Staunen der Katholiken habe er sie vollzogen, meldete er dem Kurfürsten von der Pfalz, da seit mehr als einem Jahrhundert ein Bischof keinen Abt dort geweiht, eine solche Menge von Menschen aller Art nicht gefirmt habe. Er habe vielen Mönchen und Nonnen Profeß abgenommen, Convente, Kirchen und Sacristeien visitirt, und das alles mit solcher Freiheit und Oeffentlichkeit gethan, wie wenn es in Rom geschehen wäre. „Es wird wieder geschehen, wenn Rom es will," fügt er hinzu, „denn die Schwierigkeit kann nur von dort

[1]) Brief an den Bischof Franz Lothar von Mainz 27. Februar 1712. v. Schönburg'sches Archiv a. a. O.

kommen." Das Verhalten Roms stand von da ab im Vordergrunde des weitern Verlaufes der Angelegenheit. Dem Minister von Ilgen hatte der Bischof in Berlin geschrieben: „Ich verlange nichts, als was man mir zugestehen will, und ich will nicht über die Grenzen hinausgehen, die man mir stecken wird. Ich habe auch Ihre Absichten begriffen. Ich werde mich bemühen, sie zu erfüllen, und, vorausgesetzt, daß man mir ein wenig Zeit läßt, so werde ich es Ihnen handgreiflich machen, daß der Römische Hof nicht so schlecht ist, als es Ihnen scheint, daß er gar nicht die Absicht hat, Ihnen Unrecht zu thun und daß ich ein wahrhaft getreuer Diener des Königs bin."

Siebentes Capitel.

Ausgang der Verhandlungen.

Nach Hannover Ende October 1711 zurückgekehrt machte der Bischof von Spiga seine langen Berichte nach Rom, die im Wesentlichen mit denjenigen identisch waren, welche er an den Kurfürsten von der Pfalz richtete. Dazu verfaßte er ein Schriftstück, das den Titel hat: Kurzer Bericht über die Unordnungen in Sachen der Religion im Gebiete von Brandenburg[1]). Unter 15 Nummern wird von den Mißständen und deren Ursachen, in fünf Nummern über die Mittel zur Abhülfe geredet. Der erste Punkt bezieht sich speciell auf die Mission Berlin, wo für 800 katholische Seelen der eine Missionar nicht ausreiche. Aber volle Hülfe könne der katholischen Gemeinde in Berlin nur erwachsen, wenn der apostolische Vicar in die Möglichkeit versetzt werde, öfter am Berliner Hofe zu verkehren. Dann müsse man vermeiden, daß die katholischen Ordenspriester in Berlin den Namen Missionare trügen, weil diese Bezeichnung für die zu den Heiden gesandten Priestern unter der dortigen Bevölkerung gebraucht werde, und die Calvinisten sich dadurch als Heiden angesehen fühlten. Endlich müsse man dem zweiten Geistlichen eine anständige Besoldung geben, die nicht unter 10 Thaler monatlich betragen dürfe.

Als Mißstände, die er auf seiner Reise gefunden, nennt er, daß man aus Mangel an Mitteln keine ewige Lampe vor dem heiligsten Sacramente unterhalte, daß sich an den Frauenklöstern Beichtväter ohne Facultäten und ohne Befähigung fänden. Weil keine Visitation stattfinde, thäten die Ordensleute was sie wollten. Da sie keiner Prüfung unter-

[1]) Breve Notitia delli disordini etc. Abschrift in der Correspondenz Steffani's mit Johann Wilhelm a. a. O.

worfen wären, sei es nicht zu verwundern, daß sie unfähig seien. Wegen der Schwierigkeit, daß der apostolische Vicar die Klöster besuche, gebe es Aebtissinnen, die nicht benedicirt seien, sodaß Gehorsam und Eintracht schwinde. In großer Zahl gebe es Ordensleute, die Profeß abgelegt, aber nicht gefirmt seien. Aus bloßer Unkenntniß werde das heiligste Sacrament an ungehörigen Orten aufbewahrt. Eine Anzahl abgefallener Mönche sei im Lande zu finden, die gern Buße thun und zurückkehren möchten, aber ihre Oberen wollten sie aus Mangel an Liebe nicht wieder aufnehmen und mit ihnen nichts mehr zu thun haben. Unter Assistenz eines protestantischen Bevollmächtigten des Landesherrn würden die Aebte, Aebtissinnen und Prioren gewählt und von diesem bestätigt. Der König beanspruche eben die bischöflichen Rechte. Offenbar sei die Gefahr des Verderbnisses der Ordensleute. Alle Klöster, eines ausgenommen, hielten keine Klausur. Die Insassen hätten Eigenthum, die welche mehr besäßen, hätten Anhang und Besuch im Kloster. Sowohl im Gottesdienst als in der Vermögensverwaltung der Klöster sei eine heillose Verwirrung eingerissen, beides sei in verschiedenen Händen.

Unter Nr. 13 sagt der apostolische Vicar: „Die Präbenden der Kathedral- und Collegiatkirchen, welche der Westfälische Friede uns in guter Zahl gelassen hat, gehen nach und nach verloren, weil der Hof sie an Protestanten gibt mit dem Befehl, sie an Katholiken zu verkaufen. Aber die protestantischen Besitzer fordern für die Verzichtleistung so exorbitante Gegenleistungen, daß Niemand sie für solchen Preis zurückerwerben will. Dieser schreckliche Mißstand kommt daher, daß die Katholiken Niemanden haben, der sie am Hofe beschützt und für sie beim corpus catholicorum des Reiches Hülfe sucht, da doch ihre Gründe sich auf den Westfälischen Frieden stützen, überhaupt daß sie kein Oberhaupt haben, welches sich die Interessen der Religion angelegen sein läßt. Der Mangel an Priestern nimmt immer mehr zu, und das kommt daher, daß die armen Mönche 10 bis 12 Meilen reisen müssen, um einen Bischof zu finden, der ihnen die Weihen ertheilt. Die Disciplin unter den Ordensleuten nimmt ab und wird mit der Zeit gänzlich verschwinden, da der Berliner Hof nicht will, daß fremde Ordensoberen sich in die Sachen mischen, welche er die seinigen nennt."

Im Wesentlichen sind das dieselben Klagen, die bereits der erste apostolische Vicar Maccioni erhoben hatte. Nun folgt, was er zur Abhülfe der Mißstände vorschlug. Gleich der erste Punkt ist der wichtigste: „Da der Berliner Hof entschlossen ist, es zu übersehen, daß der apostolische Vicar nach seinem Gefallen die Handlungen ausübt, quae sunt ordinis, so möge die heilige Congregation es übersehen, daß der Prälat vom König die Auctorität annimmt, seine Hand daran zu legen, um so

mehr als 1) wenn es geschieht, in der That kaum das geschieht, was in Frankreich ausgeübt wird, wo die päpstlichen Bullen nur ausgeführt werden in Kraft der Zustimmung der Parlamente. 2) Hier ist nur der Unterschied, daß es in Frankreich geschieht auf Grund eines Gewohnheitsrechtes oder eines Privilegs, während es im Brandenburgischen aus reiner Noth geschehen würde. 3) Von der Congregation wird nicht verlangt, daß sie ihre Zustimmung gibt, sondern daß sie es übersieht. Da dieses keinen Besitztitel gewährt, so bleibt ihr überlassen, die Sache zu verbieten, wenn sie glaubt, daß es an der Zeit sei.

„Das ist eine nothwendige und unabwendbare Sache, weil anders keine Hoffnung ist, volle Freiheit der Ausübung des Vicariats zu erlangen, um die Mißstände auszurotten, was ohne wirkliche und persönliche Visitationen unmöglich ist, und diese können nicht ausgeführt werden, wenn man nicht die Erlaubniß erhält, die nun seit zwei Jahren gefordert wird und die mit dieser Kleinigkeit erlangt werden kann."

Bei des Bischofs Anwesenheit in Berlin waren die Ansprüche des Königs auf das volle Diöcesanrecht über seine katholischen Unterthanen in der unzweideutigsten und schroffsten Form ihm in's Angesicht geschleudert worden. Gerade in diesen Tagen hatte man eine Denkschrift über die „geistliche Gerichtsbarkeit evangelischer Stände über ihre katholischen Unterthanen" [1]) durch den Geheimen Justiz-Rath von Plotho ausarbeiten lassen. Mit Ausnahme dessen, was zum Glauben, zum Gottesdienst und zur Sacramentsspendung gehört, verlangt er für den protestantischen Fürsten die ganze bischöfliche Gewalt. Damit der Papst oder andere Bischöfe und Prälaten die Jurisdiction nicht an sich ziehen könnten, sei es am besten, einen eigenen Vicar zu bestellen. Nur in Glaubenssachen sei den Katholiken nicht zu verwehren, sich an den Papst zu wenden.

Der Bischof von Spiga hatte also nur erreicht, daß die Forderung des Königs noch schroffer aufgestellt wurde. Mit dem Verlangen, das er an die Curie stellte, war er auf dem Wege, dieser Forderung nachzugeben; sie war für ihn zu einer Kleinigkeit geworden. Dazu kamen dann noch die bekannten Wünsche des Königs, die er von Rom erfüllt sehen wollte. An diese Bedingung war die Zulassung des apostolischen Vicars geknüpft. Daß aber der König den Anspruch der bischöflichen Jurisdiction aufgeben würde, wenn die Bedingung erfüllt worden, daran glaubte der Bischof von Spiga selbst nicht.

Nach seiner Rückkehr von Berlin setzte er wie Johann Wilhelm den Briefwechsel mit den preußischen Ministern fort. Diese versicherten, wenn die drei Bedingungen, Ordnung der Kölner Angelegenheit, Bei-

---

1) Lehmann a. a. O. S. 600. Urk. 488.

legung der protestantischen Religionsbeschwerden, Anerkennung des preußischen Königthums erfüllt würden, solle des apostolischen Vicars Thätigkeit weiter übersehen werden. „Die ganze Sache hängt einzig von Rom ab," schrieb er deshalb an Johann Wilhelm (2. Januar 1712); „wenn man dort thut, was ich verlangt habe, wird der apostolische Vicar in diesen Ländern nicht viel weniger thun, als ein Bischof in seiner Diöcese, und das zum größten Troste von so vielen Tausenden katholischer Seelen, die daselbst verlassen leben, zu unendlichem Vortheil der Religion, die sich bedeutend ausbreiten wird. Was ich verlangt habe, ist so leicht, daß wir, wenn es nicht geschieht, die Gerechtigkeit Gottes anbeten müssen, der da will, daß wir in Berlin das Entgegenkommen finden, in Rom die Schwierigkeit." Dem Herrn von Printz übersandte der Bischof in der That abschriftlich sein Ernennungsbreve. Was darin Anstoß erregen würde, meinte er, sei seine Abhängigkeit von der Kölner Nuntiatur. Dem Minister sagte er, das sei eine bloße Formalität, in der That habe es nichts zu bedeuten. Mit höchster Ungeduld wartete er auf die Entscheidung von Rom, die nicht kommen wollte, obschon die Erfüllung seiner Vorschläge, wie er meinte, nichts kosteten, als ein Stück Papier. Johann Wilhelm, der in Rom seine Anträge unterstützte, suchte ihn zu ermuthigen mit Nachrichten von dort, die des Bischofs Lob über seine Thätigkeit im Vicariat enthielten. Allein das war ihm gleichgültig. „Ich bin in der größten Verlegenheit von der Welt," schrieb er dem Erzbischof von Mainz, „denn ich habe die besten Briefe von den Ministern zu Berlin, aber was soll ich machen? Wenn ich nicht antworte, werden die Geister kalt in der Sache; will ich antworten, so weiß ich nicht wie. Ich bin vollständig überzeugt, daß die Protestanten mich nicht hindern werden, meinen Weg zu gehen, aber Rom hält mich zurück. Demjenigen, der mir die angenehme Nachricht brächte, daß ich ruhig gehen könnte, um meinen Kohl zu pflanzen, gäbe ich gern meinen besten Fingerring, denn man lasset Muth und Arme sinken. Ich bin in einer Aufregung sonder gleichen und in unaussprechlicher Verzweiflung. Wer mag sich unter solchen Verhältnissen in Religionssachen mischen!"

Der Kurfürst Johann Wilhelm empfing inzwischen einen Brief von dem Minister von Printz in der Sache. Die freie Ausübung des apostolischen Vicariats knüpfte derselbe von neuem besonders an die Römische Anerkennung des preußischen Königthums. Das sei, meinte Steffani, eine Unmöglichkeit, weil der deutsche Ritterorden seine Ansprüche auf Preußen nicht aufgebe. Deshalb aber fühle sich der König und seine Nachkommen nicht sicher in dessen Besitze, weil unter anderen Conjuncturen die Ansprüche der Kirche Macht gewinnen könnten. Die Möglichkeit der Anerkennung sei gleichwohl in Ueberlegung zu ziehen,

weil die daraus erwachsenden Vortheile, zu groß seien. Der König wünsche die Ernennung von zwei geistlichen Commissarien mit königlichem Auftrag. Das könne Rom ignoriren, wenn dieselben nur nichts wider die Religion thäten[1]). Um den Minister in Freundschaft und Hoffnung zu erhalten, schrieb ihm Steffani schöne Worte allgemeinen Inhalts, ohne auf die Sache selbst einzugehen.

Anfangs Februar erhielt er über die einzelnen Punkte seiner Vorschläge die ersten Aeußerungen von dem Nuntius zu Köln, der nicht recht verstanden haben will, was Steffani mit den Vorschlägen in Bezug auf Preußen eigentlich sagen wolle. Wenn es sich darum handele, vom König eine Erlaubniß anzunehmen, so könne man das zugeben. „Aber wenn derselbe protestantische Fürst beansprucht, dem apostolischen Vicar als Papst in seinem Lande die Jurisdiction zu geben, so scheint mir das eine allzu schreckliche Sache zu sein." Gleichwohl will er seinen Einfluß in Rom für die Sache geltend machen. Und mit den Auseinandersetzungen, welche Steffani zur Abschwächung der Bedeutung dieser Forderung machte, schien dem Nuntius die königliche Erlaubniß schließlich ohne Bedenken zu sein. Der Bischof, meinte der Nuntius, möge nichts weiter darüber nach Rom schreiben, „wo man vielleicht, wenn das Ganze nicht recht aufgefaßt würde, einigem Widerspruch begegnen könnte." Der Nuntius übersandte ihm auch eine Abschrift von einem Gutachten, das er über die Vorschläge Steffani's an die Propaganda und den Cardinal Fabroni, den er den eifrigsten Beförderer der Absichten des Bischofs nennt, erstattet hatte. Darin sagt er, daß die Abstellung der Mißbräuche, namentlich bezüglich der Vergebung katholischer Beneficien, durch das geräuschvolle Einschreiten der katholischen Fürsten, die dabei andere Interessen im Auge hätten, weniger erfolgreich geschehen werde, als durch den freundschaftlichen Weg, den der apostolische Vicar beschreiten wolle; aber die Sache sei sehr delicater Natur. Das von Spiga vorgeschlagene Mittel habe ihn anfangs stutzig gemacht. Allein der Bischof wolle in der kirchlichen Gewalt, die ihm vom apostolischen Stuhle verliehen sei, und nicht in der vom Fürsten ihm zu verleihenden Gewalt handeln, und was der Fürst ihm geben wolle, sei als ein placetum regium aufzufassen, das auch sonst zugegeben werde. Wenn also von einer Erlaubniß, nicht aber von Uebertragung der Jurisdiction die Rede sei, so glaube er, daß die Congregation diese übersehen könne. Bezüglich der Form des königlichen Patents müsse mit den Ministern vorher eine Verständigung herbeigeführt werden.

---

[1]) Osservationi sopra la lettera del B. di Printz. Correspondenz mit Johann Wilhelm a. a. O.

Anfangs März traf endlich die Antwort von Rom ein. Eine Entscheidung hatte die Congregation nicht gefällt. „Die Eminenzen wollen erst genau in einer so wichtigen Sache von Ihnen wissen," schrieb man dem Bischof, „was Sie bezüglich der Auctorität, welche von dem (Preußischen) Hofe empfangen werden müßte, wünschen, und was sie ist, worin diese besteht, in welcher Form und in welchen Ausdrücken sie vom Kurfürsten oder seinen Ministern concedirt wird, damit aus diesen Notizen die heilige Congregation entscheiden kann, ob die genannte Auctorität angenommen werden darf und folglich auch übersehen werden kann." Allein Steffani verlangte, daß man ihm solche Formen und Ausdrücke angebe, auf Grund deren er seine Verhandlungen fortsetzen könne. Er war von dieser Antwort nicht erbaut, obschon sie auch eine reiche Fülle von Lobesworten für den Eifer des Bischofs enthielt. Indessen hoffte er mit seinem Vorschlag durchzudringen und schrieb an den Minister von Printz, daß er zur Erfüllung der genannten Bedingungen alles Mögliche thun wolle.

Gerade hatte der König wieder eine katholische Präbende zu Halberstadt einem Protestanten gegeben, und der Nuntius bat den Kurfürsten Johann Wilhelm, dagegen einzuschreiten. Derselbe möge, schrieb ihm Steffani, nach Rom berichten, daß es damit schon anders werden würde, wenn man die Vorschläge desselben annähme. Und fördernd kam für dieselben hinzu, daß man in Berlin gerade an eine Verheirathung des zukünftigen Kronprinzen mit einer österreichischen Erzherzogin ernstlich dachte. Als Johann Wilhelm davon erfuhr, schrieb er an Steffani (12. April 1712): „Der erste Schritt, der zu thun ist, um nicht eine Sache von so großer Bedeutung zu vereiteln, ist nach meiner Meinung der, zu erforschen, zu welcher der drei Prinzessinnen der Kronprinz diese seine so starke Neigung gefaßt habe. Es wird Ihnen nicht schwer sein, durch dritte Hand dies zu erfahren, ebenso ob es ihm recht ist, wenn ich ihm dabei behülflich bin. Im Falle es so ist, so biete ich ihm alles an, was von mir abhängt; jedoch glaube ich, daß man jetzt in Wien den Vorschlag nicht machen kann, sondern andere Zeiten erwarten muß." Diese kamen jedoch nicht, so ernstlich die Absicht bestand.

Johann Wilhelm ließ immer von neuem durch seinen Agenten in Rom für Steffani drängen. „Mit großem Mißfallen," schrieb er demselben (14. August), „haben wir gesehen, in welcher Indolenz der Römische Hof es unterläßt, den Bischof von Spiga in seinem Vicariat zu unterstützen, sodaß der Erfolg seiner bisherigen mühevollen Arbeiten vernichtet werden wird, und alle gefaßten Hoffnungen fehlschlagen, da kaum eine günstigere Gelegenheit für sie wieder kommen dürfte." Er soll mit den einflußreichsten Cardinälen und dem Papst selber eindringlich reden. Bei

dem Werke Steffani's sei er sehr betheiligt, er habe den Anfang dazu gemacht. Derselbe wolle sein Amt aufgeben, wenn man ihn von Rom nicht unterstütze.

Inzwischen war die Sache bereits durch die preußische Regierung in neue Wege gelenkt. Ein königlicher Erlaß vom 2. Juli 1712 an die Regierungen zu Magdeburg, Cleve, Halberstadt und Minden befahl, von den Klöstern Auskunft zu fordern bezüglich der geistlichen Jurisdiction über sie [1]). Zwölf Fragen wurden denselben zur Beantwortung vorgelegt: Wer die Weihen, die Consecration der Kirchen vornehme, ihre Streitigkeiten schlichte, Vergehen strafe, Ordnung vorschreibe, Appellationen annähme, Dispensen ertheile, kurz wer die bischöflichen Rechte ausübe. Die Antworten waren so unbestimmt als möglich gehalten. „Man siehet schon, daß die Katholische Subterfugia suchen," erklärte der Geheime Justizrath Plotho [2]). Aus dem Wenigen fand er indeß schon, „daß dem juri episcopali eingegriffen, nicht überall apposite geantwortet, und zuweilen die Wahrheit gar verschwiegen sei." Der Abt von Huysburg hatte in seiner Antwort, die er zugleich für die übrigen Klöster abgegeben, wiederholt den apostolischen Vicar als solchen bezeichnet, der Acte ausübe, nach denen gefragt war, wenn er auch nicht sagte, daß derselbe die volle bischöfliche Jurisdiction besitze [3]).

Der Abt sandte seine Antwort dem apostolischen Vicar mit einem Briefe vom 2. September [4]), worin er folgendes sagt: „Ew. bischöflichen Gnaden mögen überzeugt sein, daß wir keinen anderen Bischof anerkennen, als Sie, von dem wir wissen, daß Sie durch die rechte Pforte in den Schafstall eingetreten sind. Wir wissen auch, wie viel Böses uns bevorsteht, wenn die Absicht des Königs erfüllt wird." Diese Absicht des Königs sei ihm bekannt und von neuem, wenn auch nicht ausgesprochen, so doch durch die Regierung nahe gelegt, daß ein anderer und neuer geistlicher Vicar von Königs Gnaden ihnen aufgedrängt werden solle. Er bittet um Rath und Hülfe. Der Abt Jodocus hatte Steffani's volles Vertrauen, leider starb er schon nach zwei Jahren den 2. October 1714.

Der apostolische Vicar theilte diese Auffassung des Abtes und schloß auf eine Aenderung in dem, was der König ihm zugestanden hatte. Ein Brief aus Hildesheim benachrichtigte ihn, daß in Halberstadt das Gerücht gehe, die Klöster hätten durch Steffani's Vermittlung Geld nach Rom gesandt. Wahrscheinlich, meinte er, sei ein Verräther unter den Brüdern,

---

[1]) Lehmann a. a. O. S. 602. Nr. 490 Urk.

[2]) Das. Nr. 491.

[3]) Hannov. St.-A. Cal. Br. Des. 23. II. Nr. 78c Bl. 53.

[4]) Das. Bl. 52.

der absichtlich das Gerücht verbreitet habe, um ihn zu hindern, die eingeschlichenen Mißbräuche zu beseitigen und um ihn fern zu halten. Den Kurfürsten Johann Wilhelm bat er, sogleich bei dem Minister von Blaspiel anzufragen, wie die Sache stehe. „Nach Rom aber bitte ich," fügt er hinzu, „sagen zu lassen, daß dies der Vortheil sei, den das lange Schweigen gebracht, und daß man mich verhindert habe, nach Berlin zurückzukehren, um eine Sache in's Reine zu bringen, die für unsere Religion von so großem Nutzen, und für das Pontificat unseres heiligen Vaters so glorreich sein könnte." Johann Wilhelm kam dieser Bitte sofort nach. Mit allen Mitteln und bei allen bekannten Cardinälen ließ er für die Erfüllung der Forderungen des Bischofs drängen, und auch nach Berlin gingen seine Anfragen.

Steffani's Vertrauen auf Rom war in dieser Zeit auf ein sehr geringes Maß herabgesunken; er war voll Bitterkeit über die geringe Hülfe, die ihm zu Theil werde. Man hatte ihm mitgetheilt, der Papst habe von ihm gesagt: „Er hat viel geschrieben, aber in der That wenig vollbracht." Das sei nun der Lohn für seine vielen Mühen, schrieb er an Johann Wilhelm, dem er, wie auch dem Kurfürsten von Mainz sein Herz ausschüttete. Dies Urtheil komme daher, daß er zu viel verlangt habe. Aber was er verlangt habe, sei sehr leicht. Und ob das nichts zu bedeuten habe, daß ein katholischer Bischof offen und feierlich seine Pontificalien ausübe in Ländern, wo dies seit Jahrhunderten nicht mehr geschehen, wie im Gebiete des Königs von Preußen? „Aber wenn der Bischof von Spiga die moralischen Mittel verlangt, um ihm den Besuch am preußischen Hofe zu ermöglichen und jene Hoffnungen zu nähren, die E. K. H. bekannt sind, werden sie ihm nicht verweigert? Und dann, woher kommt jener Haß, der in den Herzen der protestantischen Fürsten gegen den Papst fortwährend wächst? Woher kommt es, daß sich jene Furcht vor der Auctorität des heiligen Stuhles immer vermehrt? Woher entspringt der Groll, womit der Geist der katholischen Reichsfürsten sich erfüllt? Mit einem Worte: Der Verlust der Freunde, woher kommt er? Von der Thorheit der Fürsten? Oder vielmehr von dem Verhalten der Minister des heiligen Stuhles? Habe ich verkehrt geredet, so sagen Sie es mir, da Sie wissen, daß ich gelehrig bin. Aber rede ich recht, wie ich glaube, so gestatten Sie gütigst, daß ich es Ihnen sage, daß es sich hier nur um die Religion und um nichts anderes handelt; um unsere Religion, sage ich, die so leicht befestigt und verbreitet werden könnte, die ich mit Thränen in den Augen schwinden sehe. Indessen lassen Sie uns noch ein wenig Geduld haben, vielleicht hilft uns der liebe Gott, da es sich um ihn handelt." Johann Wilhelm möge noch einige Monate fortfahren in Rom zu drängen. Wenn auch das vergeblich sei, so möge der Kur-

fürst ihm eine Gnade erweisen, die nämlich, daß er von seinem Amte als apostolischer Vicar befreit werde. Vielleicht wolle der liebe Gott das große Werk durch andere Hände vollbringen. „Ich beginne alt zu werden und nähere mich den sechziger Jahren. Habe ich Ihnen nutzlos gedient, so doch mit unerschütterlicher Treue. Dann wird E. K. H. die Güte haben mir zu helfen, daß ich mich in heiligem Frieden zurückziehe, um an mein Sterben zu denken, nachdem ich so lange Zeit gesehen habe, daß das Leben eine so unglückliche Sache ist."

Zu seiner größten Verwunderung verhielt sich auch der Kölner Nuntius gleichgültig in der Sache. Er hielt die Vorkommnisse für unbedeutend. Mitte September konnte er dem Bischof ein päpstliches Breve über die Angelegenheit übersenden. Allein der Inhalt entsprach seinen Wünschen durchaus nicht. „Es ist mir gänzlich nutzlos", sagte er dem Kurfürsten Johann Wilhelm, „denn wenn der Berliner Hof von seinen Ansprüchen nicht abläßt, so kann ich mich desselben nicht mehr bedienen, und wenn er es thut, so habe ich es nicht mehr nothwendig. Denn die Mönche haben eine so schreckliche Furcht vor dem drohenden Ungewitter, daß, wenn sie von demselben befreit sind, sie gar keine Schwierigkeit machen werden, sich dem apostolischen Vicar zu unterwerfen, aus Furcht einem brandenburgischen Suffragan zu unterstehen." Das Breve enthielt also neben der Forderung, daß Preußen von seinen Forderungen ablasse, Bestimmungen für die Klöster bezüglich ihres Gehorsams gegen den apostolischen Vicar. Gegenüber üblen Nachreden erhielt Steffani Genugthuung von Rom, und das Zureden der beiden Kurfürsten und des Bischofs von Münster halfen ihm über seine Muthlosigkeit hinweg. Er versprach denselben, so lange auszuhalten, als sie es für gut hielten.

In Berlin hatte man ihn im Laufe des Jahres 1712 zurückerwartet, und daß er die Erfüllung der gestellten drei Bedingungen mitbringe. Er konnte es nicht, und deshalb war auch diese Reise unmöglich. Daß es nicht seine Schuld sei, daß er das Möglichste gethan, um dem König zu Willen zu sein, mußte Johann Wilhelm als Entschuldigung nach Berlin schreiben lassen. Auf diesen Brief (vom 19. August), der besonders die oben genannten zwölf den Klöster vorgelegten Fragen und andere Beschwerden der preußischen Katholiken behandelte, erhielt der Kurfürst sofort (6. September) eine Antwort von dem Minister Blaspiel. Im Namen des Königs versicherte er darin[1]), „daß derselbe nichts verhängen lassen wird, was seine katholischen Unterthanen in der Freiheit ihrer Religion beschränkt. Auch er die Meinung keineswegs

[1]) Hannov. St.-A. Correspondenz mit Johann Wilhelm a. a. O.

gehabt, durch die vorgestellten Fragen auf etwas zu kommen, so denselben zur Last gereichen können, sondern man diesseits allemalen dahin trachten werde, daß das gute Vernehmen unter deren hohen Herrschaft aufrecht erhalten, die katholischen Unterthanen in ihren Rechten manutenirt werden, so sie in instrumento pacis et pactorum haben und die Versprechungen, so Sr. Kurfürstl. Durchlaucht im Namen meines Königs ich ehemalen thun müssen, vollkommentlich erfüllet werden."

Steffani verfaßte seine Bemerkungen über diesen Brief. Die preußische Regierung habe versucht, den Dekan Steckau und den Propst Horst zu Halberstadt zu königlichen Vicarien zu ernennen. Ein ähnliches Patent, wie es für diese ausgestellt werden sollte, habe er, der Bischof von Spiga, annehmen wollen. Er hatte ja darum in Rom gebeten, daß man dies übersehen möge. Jetzt war er indessen wieder anderer und der rechten Meinung. Das könne und dürfe man nicht, sagte er jetzt. „Denn wenn der Berliner Hof zu dem Ziele kommt, das er erstrebt, von so langer Zeit her, dann geht die Auctorität des heiligen Stuhles verloren, die des katholischen Bischofs wird monströser Weise protestantischen Laientribunalen unterworfen sein, die Verwirrung wird noch größer, die kirchliche Zucht wird vernichtet, die Stiftungen der Habsucht und Laune der Regierung preisgegeben, und die katholische Religion liegt zu Boden. Um diese Uebel zu begreifen, braucht man kein Mikroskop. Und um Hülfe zu schaffen, sehe ich kein anderes Mittel, als dieses, daß man den Berliner Hof veranlaßt, die Absicht der Ernennung eines eigenen Vicars aufzugeben. Und um das zu erreichen gibt es keinen bessern Weg als den, darauf zu dringen, daß es bei dem bleibt, was im vorigen Jahre begonnen worden, d. h. daß die Versprechungen, die Blaspiel im Namen des Königs gegeben, erfüllt werden." Dann könne der apostolische Vicar frei im Lande sich bewegen, am Hofe erscheinen und gütlich in's Reine bringen, was etwa an Streitigkeiten, ungebührlichen Eingriffen u. s. w. vorkomme, während sonst sich die Geister verhärten würden, und die geheimen Umtriebe in's Unendliche fortgingen.

Steffani hatte von dem Gedanken abgelassen, daß es möglich sei, eine Ernennung zum Vicar vom König anzunehmen. Und es war der Kurfürst Johann Wilhelm, der ihm diese Unmöglichkeit begreiflich machte. Trotzdem dachte er wieder an eine Reise nach Berlin. Der Wechsel in der Person des Kölner Nuntius, der eben eingetreten war, schien ihm günstig, da der preußische Hof über den bisherigen Nuntius so erbittert war. Daß es bei dem bleibe, was der König versprochen, bei dem System des verflossenen Jahres, wie er es nannte, war jetzt nur noch sein Ziel. Der Conte Fede hatte berichtet, daß der heilige Vater eine

besondere Neigung für ihn an den Tag gelegt habe und ihn mit größern Vollmachten versehen werde.

Im folgenden Jahre starb König Friedrich I., damit kamen andere Zeiten und Verhältnisse. Nunmehr war an Steffani's Reise nach Berlin nicht mehr zu denken. Es wurde ihm berichtet, der Minister von Blaspiel sei entlassen. Das war ihm ein sehr böses Vorzeichen, denn diese Entlassung schien ihm keinen andern Grund zu haben, als den Verdacht, daß der Minister den Katholiken günstig gesinnt sei.

Zwar suchte der neue Nuntius von Köln das gespannte Verhältniß zwischen dem preußischen Residenten in Köln und seinem Vorgänger in ein freundliches zu ändern. So gut es ging, geschah es auch. Er hatte in Begleitung seines Vaters, der in kaiserlicher Gesandtschaft die Nordischen Höfe zu besuchen gehabt, persönliche Beziehungen am Berliner Hofe früher knüpfen können und bei seiner Ankunft in Köln diesen Umstand dem Residenten und seine Absicht zu erkennen gegeben[1]). Der Bischof von Spiga trat sofort mit ihm in den regsten Briefwechsel. „Ich habe die Ehre, Lombarde zu sein, und bin deshalb von Natur Feind aller Ceremonie", schrieb er ihm gleich nach dessen Ankunft in Köln, am 28. November 1713, und der Nuntius nahm das Anerbieten eines freundschaftlichen Verkehres an. Allein eine Förderung der Beziehungen des Bischofs zum preußischen Hofe wurde damit nicht erzielt. Im Gegentheil, der neue König begann sogleich seine Rechte als Bischof über seine Katholiken mit größter Entschiedenheit auszuüben.

Schon im Mai 1714 befahl er eine Visitation der sämmtlichen Klöster und Ernennung von weltlichen Commissarien[2]). Einer wurde sofort ernannt[3]). Die Bitte der Klöster vom 2. Juli, „um Abwendung der Visitation, Commission und Inspection", wurde sofort (28. Juli) abgeschlagen[4]). Schon vorher (22. Januar) hatten die neuen Räthe des Königs mit dem alten von Plotho den Vorschlag gemacht, einen Vicar zu bestellen[5]). Dieselben drängten den Minister von Printz, dem König darüber „den Vortrag zu thun". Im November ging der Befehl an die Halberstädter Regierung[6]), von eben diesem Minister unterzeichnet, eine Person in Vorschlag für dieses Amt zu bringen. Die Amtshandlungen des Bischofs von Spiga sollten also nicht mehr geduldet werden. Derselbe von Printz hatte ja mit ihm und Johann Wilhelm das Abkommen getroffen. Der Umschlag war um so auffälliger.

---

[1]) Lehmann a. a. O. S. 677. Urk. 601 ff.

[2]) Das. Nr. 755. — [3]) H. St.-A. Correspondenz Spiga's mit dem Abte v. Huysburg. a. a. O. — [4]) Das. — [5]) Lehmann a. a. O. Nr. 756. — [6]) Das. Nr. 758.

Im April 1715 brachte die Halberstädter Regierung den „römisch-katholischen Domcapitular von Rost in Vorschlag[1]), „wegen seiner rühmlichen und vernünftigen Aufführung". Allein der Mann hatte Gründe, „die ihn abhielten, diese allerhöchste königliche Gnade anzunehmen." Die Halberstädter Regierung erklärte sogar gerade heraus: „Und müssen wir billig besorgen, daß die von ihm angeführte Motiven von einem jeden, den wir darzu vorschlagen könnten, gleichfalls allegiret und dieses Amt depreciret werden möge: Da solches anzunehmen nicht alleine denen Regulis canonicis zuwiderliefe, sondern auch ganz besondere und gewisse Ritus unter ihnen vorhanden, worin sonst keiner als der Papst allein und wen er hierzu specialiter autorisirte, dispensiren können." Es sei zwar früher das Amt jemanden gegeben, aber daß er es ausgeübt, davon sei nichts bekannt.

Auf diese Benachrichtigung erhielt die Regierung zu Halberstadt vom Ministerium Befehl, zu berichten, „ob uns nicht ein besonderes Recht ratione jurisdictionis ecclesiasticae super catholicos zukomme und worin solches eigentlich bestehe[2])." Das lautet, wie wenn man zweifelhaft geworden wäre an dem beanspruchten Rechte. In der That ruhete die Sache fünf Jahre lang. Daß der Bischof von Spiga unter diesen Verhältnissen seine Verhandlungen einstellte, ist selbstverständlich. Es kam noch hinzu, daß seit dem Regierungsantritt des neuen Königs die Bedrückung und Beraubung der Klöster sich von Jahr zu Jahr steigerte, und eine friedliche Ausgleichung durch Vermittlung Steffani's am Hofe zu Berlin nicht mehr erwartet wurde, weil die Klöster durch Anrufung der höchsten Reichsgewalt sich Hülfe zu schaffen begonnen hatten.

In Berlin wußte man, daß der Bischof von Spiga die bischöfliche Jurisdiction über die Klöster besaß. Aber erst 1720 erging ein königlicher Erlaß vom 12. August[3]) an die Halberstädter Regierung, der sich direct wider ihn wandte und gleichfalls von dem Minister von Printz unterschrieben war. Wie wenn für diesen und seinen Collegen Ilgen die langen Verhandlungen aus den Jahren 1709 bis 1712 und die langen Unterredungen mit dem Bischof und was sonst noch geschehen, gar nicht existirt hätten, wie wenn sie von demselben nichts wüßten, hatten eben diese im März Bericht eingefordert von dem preußischen Residenten in Köln über das Vorhandensein von apostolischen Vicaren in Norddeutschland[4]). Und so lautete auch der Erlaß gegen den Bischof: „Weilen wir in Erfahrung gebracht, daß der Bischof von Spiga sich unterstehen soll, in einigen unserer Provinzien gewisse . . Actus mit großen Solenni-

---

[1]) Das. Nr. 759. — [2]) Das. Nr. 760. — [3]) Das. Nr. 778. — [4]) Das. Nr. 619 u. 622.

täten auszuüben, Wir aber dergleichen nicht verstatten wollen, so habt ihr zu berichten, ob dieser Bischof sich dergleichen zu verrichten unterstanden hat, dabei auch zu berichten, wie es bishero in dergleichen Fällen gehalten worden."

Im September klagten die Klöster durch den Abt von Huysburg dem Bischof, daß von ihnen verlangt sei, solche Auskunft zu geben, und der Abt sandte ihm die Abschrift seiner Antwort[1]), welche behauptete, daß seit 1650 keine katholische Kirche consecrirt und die Firmung, „vermuthlich, weil selbige kein sacramentum necessarium sei", nicht gespendet, die bischöflichen Benedictionen und Weihen von Nachbarbischöfen ertheilt seien, wie er selbst in Paderborn die Abtweihe empfangen habe. Die öffentliche Amtirung des Bischofs im Jahre 1711 verschweigt er.

Die Halberstädter Regierung berichtete denn auch[2]), daß sie nach fleißiger Nachforschung nicht befunden, daß der Bischof von Spiga in Halberstadt einige zum römisch-katholischen Gottesdienst gehörige Actus und Solennitäten ausgeübt habe. Von neuem sagt sie, daß sich kein Katholik im Lande befinden werde, der die Function eines königlichen Vicars zu übernehmen bereit sein werde.

Erst 1725 kam die Angelegenheit von neuem in Frage. Diesmal schien es, als habe man den rechten Mann gefunden. Es war der Abt Mathias Hempelmann von Huysburg.

Achtes Capitel.

Die Klöster und Stiftungen in den alten Bisthümern Magdeburg, Halberstadt und Minden.

Sogleich nach seiner Rückkehr von Berlin und nach seinem Aufenthalt in den Klöstern von Magdeburg und Halberstadt im Spätherbst 1711 zog der Bischof von Spiga von denselben genaue Erkundigungen ein über deren Verhältnisse, ebenso auch über die kirchlichen Beneficien, die noch in katholischen Händen waren. Die Notizen, welche in Folge dessen bei ihm eingingen, bilden eine Statistik der katholischen Kirche in den beiden genannten aufgehobenen Diöcesen[3]).

---

[1]) Hannov. St.-A. a. a. O.

[2]) Lehmann a. a. O. Nr. 779.

[3]) Status catholicorum in Principatu Magdeburgensi et Halberstadiensi, Nr. 28 der Registratur des Bischofs im katholischen Pfarrarchiv zu Hannover.

Daraus läßt sich folgende tabellarische Uebersicht machen.

	Kloster.	Orden.	Zahl der Ordensleute	Zahl der Laien, die sich zu deren Kirche hielten.
	A. In dem Hochstift Halberstadt:			
1.	Huysburg,	Benedictiner,	25	100
2.	Stadt Halberstadt,	Franciscaner,	43	500
3.	Stadt Halberstadt,	Dominicaner,	27	150
4.	Stadt Halberstadt, (ad St. Joannem.)	Augustiner,	15	80
5.	Hamersleben	Augustiner,	23	60
6.	Stadt Halberstadt, (ad St. Nicolaum.)	Dominicanerinnen,	12	40
7.	Stadt Halberstadt, (ad St. Burchardum.)	Cistercienserinnen,	21	22
8.	Adersleben,	desgl.,	22	111
9.	Hedersleben,	desgl.,	20	88
10.	Badersleben,	Augustinerinnen,	10	40
	B. Im Hochstift Magdeburg:			
11.	Ammensleben,	Benedictiner,	14	200
12.	Hadmersleben,	Benedictinerinnen,	20	31
13.	Meyendorf,	Cistercienserinnen,	19	80
14.	Marienstuhl bei Egeln,	desgl.,	22	30
15.	Althaldensleben,	desgl.,	18	200
16.	St. Agnetenkloster vor Magdeburg,	desgl.,	14	200
		Summa	325	1932
			2257.	

Sechs Männer- und zehn Frauenklöster waren hier unter einer fast ganz protestantischen Bevölkerung bestehen geblieben und nur 1932 katholische Laien fanden sich hier noch im Jahre 1712, die in kleinen Gemeinden um und an diesen Klöstern sich hielten.

Außerdem gab es noch vier katholische Canoniker am Dom zu Halberstadt und fünf Vicare. An der Collegiatkirche zum h. Bonifacius und Mauritius waren noch ein residirender und zwei nicht residirende Canoniker katholisch, und drei Vicare. An dem Stift vom h. Petrus und Paulus gab es vier katholische Stiftsherren.

Im Dom fand lutherischer Gottesdienst statt. Die (katholischen) Canoniker und Vicare sangen oder lasen mit den protestantischen Morgens 8 Uhr die kleinen Horen, Nachmittags 2 Uhr die Vesper. Mor-

gens 4 Uhr wurde zwar wie zu katholischer Zeit zum Chorgesang geläutet, sed nihil fit, sagt der Bericht an den Bischof, der von einem der katholischen Canoniker oder Vicare herrührt. „Von uns Katholiken wird die h. Messe in einer Kapelle des Kreuzganges gehalten.“

Im Jahre 1662 den 21. Februar hatte sich das Domcapitel „confraterne unanimiter und einhellig per modum conventionis et puncti perpetui derogestalt verglichen und beigelegt, daß weilen in anno 1624 sich vier Catholici in numero et capitulo befunden, dieselben, wie bisher geschehen, ad capitulum zugelassen werden sollen.“ Allein der Secretair Matth. Bliesenberg, der beim Domcapitel 40 Jahre Secretair gewesen, hatte am 28. December 1652 zu Protocoll gegeben, daß 1624 acht katholische Domcapitulare gewesen[1]). Auch die Zahl der katholischen Vicare am Dom war nach den Angaben der Katholiken in Halberstadt im Normaljahr viel größer als 1712. Eine an den Bischof gesandte Aufstellung sagt, daß von den residirenden Vicaren 1624 zwölf katholische und sieben protestantische, die nichtresidirenden (10) aber sämmtlich katholisch gewesen seien, während 1712 nur noch fünf Vicarien in katholischen Händen waren.

Ueber die Collegiatkirche vom h. Petrus und Paulus in Halberstadt sagt ein längerer Bericht Folgendes. Der Propst, Dekan, Senior und presbyter officiator waren 1624 katholisch; die letzte Stelle war zu Gunsten der Regierung unterdrückt. 1687 verzichtete ein katholischer Canonicus zu Gunsten eines Protestanten, aber mit der von der Regierung genehmigten Bedingung, daß nach dessen Tode ein Katholik folgen solle. Als derselbe jedoch 1703 starb, vergab der König das Canonicat an einen Protestanten, Namens von Simonis aus Berlin, obschon sich ein Katholik „mit Erbieten 2000 Thaler“ dem König zu dem Beneficium stellte. Die beiden katholischen Canoniker protestirten dagegen in aller Form. „Das Geld,“ sagt der Eine in einem Bericht an den Bischof, „hat alle vias juris et facti versperrt, so noch geschieht, und wo Gott nicht sonderlich operiret, wird der katholische Gottesdienst bei den Stiftern bald aus sein; denn wann eine Präbende oder Vicarie vacant wird, steuert der Collator das honorarium so hoch, das kein catholicus salva conscientia erlegen kann. Ein Evangelicus aber einen Titulum et consequenter vitulam durch eine reiche Heirath zu erkaufen, sparet hierin kein Geld, und auf solche Weise gehet alles caduc, wie vor sechs Jahren beim Stift Petri et Pauli geschehen, da zwei katholische Vicarien, deren Anno 1624 fünf gewesen, und sind nur zwei catholici (residentes) von zwei meistbietende Evangelicis extinguirt, welches bei allen Stiftern stark gesuchet wird.“

---

1) Daselbst.

Um die Besetzung des katholischen Canonicats mit einem Protestanten dauernd zu machen, behaupteten die protestantischen Canoniker, der Inhaber desselben sei 1624 nicht katholisch gewesen. Die beiden katholischen Canoniker konnten durch Aussagen alter Leute das Gegentheil beweisen, aber sie erhielten auf ihre langen Klagen keine Antwort.

Am Stift B. Mariae Virginis zu Halberstadt war noch ein Canonicus katholisch, ein Herr von Glandorf. Als er starb, wurde das Canonicat einem Protestanten übergeben, jedoch mit der Bedingung, daß er dasselbe einem Katholiken verkaufe. Er bot es auch aus: 7000 Thaler war die Kaufsumme, die er verlangte. Der katholische Canonicus Bertram vom St. Petri- und Pauli-Stift, der die katholische Sache in Halberstadt eifrig verfocht, schrieb darüber: „Eine eigenthümliche Art, den katholischen Klerus zu unterdrücken, hat man erfunden, jene, welche zuerst Judas, der Verräther Christi, angewandt hat. Was wollt ihr mir geben, daß ich ihn verrathe? Ist ein Canonicat oder eine Vicarie erledigt, so werden diese Worte des Judas gesprochen.“ Auf solche Art vernichte man die katholischen Beneficien.

Gegen 1712 kaufte wirklich der Hildesheimer Domherr von Westerholtz das Canonicat für 7000 Thaler. Zur Freude der Halberstädter Katholiken richtete er die Kapelle des Stiftes, welche bis dahin zum katholischen Gottesdienste gedient hatte, wieder ein, brachte die alten Paramente und Utensilien zusammen und begann wieder den unterbrochenen Gottesdienst in der Kapelle, was zwar die protestantischen Stiftsherren mit allen Mitteln, aber vergebens zu hindern suchten. Der Herr von Westerholtz hatte aber seine Kräfte so sehr bei der Aufbringung der 7000 Thaler anstrengen müssen, daß der Abt von Huysburg mit andern Klosterobern der Gegend 1716 an den h. Stuhl sich wandten, um für den Canonicus ein neues Beneficium zu erbitten [1]).

Von den Canonikern des St. Bonifacius- und St. Mauritius-Stiftes in Halberstadt war einer 1712 noch katholisch, mit Namen Stutzenberg. Noch kürzlich, schrieb dieser dem Bischof (10. Jan. 1712), sei eine katholische Vicarie einem protestantischen Prediger gegeben, der katholische Gottesdienst an der Stiftskirche sei überhaupt bald zu Ende, da man statt der für denselben bestimmten katholischen Chorsänger kürzlich protestantische Personen angestellt habe. „Uns arme Katholiken haben sie aus unserem Chore geworfen, und wie wenn wir ehrlose Menschen wären, hat man uns irgend einen dunkeln Winkel angewiesen, wo wir jetzt unsern verstümmelten Gottesdienst halten; dagegen wird zu unserm Schmerze unser Chor von jedwedem aus dem Volke occupirt. Ich

---

[1]) Daselbst.

bin der jüngste im Capitel und ein Fremdling in Israel.“ Neben diesem aus Paderborn gebürtigen Canonicus Stutzenberg waren noch drei Vicare katholisch, die jedoch zugleich Domvicare waren. Sie hatten zwei Kapellen der Stiftskirche im Besitze; täglich um 8 Uhr wurde in einer derselben die h. Messe gefeiert, an Sonn- und Festtagen feierlich mit Gesang der Anwesenden. Es wurde gemeinschaftlich von den katholischen und protestantischen Stiftsherren die Vesper in der Stiftskirche gesungen und Morgens 4 Uhr die Matutin. Dabei ließen die Protestanten die Gebete zu den Heiligen aus, die Katholiken beteten sie privatim.

Aehnlich war es bezüglich des St. Petri- und Pauli-Stiftes. Der Chor der Kirche war katholisch. Morgens 4 Uhr sangen die zwei resp. drei katholischen Canoniker mit zwei katholischen Vicaren und vier Cantoren an Sonn- und Festtagen die Matutin und Laudes, um 8 Uhr wurde die h. Messe gehalten. Obschon die protestantischen Stiftsherren verpflichtet waren, die Tageszeiten mitzusingen, war der Chor im Besitze der Katholiken allein, während die Protestanten das Schiff der Kirche inne hatten.

In der Stadt Halberstadt gab es etwa achthundert Katholiken, die mit den Klosterkirchen zehn Kirchen und Kapellen für ihren Gottesdienst hatten. Die Dominicaner rühmt der Berichterstatter des Bischofs wegen ihres Eifers im Predigen, die Franciscaner wegen ihrer vielseitigen Thätigkeit in der Kirche, auf dem Katheder, in der Schule und vor allem auch in den Missionen, die Augustiner wegen ihrer Gelehrsamkeit. Die Klöster der Dominicanerinnen und Cistercienserinnen zu Halberstadt, welch' letztere wegen ihrer strengen, nie gebrochenen Clausur gerühmt werden, seien erst vor nicht langer Zeit wieder neu aufgebaut. Das letztere Kloster hatte einen großen Grundbesitz und auch das Präsentationsrecht der protestantischen Prediger auf mehreren Dörfern. Das gleiche Recht hatte das St. Johanniskloster der Augustiner.

Ausgedehnten Grundbesitz hatte das Benedictinerkloster Huysburg, auf dem Gipfel des Höhenzuges Huy gelegen, von wo es die ganze Gegend beherrscht. „Tausende von Armen des Landes erhalten von dem Kloster Getreide und Holz, es hat Jagd und Fischereigerechtsame und in mehreren Dörfern das Präsentationsrecht.“ Aehnlich war es mit den übrigen Klöstern. Das Benedictinerkloster Ammensleben und das Cistercienserkloster Althaldensleben hatten sogar das Recht der Gerichtsbarkeit, „Ober- und Unter-Gericht“ in mehreren Dörfern. Zum Johanniskloster in Halberstadt gehörte noch ein klosterartiges Haus (St. Ursulae) mit Jungfrauen, die den Namen „willige Armen“ hatten, und ein Spital für alte Leute. Mit dem Kloster Huysburg war seit 1696 die Abtei St. Moritz und Simon zu Minden verbunden. Wegen ihrer vielen

Schulden war sie Huysburg incorporirt und dem Abte unterworfen worden und hatte nur sieben Mönche.

Daß unter den bösen äußern Verhältnissen auch das klösterliche Leben und die Ordensdisciplin und bei dem Weltklerus das geistliche Leben Schaden litt, kann nicht verwundern. Es waren mancherlei Gewohnheiten eingerissen, die abgestellt werden mußten, wenn sie auch in die Reihe der gewöhnlichen menschlichen Schwachheiten gehörten. Schlimme Dinge werden nicht erwähnt.

Um die Mißbräuche abzustellen, verlangte der Bischof die Aufhebung aller Privilegien dieser Klöster durch einen Akt der päpstlichen Gewalt.

Der Nuntius von Köln, welcher zu diesem Vorschlage seine Bemerkungen machte [1]), hielt das letztere für nicht möglich. Es gebe kein Beispiel der Art, daß die Propaganda solche Gewalt ausgeübt habe. Dagegen schlug er vor, die Congregation möge dem apostolischen Vicar einen speciellen päpstlichen Auftrag zur Visitation der Klöster verschaffen, wobei er dann die eingeschlichenen Unordnungen abstellen könne. Allein das päpstliche Breve kam nicht und der Nuntius meinte (10. Juni 1712), es sei eben so gut, wenn der Bischof in seinem, des Nuntius, Auftrag die Visitation vornehme. Die Mittel für die Reise werde die Congregation sicher bewilligen. Steffani wandte dagegen ein, daß des Nuntius Name odios bei den protestantischen Fürsten sei und eine solche Visitation in dessen Namen böse Folgen haben könne. Dabei erneuerte er seine erste Forderung, die der Nuntius jedoch für unerfüllbar erklärte. Die Visitation ist gar nicht zu Stande gekommen weder in der einen noch andern Art. Allerdings erhielt Steffani in einem Breve des Papstes den Auftrag zu dieser Visitation, die Congregation der Propaganda hielt es aber für nöthig, ihn zu warnen, daß durch die Visitation nicht Mißhelligkeiten entständen.

Die durch ihre exponirte Lage so wie so gefährdeten Klöster und Beneficien waren gerade in der Zeit des apostolischen Vicariats unseres Steffani in besonderm Maße den Bedrängnissen ausgesetzt, die unter dem Namen Retorsionen und Repressalien schon seit langer Zeit von der preußischen Regierung über sie verhängt wurden [2]). Die Klöster wandten sich fortwährend um Rath und Hülfe an den Bischof. Als Ende 1709 und anfangs 1710 der pfälzische Rath von Wittgenstein nach Berlin ging, suchten die Klöster durch ihn Hülfe gegen die vom König angeordnete Commission zur Visitation derselben, welche keinen andern Zweck hatte, als

---

[1]) Hannov. St.-A. Calenb. Br. Des. 23. II. Nr. 78 dd p. 329 ff.

[2]) Vergl. die langen und eingehenden Abhandlungen über diesen Gegenstand im Mainzer Katholik, 1880 II. S. 589 ff. 1881 I. S. 348 ff u. S. 496 ff.

die Güter der Klöster genau zu verzeichnen, um jeden Augenblick über dieselben verfügen zu können. Der Gesandte hatte seinen Weg über Halberstadt gemacht und die Beschwerden der Klöster entgegengenommen. Durch seine Vermittelung kam es mit den Visitationen zu einem leidlichen Ausgang. Ein Erlaß des Königs vom 23. Februar 1710 schlug zwar die Bitte der Klöster um Aufhebung dieser Commission ab, allein derselbe enthielt doch beruhigende Worte, daß es auf eine Visitation in Spiritualibus nicht abgesehen sei, („als wozu solche Commission freilich nicht qualificirt ist, und deren man sich auch keineswegs zu unternehmen intendiret"), daß die Commission nur zum Zweck gleichmäßiger Besteuerung der Klöster mit den übrigen Landesbewohnern eingesetzt sei und so verfahren solle, daß die Klöster sich nicht zu beklagen haben würden[1]. Da dieser Erlaß durch den Gesandten Johann Wilhelm's bewirkt war, so wußten die Klöster, daß derselbe ihrer sich anzunehmen den besten Willen hatte, und unterließen es deshalb nicht, durch den Bischof ihm bei jeder Gelegenheit zu danken. Und Hülferufe erschallten fortwährend aus denselben[2].

Die eingesetzte Commission blieb und hatte fortwährend Gelegenheit, in die Angelegenheiten der Klöster sich zu deren Nachtheil und Drangsalirung einzumischen. Dazu kam, daß die Klöster gezwungen waren, die seit 1709 eingesetzte Commission zu besolden. Die drei Räthe derselben erhielten jeder 300 Thaler und deren Secretair 100 Thaler. „Und so werden unsere Feinde unsere Richter sein," schrieb der Abt von Huysburg. Das bedeute die Vernichtung der Klöster. Solche Visitation gebühre nach dem Tridentinum den Ordensobern, auch sei dieses Recht in allen bezüglichen Friedensacten ihnen gewährleistet, der König breche sein feierlich gegebenes Versprechen, diese Rechte zu schützen. Unter dem Vorwande, das öffentliche Wohl zu fördern, suchten die Räthe ihr eigenes Interesse; fortwährend würden sie drangsalirt in kleinen Dingen und großen. „In höchster Heimlichkeit," schrieb der Abt am 18. Jan. 1712, „theile ich Ew. Bischöfl. Gnaden dieses wenige mit und bitte demüthig, diese unsere Sache doch vorsichtig und behutsam zu behandeln, damit wir nicht in noch größere Ungnade bei unserm Könige verfallen, indem wir das Unserige zu erhalten suchen mit dem Hinweis auf die Vereinbarungen und Verträge, durch welche wir in dessen Besitz gesichert sind."

Eine Zusammenstellung aller Beschwerdepunkte sandten die Klöster dem kaiserlichen Gesandten von Heems in Berlin. Den Bischof von

---

[1] Lehmann a. a. O., Urk. Nr. 517.

[2] Hannov. St.-A. Calenb. Briefe Des. 23, II. Consistor. u. Kirchens. Nr. 78e; daselbst die folgende Correspondenz mit den Klöstern.

Spiga baten sie, bei den katholischen Reichsfürsten um Hülfe für sie einzutreten. Es handelte sich um Einquartierung von Soldaten auf die Klosterhöfe, um übermäßige Steuern, um Verletzung ihrer Gerechtigkeiten, Verbot der Benutzung der Klostermühlen, Wasserentziehung derselben u. s. w.

Der neue König Friedrich Wilhelm I. begann sogleich mit neuen Vorbereitungen zu Repressalien. Ein Angstschrei ertönte wieder aus allen Klöstern. Suchten sie Hülfe, so mußten sie neue Unbilden fürchten. Gab ihnen der Bischof einen Rath, wollte er selbst vorgehen, dann kam die Furcht immer zuerst zur Geltung, daß mehr Böses als Gutes daraus zu erwarten sei. Man sann auf fernliegende Hülfe. Der Abt von Huysburg bat den Bischof, er möge sorgen, daß auf dem Friedensschluß mit Frankreich Repressalien verboten und die Einhaltung der Bestimmungen des Westfälischen Friedens noch einmal möchte eingeschärft werden[1]). Der Nuntius in Köln, dem der Bischof diesen Vorschlag machte, antwortete[2]), daß er nur mit Hülfe des französischen Nuntius dahin arbeiten könne, aber er habe keine Lust, es zu thun. Indessen wolle er es Rom überlassen, diesen Weg zu beschreiten.

Ein Decret des Königs vom 21. April 1714 verlangte von den Klöstern, daß sie die Abschaffung der bekannten Clausel des Ryswicker Friedens bewirken sollten, durch welche bestimmt war, daß der kirchliche Besitzstand in der Pfalz in dem Zustande solle aufrecht erhalten werden, wie ihn die Franzosen während der Occupation des Landes zum Vortheil der katholischen Kirche geschaffen hatten. Der Bischof suchte überall bei den katholischen Fürsten Hülfe für die Klöster. Der Kaiser, an den er gleichfalls sich gewandt, beauftragte den Reichs-Vicekanzler, die Sache zu untersuchen. Auch der Papst schrieb deshalb an den Kaiser, und Zusicherung ihrer Hülfe erhielt der Bischof von Seiten mehrerer Fürsten. Den Cardinal Paolucci hatte er bereits im Mai 1714 von allem in Kenntniß gesetzt und gebeten, daß der Papst den Kaiser und den König von Frankreich um Hülfe aufforderе, damit sie gemeinsam den schon seit 50 Jahren gequälten Klöstern Hülfe brächten. Er ist der Meinung, daß man die Ryswicker Clausel aufgeben solle, weil man eins gewinne, aber sechs Mal so viel verliere[3]).

In Wien nahm man die Sache wenig ernst. Der Kaiser habe sie mehr „unbesonnen als erheblich erachtet", schrieb der Reichs-Vicekanzler

---

1) Steffani an Johann Wilhelm 10. Jan. 1713. Hannov. St.-A. Correspondenz des Bischofs von Spiga mit Johann Wilhelm.

2) Archinto an Spiga 21. Jan. 1714. Das. Correspondenz mit dem Kölner Nuntius.

3) Archiv der Propaganda Missioni settentrionali ad annum 1714. Vol. I, fol. 288.

an den Bischof. Wenn die Protestanten den Westfälischen Frieden nicht zu halten gedächten, würden sich noch wohl Mächte finden, welche die Handhabung erzwingen könnten. Uebrigens werde der Kaiser für die Klöster sorgen, daß sie ungekränkt blieben [1]).

Inzwischen gingen Jahre lang die Klagen über Einquartierung und Steuern fort. Das Kloster Hamersleben hatte 1715 den Winter durch 78 Soldaten mit Weibern und Kindern auf dem Halse. Nie vorher, klagten die Klöster, sei ihnen solches aufgebürdet, vertragsmäßig seien sie davon frei. Bitten um Abwendung, welche dieselben an den König richteten mit Einreichung der Beweis-Documente, daß sie Einquartierungs- und Steuerfreiheit besäßen, wurden einfach abgewiesen. „Stat pro ratione voluntas". Das Osterfest von 1715 wandelte sich auf Huysburg durch eine solche Einquartierung in Trauer [2]). Einige Tage nachher (19. Mai) wurde den Mönchen auferlegt, binnen 3 Tagen 600 Thaler zu zahlen, es sollten Steuerrückstände sein. 3000 Thaler hätten sie bereits aufwenden müssen wegen der angedrohten Repressalien bei der Pfälzer Angelegenheit. Der Abt meint, der Kurfürst von der Pfalz solle gleichfalls Repressalien androhen, um den König zum Nachdenken zu bringen. Der Abt war erst vor einigen Monaten gewählt, er konnte nicht so viel Geld aufbringen, um zu seiner Benediction die Reise nach Paderborn zu machen, wo der Bischof von Spiga ihm die Weihe ertheilen wollte. Er hoffte, daß der Abt von Marienmünster es ihm borgen werde.

Von Wien lief anfangs April 1715 die Nachricht ein, daß der kaiserliche Hofrath sich mit der Sache der Klöster beschäftige. Der Bischof konnte auch dem Abt mittheilen, daß der Reichs-Vicekanzler mit dem preußischen Gesandten in Wien „nachdrücklich gesprochen habe"; daß die Sache dem kaiserlichen Gerichte übergeben sei, hielt jetzt der

---

[1]) Hannov. St.-A. Calenb. Briefe Nr. 78[b] Brief v. 9. Juni 1714.

[2]) „Dum gaudiosum Alleluja primum intonabamus, versus est in luctum chorus noster, nam ecce in ipsa celebritate pachali ad cuncta monasteria catholica huius Halberstadiensis principatus equites ad inhospitandum immiserunt, eodemque modo quoad accisam cerevisianam in proximo via facti procedunt, cellasque nostras in vasa cerevisiaria per deputatos visitatores lustrabant, quibus liberam visitationem sub poena 200 imperialium permittere mandamur." Wie wenn man den Hufschlag der Rosse und das Getümmel in dem gestörten Klosterfrieden hörte, schreibt der Abt bald darauf: „Post luctuosam Noemiam, quae triste sonabat in auribus nostris in celebritate paschali, dum quadrupedante pede equites cum caballis non modo in curias nostras, sed et in ipsa monasteria monialium, quae curias non habent, praecipitanter involando cacophoniam causabant, paulo post non minorem dissonantiam toni exitabant, resultans luctuosum echo, dum ecce sub gravi militaria poena jubebamur admittere ad cellam cerevisiariam deputatos."

Bischof für gut, da es zweifelhaft sei, ob man mit guten Worten etwas erreichen werde. Den Klöstern aber bangte vor dem Zorne des Königs. Im Juli konnte auch bereits der kaiserliche Gesandte in Berlin dem König ein kaiserliches Mandat zu Gunsten der Klöster übergeben. Der Abt hielt es für eine Mischung von Milch und Galle. Erfolg hatte es nicht. Vielmehr kamen im November neue Belästigungen, die schlimmer waren als die frühern. Die Einquartierungen fanden in noch größerer Ausdehnung statt, so daß der Abt von Huysburg für seine Ordensleute keine Unterhaltungsmittel mehr hatte und einige in andern Klöstern unterbringen mußte. Wie anderswo, geschahen auch hier die gewaltsamen Werbungen. In einer Nacht wurden dem Kloster Huysburg sämmtliche Knechte eines Außenhofes entführt, und ebenso hoben die Werber zwei des Burchardiklosters auf.

Das kaiserliche Mandat konnte der König denn doch nicht ganz unbeachtet lassen. Er ließ in Wien um Aufschub des gesetzten Termines bitten, nachdem er längst abgelaufen war. Von den Klöstern gingen dagegen neue Klageschriften an den Kaiser, deren Abfassung, da sie im Lande keinen Notar hierfür finden konnten, in Hildesheim geschah. Obschon das kaiserliche Mandat aufrecht erhalten wurde und die Klöster zwei Jahre verschont blieben, begannen die Belästigungen Ende 1718 von neuem. Am 6. September überfielen 40 Soldaten in der Nacht das Kloster Huysburg und nahmen zwei Männer mit fort, unter ihnen den Organisten der Klosterkirche, und Aehnliches war bei den andern Klöstern geschehen. Das Kloster Hamersleben wurde mit 2000 Thaler Strafe belegt, weil es ohne Beisein königlicher Commissare einen Propst gewählt hatte. Das Kloster Hadmersleben wurde vom Herzog von Dessau, dem preußischen General, eines großen Complexes (540 Joch) Acker beraubt. Er gab ihn erst 1720 auf kaiserlichen Befehl wieder heraus. Auf Kosten des Klosters Huysburg wurde dessen Grundbesitz vermessen. Es hatte 3000 Thaler jährliche Einkünfte, mehr als 2000 Thaler erhob der König von demselben an Contributionen[1]).

Das folgende Jahr bildet den Höhepunkt der Drangsalirung der Klöster in den Repressalien wegen der Vorgänge bei der Heiligengeistkirche zu Heidelberg. Der König sperrte die Franciscaner- und Dominicanerkirche zu Halberstadt. Dem Kloster Hamersleben wurden 210 Morgen Land mit Beschlag belegt. Als darauf die Sache am kaiserlichen Hof-

[1]) „Ita pane tribulationis,“ schrieb der Abt an den Bischof, „et aqua angustiae hactenus sustentati incessanter ingemiscimus; et quod nos maxime affligit, nulla hucusque spes liberationis affulget, sed graviora pene quotidie gementes et finalem consumationem ex signis praecedentibus non sine fundamento formidamus. Sit nobis Deus propitius!“

gericht anhängig gemacht wurde, begannen die Nachforschungen bei den Klöstern, ob sie die Sache angeregt, namentlich auch, ob sich der Kölner Nuntius für sie in's Mittel gelegt habe. Der Abt von Huysburg bat den Bischof, daß er den gerichtlichen Fortgang der Sache verhindern möge, da die Klöster keine Mittel hätten, ihr Recht gegen den König zu suchen.

Am 4. December 1719 erfolgte dann die Sperrung des Klosters Hamersleben. Das Kloster mit allem Eigenthum desselben wurde mit Beschlag belegt[1]).

Die Mönche wurden aus ihrem Kloster vertrieben. Drei derselben fanden im Kloster Helmstedt Aufnahme. Der dortige Propst brach in Wehklagen aus gegen den Bischof von Spiga (Brief vom 5. Februar 1720): „Wehe, welch eine Zerstörung! Von Tag zu Tag höre ich von den Nachbarklöstern so große Drangsal, daß ein Herz von Eisen darüber weich werden kann. Mit Thränen suchen die Nonnen in diesem Elend einen Ort, wo sie das Ihrige in Sicherheit bringen können. Sie haben kein Brod mehr zu essen." Von allen Einkünften des Klosters, berechnete der Abt von Huysburg, blieben ihm 484 Thaler übrig, das übrige werde durch die Einquartierung verschlungen. Und doch kamen noch neue Lasten hinzu, Fuhren, Naturallieferungen, 200 Thaler für Jäger und Jagdhunde des Königs. Wenn es so weiter ginge, sagt der Abt, würden die Klöster so weit ausgesogen, daß die Ordensleute aus freien Stücken wegen Mangel an Lebensmitteln ausziehen müßten.

Diesmal gab es beim Wiener Hofrath wirkliche Hülfe, daß das Aeußerste nicht eintrat[2]). Das Kloster Hamersleben wurde durch das entschiedene Einschreiten des Kaisers Ende December 1720 wiederhergestellt, aber in welchem Zustande es war, läßt sich denken. Dazu kam noch des Königs „Apothekerrechnung". Exequirung von Jagdgeldern und all' die übrigen Plackereien gingen fort. Den Klosterpersonen wurde der Boden unter

---

[1]) „Vox auditur," schrieb der Abt 17. Januar 1720 an den Bischof, „in excelso lamentationis, luctus et fletus sancti Pancratii, monasterii Hamerslebiensis patroni incliti, plorantis filios suos et nolentis consolari super eis, quia non sunt, nam 16. Dec. omnes sunt expulsi. Coguntur quaerere latibula, ubi possunt.

„Ante expulsionem Pater Albinus praefati monasterii professus sacerdos ad regem Borussiae missus est cum libello supplici, quem in Potsdam Regi oblaturus ab eodem repulsus est, cum summa indignatione animique amaritudine in hac verba erumpente: Was will der Kerl, führet ihn auf den Bogen, id est ad excubantium militum stationem vulgo die Wachtstube, und werfet ihm ein Paginet auf die Seiten; ubi in praesentia militum sub scamno die Britsche genannt, ut canis ad mediam horam cubare debuit. Tandem dimissus absque responso et solatio discessit." Vgl. auch darüber ‚Katholik' a. a. O.

[2]) Mainzer ‚Katholik' a. a. O.

den Füßen so heiß, daß sie das Ende ihrer Klöster voraussahen. „Kaum haben wir Hoffnung, daß wir bleiben werden," schrieb der Abt 1721. Ueberall spähten sie nach Hülfe aus, selbst bei dem Herzog von Braunschweig und dem König von England suchten sie dieselbe.

Die Vergebung katholischer Beneficien an Protestanten und der Handel mit solchen war unter Friedrich Wilhelm I. eine ganz gewöhnliche Sache. Der folgende Fall würde unter den vielen der Erwähnung nicht werth sein, wenn nicht dabei die vergeblichen Bemühungen der Katholiken, das Beneficium zu retten, von Interesse wären. Im Februar 1717 starb der katholische Domvicar Plugh zu Halberstadt. Sofort wandten sich die katholischen Domherren, an deren Spitze der Canonicus Bertram, an den Dompropst, den Prinzen Christian Ludwig von Brandenburg, um für die vacant gewordene Vicarie, die den Titel des heiligen Jacobus hatte, einen Katholiken vorzuschlagen. Von Berlin aus gab der Propst durch den Agenten der Katholiken daselbst nicht ungünstige Nachricht. Die Sache solle reiflich überlegt werden. Jedoch hatten die katholischen Domherren kein Geldangebot gemacht, und als sie gefragt wurden, wie viel sie bezahlen wollten, schwiegen sie, um nicht mit simonistischen Dingen ihr Gewissen zu beflecken. Um aber weiterm Unrecht vorzubeugen, verstanden sie sich dazu, daß eine Summe von 400 Thalern vom König eingezogen werde. Das muß jedoch nicht genug gewesen sein, und der König hatte andere Gedanken. Die Vicarie wurde schon im Februar einem protestantischen Studenten gegeben, und die katholischen Domherren erhielten (27. Februar) die Antwort: daß deren Vorstellung keine rechtliche Grundlage habe und der Prinz mit der Sache nicht weiter behelligt werden wolle.

Zugleich vernahmen die katholischen Domherren, daß in der Folge überhaupt nicht mehr bei Verleihung solcher katholischer Beneficien auf Katholiken reflectirt werden solle.

Auf den Rath des Bischofs von Spiga machten die Genannten eine neue Bittschrift an den Prinzen. Sie bezogen sich auf die Bestimmungen des Westfälischen Friedens und wiesen nach, daß die Vicarie im Normaljahre in katholischen Händen gewesen, und daß dieses protestantischerseits auch nie bestritten sei. Ebenso führten sie alle die feierlichen Zusicherungen an, in welchen die brandenburgischen Landesherren und noch kürzlich der damalige König versprochen hatten, daß sie die Rechte, wie sie beständen, aufrecht erhalten wollten. Allein es erfolgte ablehnende Antwort. „Wir katholische Domvicare haben darauf," berichtet Bertram, „unerschrocken gethan, was Sie uns angerathen, wir haben nämlich protestirt, als der lutherische neue Vicar, wie es Sitte ist, im Dormitorium der Kleriker sich legitimirte, ebenso zum zweiten Male, als er an seinen

Platz im Chore geführt wurde, um öffentlichen Besitz von demselben zu ergreifen, und ebenso zum dritten Male, als er die Quindena oder annum claustralem zu begehen präsumirte, alles in gehöriger Form Rechtens, so daß er niemals einen ruhigen Besitz prätendiren kann." Das werde übrigens nichts helfen, und wenn das so weiter gehe, würden alle katholischen Beneficien bald verloren sein, trotz aller Friedensbestimmungen, Recesse und Tractate. Wenn der Bischof eine mächtigere Hand habe, so möge er helfen. Dieser konnte nur rathen, die Sache dem kaiserlichen Hofrath zu übergeben. Zu Wien hatten die Klöster für ihre Beschwerden einen gemeinsamen Agenten, Gronefeld hieß er damals. Die Domvicare hatten übrigens schon einen eigenen protestantischen Advocaten in der Sache angenommen, der ihnen rieth, zunächst an die Halberstädter Regierung zu appelliren. Allein alle diese Bemühungen schienen deshalb erfolglos zu sein, weil die Domvicare kein Geld hatten, um den Proceß führen zu können, der Canonicus und Domvicar Bertram aber hatte noch einen andern ähnlichen Proceß am Halse, der ihm viel Geld kostete. Das Beneficium eines Katholiken, der noch lebe, sei bereits an einen Protestanten vergeben, ein anderes in derselben Gefahr. So müsse ein Proceß nach dem andern angestrengt werden. Diesen Brief Bertrams vom 30. Mai 1717 sandte der Bischof an den Cardinal Paolucci, den Präfecten der Propaganda, und berichtete, daß er den Kölner Nuntius veranlaßt habe, die Sache beim kaiserlichen Hofgericht anhängig zu machen; denn das sei das einzige Mittel, um die Beneficien zu retten. Den Papst möge der Cardinal ersuchen, daß er dem Kaiser die Sache an's Herz lege, damit sie energisch betrieben werde[1]). So lange Kurfürst Johann Wilhelm († 1716) lebte und der Bischof von Münster († 1718), konnte Steffani an diese sich wenden. Alle Klagen, die an ihn kamen, erschallen in seinen Briefen an jene wieder. Allerlei guten Rath, um Abhülfe zu schaffen, gab er ihnen. Dann sollten sie auf dem Frieden zu Utrecht die Sache anregen, dann dem König von Frankreich es vorstellen, daß er als Gerant des Westfälischen Friedens gegen die preußischen Bedrückungen auftrete; dann schlug er ihnen wieder vor, in freundlichen Worten an den neuen König zu schreiben. Man zerbrach sich beiderseitig den Kopf darüber, was am besten sei — und alles schien dann wieder nutzlos oder gefährlich. Kaiser und Papst wurden von ihnen in Bewegung gesetzt, der Eine sollte auf den Andern einwirken. In Rom wußte Steffani vor allem zu betonen, daß das Unglück nun da sei, daß es verhindert worden wäre, wenn man auf seine Vorschläge eingegangen wäre.

---

[1]) Archiv der Propaganda, Mission. settentr. ad annum 1715, vol. I, pag. 398.

Von allen Ansprüchen des Königs von Preußen gegen die Klöster war keiner so böse und so sehr eine Quelle der Drangsal, als jener, daß die Wahl des Klosteroberen in Gegenwart von königlichen Commissarien geschehen und vom König bestätigt werden müsse. Aller Bitten der Klöster ungeachtet hatte der große Kurfürst diesen Anspruch behauptet. Eine lange Reihe von harten und großen Geldstrafen verzeichnen die Urkunden bei Lehmann [1]), welche gegen die Klöster deshalb vollstreckt wurden, weil sie ohne Zuziehung der Commissarien Wahlen vorgenommen oder die Bestätigung derselben nicht eingeholt hatten. Andere waren den betreffenden Befehlen nachgekommen. Alle aber kamen in die äußerste Gewissensnoth darüber; denn solche Wahlen mußten nach canonischem Rechte als ungültig betrachtet werden. Im Jahre 1709 beanspruchte der König in mehrern Fällen sogar die Ernennung des Klosteroberen, weil die Wahl ohne seine Commissare geschehen sei.

Als im Kloster Ammensleben 1706 der neue Abt Bonifacius auf die genannte Art in sein Amt getreten war, verlangte der apostolische Vicar, der Weihbischof von Osnabrück, daß bei ihm die Bestätigung der Wahl nachgesucht werde. Seit 133 Jahren, antwortete der Abt, sei einzig von den protestantischen Fürsten die Bestätigung vollzogen, und gleichwohl hätten die Aebte ohne Scrupel ihr Kloster in weltlichen und geistlichen Dingen verwaltet. „Sie glaubten nämlich, daß durch die Bestätigung die Jurisdiction nicht übertragen, sondern nur die Thüre der Verwaltung des Amtes geöffnet werde, die Jurisdiction aber eine Folge der Wahl sei, und von den Wählern übertragen werde, eine Auffassung, welcher das jus canonicum günstig zu sein scheine, was auch daraus hervorgehe, daß die Bestätigung nichtig sei, wenn die Wahl es wäre.“ Daß dies die Auffassung der frühern Aebte gewesen, gehe auch daraus hervor, daß sie über 25 Jahre das Kloster verwaltet hätten auch in dem Falle, daß der protestantische Landesherr die Bestätigung verweigert habe. Eine andere Weise kenne er weder in seinem, noch in den Halberstädter Klöstern. Er habe allen Respect vor dem heiligen Stuhle und den apostolischen Vicaren, aber der apostolische Vicar möge erwägen, welche Aufregung entstehen würde, wenn er denselben um die Bestätigung bitte und dem König davon auch nur ein Jota bekannt werde.

Der apostolische Vicar scheint die Sache damals nicht weiter verfolgt zu haben. 1714 behauptete das Kloster Huysburg, daß bis dahin die Freiheit der Abtwahl keiner Beschränkung unterlegen habe. Erst 1704 hätten zwei Commissarien unter Protest des Klosters der Wahl beigewohnt. Bei der Neuwahl des Abtes im Jahre 1714 ließ das Kloster

---

[1]) A. a. O. S. 621 ff.

die königlichen Wahlcommissare zu. Gewählt wurde der P. Placidus Consen aus Neuhaus bei Paderborn.

Noch vor seiner Wahl hatte der Prior von Huysburg den Bischof benachrichtigt, daß sie gezwungen seien, die königlichen Wahlcommissare zuzulassen. Eben erst waren in den beiden Frauenklöstern Hedersleben und Adersleben Aebtissinnen in Gegenwart derselben gewählt, und dem St. Nicolaikloster zu Halberstadt waren vier Pferde gepfändet, um die Zulassung durchzusetzen. Die Huysburger standen unter dem Eindruck dieser Vorkommnisse und wagten nicht, den Forderungen des Königs zu widerstehen. Der Bischof hatte das Anerbieten gemacht, zur Wahl seinen Commissar zu senden, aber die Wahl war bereits vollzogen (24. October), als sein Brief ankam. Bald darauf sandte der neue Abt einen Pater nach Berlin, um zu sehen, ob Hülfe in den Bedrückungen zu erwarten sei. Er brachte die Antwort mit, daß bezüglich des Standes im Normaljahre nachgeforscht werden und darauf hin die Klagen der Klöster beschieden werden sollten. Zu diesen Klagen gehörte auch die Beschränkung der Abtwahl durch die königlichen Commissarien, die erst bei der vorletzten Wahl ihre Gegenwart erzwungen hätten; bei der des Abtes Nicolaus von Zitzwitz 1676 seien dieselben draußen geblieben. Damals habe der Kurfürst befohlen, daß die Freiheit der Wahl solle beschützt werden.

Unter den Klagen der Klöster gegen den König, die nach Rom und Wien gingen, stand diese Beschränkung der Wahlen obenan. Der neue Abt, welcher Mitleid und Hülfe von Rom erwartet hatte, mußte indessen harte Anklagen erfahren. Der Nuntius von Köln mußte dem Bischof berichten (7. September 1715), daß der Papst über die Vorgänge des Aeußersten erregt sei, zumal der Abt Theil daran habe, daß die Commissarien zugelassen seien. Dem Nuntius, der eben sein Amt erst angetreten, war dies äußerst unangenehm. Ihm sei nichts davon mitgetheilt. Der Abt vertheidigte sich dagegen, als habe er die Commissarien herbeigezogen, und sandte dem Nuntius eine Abschrift des Wahlprotokolls und des betreffenden königlichen Decretes. Der Nuntius hatte auch erfahren, daß das Kloster vor der Wahl einen Gesandten nach Berlin hatte gehen lassen, der dort wegen der Wahl verhandelt habe[1]), ohne daß der apostolische Vicar oder

[1]) Der P. Beda Roscamp, Prior des mit Huysburg vereinigten Benedictinerklosters zu Minden, bezeugte dem Bischof, daß man zwei Patres nach Berlin gesandt habe, um die Anwesenheit der königlichen Commissare bei der Wahl abzuwenden. Man habe durch Atteste von Bischöfen in Berlin vorgestellt, daß sie auf ihrer Wahlfreiheit beharren müßten, man habe Bestechungen und Bitten angewandt, alles sei vergeblich gewesen. Man habe die Wahl vornehmen müssen, um die gesetzliche Wahlfrist nicht verstreichen und das Wahlrecht nicht in die Hände des Königs devolviren zu lassen. Roscamp an Spiga 17. April 1717. Nr. 287 der Registratur des Bischofs, im Hannov. Staats-Archiv.

der Nuntius davon etwas gewußt. In Rom werde man die Sache sehr ernst nehmen.

Ende 1715 mußten in noch zwei andern Frauenklöstern Halberstadts Aebtissinnen gewählt werden. Die Nonnen wußten nicht, was sie thun sollten; sie schoben die Wahl hinaus.

Die Wahl des Abtes von Huysburg wurde in der That durch den Nuntius im Auftrage Rom's für ungültig erklärt und verlangt, daß eine nachträgliche Gültigkeitserklärung (Sanatio) derselben durch päpstliche Machtvollkommenheit von dem Abte erbeten werde, was ihm der Bischof (29. Januar 1716) mittheilte. Mit Schrecken, schrieb er ihm wieder, habe er das gelesen. Er könne nur darauf antworten, daß seine Wahl eine ganz canonische sei, an der gar keine Makel klebe. Andernfalls wären die Wahlen aller übrigen Klosteroberen nichtig. Hätten doch manche Kaiser der Wahl von Päpsten beigewohnt, und Niemand halte sie deshalb für nichtig. Man möge doch dem König von Preußen die Hände binden, dem sie in ihrer Bedrängniß gehorchen müßten, daß er aus Sachen, die ihn nichts angingen, seine Finger lasse. Er habe die Sache einzelnen dortigen Klerikern mitgetheilt. Dieselben schüttelten den Kopf, das seien unerträgliche Lasten. Man möge doch die vielen Strafen bedenken, die den Klöstern wegen der Wahlen bereits aufgelegt seien. Da sei eine Wunde, da ein Arzt nothwendig. In Minden habe ein guter katholischer Mann, nachdem er vom König Dispens erhalten habe, um eine Verwandte zu heirathen, solche Dispens Gewissens halber auch von dem apostolischen Vicar sich geben lassen, dafür sei er aber vom König mit 300 Thaler Strafe heimgesucht. Tag und Nacht seufze sein Kloster unter der Last der Bedrückungen und habe kaum Brod zu essen. Da möge Rom anheben, Wunden zu heilen. Wenn dieser Arzt erscheine, dann könne man froh sein und singen: beatus vir, qui fecit mirabilia in vita sua. Aber dieser Arzt erscheine nicht[1]).

Diese Sprache, gab der Bischof dem Abte zur Antwort, dürfe er dem Papste gegenüber nicht führen. Er will in mildern Ausdrücken und längern Auseinandersetzungen an den Nuntius berichten, daß es den Klöstern unmöglich sei, die Commissarien fern zu halten, daß dieselben sich in die Wahl selbst keineswegs gemischt hätten, außer daß sie dabei gewesen. Der Abt mit dem übrigen Klerus möge guten Muth haben, in väterlicher Liebe wolle er ihr Vorgesetzter sein.

---

[1]) Aehnlich schrieb er dem Subprior von Minden, dem er sein bedrängtes Herz ausschüttet: Non habeo ego majorem ansam suspirandi: quis me liberabit? Ego compatior tibi, et tu mecum habe compassionem, requiescamus adhuc tempus modicum et forte venturus est, qui salvet populum suum.

Aber der Nuntius beharrte darauf, daß der Abt die päpstliche Gültigkeitserklärung nachsuche. Sie werde ertheilt ohne alle Kosten und ohne daß Jemand davon etwas erfahre. Der Abt möge bedenken, welche Folgen sein Widerstand habe. Gerade in dieser Zeit stand der Nuntius mit seinem Collegen in Wien in Briefwechsel, um die energische Hülfe des Kaisers für die Klöster zu erwirken.

Ein Jahr verging. Die Sprache des Nuntius gegen den Abt wurde ernster. Er habe ihm im Namen des Papstes versprochen, daß volles Schweigen darüber solle beobachtet werden. Für seine Furcht sei kein Grund, er müsse dem Papste gehorchen. „Thut er es nicht, so habe ich Befehl, gegen ihn einzuschreiten, und dessen kann ich mich nicht entschlagen“ [1]).

Des Abtes Entrüstung wuchs nur noch mehr. Den Bedrückten noch mehr bedrücken, das sei der Sinn dieser Forderung. Der Bischof hatte ihm die Entscheidung mehrerer gelehrten Theologen über die Angelegenheit mitgetheilt. Er habe, schrieb der Abt zurück, die gelehrtesten Theologen, die denen des Bischofs nicht nachständen, welche für ihn sich entschieden. Hier müsse die Praxis des Landes in Betracht gezogen werden. Gerade jetzt würde unter gleichen Verhältnissen in Hadmersleben eine Aebtissin gewählt, in Beisein von Commissarien, die Ohren hätten und nicht hörten, Augen und nicht sähen. Daß seine Gründe nicht als durchschlagend betrachtet würden, wundere ihn nicht. Wenn der Nuntius nur ein viertel Jahr in des Abtes Lage wäre, so würde er ein anderes Lied singen in dem fremden Lande. Der Italiener, der durch ihr Land zöge und die Verfolgungen sähe, würde rufen: Comburantur haeretici, und die theologischen Räthe würden andere Entscheidungen geben, wenn sie das Brod der Trübsal essen müßten. Dieselben sollten nur einmal ansehen, wie ihm ein Eid auferlegt werde und ihm dann unter demselben Rechnung abverlangt werde über alle Ausgaben. Wenn dann für Briefe an den Papst, für Ausgaben bei seiner Abtweihe, die er vom Bischof von Spiga empfangen, der von Berlin verworfen sei, die Posten untersucht würden, dann würden sie etwas erleben. Wer dann die Strafe abwenden solle, wisse er nicht. Wenn er etwas gegen die Gesetze der Kirche verbrochen habe, wolle er gern dafür leiden. Er kenne diese Gesetze. Er wolle gern weinen mit den Weinenden, für das Wohl der Klöster, für den heiligen Glauben, für die verlassene Heerde, mögen auch Andere hoch aufspringen oder im Schlafe liegen.

Im März 1717 citirte der Bischof den P. Beda Roscamp, Prior von Minden. Er mußte dem Abte gütlich zureden. Wie die Sache

---

[1]) Brief vom 23. Januar 1717 an den Bischof v. Spiga.

eigentlich lag, das erfuhr der Bischof aus einem Briefe des Abtes an diesen P. Beda, den der Letztere ihm mit dem Bemerken zusandte, er sehe daraus, daß alle Mühe verloren sein würde, den Abt zur Vernunft zu bringen; er wisse auch kein Mittel [1]). Der Abt schreibt ihm:

„Als Landesstand des Fürstenthums Halberstadt habe ich einen Eid geleistet, den ich nicht verletzen darf ohne Wissen des Königs und seiner Regierung, zu dessen Präjudiz ich nichts zu unternehmen wage, sonst würde ich sowohl meine Person als das mir anvertraute Kloster der höchsten Gefahr, ja gänzlichem Untergang aussetzen. Wenn der Bischof vom König oder von der Regierung die Erlaubniß erwirkt, die päpstliche Erklärung einzuholen, so bin ich ganz bereit. Was die Censuren angeht, so mögen sie so viel gelten als sie wollen, sie können jedoch nicht über einen Unschuldigen fallen, der sich allen Statuten und Gesetzen, die hier gelten, gern unterwirft. Sind nicht in diesen Gegenden unsere Gegner erträglich? was kann also deren Gegenwart schaden? Der ganze hiesige Klerus, dem ich als Primas cleri secundarii die Sache habe vortragen müssen, wird gegen den Bischof, dessen Auctorität ich bis dahin geschützt, und auf's treueste vertheidigt habe, sich auflehnen, wenn er nicht in Zukunft milder mit den Seinigen umgeht. Er weiß auch noch die Fragen und Antworten, welche zwischen ihm und dem P. Guardian und dem Propst vom St. Johanneskloster gewechselt sind, als er von Berlin durch Halberstadt reiste und in der Franciscanerkirche die Weihen ertheilen wollte. Von beiden wurde er gefragt, ob er vom König und der Regierung die Erlaubniß habe, Episkopalhandlungen vorzunehmen. Er sagte: Nein. Auf die Frage, ob er seine Absicht der Regierung anzeigen wolle, antwortete er auch Nein; aber er machte von seiner Fingerspitze Gebrauch. Die Beiden aber sagten: Also ist es uns nicht erlaubt, einzuwilligen. Als er die Ordination vollzogen hatte, ging er fort und zog seiner Wege; wir aber bleiben hier unter dem Joche, und der Gefahr der Strafe ausgesetzt, die der Bischof nicht bezahlt. Und das ist kein panischer Schrecken, die Beispiele sind da. Wenn der Bischof ein besonderer und hoher Eiferer und Förderer der Rechte der Kirche sein will, so möge er mich und die einzelnen Klöster verschonen und eine Summe Geldes hier niederlegen, dann werde ich und die einzelnen Klöster gern bereit sein, Gültigkeitserklärungen zu erbitten, so oft es nothwendig ist. Unter so großer Gefahr aber, die sogar den Untergang der Klöster einschließt, wer mag da so unverständig sein und die Feder ergreifen, um sie zu erbitten? Daß ich in einzelnen Approbationen den Ausdruck potestate mihi delegata ausgelassen habe, ist absichtlich geschehen. Solche

---

[1]) Brief vom 2. April 1717.

Approbationen können in die Hände unserer Feinde fallen. Ich fürchte den Verlust aller Wahlfreiheit, die bis dahin von den Klöstern noch so ziemlich unverletzt ist bewahrt worden, welchen Verlust der Klerus Niemandem als dem Bischof von Spiga zuschreiben wird."

Es war bitter für den Bischof, solches zu erfahren. Er war es gerade, der den Abt in Schutz nahm und bei dem Nuntius entschuldigte. Dieser sagte, nicht darin, daß die Commissarien zugelassen, sondern daß ihre Zulassung von dem Capitel gleichsam canonisirt sei, liege das Unrecht und das Moment, wodurch die Wahl ungültig geworden. Mit Schrecken erfuhr er den Inhalt des obigen Briefes. Er wußte nicht, was er thun sollte. Da der Abt für jene Gegenden des Bischofs Bevollmächtigter war, rieth er, vorläufig ihm die gegebenen Facultäten zu entziehen. Wenn er dem Papste nicht gehorchen wolle, dann möge man ihn auch sich selbst überlassen und in Wien aufhören, für das Kloster zu wirken. Im Auftrag des Bischofs mußte P. Beda von neuem in den Abt dringen. Es sei gewiß recht, schrieb er ihm am 11. April, den Eid zu halten, aber gefährlich, denselben zu benutzen, um sich dem Gehorsam gegen den Papst zu entziehen. Was dieser fordere, falle zudem auch nicht unter den Eid, da sich derselbe auf die geistliche Jurisdiction nicht beziehe. Zudem sei der Bischof von Spiga erfüllt von mehr als väterlicher Liebe und Mitleid, und in diesem Gefühle handele er. Der Abt möge demselben doch nur folgen und wissen, daß dessen Forderungen von höherer Macht dictirt seien [1]). Auch mit dem Abte des Benedictiner-Klosters zu Werden verhandelte der Nuntius, um durch diesen auf den Huysburger einzuwirken. Derselbe that es auch, mußte aber schon bald dem Nuntius mittheilen, daß der ungehorsame Abt ihm nicht mehr antworte. So glaubte der Nuntius (Juli 1717) mit Censuren drohen und sie ausführen zu müssen, wollte jedoch nichts thun ohne des Bischofs Einwilligung.

Durch den Abt von Werden ließ der Nuntius ihm nun die Censuren ankündigen, zugleich berichtete er noch ausführlich über die sämmtlichen in Betracht kommenden Verhältnisse nach Rom, sowie es der Bischof von Spiga ihm eingab.

Dieser hörte nicht auf, den Abt zur Nachgiebigkeit zu mahnen. Derselbe meinte dann, der Bischof möge selbst aus eigenem Antrieb die Sanation erbitten. Wenn derselbe mit Entziehung der Vollmachten drohe, so sei ihm das überaus gleichgültig, da ihn keine Ehrsucht quäle, obschon die Sache deshalb der Erwägung werth sei, weil der Abt von Huys-

---

[1]) Er bittet den Abt so innig er kann, ne consilium filii patrem integerrime amantis in vanum ducat. Adhuc tempus est consulendi et sibi et filiis et quidem sine ulla dedecoris nota, sine periculo mulctae, sine violatione juramenti, sine ulla revelationis formidine et, quod caput est, sine ulla consequentia.

burg von Gründung des Klosters an den Primat unter dem Halberstädter Klerus gehabt habe[1]). Der Bischof betrieb dann eine Visitation des Klosters durch den Abt von Helmstedt. Ob sie stattgefunden und der Abt zum Gehorsam gebracht wurde, ersehe ich nicht. Unter den sich immer mehr steigernden Bedrückungen der Klöster im Jahre 1719 trat anscheinend die Wahlsanation des Abtes in den Hintergrund. Wahrscheinlich hat der Bischof selbst in Rom beantragt, daß der Papst die Wahl für gültig erkläre, wenn nicht die ganze Sache unerledigt geblieben ist.

Der Abt wurde eben bischöflicher Delegat genannt. Auf diese Angelegenheit müssen wir noch einen Blick werfen. Steffani's Vorgänger im Vicariat hatte dem verstorbenen Abte Jodocus eine Reihe von ausgedehnten Vollmachten gegeben, die ihm der Bischof von Spiga 29. December 1709 erneuerte. Durch die Facultät, Andere zu subdelegiren und bis zehn Priester seines Ordens zum Beichthören und zu andern geistlichen Functionen im Gebiete der alten Diöcesen Halberstadt und Magdeburg zu bestimmen, war der Abt Vertreter des apostolischen Vicars in diesem abgegrenzten Gebiete. So wie so galt der Abt von Huysburg seit alter Zeit als Primas des niedern Klerus der Diöcese Halberstadt. Weitere Gewalt hatte zwar der Abt erbeten, aber nicht erhalten. Auch der Abt Placidus erhielt dieselbe Stellung, die auch mit dem Namen eines Archipresbyters bezeichnet wurde.

Als der Bischof von Spiga eben sein Amt angetreten hatte, schien es, als ob er den Guardian des Franciscanerklosters zu Halberstadt zu diesem Amte ausersehen habe, weshalb der Halberstädter Dominicaner

[1]) Im December 1717 und im April 1718 schrieb P. Beda dem Bischof über den Abt Dinge, die einen tiefern Einblick in die Gesinnungen des Mannes gewähren: Abbatem nostrum quod attinet, obduratum est cor Pharaonis; omnes confratres nostros intelligentes et sese sapientiores relegat vel Mindam vel ad alia loca, (inter quos et ipse Prior Bernardus Knehem numeratur) horumque loco vel assumit idiotas vel aliqua notatos macula malae conversationis; in specie unum seniorem duobus ante annos Mindam propter graviora scandala missum revocavit Huysburgum, ex quo, cum recens adhuc scandali memoria in populo haereat, judicium eius aut temeritas facile dignoscetur; adeoque patronus malarum causarum nec non vitiorum comprobabitur. Ex his sufficienter colliget Ia V. D. deplorandam Huysburgi faciem. Lamentationes Jeremiae Huysburgi vel maxime accini posse nemo dubitat — ast patientia. — Des P. Beda Klagen über den Abt steigerten sich in dem folgenden Briefe vom 1. April 1718 zu Ausdrücken, die an Verzweiflung streifen: Factum est Huysburgum sub regimine hoc delirante opprobrium hominum et abjectio plebis. O Huysburgum, nobile quondam religiositatis perfectae domicilium! quis medebitur tibi? an Episcopus? piam huius opem spernet insanus Abbas. An Congregatio Bursfeldica? poterit fortassis, sed erit vir impartialis et visitator aequus? Hannov. St.-A. a. a. O.

P. Ferd. Zum Nordt sich eiligst an den Bischof wandte, um dies abzuwenden, es sei darüber unter den Prälaten und dem Klerus eine große Bestürzung und Aufregung entstanden. Die Franciscaner würden von den andern Klöstern unterhalten; für den seraphischen Orden sei eine solche Würde unpassend, nur Verwirrung würde daraus entstehen. Die Würde gebühre nur dem Abt von Huysburg[1]). Weiter klagt er über Anmaßungen des Guardians, der den andern Ordenskirchen die Parochialgerechtigkeit abstreite und viele Verwirrung anstifte, so daß der ganze Klerus über ihn böse sei. Des Dominicaners Furcht war grundlos. Der Abt von Huysburg blieb in seiner Würde.

So viel Veranlassung der Bischof auch hatte, dem Abte Placidus die Facultäten zu entziehen, er that es nicht. Im Jahre 1722 führte der Kölner Nuntius und ein Provicar, der Canonicus Majus, die Geschäfte des Vicariats während der Abwesenheit des Bischofs weiter. In dieser Zeit wurde dem Abte Placidus das Amt eines Delegaten wirklich entzogen und dem Propst des Klosters Hamersleben, Theod. Zeppenfeld, übertragen. Allein dies geschah gegen den Willen des Propstes, der eben erst den Zorn des Königs bei der Sequestration des Klosters in so hohem Grade empfunden hatte. Er resignirte deshalb sofort auf dies Amt.

Dagegen machte der neue Abt von Huysburg, Matthias Hempelmann, Miene, das Vicariat vom König anzunehmen, nachdem der Kölner Nuntius am 6. Februar 1725[2]) ihm verboten hatte, in der Eigenschaft eines Primas der Halberstädter Klöster über dieselben Jurisdictionsacte auszuüben. Obschon der Bischof von Spiga zurückgekehrt war und wieder in Hannover residirte, hatte doch der Kölner Nuntius die Vicariatsgeschäfte über die Katholiken von Halberstadt in Händen behalten. Im Jahre 1726 versuchte der Bischof durch die hannöverschen Minister noch einmal Eintritt zu erlangen in preußisches Gebiet[3]), wahrscheinlich, weil die preußische Regierung, wie es eine Zeitlang schien, mit Erfolg die Verhandlungen mit dem Abte Hempelmann fortführte. Jedoch besann sich derselbe und lehnte das Amt ab[4]). Der Verlauf dieser Ablehnung, soweit sie sich vor den Augen der preußischen Regierung abwickelte, ist aus den bei Lehmann abgedruckten Urkunden Nr. 638—683 bekannt. Der Abt nahm zuerst das Vicariat an, machte aber Bedingungen, verlangte die Zustimmung des Papstes, dann traten alle Klöster offen dagegen auf und erklärten, ihn nicht als geistlichen Vorgesetzten anerkennen zu können.

---

[1]) Nr. 231 der Registratur des Bischofs v. Spiga. Hannov. St.-A.
[2]) Lehmann a. a. O. Urk. Nr. 638.
[3]) Das. Nr. 678.
[4]) ‚Katholik' a. a. O.

Schließlich ließ die Regierung von ihm ab, obschon sie mit Androhung von Strafen den Klerus zu zwingen begann, den Vicar anzuerkennen und seine Anerkennung in Rom zu erwirken. Heftige Klagen darüber kamen wieder vom Prior zu Minden an den Bischof[1]). Der Dompropst von Minden meinte, der Bischof von Spiga müsse einfach dem Klerus verbieten, in der Sache etwas zu thun. Andere sagten, der Abt solle das Vicariat dem König zurückgeben und seine Kränklichkeit vorschützen, allein wer wolle das ihm anzurathen wagen! Die Excommunication des Abtes sei wirkungslos. Dieser schrieb wiederum an den Prior nach Minden, wie wehe es ihm thue, daß der Klerus seinethalben bedroht sei. Er sei schuldlos daran. „Ich muß mich nunmehro passive verhalten und kann Ehrent halber der königlichen Gnaden mich nicht absolute widersetzen; anfänglich habe ich genug depreciret, auch vermeinet, daß es nunmehro ganz still wäre. Er kann dem Herrn Bischof von Spiga die Versicherung thun, daß ich in dieser Sache unschuldig."

Der Bischof konnte mit einem gewissen Hohn über die Versuche der preußischen Regierung reden, die also handele, wie wenn es in der Macht der Katholiken stände, einem solchen Vicar zu gehorchen, und wie wenn 1000 solcher Decrete nicht außer Stande wären, dem Abte von Huysburg die geringste Jurisdiction zu geben. Da der König von Preußen damals gerade mit dem Kaiser in ein freundliches Verhältniß getreten war, meinte der Bischof, so werde ein geringer Druck von Wien schon Hülfe schaffen. Daß der Abt die Angelegenheit eingefädelt habe, komme daher, daß er, der Bischof und der Nuntius ihm die Facultäten nicht gegeben hätten, welche seine Vorgänger erhalten haben. Der Abt habe sich rächen wollen. Uebrigens suchte derselbe bald selbst Gelegenheit, wieder mit dem Bischof in Verkehr zu treten. Da jede Verbindung mit demselben durch königliche Befehle bei großer Strafe dem Klerus verboten wurde, so kam derselbe in Verlegenheit, als es sich 1727 darum handelte, das damals ausgeschriebene Jubiläum zu verkünden. Da rieth nun der Abt selbst dem Prior zu Minden: „Was das Jubiläum anbetrifft, muß der Herr Prior Niemandem sagen, daß er solches vom H. Spigacensi erhalten, welches wir hiesigen Orts auch nicht thun. Wir gehen damit caute um, und wenn wir sollten darum zur Rede gestellt werden, so ist die Antwort, die Patres Franciscani und Dominicani

---

[1]) Brief vom 23. September 1726: „O calamitas grandis! O ambitio caeca! quorsum mortalia cogis pectora? siccine igitur ecclesia nutrit filios degenerantes in vulpes demolientes vineam Domini! O piissima mater ecclesia, qui fieri potest, ut in sinu tuo foveas huiusmodi filium? etc." Den Abt nennt er weiter „non patrem sed tyrannum despotice in clerum dominantem." Hannov. St.-A. Nr. 287 a. a. O.

hätten die Notice von ihren Provincialibus, und wir übrigen accomodirten uns ihnen. Zu Minden können Sie sagen, wann Nachfrage geschehen sollte, sie accomodirten sich den Halberstädtschen, und da Sie vernommen, daß sie allda annum sanctum hielten, hätten sie es auch angefangen. Da nun der Präsident Hamrath, der diese Sache stark pussiret, todt, und ich nicht allein bei Sr. königl. Majestät suppliciret, hiermit (mit dem Vicariat) verschont zu werden, sondern auch bei Hofe mit mehreren remonstriret, daß Se. königl. Majestät auf solche Art, wie es der Hamrath vorgehabt, nichts zum Stande bekommen würde, also wird es schon liegen bleiben."

Es geschah auch so. So lange der Bischof von Spiga lebte, wurden keine neue Versuche gemacht, einen Vicar von Königs Gnaden anzustellen. Auch die folgenden Versuche mit dem Abt von Neuzelle mißglückten.

Neuntes Capitel.

Rücktritt vom apostolischen Vicariat. Rückkehr zu demselben. Tod (1728).

Mit dem Tode des Kurfürsten Johann Wilhelm von der Pfalz (1716) und des Fürstbischofs von Münster und Paderborn, Franz Arnold, (Weihnachten 1718) war der Bischof von Spiga seiner besten Freunde und Helfer beraubt. Der Tod des Kurfürsten traf ihn hart genug. Härter noch der des Fürstbischofs; denn seitdem war es aus mit seinem Winter-Quartier in Neuhaus und mit der Gastfreundschaft, die er dort genossen hatte. Die Dienste, welche Steffani dem Fürstbischof geleistet hatte, und welche diesem einen Weihbischof entbehrlich gemacht hatten, wurden von seinem Nachfolger nicht begehrt; dessen Onkel, der Kurfürst von Köln, war ihm nicht wohlgesinnt. Für Münster wurde ein Weihbischof eingesetzt; unser Steffani war es nicht. Längere Zeit verweilte er im Winter und Sommer 1719 beim Nuntius in Köln. Sollte er noch auf seinem Posten im apostolischen Vicariat aushalten, so blieb ihm nichts übrig, als seinen dauernden Wohnsitz in Hannover zu nehmen, wohin er im Frühjahr 1720 übersiedelte, obgleich der Mangel an genügenden Mitteln ihm dieses erschwerte. Weder das geringe von der Propaganda für den apostolischen Vicar ausgesetzte Gehalt, noch seine Einkünfte von seinen Abteien zu Lepsing und Carrara reichten ihm aus. Die Erträgnisse der Propstei Selz, so groß sie waren, konnte er nur zu einem ganz geringen Theile gewinnen, da dieselben den Jesuiten in Straßburg zuflossen, mit denen er bis an sein Lebensende vergeblich um dieselben kämpfte. Dieser Streit, bei dem man in Rom ihm nicht zu Willen war, füllt die

ganze Zeit seines Vicariates aus, verbitterte ihn immer mehr und war mit die Ursache seiner Drohungen, das Vicariat niederzulegen. Er war endlich 1719 mit dem Nuntius eins darüber geworden, daß er nur eine günstige Gelegenheit abwarten wolle, um mit Ehren und in Uebereinstimmung mit dem apostolischen Stuhle von dem Vicariat sich zurückzuziehen. Dabei handelte es sich auch um die Ernennung eines Nachfolgers für ihn. So oft nun auch die hannover'schen Minister ihm versicherten, daß der König darüber erfreut sei, wenn er in Hannover wohne, so wenig war er geneigt, einen andern apostolischen Vicar daselbst seinen Aufenthalt nehmen zu lassen.

Bei der Ernennung eines Weihbischofs für Münster und Paderborn und des Suffraganbischofs von Osnabrück 1719 und 1720 suchte der Nuntius von Köln die Wahl auf eine solche Person zu lenken, die des Bischofs von Spiga Nachfolger sein könnte. Ohne dessen Hülfe, schrieb der Nuntius nach Rom, sei die Zulassung seines Nachfolgers in Hannover unmöglich. Im Juli 1721 erhielt er von Rom die Nachricht, daß der h. Vater den Canonicus von Münster und Paderborn, Wolff von Metternich, zum Nachfolger desselben ernannt habe[1]). Dem Nuntius wurde aufgegeben, den Bischof von Spiga zu ersuchen, daß er denselben zur Annahme des Vicariates bestimme. Auch bat er den Bischof, ihm Vorschläge zu machen für das Osnabrücker Suffraganat. Dieser aber wollte keinen offenen Nachfolger, sondern einen geheimen Vertreter, der zunächst mit ihm in Hannover zusammen lebe, Kenntniß über die Missionen sich verschaffe und allmälig in seine Freundschaft am hannover'schen Hofe eingeführt werde[2]). Und so unterblieb die Ernennung des genannten Canonicus.

Zum Suffragan von Osnabrück hatte der Kurfürst von Köln, dem die Ernennung zustand, den Baron von Hörde ausersehen. Allein nach der Meinung Steffani's war derselbe nicht der Mann, welcher zu seinem Nachfolger geeignet sei, während dieses bei dem Herrn von Metternich in hohem Grade der Fall wäre[3]). Der Erstere sei am Hofe zu Hannover nicht gut angeschrieben, und könne mit seinem Auftreten alles verderben. In Rom nahm man deshalb noch Abstand, die Ernennung zu vollziehen. Dagegen wurde er Ende 1721 Weihbischof von Osnabrück.

In derselben Zeit wurde der bisherige Inhaber der Kölner Nuntiatur, Tantini, zum Nuntius in Warschau ernannt. Auf seiner Reise dahin war er anfangs Februar 1722 als Gast bei dem Bischof in

---

[1]) Archiv der Propaganda. Kölner Nuntiaturberichte Nr. 129, fol. 99.
[2]) Daselbst. Brief des Nuntius vom 31. Aug. 1721, fol. 116.
[3]) Vatican. Archiv, Lettere dei Vescovi ad annum 1721, Nr. 137, fol. 1.

Hannover. Der Entschluß desselben war bereits gefaßt und der Nuntius bestärkte ihn darin. Ehe noch ein Nachfolger für ihn bestimmt war, reiste er von Hannover ab, um auf seine Abtei Carrara sich zurückzuziehen, ohne jedoch das Vicariat niederzulegen. Im Juli 1722 war er bereits in Frankfurt a. M., Mitte August in Augsburg, im September in Venedig und Padua. Dem Canonicus Majus in Hildesheim hatte er einen Abschiedsbrief gesandt und ihm gesagt, er werde die Missionen nicht aus den Augen verlieren. „Cur nos pater deseris, aut cui nos desolatos relinquis," schrieb dieser ihm wieder und drückt seine Hoffnung aus, daß er zurückkehren werde.

Jetzt bat der Weihbischof von Osnabrück die Propaganda direct darum (16. Oct.), das apostolische Vicariat ihm zu übergeben, wenn der Bischof von Spiga nicht zurückkehre, und dieser schlug ihn jetzt zu seinem Nachfolger vor [1]). Da sich die Missionare an den Kölner Nuntius wandten, bat auch dieser um die Facultäten in Rom, welche seinen Vorgängern für solche Fälle gegeben seien [2]). Dem hannover'schen Minister Grafen Bothmar schrieb Steffani, als er eben die Alpen überschritten hatte, er sehe schon voraus, daß er bald nach Hannover zurückkehren müsse. Und bereits im December 1722 arbeitete der Kölner Nuntius beim Cardinal-Staatssecretair in derselben Richtung. Die Missionare in Hannover hatten den Nuntius schon bestürmt mit ihren Klagen, daß es ihnen an Unterhaltsmitteln mangele, und daß er für sie sorgen möge.

Anfangs December 1722 ernannte die Congregation der Propaganda den oben genannten Canonicus Majus zu Hildesheim mit dem Titel eines Provicars zum Stellvertreter und Nachfolger des Bischofs von Spiga. Der Kölner Nuntius schrieb darüber dem Marquis de Nomis in Hannover (29. Dec.), daß die Congregation die Ernennung vollzogen habe, weil sie es für unmöglich halte, den Forderungen des Bischofs von Spiga zu genügen. Um die armen Katholiken des Vicariats nicht zu erschrecken, möge man diese Entscheidung geheim halten, obschon der Provicar ein Mann von größtem Eifer sei, der auch bei der Congregation in vollem Ansehen stehe. Dieser zögerte nicht, den Marquis um seinen Beistand an den Höfen zu Hannover und Berlin zu ersuchen. Die Sache sei ihm so plötzlich gekommen, daß er sofort geistliche Uebungen angefangen habe, um sich zu sammeln. Der Bischof von Spiga habe ihm kein Wort darüber vorher mitgetheilt. Er erhielt dessen Briefe jedoch unmittelbar darauf. Seine Ernennung scheint ganz unvorbereitet und aus eigener Initiative der Propaganda erfolgt zu sein, denn in der Correspondenz des Bischofs von Spiga wird er als Candidat für das

[1]) Archiv der Propaganda Mission. settentr., Tom. V, Briefe vom 16. u. 31. Oct.
[2]) Nuntiaturberichte das. Brief vom 23. Dec.

Amt eines Provicars nicht erwähnt. Der Bischof wußte im Voraus, daß seine Amtsführung nicht lange dauern konnte. Als er ernannt war, hat die Congregation den Bischof gebeten, ihm in Hannover die Wege zu bahnen. Er versuchte dies auch sofort, indem er die Minister von Bothmar und von Görtz bat, für dessen Zulassung in Hannover zu wirken. Der Erstere schrieb ihm sofort am 9. Januar, daß der König in Hannover keinen andern apostolischen Vicar dulde, als den Bischof; nach Hannover ging sogleich ein desfallsiges Decret des Königs. Der Bischof wußte das und hatte den Grafen gebeten, dies sofort einigen Gesandten mitzutheilen. Unter dem 16. Januar 1723 antwortete ihm der Minister von Görtz aus Hannover, daß er mit seinem Collegen von Bernstorff über Majus conferirt habe. „Wir waren nicht nur beide überrascht wegen der Ansprüche, die man in Rom macht, uns einen Menschen hersenden zu wollen, der Unterthan eines benachbarten Bischofs ist, was, wie Ew. Exc. wissen, wider die Gesetze ist, sondern wir konnten auch erwarten, daß man über eine Angelegenheit von solcher Wichtigkeit mit uns in Verbindung träte, und E. Exc. können denken, daß es in unserer Macht nicht steht, den Herrn Majus hier zuzulassen, obschon Sie ihn sehr empfohlen haben." Er habe mit Herrn von Nomis und andern Mitgliedern der hannover'schen Gemeinde geredet und Keinen gefunden, der nicht wüßte, daß ihr Wohl und das Mittel, um in Ruhe zu leben, darin bestände, daß man den Bischof auf seinem Posten belasse. Er sei sogar überzeugt, daß dessen kurze Abwesenheit von demselben hinreiche, um den dortigen Katholiken den größten Nachtheil zu bringen. Er möge deshalb nur eiligst wieder über die Alpen steigen. Wenn der Cardinal Albani die hannover'schen Angelegenheiten leite, so seien sie in guten Händen, aber in solchen, die nichts thun könnten. Weder Majus noch sonst eine Person von Auszeichnung würde in Hannover zugelassen, ob er Vicar oder Provicar heiße.

Der Kölner Nuntius war gleichfalls von der Ernennung überrascht und drückte sofort dem Bischof gegenüber (24. Jan.) seinen Zweifel aus, ob man mit derselben Glück haben werde. Er wolle sich nicht widersetzen, da er der treueste Executor der Befehle der Propaganda sei. In der Ferne erschienen die Verhältnisse anders als in der Nähe. Einen Augenblick habe er geglaubt, daß er, der Bischof, zu dieser Ernennung gerathen habe, aber er wisse, daß derselbe einen Mann von größerm Ansehen wünsche. Die Congregation habe jedoch die Ernennung in der Hoffnung vollzogen, daß der Bischof den Majus mit seinen Instructionen und seiner Hülfe unterstützen werde, und so könnte es vielleicht angehen.

Sehr viel Interesse hatte der Bischof von Spiga nicht daran, daß es mit Majus gut ging. Es konnte ihm nur angenehm sein, wenn

seine Unentbehrlichkeit im Vicariat sich jetzt besonders klar herausstellte und damit zugleich die Nothwendigkeit, daß die Einkünfte der Propstei Selz ihm ganz überwiesen würden. Der Minister von Bothmar wußte dies, er schrieb ihm (29. Jan.): „Sie können versichert sein, daß wir Niemanden auf Ihrem Platze dulden werden. Ich hoffe auch, daß Ihnen bald die Mittel gewährt werden, dahin zurückzukehren.“ Den Provicar werde man die Abneigung des Königs gegen ihn fühlen lassen. „Majus wird hier Provicar sein, wie die Fürsten von Sachsen Herzöge von Cleve sind,“ meinte von Görtz. „Der Schöppenstädter Magistrat erließ einmal einen Haftbefehl gegen einen Krebs, ohne je ein solches Thier gesehen zu haben.“ Dagegen wird in jedem der zahlreichen Briefe der genannten Minister an den Bischof der Hoffnung Ausdruck gegeben, daß derselbe zurückkehre und daß der König sich freue, ihn in Hannover wiederzusehen. Selbst die Damen der Minister ließen ihm diesen Wunsch mittheilen. In Rom, meinte von Görtz, müsse man doch einsehen, daß seine Rückkehr nur in Ansehung seiner Person gewünscht werde. Denn der König wolle in Hannover durchaus keinen andern apostolischen Vicar dulden.

Im Mai wurde von französischer Seite in London versucht, die Zulassung eines andern apostolischen Vicars, der dem König genehm sei, zu erwirken. Graf Bothmar vermuthete, daß der Internuntius von Brüssel die Sache bei dem französischen Gesandten angeregt habe. Seine Bemühungen blieben natürlich erfolglos. Gleiche, ebenfalls vergebliche Anstrengungen wurden auch von Wien aus gemacht. Der Kölner Nuntius berichtete schon am 7. Februar an die Congregation, daß alle Bemühungen, die Zulassung des Majus zu erwirken, vergeblich sein würden, zumal derselbe ein Convertit sei, was in Hannover bekannt war. Dem Nuntius in Köln wurde dann aufgetragen, andere Personen in Vorschlag zu bringen. Er präsentirte der Congregation den neuen Weihbischof von Osnabrück, von Hörde, der zwar noch jung und langsam in seinen Arbeiten sei, aber am hannover'schen Hofe Verwandte habe, ferner den Baron von Westerholz, der ein geistvoller Mann und als kurkölnischer Gesandte am hannover'schen Hofe bekannt, aber in kirchlichen Dingen unerfahren und wegen seiner geringen Einkünfte außer Stande sei, in Hannover zu residiren. Als Dritten nannte er den Herrn von Twickel, der später, im December 1723, Weihbischof von Hildesheim wurde, damals Präsident der dortigen bischöflichen Kammer war und als sehr einsichtsvoller Mann bezeichnet wurde. Für diesen werde auch der Bischof von Spiga eintreten [1]).

---

[1]) Archiv der Propaganda a. a. O. Nr. 131, 132, S. 221.

Der Canonicus Majus war sich von vorn herein bewußt, daß sein Provicariat nicht lange dauern könne, und er suchte deshalb, wohl auf die Anregung des Bischofs, den Herrn von Twickel zur Uebernahme des Vicariats zu bewegen. Derselbe gab ausweichende Antwort, lehnte aber nicht ab. Bis zur baldigen Rückkehr des Bischofs, meinte Majus, wolle er den Anprall aushalten, der von Hannover auf ihn gemacht wurde, von woher sowohl der Herr de Romis als auch die Missionare ihm schrieben, daß er nur nicht dahin kommen möge. Gleichwohl nahm er jede Gelegenheit wahr, um sein Amt auszuüben. Seine Ernennung machte er sofort den Missionaren und Klöstern bekannt, von denen zu Hannover und Celle forderte er genaue Berichte ein, die er nicht erhielt. Nach Hannover sandte er eine Fasten-Verordnung, die einer der Missionare von der Kanzel verkündete, was Veranlassung gab, daß sich die Regierung einmischte. Der Missionar sollte die Fasten-Verordnung widerrufen; die ganze Gemeinde kam in Aufregung, die Laien mischten sich ein, und Manche thaten, wie wenn sie die Obern der Missionare wären. Diese fürchteten sich, mit Majus zu verkehren, da die Regierung solches verboten hatte. Er klagte darüber und wandte sich um Rath und Hülfe an den Bischof von Spiga [1]).

Ueber die Thätigkeit des Provicars wußte derselbe genau Bescheid. Ein ihm befreundeter Geistlicher, Lücken, zu Hildesheim, der dem Provicar nicht besonders hold war, stand mit Steffani in regem brieflichen Verkehr über ihn. Seine Hauptthätigkeit schien in der Absendung von zahlreichen Schriftstücken und Briefen, zumal nach Rom, zu bestehen. Was er dahin berichtete, wurde dem Bischof nach Venedig kund gemacht. Man hatte ihm auch befohlen, bei dem Bischof sich fortwährend Raths zu erholen. Steffani klagte aber, es scheine, als habe Majus dies nicht nothwendig, „so mir vieler Ursachen halber sehr lieb ist". Lücken sagte von ihm (15. Febr. 1723), er werde von seinen Amtsbrüdern in Hildesheim nicht Provicar, sondern Contrevicar genannt. „Mein Gott, was Mühe thut sich dieser Mann ahn, schreibt Tag und Nacht auf Rom an S. Emz. den Cardinal Sacripantes und auf Cöln an den H. Nuntium. Hiesiges Postamt leidet keinen Schaden bei seiner fleißigen Correspondenz." Der Correspondent thut neidisch über die vielen Beneficien, welche man in Rom dem Provicar zuwende. Als für die Osterzeit, wie es immer geschehen, in Hannover Hildesheimer Ordensgeistliche Aushülfe leisten sollten, weigerten sich die Obern; sie würden es zugeben, sagten sie, wenn der Bischof von Spiga darum bitte.

---

1) Correspondenz mit Majus. Hannov. St.-A. Calenb. Briefe a. a. O. Nr. 78b Provicariatum concernentia.

Wegen dieser Schwierigkeiten, die dem Provicar entgegenstanden, bat der Kölner Nuntius die Congregation um die nothwendigen Facultäten, daß er die Geschäfte des apostolischen Vicars selbst in die Hand nehmen konnte. Auch unter den brandenburgischen Katholiken waren Wirren entstanden über die Ernennung des Prälaten von Hamersleben zum Delegirten des Provicars. Auch hier hatte die Regierung davon Nachricht erhalten, und die Sache ging wie in Hannover. Majus klagte, daß die dortigen Katholiken die Ernennung in die Oeffentlichkeit gebracht und die eigene Religion verrathen hätten. Diese Ernennung war jedenfalls verfehlt und mußte zu Wirren führen. Der Bischof von Spiga hatte Jahre lang alle Veranlassung, dem Abt von Huysburg die Delegation zu entziehen und einem Andern zu übertragen, aber er hatte es nicht wagen dürfen. Majus that es.

Am meisten geriethen über das Provicariat des Majus selbstverständlich die Verhältnisse in Hannover in Verwirrung. Als der Bischof von dort abreiste, hatten Alle die Hoffnung, daß er bald zurückkehre. Sie schien zu schwinden, als der Provicar ernannt wurde. Der Missionar La Sisière schrieb ihm deshalb im Januar 1723, daß er erschrocken sei über das Gerücht, der Bischof werde nicht wiederkommen. Ein härterer Schlag könne der Gemeinde nicht versetzt werden. „Wo sollte sich ein Prälat finden," sagt er, „der so geliebt wäre vom König, so angenehm dem ganzen Hofe, so geehrt von den ersten Ministern und allen angesehenen Personen, Eigenschaften, die durchaus nothwendig sind, um uns gegen die Verfolgungen zu vertheidigen, die Sie bis jetzt zum Nutzen unserer Religion gewandt haben. So habe ich an den Cardinal Caraffa geschrieben, damit er die Congregation darüber belehre, und daß wir ohne Sie alles verlieren, daß aber derjenige, welcher zum Provicar ernannt worden, auf keine Weise im Stande sei, einen so großen Verlust zu ersetzen, da er weder die Auctorität noch das Talent dazu hat."

Die beiden andern hannover'schen Missionare Stentrop und Witten waren zum Unglück Convertiten. Das war für die Regierung Grund genug, sie von Hannover auszuweisen. Der Erstere war zudem ein Verwandter des Provicars. Gleich im Januar 1723 ließ ihn der Minister von Bernstorff vor den Gerichtsschulzen citiren, wo ihm aufgegeben wurde, sofort davon ihm Nachricht zu geben, wenn der neue Provicar etwas von sich hören lasse, besonders wenn er Befehle ertheile. Dann wurde ihm gesagt, daß der Missionar Witten binnen fünf Tagen Hannover verlassen solle. Als er für ihn bat und sagte, daß dann die Hälfte des Gottesdienstes ausfallen müsse, wurde er an den Bischof von Spiga gewiesen. In einer Audienz bei dem Minister von Bernstorff hörte der Missionar dasselbe: „Wir wollen hier einen solchen Mann nicht haben, wir wollen

von einem Vicar oder Provicar nichts wissen, der hier etwas zu sagen haben will." Der Provicar möge sich nichts anmaßen und sich in Acht nehmen. Als der Missionar die Noth der Gemeinde vorstellte, wenn Witten abziehen müsse, sagte der Minister, der Missionar solle an den Bischof schreiben, er wolle dessen Antwort abwarten.

Zwischen den Missionaren und den Mitgliedern der Gemeinde kam es darüber gleichfalls zu Streitigkeiten. Der Missionar La Sisière hielt es mit den Franzosen, die Deutschen waren den beiden Andern zugethan. Stentrop hielt sich für verleumdet und klagte darüber. Es entstand eine Art Schisma, zumal als Stentrop die oben erwähnte neue Fasten-Verordnung veröffentlichte, obschon der Bischof befohlen hatte, daß die alte fortbestehen sollte. Zu Ostern verließ auch Stentrop, nachdem Witten bereits abgegangen war, die Gemeinde. Auf Bitten des Herrn de Romis hatte der Abt des Michaelsklosters vor Hildesheim den P. Stolte nach Hannover gesandt. Aber da die Regierung durch eine unvorsichtige Aeußerung Stentrops dahinter gekommen war, daß er Ordensmann sei, wurde auch dieser ausgewiesen. Stentrop, der in Hildesheim beim Provicar sich aufgehalten, kam zurück, wurde aber jetzt von der Regierung ausgewiesen, weil er Conferenzen mit dem Provicar gehalten habe. La Sisière meinte, das alles sei eine Fügung der göttlichen Vorsehung, weil dadurch hoffentlich bewirkt werde, daß man in Rom zur Einsicht komme und daß Steffani zurückkehre, den er mit den Seinigen für ihren rechtmäßigen Bischof halte.

Von den Missionaren und der Gemeinde gingen bald lange Berichte an die Congregation der Propaganda und den Cardinal-Staatssecretair über diese Zustände. Die Kirchenvorsteher von Hannover zumal klagten, daß jetzt die Prädicanten mit einer besondern Bitterkeit wider die Gemeinde arbeiteten. Nachdem sie nicht mehr vom Bischof von Spiga im Zügel gehalten würden, seien sie rasend geworden. Die Einsetzung eines Provicars sei gewiß in der Absicht geschehen, um für den Bischof Ersatz zu schaffen, aber sie habe unglücklicher Weise mehr Böses als Gutes gestiftet. Gerade dadurch seien Regierung und Prädicanten in Wuth gebracht. Der Bischof dagegen, der vom König geliebt, von den Ministern geschätzt, vom ganzen Adel und Hof verehrt sei, dem es keiner gleich thue in der Art seiner Verhandlungen, könne allein die Verwirrung beilegen und Ordnung schaffen. Zum Unglück sei der Provicar selbst ein Convertit, abgesehen davon, daß ihn Niemand anders kenne, denn als einfachen Missionar. Wohl sei ihnen bewußt, daß der Bischof von Spiga sich nach Ruhe sehne, alt und gebrechlich sei, auch daß ihm die Mittel fehlten, weil die Einkünfte der Propstei Selz ihm vorenthalten würden; aber man möge ihm diese doch übergeben, die er so noth-

wendig habe, um für die Missionen zu sorgen. Man könne einwenden, daß derselbe nicht lange mehr zu leben habe, und nach seinem Tode ein Anderer ihm folgen müsse; allein das sei Gottes Sache, und wenn er stürbe, ein neues Unglück für die Gemeinde. So lange er lebe, möge man ihn auch seiner Heerde erhalten.

Mit wahrem Ungestüm verlangte in zahlreichen Briefen an den Kölner Nuntius und die römischen Behörden vor allem der Marquis de Romis des Bischofs Rückkehr. Der Nuntius beruhigte ihn, der Provicar sei in allen seinen Handlungen auf die Instructionen des Bischofs angewiesen, die Congregation habe die Absicht, ihn in gänzliche Abhängigkeit von demselben zu setzen, die Missionare möchten sich deshalb direct an den Letztern wenden. Majus hatte darin aber keine Befehle, und deshalb klagte er dem Bischof, daß die Missionare sich nicht um ihn bekümmerten, auf die Verfügungen der weltlichen Obrigkeit mehr hielten als auf seine; es sei ein Glück für sie, daß das Capitel „Contra fautores haereticorum“ in Deutschland seine Ausnahmen habe. Der Missionar La Sisière und der Marquis de Romis wollten noch nicht einmal von ihm die Gelder in Empfang nehmen, welche von der Kölner Nuntiatur für die Mission an den Provicar gesandt waren. Der Nuntius mußte sie in der Folge an den Marquis de Romis senden. Einen Theil der Gehälter schenkte der Cardinal von Sachsen, der aber jetzt damit zögerte, weil er nicht wissen wollte, an wen er sie senden sollte.

So viel Grund der Bischof auch hatte, die Schuld für alle diese Dinge von sich abzulehnen, und wie sehr man in Rom seine Verdienste anerkannte, so blieben ihm doch leise Vorwürfe über seine plötzliche Abreise nicht erspart. Ein Brief vom 27. Februar 1723 aus Rom mit der Unterschrift „Die bekannte Hand“ sagte ihm: „Es möge mir gestattet sein, mit aller Offenheit zu sagen, daß ich trotz der offenkundigen Nothwendigkeit, in der Sie sich befanden, die Missionen nicht verlassen hätte in der Zeit, als die Nuntiatur vacant war, oder wenigstens hätte ich einen Missionar zum Oberhaupt aller andern eingesetzt, der sie im Gehorsam erhielte. Hätten sie sich begnügt, einen solchen Schritt bis zur Ankunft des Msgr. de Cavalieri (des neuen Nuntius von Köln) aufzuschieben, so würden die Vorstellungen dieses Prälaten sicherlich zwei gute Wirkungen gehabt haben; entweder würde er für Sie mit Hülfsmitteln eingetreten sein, oder er würde die Nothwendigkeit begründet haben, daß Sie vor Ihren Schuldherren nach Italien sich flüchten mußten, um Ihre Würde zu bewahren und Ihr Amt vor einer offenbaren Entehrung zu schützen, was zum Schrecken für die Katholiken und zum Triumph der Häretiker dienen muß. Wer den Römischen Hof kennt, kann meinen Worten nicht widersprechen, da die Congregation der Propaganda jetzt zögert, Sie nach

Hannover zurückzuführen, weil sie erschrocken ist über die von Ihnen gemachte Erklärung, daß Sie dort nicht erscheinen können, ohne Ihre Schulden zu bezahlen. In der Unmöglichkeit, in welcher sie sich befindet, dazu Gelder herzugeben, würde der Umstand dabei außer Acht bleiben, daß sie Ihre plötzliche Abreise von Hannover mißbilligt, und daß Sie die Missionen ohne Zustimmung derselben Congregation verlassen haben. Das ist aber der Hauptgrund, weshalb die Congregation Ihre Vorstellungen nicht weiter berücksichtigt hat, und weshalb sie ad interim einen apostolischen Vicar eingesetzt hat, ohne dessen Personalien und die übeln Folgen dieser voreiligen Entschließung zu prüfen. Msgr. Archinto ist nicht mehr am Leben, der jene aufklären könnte, welche in der Sache zu thun haben, und der Marquis de Romis fängt an verdächtig zu werden, weil er zu viel sagt; denn es ist nicht immer gut, alles zu sagen, was man denkt, und Sie wissen, „wer zu viel beweiset, beweiset nichts". Alle seine Briefe, die er an den Kölner Nuntius und nach Rom geschrieben hat, reden nur von dem Fehler, den man mit der Ernennung des Provicars Majus gemacht hat. So weit redet er noch gut, aber er schließt immer mit der Forderung Ihrer Rückkehr, was statt zu helfen eine schlechte Wirkung hervorgerufen hat, weil die Congregation sieht, daß er die Person des Majus heruntersetzte, bloß um Ihre Rückreise zu beschleunigen. Diese Meinung steht bei den Cardinälen fest, seitdem Majus offen geschrieben hat, daß er hoffe, in Hannover nicht abgewiesen zu werden, daß aber der Marquis de Romis die Schuld habe, wenn es doch geschehe, weil er es auf Ihre Rückkehr abgesehen hat und unter der Hand in dieser Richtung die hannoverschen Minister antreibt, den Majus als Provicar nicht zuzulassen. Ich weiß nur zu gut, daß Aergernisse kommen müssen, um einem so großen Uebel abzuwehren. Deshalb schlage ich dem Marquis de Romis eine Methode vor, daß die Wahrheit über den Irrthum auch zu Ihrem ganzen Vortheil triumphirt. Ich bin nicht fähig, Ihnen den Weg zu zeigen, der einzuschlagen wäre, um das Gewölk zu verscheuchen, welches das Licht verdeckt, aber Sie mögen es meiner Liebe verzeihen, wenn ich mir die Freiheit nehme zu sagen, daß ich es für sehr vortheilhaft halte, wenn Sie sofort einen Brief an die Congregation der Propaganda schrieben, in welchem Sie die Noth und Gefahr dieser Missionen schildern, daß sie ihres Besitzstandes verlustig gehen würden, wenn sie nicht von einem apostolischen Vicar regiert würden, der von dem hannoverschen Hofe zugelassen würde, und zwar aus bloßer Duldung, nicht durch einen Vertrag mit dem Kaiser und dem Reiche. Sie mögen dann unter Thränen die Cardinäle bitten, mit diesem Amte einen Mann von Verdienst oder Geburt zu betrauen, der Zutritt zu den Ministern habe und mit seiner Auctorität die Häretiker im Zaume

halten und die Katholiken regieren könne. Die Feder sei nicht sparsam mit Dankbezeugungen, schließe alle Ehrsucht bei Ihrer Rückkehr aus, und schlage diese vor als ein Opfer, das Sie auf sich zu nehmen bereit seien, wenn nur Ihre Ehre und die des heiligen Stuhles dabei gewahrt werde, die aber durch Ihre nicht bezahlten Schulden Gefahr laufe.

Die Schulden waren nicht gering. Immer von neuem bewies Steffani in Rom mit denselben die Nothwendigkeit, daß ihm die Gefälle der ihm verliehenen Propstei Selz überwiesen und den Straßburger Jesuiten entzogen würden, wozu jedoch der Papst selbst nicht im Stande war, da sie zumeist auf französischem Gebiet lagen und von dem König von Frankreich für die Jesuiten eingezogen wurden.

Inzwischen war Steffani in aller Form von dem Vicariat entbunden worden. Und nun machte Majus alle Anstrengungen, um die Geschäfte desselben in Händen zu behalten. Er fuhr fort, den Marquis de Romis für die Wirren in Hannover verantwortlich zu machen; er schrieb mit Umgehung des Nuntius direct an die Propaganda, worüber der letztere unzufrieden wurde. Als im Juli 1722 ein neuer Missionar von Prag nach Hannover gesandt werden sollte, mußte der Nuntius den Bischof bitten, daß er ihm die Anstellung ausstelle, die der Nuntius bestätigen wollte, damit er nur überhaupt in Hannover zugelassen werde. Der Marquis de Romis, welcher Vorschüsse an die Mission geleistet hatte, drohte, daß er das Missionshaus verkaufen lassen werde, um seine Forderungen einzutreiben, weil er von seinen Feinden unter den hannoverschen Katholiken angegriffen wurde. Dann gab er die Absicht kund, von der Sache der Mission sich gänzlich zurückzuziehen, und der Nuntius mußte, um dies und jenes zu verhüten, die Hülfe des Bischofs anrufen. Im Januar 1724 wurden dem Marquis durch die Propaganda dessen Vorschüsse zurückgezahlt. Im März hatte auch er Hannover verlassen und war in Italien.

Die Verwirrung in der Gemeinde zu Hannover wuchs dadurch nur um so mehr. Der Wechsel der Missionare, die Uneinigkeit der Franzosen, Italiener und Deutschen unter einander, die Anfeindungen von Außen, alles dies trug nicht dazu bei, Friede und Gedeihen in sie zu bringen. Weder der Kölner Nuntius, noch die Propaganda noch der Wiener Hof konnten helfen. Im December 1724 ergingen directe Befehle des Königs an seine hannoversche Regierung, „die Nothdurft dagegen zu kehren," daß der Nuntius keine Geistliche nach Hannover sende, und nicht „daselbst geistlicher Auctorität, Jurisdiction und Function sich anmaße" [1]). Aus der Gemeinde selbst hörten die klagenden Stimmen über des Bi-

[1]) H. St.-A. a. a. O. Bothmar's Correspondenz.

schofs Abwesenheit und die Aeußerungen des Verlangens nach seiner Rückkehr nicht auf. Im Januar 1725 wurden sämmtliche Geistliche von der hannoverschen Regierung ausgewiesen, weil sie sich gegen die Verordnungen von 1713 vergangen haben sollten, und den Eid auf die Verordnungen nicht leisten wollten, wovon der König auf des Bischofs Bitten früher abgesehen hatte. Man gab ihnen Aufschub, bis die Osterzeit vorüber war. Den letzten brachte man mit Gewalt weg, auch der Schulmeister mußte weichen. Das Weherufen der Kranken und Sterbenden, die Bittschriften der Kirchenvorsteher und selbst die Hülferufe des alten, dem Tode nahen Hortensio Mauro, alles war vergebens. Heimlich kamen Priester von Außen, wurden aber bedroht und verfolgt. Die Noth stieg aufs höchste und keiner sollte Hülfe bringen können als der Bischof von Spiga. „Ich zweifele nicht,“ schrieb ihm der Minister von Bothmar am 20. April 1725, „daß dieses ganz Ihren Absichten entspricht, und Sie werden jetzt im Stande sein, dem Römischen Hofe begreiflich zu machen, daß alle diese Unordnungen nicht vorgekommen wären, wenn Sie in Hannover anwesend wären.“ Auf des Bischofs Bitten wurde dann jedoch immer wieder ein Aufschub bewilligt und schließlich gestattet, daß von auswärts geistliche Hülfe nach Hannover kommen konnte.

Im Januar 1724 wurde ihm unter der Hand durch den Abbate Scarlatti mitgetheilt, daß die Congregation der Propaganda bereit sei, ihn nach Hannover zurückzusenden, aber die Unmöglichkeit, seine Schulden zu bezahlen, sei noch fortwährend das Hinderniß [1]). Der Bischof hatte inzwischen vergebens versucht, durch Verkauf seiner besten Gemälde und Statuen, unter welch letztern solche von Michel Angelo sich befanden, seine Schulden zu tilgen. Aber es waren nur 550 Thaler für dieselben geboten. Scarlatti rieth ihm, neue aber mäßigere Forderungen an die Congregation zu machen. Dasselbe berichtete ihm sein Agent in Rom. Im Jahre 1723 hatte man ihm bereits 600 Scudi für seine Rückreise angeboten, seine Forderung ging weit darüber hinaus. Der Agent hatte das Angebot im Auftrag des Bischofs zurückgewiesen und bemerkt, daß derselbe das Vicariat nicht verlassen habe, wenn es sich um diese Summe gehandelt hätte. Zugleich hatte er eine Uebersicht der Ausgaben vorgelegt, die ein apostolischer Vicar nothwendig zu machen habe, und mitgetheilt, daß der Bischof von Spiga 6000 Scudi Schulden habe. Alles dies hatte in der Congregation großes Aufsehen erregt und zu dem Entschluß geführt, den Majus zum Provicar zu ernennen und später den Kölner Nuntius mit den Vicariatsgeschäften zu betrauen. Jetzt stelle sich die Nothwendigkeit der Rückkehr des Bischofs klar vor Aller Augen,

[1]) Hannov. St.-A. Registratur des Bischofs Acta „Vicariato“.

aber man wünsche, daß derselbe geringere Forderungen mache. Dieser erwiderte, daß es einem apostolischen Vicar von Norddeutschland unmöglich sei, die Absichten der Congregation zu erreichen, wenn er nicht den Aufwand mache, wie er es gethan. Das müsse die Congregation doch endlich begreifen; ohne dies sei alles Disputiren vergeblich, und dann sei es absolut nothwendig, daß ihm die Selzer Propstei endlich übergeben werde, da die Congregation die nothwendigen Ausgaben nicht machen könne. Sie möge deshalb den heiligen Vater bestimmen, daß er die Herausgabe der Propstei von den Straßburger Jesuiten erwirke. Derselbe möge mit Frankreich und den deutschen Fürsten verhandeln, daß ihm die propsteilichen Einkünfte zuflössen. Sei das unmöglich, so möge man ihm ein Aequivalent durch ein anderes Beneficium verschaffen. An Beneficien fehle es ja nicht. Der Bischof wolle gern nach Hannover zurückkehren, aber ohne Brod könne er sich dahin nicht einschiffen. Er habe kein Verlangen dahin aus Ehrgeiz, aber aus Eifer für die Religion wolle er noch einmal die Alpen übersteigen. Er wolle auch der Congregation in blindem Gehorsam folgen, aber die Vorkommnisse in Hannover lieferten den Beweis, daß es nicht leicht sei, dort die katholische Sache aufrecht zu erhalten. Wiederholt versuchte auch jetzt noch die Congregation, einen andern deutschen Prälaten zum apostolischen Vicar zu ernennen. Auf Vorschlag des Cardinals von Schönburg wurde das Amt dem Speier'schen Domherrn von Twickel angeboten. Aber dieser lehnte ab. Man ließ in London von neuem sondiren, ob nicht ein Anderer in Hannover zugelassen würde, als der Bischof von Spiga. Im Jahre 1724 versicherte von Bothmar demselben fast in jedem Briefe, daß dies vergeblich sei, man möge den König in Ruhe lassen, nur aus persönlicher Rücksicht auf Steffani gestatte er ihm, daß er in Hannover die katholische Kirche regiere. So wurde auch dem Marquis de Nomis nach Rom geschrieben (Juli 1724). Dagegen flossen die Briefe der Minister über von Freude, als sie vernahmen, daß der Bischof nach Hannover zurückkehre. Gerade in dieser Zeit war der König für ihn wegen der Selzer Propstei besonders thätig, und durch die katholischen Gesandten suchten die Minister seine Rückkehr in Rom zu beschleunigen. Sie sorgten sogar dafür, daß ihm seine Wohnung in einem der geistlichen Häuser bereitet wurde. Als in dieser Hinsicht die Missionare nicht ganz dem Bischof zu Willen waren, ernteten sie kein Wohlwollen bei den Ministern, so daß einige glaubten, sie seien deshalb ausgewiesen. Das war dem Bischof nicht lieb. Die Regierung war ihm auch hierin willfährig und erließ (7. April 1725) sogar ein Decret, worin gesagt wurde, daß dies der Wahrheit nicht entspreche[1]). Anfangs 1725 bot die Congregation der

---

[1]) Das. Decret vom 7. April 1725: „Man hat sehr mißfällig vernommen, wasmaaßen nach Köln und Rom geschrieben, daß der Bischof von Spiga und dessen hiesige

Propaganda dem Bischof 1000 Scudi. Er erklärte, daß diese Summe nicht genüge, zum mindesten verlange er noch 600 dazu. Der Nuntius Stampa in Venedig wurde beauftragt, ihm die Summe auszuzahlen. Es geschehe, mußte der Nuntius ihm sagen, aus dem einzigen Grunde, weil die Congregation vor Gott nicht Schuld daran sein wolle, daß durch die Verweigerung dieser Summe die Mission Hannover zu Grunde gehe. Im Frühjahr 1725 wußte Steffani, daß er bald nach Hannover zurückkehren werde. Er handelte in seinem Interesse, wenn er zur Ordnung der Verhältnisse schon jetzt Hand anlegte.

Im Juni 1725 kam König Georg wieder auf längere Zeit nach Hannover. Die katholischen Damen am Hofe und der alte Hortensio Mauro hatten vergebliche Versuche gemacht, die Ausweisungsbefehle gegen die Geistlichen durch ihre Fürbitte beim König rückgängig zu machen, namentlich die Eidesforderung zu beseitigen. „Der König bleibt bei seiner Entscheidung," schrieb jedoch Görtz an Steffani (4. Mai). „Er hat uns aus eigenem Antrieb geschrieben, daß wir vor seiner Ankunft die Sache erledigten, damit er hier nicht damit behelligt werde. Es haben also die Bitten Hortensio's und unserer Damen nicht den geringsten Erfolg gehabt."

Wenn der König auf der Eidesforderung bestand, konnte auch Steffani keinen Priester in Hannover halten. Darum gingen seine Bemühungen dahin, diese Forderung abzuwenden, und in diesem Sinne schrieb er an die Minister. Görtz antwortete ihm (11. Mai): „Da der König in drei Wochen kommt, wollen wir, Bernstorff und ich, alles Mögliche thun, um eine Entscheidung vom König zu erhalten, wie die von 1715 (wodurch von der Eidesleistung dispensirt wurde). Ich werde die Sache so leiten, wie Sie es wünschen." Um ihm zu willfahren, sagte er dann (25. Mai), sei den Geistlichen ein Aufschub von vier Wochen bewilligt. „Aber nun sind uns durch ein neues Decret des Königs die Hände gebunden." Einer der Geistlichen solle bleiben, wenn er den Eid leiste. „Die Priester sind vorgestern fortgeschickt," schreibt derselbe am 1. Juni. „Ich hatte noch einen Aufschub von acht Tagen befürwortet, aber meine Collegen wollten nicht, weil die Befehle des Königs so bestimmt lauten. Jetzt bittet die Gemeinde um die Erlaubniß, ad interim Priester von Hildesheim kommen zu lassen; ich glaube, daß es ihr nicht abgeschlagen wird. Am meisten beunruhigt sich der Herr

---

gute Freunde, welche man in solchen Briefen des Bischofs Commissarios und Partisans genennet, die hiesigen katholischen Priester bei der königlichen Regierung fälschlich angegossen und es dahin gebracht hätten, daß, da sie des Bischofs Meublen nicht in ihr Haus in Verwahrung nehmen wollen, man ihnen anbefohlen, sich von hier weg zu begeben." Das seien lauter Unwahrheiten; der Grund sei, daß sie wider die Verordnungen gehandelt.

Abbé Hortensio darüber; ich tröste ihn, so viel ich kann, und habe ihm und denen, die in der Sache mit mir gesprochen haben, begreiflich gemacht, daß diese Unordnung nicht vorgekommen wäre, wenn Sie hier gewesen, und daß der Aufschub der Eidesleistung nur mit Rücksicht auf Ihre Person gewährt sei. Ich freue mich, daß von Rom für Sie gute Nachrichten gekommen sind; aber ich nehme mir die Freiheit, Ihnen in unserm alten Vertrauen zu rathen, nicht zu laut davon zu reden, daß Sie im Auftrag des Römischen Hofes hierher zurückkommen, weil ich fürchte, daß man sonst Schwierigkeiten macht, Sie hier aufzunehmen, denn man will mit diesem Hofe absolut nichts zu thun haben." Den ad interim in Hannover anwesenden Priestern wurde nur ein Aufenthalt von vierzehn Tagen gestattet, dann wieder ein neuer bis Ende Juni. „Wären Sie hier," sagt von Görtz am 22. Juni, „so könnte die Angelegenheit Ihrer Kirche leichter in Ordnung gebracht werden. Der König verlangt absolut den Eid; es ist sehr schwierig, daß er ihn erläßt oder aufschiebt." Und am 13. Juli: „Herr von Bernstorff meint, daß nur Ihre persönlichen Bitten den König bestimmen könnten, den Erlaß des Eides zu genehmigen. Ich wünsche sehr, daß es geschieht; aber ich versichere Ihnen, daß ich den König sehr bestimmt und entschieden darin gefunden habe. Da Ihre Leute daran Anstoß nehmen, daß sie schwören sollen, das zu beobachten, was in Zukunft verordnet werden wird, so glaube ich nicht, daß dieses das Geschrei verdient, welches darüber gemacht wird. Denn wenn das gegen die Grundsätze Ihrer Religion sein sollte, was in Zukunft befohlen wird, so werden Ihre Leute die Thore Hannovers dann ebenso geöffnet finden, wie es jetzt der Fall ist. Sie können in dieser Beziehung alles von mir erwarten, was ich vernünftiger Weise leisten kann."

Der Bischof antwortete darauf, wie er über den Eid 1715 geschrieben, in einem Briefe und einer Denkschrift, die dem König vorgelegt werden sollten. Aber der Geheimsecretair des Königs erwiderte dem Minister: „Ihro königl. Majestät haben bezeuget, Ihro lieb seyn zu lassen, wenn Sie dem H. Bischof von Spiga in seinen Anliegen helfen können, Sie zweifeln aber deshalb an einem guten Effect." Ende Juli berichtete von Görtz weiter, daß der Herr von Bernstorff es noch nicht für gut gehalten habe, die Denkschrift dem König vorzulegen, er möchte die Angelegenheit lieber in ihrem jetzigen Stande belassen, bis der Bischof in Hannover angekommen sei. „Ich werde jedoch darauf sehen, in der nächsten Rathssitzung einen günstigen Moment zu finden, um davon zu reden. Indeß wollen wir, bis Sie kommen, einen Aufschub nach dem andern gewähren, so daß Sie davon in Rom Gebrauch machen können. Alles, was gegen Ihre Priester hier geschehen, ist geschehen aus eigenem

Antrieb Sr. Majestät, und ich kann mir nicht einbilden, daß es gut sei, wenn der Nuntius glaubt, Einzelne aus Ihrer Gemeinde hätten uns an den Eid erinnert." Von dem französischen Gesandten und von einem Londoner Minister hatte von Görtz vernommen, in Paris sei abgemacht, daß der Bischof von dort eine Pension beziehen solle. Man that Schritte in Hannover, um den Bischof in den Besitz dieser Pension zu setzen, die angeblich 1000 Thaler betrug. Im September 1725 waren alle Priester aus Hannover wieder verwiesen, nur einen duldete man als Kaplan des österreichischen Gesandten. Hortensio Mauro starb in dieser Zeit.

Ende September war der Bischof in Venedig, um die von der Propaganda ihm ausgesetzte Summe beim dortigen Nuntius in Empfang zu nehmen und die Alpen zu übersteigen. Mitte October konnte er dem Kurfürsten von Mainz einen Besuch abstatten, und am 25. October war er wieder in Hannover.

Hier wurde er wie ein alter Freund überall herzlich begrüßt. „Ich habe den König gesehen und mit ihm gespeiset," schrieb er am 25. November an den Mainzer Kurfürsten. „Er hat mich so freundlich aufgenommen, daß es Allen auffiel. Meine Hoffnungen sind nicht wenig gewachsen, daß ein Abkommen getroffen wird, so daß unsere Religion für die Zukunft keinen Schaden nehmen kann; aber es ist Zeit dazu nothwendig." Trotzdem, sagt er, würde er Padua nicht verlassen haben, wenn er den elenden Zustand und die Unordnung gekannt hätte, in welcher er die Mission zu Hannover getroffen. Um da Abhülfe zu schaffen, habe er die Freundschaft des Ministers von Bothmar nöthig, und um deretwillen bat er den Kurfürsten, am kaiserlichen Hofe für den Neffen dieses Ministers mit Empfehlungen zu dessen Gunsten einzutreten, was auch geschah. „Machet euch Freunde mit dem ungerechten Mammon," das Wort wandte er auf diesen Fall an. Seine besten Freunde waren von Görtz und von Bernstorff. Er könne sich auf sie mehr verlassen, wie auf sich selbst, meinte er (Brief vom 16. December). Auch für den erstern suchte er des Kurfürsten Fürsprache in Wien. Derselbe verlangte den Titel eines Reichsgrafen. Als er ihn erhalten, bat der Bischof für ihn um Herabsetzung der Taxen. Zwischen dem König und dem Kaiser bestand damals nicht das beste Verhältniß. „Ich bin ganz genau unterrichtet über dasjenige, was zwischen dem Kaiser und dem König von England augenblicklich vorgeht," verrieth er dem Kurfürsten, „ich bin darüber in Verzweiflung. Denn wenn nicht bald ein gutes Einvernehmen zwischen beiden hergestellt wird, so bleibt der Schaden für das Reich und unsere Religion nicht aus. Die beiden genannten Freunde sind nicht Schuld daran. Sie sind aber auch die einzigen, alle andern Minister thun, was sie können, um die Feindschaft dauernd zu machen."

Die Ordnung der Mission zu Hannover gelang dem Bischof, auch die Einsetzung und Zulassung von Missionaren ohne die Eidesleistung. Jetzt machte auch der Reichs-Vicekanzler mit dem Reichsrath von Glandorf zu Wien eine Stiftung von 12,000 Florin zur Unterhaltung der Missionare in Hannover, Celle und Braunschweig, so daß für die Existenz derselben auch in dieser Richtung gesorgt war. Um die Möglichkeit, dem apostolischen Vicar in Hannover auch für die Zukunft Zutritt zu verschaffen, zu erleichtern, schlug er vor, dem Kaiser, als dem Patron dieser Missionen, die Ernennung des apostolischen Vicars zu überlassen. Allein dieser Vorschlag wurde von der Congregation mit aller Entschiedenheit und aus principiellen Gründen abgelehnt[1]).

Bezüglich seiner finanziellen Forderungen in der Selzer Sache fand der Bischof keine wesentliche Erleichterung. Es gingen ihm einige Gefälle der Propstei mehr zu, das war alles. Bereits im Sommer 1726 dachte er wieder an seine Rückreise nach Italien; er schrieb mit aller Heftigkeit an die Congregation. „Meine Lamentationen können nur durch die des Jeremias erreicht werden. Ich muß schließlich um Almosen bitten," schrieb er dem Kurfürsten. „Der König von England drängt mich mehr, daß ich in Hannover bleibe, als man in Rom dazu thut. Es ist die umgekehrte Welt."

Nicht ganz war man in Rom unthätig für ihn. Im August 1726 erhielt er von der Propaganda Nachricht, daß dieselbe mit vielem Schmerz gehört habe, wie die päpstlichen Breven an verschiedene deutsche Fürsten, in denen sie gebeten waren, die in ihrem Lande liegenden Selzer Gefälle dem Bischof von Spiga ausfolgen zu lassen, erfolglos geblieben. Man hoffe immer noch den Widerstand der Straßburger Jesuiten zu überwinden, namentlich sei der Kölner Nuntius angewiesen, in Paris dahin zu wirken. Die Jesuiten hätten bei der Propaganda geltend gemacht, daß die genannten päpstlichen Breven keine Befehle enthielten, sondern einfache freundschaftliche und empfehlende Briefe seien. Dadurch habe man eine Weise gefunden, sie unwirksam zu machen. In Folge dessen habe die Congregation beschlossen, den heiligen Vater zu bitten, die Breven in bestimmterer und bindenderer Form zu erneuern. Sobald dieselben expedirt seien, würde man sie dem Bischof übersenden, damit er sie selbst den betreffenden Fürsten übergebe.

Im August 1726 sandte der Bischof einen seiner Diener nach Rastatt zur Markgräfin von Baden, um die Erhebung der Selzischen Gefälle aus deren Lande zu vollziehen, welche seit 1715 fällig und unter Sequester gelegt waren. Der Diener traf daselbst mit einem Jesuiten-

---

[1]) H. Pfarrarchiv. Instruction für den Bischof von Spiga. Rom, 10. August 1726.

Pater aus Straßburg zusammen, der in gleicher Absicht zu Gunsten seines Ordens dahin gekommen war, von der Markgräfin aber nicht vorgelassen wurde. „Bei Tisch," schrieb jener an den Bischof, „hat er die Gesundheit zu trinken begonnen auf den Fortgang aller, welche etwas zu suchen haben. Er sagte mir, er wolle in meiner Sache eine heilige Messe lesen. Antwort: der Pater thue es, daß Gott der Gerechtigkeit beistehe, und anderer auswärtiger Katholiken Oberhaupt beschütze, daß seine Lebensmittel ihm nicht ungerechter Weise entzogen werden, und er nicht gezwungen werde, seine Schafe zu verlassen. Alle, die gegenwärtig waren, sperrten Mund und Ohren auf und verstanden nicht. Der Pater verstand es wohl und begehrte keine Erläuterung."

Der Bischof war alt und gebrechlich genug, so daß er daran dachte, seinem Nachfolger die Wege zu bereiten. Noch in Italien hatte er eine schwere Krankheit durchgemacht. Er benutzte die Gelegenheit des Jahreswechsels von 1726/27, um vom König für seinen Nachfolger im apostolischen Vicariate günstige Zusicherungen zu erhalten. Daß er bei den Ministern darin das Seinige that, ist selbstverständlich. Allein der König, der ihm in seinen persönlichen Wünschen gern nachgab, that es hierin nicht. Er antwortete ihm sehr freundlich, aber in dieser Sache vollständig ablehnend [1]). Obschon der Reichs-Vicekanzler für die Missionare zu Hannover, Celle und an einem dritten Orte die oben genannte Stiftung gemacht hatte, so kam dieselbe doch noch nicht gleich zur Ausführung. Der Stifter forderte das Präsentationsrecht der betreffenden Geistlichen u. a. m., so daß die Sorge für dieselben den Bischof noch fortwährend drückte. Zudem war mit dem Tode des Cardinals von Sachsen dessen Unterstützung in Ausfall gekommen. „Ich weiß nicht, wozu ich hier bin, ich muß alles der göttlichen Vorsehung anheimgeben," klagte er deshalb dem Kurfürsten von Mainz.

---

[1]) v. Schönburgisches Archiv zu Wiesentheid, Correspondenz mit dem Kurfürsten von Mainz. „Georg v. Gs. G. ꝛc. Hochwürdiger ꝛc. Wir danken ihm für seinen guten uns angenehmen Wunsch zum neuen Jahre und wie wir an denen Widerwärtigkeiten, die den H. Bischof bisher sowohl was seine Gesundheit anlanget als sonst betroffen, mitleidentlichen Theil nehmen, also werden wir uns erfreuen, zu vernehmen, daß es damit im bevorstehenden Jahr ein völliges Ende nehmen und der H. Bischof in den Stand sich gesetzet sehen möge, daß er seine Tage in Ruhe und Vergnügen zu Hannover zu beschließen vermögen und Belieben erlange. Was wir dazu beitragen können, daran soll es nicht fehlen, und wir seyn mit Fleiß darüber aus. Einem anderen aber zu verstatten, was wir dem H. Bischoffe aus bloßem personellen égard für denselben und ohne einige obligation unter der Hand nur connivierungsweise gönnen, und solches auf einige Weise zur consequenz kommen zu lassen, ist wegen unüberwindlicher Bedenklichkeiten uns nicht möglich, deswegen wir mit weiterem Anmuthen desfalls verschont zu werden erhoffen und verbleiben ꝛc."

Im October 1727 reiste er noch ein Mal nach Mitteldeutschland und war wieder einige Zeit beim Kurfürsten von Mainz. Im Januar 1728 war er in Frankfurt. Hier starb er am 12. Februar des genannten Jahres. Das Hannoversche Todtenbuch der Mission hat darüber folgende einfache Notiz: „12. Febr. Frankfurti ad Moenum obdormivit, ibique in ecclesia ad St. Bartholomaeum sepultus est Episcopus Spigacensis, cuius anima requiescat in sancta pace."



Jahresbericht

der

Görres-Gesellschaft

zur Pflege der Wissenschaft

im katholischen Deutschland

für das Jahr 1886.



Erstattet von dem Verwaltungs-Ausschusse
auf Grund des § 32 des Vereins-Statuts.

Köln, 1887.
Druck und Commissions-Verlag von J. P. Bachem.

7117

Jahresbericht der Görres-Gesellschaft

für 1886.

Erstattet von dem Verwaltungs-Ausschusse.

auf Grund des § 32 des Vereins-Statuts.

Der diesjährige Bericht knüpft an den 28. April an, an welchem Tage der Verwaltungs-Ausschuß der Gesellschaft — vertreten durch die Herren Kaufmann, Simar, van Endert, Jul. Bachem und Hopmann, denen sich noch als Vorstands-Mitglied Herr Dr. Cardauns angeschlossen hatte — von dem hochw. Herrn Erzbischof von Köln, Dr. Krementz, in besonderer Audienz empfangen wurde, um demselben ein in künstlerischem Lederschnittband gebundenes Exemplar der zur Feier seiner Inthronisation von der Görres-Gesellschaft veranstalteten Festschrift: „Die deutschen Predigten und Katechesen der ermländischen Bischöfe Hosius und Kromer. Von Dr. Franz Hipler" feierlich zu überreichen. Der General-Secretair der Gesellschaft, Herr Oberbürgermeister a. D. Kaufmann, hielt bei dieser Gelegenheit folgende Ansprache:

Hochwürdigster Herr! Der Vorstand der Görres-Gesellschaft hat in seiner letzten Sitzung einstimmig beschlossen, seiner freudigen Theilnahme an der Wiederbesetzung des Bischofsstuhles des h. Maternus durch eine Festschrift einen angemessenen Ausdruck zu geben und mit der Ueberreichung der Schrift den geschäftsführenden Ausschuß zu beauftragen. Unser Vorsitzender, Professor Frhr. v. Hertling, ist zu seinem und unserm Bedauern verhindert, heute hier zu erscheinen; deshalb ist mir als seinem Stellvertreter die Ehre zu Theil geworden, mit Ew. Erzbischöflicher Gnaden huldvoller Erlaubniß an der Spitze des Verwaltungs-Ausschusses den Beschluß des Vorstandes auszuführen. Der Zweck und die Ziele der Görres-Gesellschaft sind Ew. Erzbischöflichen Gnaden zwar im Allgemeinen bekannt, da schon seit einer Reihe von Jahren der Name des Bischofs von Ermland unter unsern lebenslänglichen Mitgliedern glänzt; ich will mir aber gestatten, in der Kürze auf dieselben zurückzukommen. Im Anfange des Jahres 1876 beschloß eine Anzahl katholischer Männer in Koblenz, das Andenken des großen rheinischen Katholiken, Patrioten und Gelehrten, des Sohnes Ihrer Vaterstadt, Ihres verehrten Lehrers und ältern Freundes, des vor hundert

Jahren geborenen Joseph v. Görres, durch Gründung einer Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland zu ehren. Die Koblenzer Versammlung ging dabei von der Anschauung aus, daß es dringend geboten sei, dem christenfeindlichen, ungläubigen Geiste, der sich in erschreckender Weise in der modernen Wissenschaft und selbst in den berufenen Organen der Wissenschaft und Lehre offenbare, durch eine fest geschlossene Vereinigung von gläubigen Gelehrten und Freunden der Wissenschaft entgegen zu wirken, von solchen, für die Gott die Quelle aller Wahrheit geblieben ist, die Er in Seiner Offenbarung den Menschen mitgetheilt hat, indem Er die Kirche zur Hüterin der geoffenbarten Wahrheit bestellte. Das anscheinend kühne Unternehmen, das zu einer schweren Zeit, als die Opferwilligkeit der Katholiken ganz besonders in Anspruch genommen wurde, in's Leben trat, fand namentlich in der warmen Anerkennung fast des ganzen deutschen Episkopates die wirksamste Unterstützung; unsere Gesellschaft ist jetzt Gott sei Dank über das ganze katholische Deutschland verbreitet und zählt selbst im Auslande Mitglieder. Es ist natürlich, daß eine Gesellschaft, die den rheinischen Görres zu ihrem Patron gemacht hat, zuerst ihre stärksten Wurzeln in den Rheinlanden geschlagen hat: wir streben aber und hoffen deren nachhaltige und weiteste Verzweigung über das ganze katholische Deutschland noch zu erreichen.

Durch Gottes wunderbare Fügung sind Ew. Erzbischöflichen Gnaden Ihrer rheinischen Heimath wiedergegeben worden, nachdem sie eine lange Reihe von Jahren mit seltener Hingebung und Treue im hohen Norden unseres Vaterlandes den ehrwürdigen Bischofsstuhl des großen Hosius inne gehabt haben. Darum schlagen die Herzen der katholischen Bewohner des Ermlandes Ew. Erzbischöflichen Gnaden mit derselben Treue und Wärme entgegen, wie die der Diöcesanen in der rheinischen Heimath. Worte der Anerkennung und der wohlwollenden Empfehlung unserer Gesellschaft aus Ihrem Munde, um die wir ehrfurchtsvoll bitten, werden nicht allein am Rheine, sondern in ganz Deutschland und besonders in den katholischen Theilen des Nordens offene Herzen und williges Gehör finden. Wir haben uns gestattet, in der Festschrift an die Beziehungen zu erinnern, die in längst vergangener schwerer Zeit das Ermland und die alte Reichsstadt Köln durch die großen Bischöfe Hosius und Kromer verbunden haben; wir hoffen, daß die Annalen unserer Gesellschaft auch in der Zukunft von den erfreulichen und förderlichen Beziehungen zu melden haben, die durch das vielvermögende Wohlwollen unseres Herrn Erzbischofs zwischen der Görres-Gesellschaft und den Katholiken von ganz Deutschland und insbesondere von Ermland angeknüpft worden sind. In dieser Hoffnung beehre ich mich, Namens des Vorstandes der Görres-Gesellschaft die Festschrift, deren Verfasser der Ihnen bekannte Professor Hipler, einer der tüchtigsten Historiker Ihrer frühern Diöcese, ist, Ihnen ehrfurchtsvoll zu überreichen.

Der hochw. Herr sprach hierauf in herzlichen Worten seinen Dank für die Festschrift und seine Anerkennung für die Bestrebungen der Görres-Gesellschaft aus und verband damit die Hoffnung, daß dieselbe in Erforschung und Auffassung der Vergangenheit sich ihres Laienpatrones, seines verehrten Lehrers, des großen Joseph Görres, würdig zeigen werde, der in so seltener Weise umfassendes Wissen, Kenntniß des Détails, kritisches Talent und beherrschenden Blick verbunden habe.

Die statutenmäßige General-Versammlung fand am 7. und 8. September in Danzig statt. Ausnahmslos hatten bisher die General-Versammlungen im Westen und Süden Deutschlands getagt, und es schien immerhin ein kleines Wagniß, dieselbe in diesem Jahre in dem hohen

Nordosten, so weit von der Wiege und dem Sitze der Gesellschaft, abzuhalten. Was zu dem Wagnisse ermuthigte, war einerseits der Umstand, daß die Gesellschaft seit ihrem Bestehen in den katholischen Kreisen des Nordens und Ostens manchen warmen Freund und eifrigen Förderer gehabt hat, und anderseits die Erwägung, daß sie, um ihre große Aufgabe zu erfüllen, der Unterstützung des ganzen katholischen Deutschlands bedürfe, für welches sie gegründet ist. Dem muthig Unternommenen hat ein günstiger Erfolg nicht gemangelt.

Dinstag den 7. September, Vormittags 9 Uhr, fand in der St. Nicolaikirche ein feierlicher Gottesdienst Statt, welchem auch der hochw. Hr. Bischof von Ermland, Dr. Thiel, beiwohnte. Das Hochamt celebrirte Hr. Domcapitular Dr. Klawitter aus Pelplin. Die altehrwürdige Kirche war von Gläubigen vollständig gefüllt.

An der statutgemäßen Vorstands-Sitzung behufs Erledigung der laufenden Geschäfte nahmen Theil die Herren Prof. Dr. Frhr. v. Hertling (München), Rechtsanwalt Jul. Bachem (Köln), Prof. Dr. Grauert (München), Privat-Docent Dr. Hüffer (Münster), Prof. Dr. Schütz (Trier), Stadtpfarrer Dr. Münzenberger (Frankfurt a. Main), Regens Dr. Hipler (Braunsberg), Prof. Dr. Dittrich (Braunsberg), Pfarrer Mentzel (Danzig). Um 12 Uhr wurde die geschäftliche Sitzung abgehalten. Zur größten Freude der Mitglieder waren zu derselben der hochw. Hr. Bischof von Ermland, Dr. Thiel, und der designirte Bischof von Culm, Hr. Dr. Redner, erschienen. Der Vorsitzende des Verwaltungs-Ausschusses, Hr. v. Hertling, eröffnete die Versammlung und übernahm, da ein Mitglied des Ehren-Präsidiums nicht anwesend war, den Vorsitz. Derselbe versuchte sodann in einigen einleitenden Worten, wobei er von der Gründung im Jahre 1876 ausging, die Aufgaben und Ziele der Gesellschaft zu entwickeln. Sie ist entstanden in einer trüben Zeit und dennoch an einem fröhlichen, festlichen Tage. Es war am 25. Januar 1876, mitten im Winter, ein freundlicher blauer Himmel lachte über Koblenz, eine Menge Volk war von allen Seiten herbeigeströmt, um den großen Sohn der Stadt Koblenz, den großen Sohn des Rheinlandes, den großen Sohn unseres ganzen deutschen Vaterlandes zu feiern: es war der hundertjährige Geburtstag Josephs von Görres. Schon lange Zeit vorher war in engerm Kreise einiger Gelehrten der Gedanke angeregt worden, diesen Tag festlich zu begehen und dem großen Manne ein bleibendes Denkmal zu setzen, dem Manne des Wissens und der That, dem wackern Kämpfer für die Freiheit der Kirche und die bürgerliche Freiheit. Nun fiel aber dieser Tag in die schwere, trübe Zeit des Culturkampfes; die großen Schlachten in den Parlamenten waren bereits geschlagen und das katholische Volk litt schwer an

den Folgen des unseligen Kampfes. Die Gemeinden waren zum Theil verwaist, die Orden vertrieben, in Wissenschaft und Lehre schien an die Stelle des christlichen ein anderer Geist gesetzt werden zu sollen. Nicht nur, daß unter den berufsmäßigen Vertretern der Wissenschaft Viele in ausdrücklichem Gegensatze zum geoffenbarten Christenthume standen, ein offenes Bekenntniß zur kirchlichen Lehre galt in weiten und einflußreichen Kreisen als unvereinbar mit wahrer Wissenschaftlichkeit. Gläubigen Gelehrten schien jede Aussicht genommen, auf einen der staatlich unterhaltenen Lehrstühle zu gelangen. Wollte man also dem großen Görres ein Denkmal in katholischem Sinne setzen, ein Denkmal seines Geistes und seines Wirkens, so lag der Gedanke nahe, einen nach ihm zu benennenden Verein in's Leben zu rufen, dazu bestimmt, durch freien Zusammenschluß der Kräfte der katholischen Wissenschaft und den katholischen Gelehrten dasjenige einigermaßen zu ersetzen, was von den Organen und aus den Mitteln des Staates nicht mehr erwartet werden durfte. Insbesondere galt es, jüngere Männer in die Lage zu bringen, daß sie sich einige Jahre, frei von materiellen Sorgen, wissenschaftlichen Arbeiten hingeben könnten, um so für den erforderlichen Nachwuchs zu sorgen. Wohl wird der Einwurf erhoben, daß die Wissenschaft unabhängig sei von dem Bekenntnisse des einzelnen Forschers und es darum auch eine katholische Wissenschaft nicht gebe. Allein mit Unrecht. Denn ist auch das Ziel aller Forschung die Erkenntniß der Wahrheit, der „frischen, grünen Wahrheit," wie Görres einmal sagte, und ist auch die Wahrheit nur eine, so gibt es doch auf dem Wege zu jenem Ziele hin Stellen genug, an denen der subjective Standpunkt des Gelehrten zur Geltung kommt. Das trifft bei der Geschichte zu, sobald sie mehr sein will als Quellenkritik und Constatirung von Thatsachen, sobald sie auch die Erklärung und die Würdigung der letztern unternimmt; es trifft auch zu bei der Naturwissenschaft. Sie vorzüglich bildet den Triumph der modernen Welt. Erstaunliches ist seit einem Jahrhundert geleistet worden, die Entdeckungen des Forschers finden im Leben fruchtbare Verwerthung. Zu unterscheiden aber von den sicher gestellten Ergebnissen sind die unsichern, den Lieblingswünschen des Tages entsprechenden Hypothesen; verschieden von der exacten Naturwissenschaft ist die sogenannte „naturwissenschaftliche Weltanschauung", der Materialismus im modern-wissenschaftlichen Gewande. Darum bleibt die Aufgabe der Görres-Gesellschaft, auf den verschiedenen Gebieten der Wissenschaft den christlichen, den katholischen Geist zur Anerkennung und Geltung zu bringen, eine vollberechtigte. — In welcher Weise die Erfüllung dieser Aufgabe bisher versucht worden sei, wurde sodann noch in Kürze angedeutet.

Herr Dr. Redner, designirter Bischof von Culm, bedauerte, daß die Thätigkeit in seiner jetzigen Stellung ihn verhindere, an allen Berathungen und Festlichkeiten der Görres-Gesellschaft in Danzig Theil zu nehmen, aber er wolle sich dadurch nicht abhalten lassen, die Versammlung in seiner Diöcese zu begrüßen und seiner großen Freude darüber Ausdruck zu geben, daß die Görres-Gesellschaft, welche bisher ihre General-Versammlungen nur im Westen abhielt, jetzt auch ein Mal in den Nordosten, in die Nähe des baltischen Meeres gekommen sei. Seit 1877 selbst Mitglied der Görres-Gesellschaft, habe er das Bedürfniß, seine lebhafte Theilnahme an den Bestrebungen dieser Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft zum Ausdrucke zu bringen. Unter Wissenschaft verstehe man aber nicht das bloße Anhäufen der Ergebnisse des Forschens, sondern im letzten Ziele die Schau der ewigen Wahrheit. Die Aufgabe der wahren Wissenschaft ist die Umsetzung und Umwandlung des Menschen aus der Täuschung in die Wahrheit. Schon in der klassisch-heidnischen Zeit pflegte man die Wissenschaften, aber nur vom menschlichen idealen Standpunkte aus, und so gelangte man zwar zu einer bewunderungswürdigen Schönheit der Form, aber sie konnte die Menschen niemals befriedigen. Seitdem aber im Christenthume das Menschliche von dem Göttlich-Idealen überstrahlt wird, haben wir in der Wissenschaft neben der idealen Form den lebendigen und lebendigmachenden Geist. Die wahre Wissenschaft läßt sich von der Religion nicht trennen, deshalb standen auch zu allen Zeiten die größten Gelehrten lernbegierig neben dem Altare. Namentlich in neuerer Zeit hat sich in der Wissenschaft der Rationalismus breit gemacht, der Geist der Zersetzung des positiven Christenthums. Man will nicht Gott dem Herrn, sondern der Vernunft einen Tempel bauen. Dieser Geist steht der katholischen Kirche nicht etwa bloß fremd, sondern feindlich gegenüber. Wissen und Glauben sollen durchaus unvereinbar sein. Die moderne Philosophie ist weiter nichts als der vielgestaltige Pantheismus, die Naturwissenschaft steht unter dem Banne des Materialismus, und in der Geschichte sucht man nicht die Wahrheit, das wirklich Geschehene, sondern die Geschichte wird gemacht im Interesse der Parteibestrebungen. Damit aber hatte man noch nicht genug, man suchte diesen falschen Lehren der Wissenschaft eine möglichst große Verbreitung zu verschaffen, indem man sie populär bearbeitete, und übte so auf das Volk, namentlich auf die Halbgebildeten, einen sehr verderblichen Einfluß aus. Diesem verderblichen Einflusse und dieser verkehrten Richtung der Wissenschaft überhaupt tritt die Görres-Gesellschaft entgegen. Auch hier gilt die freie Forschung, aber sie steht fest auf dem Boden des Glaubens. Wissen und Glauben sind vereinbar, das zeigt die Görres-Gesellschaft in evidenter Weise. Die natürliche und

die übernatürliche Offenbarung müssen übereinstimmen. Gerade in der katholischen Kirche findet die wahre Wissenschaft ihre Pflege, und ein tüchtiger Gelehrte kann auch ein guter Katholik sein. Die bisherigen Leistungen der Görres-Gesellschaft zeigen, daß dieses hohe Ziel erreichbar ist. Sie kämpft mit geistigen Waffen gegen die kirchenfeindliche Richtung der Wissenschaft. Möge Gottes Segen sie bei ihren Bestrebungen begleiten und sie recht viele und gute Erfolge auf allen Gebieten ihrer Thätigkeit erreichen!

Der Vorsitzende, Freiherr v. Hertling, sprach im Namen der Versammlung Herrn Dr. Redner den herzlich-ergebensten Dank für diese schönen Worte aus und bat den hochwürdigen Herrn Bischof von Ermland, Dr. Thiel, um den bischöflichen Segen für die Versammlung.

Se. bischöfliche Gnaden erwiderte, daß er als der einzige Vertreter der bischöflichen Würde dieser Bitte gern willfahre. Er bezeichnete die Görres-Gesellschaft als eine Akademie des Geistes von Gottes Gnaden, an deren ruhmvollen Erfolgen er innigen Antheil nehme. Für die bisherigen Bemühungen sprach Se. bischöfl. Gnaden der Görres-Gesellschaft herzlichen Dank und seine vollste Anerkennung aus, gab der festen und zuversichtlichen Hoffnung auf eine nicht minder ruhmvolle Zukunft Ausdruck und ertheilte darauf der Versammlung den bischöflichen Segen. (Die Versammlung hörte die Worte des hochw. Herrn Bischofs stehend an und kniete bei der Ertheilung des Segens nieder.)

An Stelle des verhinderten General-Secretairs der Gesellschaft trug Hr. Rechtsanwalt Jul. Bachem den folgenden Bericht über den Mitgliederbestand und die Vermögenslage vor.

Am 31. December 1885 waren vorhanden 15 Ehren-Mitglieder, 19 lebenslängliche Mitglieder, 1759 Mitglieder, 637 Theilnehmer. Neu beigetreten sind vom 1. Januar bis 15. August 1886 55 Mitglieder, 24 Theilnehmer. In Wegfall kamen theils durch Tod, theils in Folge Abmeldung vom 1. Januar bis 15. August 1886 57 Mitglieder, 32 Theilnehmer. Bis 15. August 1886 waren danach verblieben 15 Ehren-Mitglieder, 19 lebenslängliche Mitglieder, 1757 Mitglieder, 629 Theilnehmer. Am 1. Januar 1885 wurde ein Vermögensbestand von M. 47,162.72 in das neue Rechnungsjahr übertragen (gegen M. 47,952.87 am 1. Januar 1884). Die Gesammt-Einnahme in 1885 betrug M. 30,303.60 (gegen M. 25,163.29 in 1884), die Gesammt-Ausgabe M. 27,505.15 (gegen M. 25,953.14). Das Rechnungsjahr schließt sonach mit einem Ueberschuß von M. 2798.45, so daß ein Vermögensbestand von M. 49,961.17 in das Rechnungsjahr 1886 übergegangen ist. Die Gesammtsumme der Einnahme setzt sich zusammen im Wesentlichen wie folgt. An Beiträgen der Mitglieder M. 18,075.91 (gegen M. 15,813.16), an Beiträgen der Theilnehmer M. 1950.33 (gegen M. 1620.74), Erlös aus dem Historischen Jahrbuch M. 6077.21 (gegen M. 6144.15), aus dem Verkauf von Vereinsschriften M. 1627.24 (gegen M. 525.55), Zinsen M. 2197.11, zusammen M. 30,303.60. Die

Hauptposten der Gesammt-Ausgaben betreffen Stipendien M. 4350 (gegen M. 4885), Schriftsteller-Honorare, ausschließlich der für das Historische Jahrbuch M. 1631.53 (gegen M. 1588.75), die Redaction des Historischen Jahrbuches M. 2400 (gegen M. 2568.25), Honorare der Mitarbeiter M. 2164.77 (gegen M. 2149.17), Druck- und Versendungs-Kosten und sonstige Ausgaben für das Historische Jahrbuch M. 3344.50 (gegen M. 4785.38), auf die Redaction des Staats-Lexicons M. 3116 (gegen M. 3240), Druck- und Versendungs-Kosten der Vereinsgaben, Entschädigungen, Gehalt des Hülfs-Secretairs und sonstige Verwaltungskosten M. 9999.40 (gegen M. 6383.46). Der Nominalbetrag des in Werthpapieren angelegten Vermögens belief sich am 31. December 1885 wie im Vorjahre auf M. 30,000. Der Betrag der Depositen bei zwei verschiedenen Bankhäusern, sowie eines verzinslichen Darlehens bezifferte sich am 31. December 1885 auf M. 10,043.23 (gegen M. 8406.17). In 1886 bis 15. August 1886 vereinnahmt M. 21,374.96, verausgabt M. 19,820.04. Der Nominalbetrag des in Werthpapieren angelegten Vermögens beläuft sich, wie seit 1884, auf M. 30,000. Das verzinsliche Darlehen beträgt M. 6000. Laut halbjährigen Rechnungen bei beiden Bankhäusern d. d. 1. Juli 1886 beziffert sich der Betrag der Depositen auf M. 4972.38.

Der Vorsitzende theilte alsdann der Versammlung mit, daß alle Kassengeschäfte von dem General-Secretair der Görres-Gesellschaft, Herrn Oberbürgermeister a. D. Kaufmann in Bonn, verwaltet werden, und daß die Rechnung vom Jahre 1884 von den in der letzten General-Versammlung gewählten Revisoren, nämlich von den Herren Rentner Scheben aus Köln, Buchhändler Henrici aus Bonn und Kaufmann Hoffmann aus Bonn, eingehend geprüft und für richtig befunden worden sei. Ebenso sei die Rechnung vom Jahre 1885 von denselben Herren Revisoren geprüft und für richtig befunden worden. Die General-Versammlung ertheilte in getrennter Abstimmung dem General-Secretair für beide Rechnungen die beantragte Decharge und wählte auf den Vorschlag des Vorsitzenden dieselben drei Herren zu Revisoren der diesjährigen Rechnung wieder.

Hierauf verlas der Vorsitzende den nachstehenden Bericht über die Thätigkeit des Verwaltungs-Ausschusses und den Fortgang der wissenschaftlichen Arbeiten.

Da im vorigen Jahre die General-Versammlung ausfallen mußte, knüpft der Bericht nicht an diese, sondern an den Schluß des Jahres an. Die Thätigkeit des Verwaltungs-Ausschusses geschah in üblicher Weise; die laufenden Geschäfte, insbesondere die gesammte Kassen-Verwaltung, wurden, wie bisher, ausschließlich durch das General-Secretariat in Bonn besorgt. Alle sonstigen Angelegenheiten fanden durch Circularschreiben des Vorsitzenden an die Mitglieder des Verwaltungs-Ausschusses ihre Erledigung. Da eine General-Versammlung in 1885 nicht stattgefunden hatte, so fehlte für den statutenmäßigen Jahresbericht das, was bisher den wesentlichsten Inhalt desselben gebildet hatte: die Wiedergabe der dortselbst gehaltenen Reden und Vorträge. Da jedoch die Gesellschaft mit dem Vorjahre zugleich das erste Decennium ihrer Wirksamkeit abschloß, so schien es passend, einen Rückblick auf die zurückgelegte Entwickelungs-Periode zu werfen und allen Freunden unserer Sache ein Gesammtbild der bisherigen Thätigkeit zu geben. Hierzu bot der fällige Jahresbericht die erwünschte Gelegenheit. Nachdem derselbe zu Anfang März in die Hände

sämmtlicher Mitglieder und Theilnehmer gelangt war, erhielt er noch weiter dadurch eine möglichst große Verbreitung, daß er einer Reihe der angesehensten katholischen Zeitschriften und Tagesblätter beigelegt wurde. Die Hoffnung, auf diese Weise der Görres-Gesellschaft neue Freunde zuzuführen, ist nicht unerfüllt geblieben. An Vereinsschriften sind bisher erschienen und zur Vertheilung an die Mitglieder gelangt als erste „Santa Teresa de Jesus" von Dr. W. Pingsmann, als zweite „Die Propaganda-Congregation und die nordischen Missionen im 17. Jahrhundert" von Dr. A. Pieper; die dritte ist in Vorbereitung. Die Sorge für diese Seite der Vereinsthätigkeit lag bis zum vorigen Jahre bei einem Mitglied des Verwaltungs-Ausschusses, welches sich dem zeitraubenden Geschäfte der Correspondenz mit den Autoren, der Durchsicht der Manuscripte und der Ueberwachung des Druckes mit größter Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit hingegeben hatte. Auf den Wunsch desselben, in Zukunft hiervon entlastet zu sein, hat der Vorstand beschlossen, einen eigenen Redacteur für die Vereinsschriften zu bestellen, und hat Hr. Dr. Cardauns in Köln sich freundlichst bereit gefunden, dieses Amt zu übernehmen. Der Verwaltungs-Ausschuß ergreift auch jetzt wieder die Gelegenheit, die katholischen Schriftsteller zur Betheiligung an diesen Schriften, denen die Organisation der Gesellschaft einen ausgedehnten Leserkreis sichert, nachdrücklichst einzuladen. Von dem historischen Jahrbuche, herausgegeben von Hrn. Professor Dr. Grauert mit Unterstützung von Hrn. Dr. Schnürer, sind die drei fälligen Quartalhefte im Gesammt-Umfang von $35^1/_2$ Bogen rechtzeitig erschienen. Die Zahl der Abonnenten betrug für das dritte Heft des siebenten Bandes 638; hierzu kommen 71 Tausch-Exemplare = 709 Exemplare. Der Kreis der Mitarbeiter ist in erfreulicher Zunahme begriffen. Der weitern Ausbildung einer seit dem Vorjahre hinzugekommenen neuen Abtheilung, welche durch kurze Mittheilungen über alle neuen wichtigern Erscheinungen der historischen Litteratur rasche Orientirung bieten soll, wird besondere Sorgfalt zugewendet. In Sachen des Staats-Lexicons bedauern Redaction und Verwaltungs-Ausschuß gleichmäßig, einen erheblichen Fortschritt nicht vermelden zu können. Trotz unausgesetzter Bemühung der erstern hat sich die Hoffnung, mit dem Drucke zu Anfang des Jahres zu beginnen, nicht erfüllt. Die Verantwortung hierfür trifft eine kleine Zahl von Mitarbeitern, welche trotz wiederholter Mahnungen und Bitten die von ihnen seit Jahr und Tag übernommenen Beiträge noch immer nicht eingesandt haben. Die beabsichtigte und bereits im Jahresbericht angekündigte Herausgabe eines philosophischen Jahrbuches hat eine Verzögerung dadurch erfahren, daß Hr. Dr. Haffner, welcher dieselbe vorzüglich betrieben hatte, zum Bischof von Mainz erhoben worden ist und dadurch genöthigt war, seine Stelle als Vorsitzender der philosophischen Section niederzulegen. Unterstützungen einzelner Gelehrten zur Förderung wissenschaftlicher Zwecke haben in sechs Fällen stattgefunden. Sie sind auch dies Mal nahezu ausschließlich der Geschichtswissenschaft zu gute gekommen, vornehmlich, indem sie die Mittel zur Durchforschung auswärtiger Bibliotheken und Archive, insbesondere der römischen, boten. Unter den jüngern Gelehrten, denen die Gesellschaft auf solche Weise behülflich zu sein die Freude hatte, ist leider der eine, Hr. Dr. Diekamp, welcher sich bereits durch eine Reihe scharfsinniger und gründlicher Arbeiten in der Gelehrtenwelt rühmlich bekannt gemacht hatte, durch einen frühzeitigen Tod abgerufen worden. Er starb zu Rom am ersten Weihnachtstage des verflossenen Jahres, nachdem er eben begonnen hatte, die Hand an die Ausführung neuer umfassender Pläne zu legen. Den Interessen der Geschichtswissenschaft diente ferner die Jahresgabe, welche gemäß einem bei der General-Versammlung in Freiburg gefaßten Beschlusse der Anstalt des Campo Santo in Rom zur Beschaffung einer historischen Hausbibliothek überwiesen wurde. Eine außerordentliche Veranlassung, sich auf ihre Weise zu betheiligen, gab der Gesellschaft die Erhebung des hochwürdigsten Herrn Bischofs von Ermland zum Erzbischof von Köln. Nach einem Beschlusse des Vorstandes übernahm Hr. Dr. Hipler die Ausarbeitung einer Festschrift, welche das Gedächtniß alter Beziehungen zwischen den beiden Diö-

cesen erneuert, indem sie die deutschen Predigten und Katechesen der ermländischen Bischöfe Hosius und Kromer behandelt. Die Festschrift wurde dem Herrn Erzbischof durch eine Deputation, an welcher die in Bonn und Köln wohnenden Mitglieder des Verwaltungs-Ausschusses theilnahmen, in der Pfingstwoche dieses Jahres überreicht und von demselben huldvoll entgegen genommen. Mit besonderer Freude verweilt der Bericht bei diesem Vorkommnisse. Wenn in demselben die engen Bande, welche die Katholiken im Westen unseres Vaterlandes mit denen des Ostens verbinden, gewissermaßen einen symbolischen Ausdruck gefunden haben, so gewährt die heute in Danzig eröffnete General-Versammlung der Görres-Gesellschaft die begründete Hoffnung, daß diese in gleicher Gesinnung wurzelnden Bande neuerdings eine Verstärkung finden werden.

Der Vorsitzende des Local-Comité's, Herr Pfarrer Mentzel, sprach dem Verwaltungs-Ausschusse im Namen der General-Versammlung den Dank für die in dem abgelaufenen Jahre entwickelte Thätigkeit aus. Dem am 31. Juli verstorbenen Vorstandsmitglied Herrn Domcapitular Dr. Gerlach (Limburg) widmete Herr Rechtsanwalt Bachem einige Worte des Andenkens. Den Schluß bildete der von dem Gesammtvorstande gestellte und von der General-Versammlung einstimmig angenommene Antrag, den hochw. Herrn Bischof von Mainz, Dr. Haffner, wegen seiner hervorragenden Verdienste um die Görres-Gesellschaft zum Mitglied des Ehren-Präsidiums zu ernennen.

Nachmittags 4 Uhr fand eine Sitzung der historischen Section statt, welcher zur großen Freude der Anwesenden auch Herr Bischof Dr. Thiel beiwohnte. Auf Vorschlag des Herrn Prof. Dr. Grauert übernahm Herr Regens Dr. Hipler den Vorsitz, worauf der Erstere in eingehender Weise über das historische Jahrbuch berichtete und daran Vorschläge zur weitern Entwickelung und Vervollkommnung des Unternehmens knüpfte. Der Vorsitzende dankte dem Redner für seine eingehende und ansprechende Ausführung und drückte den Wunsch aus, daß auch die polnische Geschichtslitteratur in dem Jahrbuche berücksichtigt werde, wie dies bereits von Seiten der Sybel'schen historischen Zeitschrift geschehe. Prof. Dr. Pawlicki aus Krakau sagte seine Unterstützung zur Erfüllung dieses Desideriums zu.

Hierauf hielt Herr Dr. Georg Hüffer nachstehenden Vortrag über Bernard von Clairvaux und das heilige Land.

Der Name des heiligen Bernard von Clairvaux ruft in uns das Bild einer überaus anziehenden und liebenswürdigen, aber zugleich großartigen und weltgeschichtlichen Persönlichkeit wach. Dieses Glanzgestirn des 12. Jahrhunderts steht vor unserm Auge als das verkörperte Ideal des Mönchthums mit seiner Weltflucht und Ascese, seiner Demuth und Hingabe, seinem starken Glauben wie seiner feuerigen Gottes- und Nächstenliebe. Bernard besitzt diese Tugenden in einem heroischen Grade: er ist ein Heiliger, und Gott hat seine Heiligkeit schon während der Tage seines irdischen Wandels durch eine so große Zahl von Wundern beglaubigt, daß sie in der Geschichte der Kirche fast beispiellos dasteht. Diese Wunder sprossen wie Blumen an allen Wegen, die sein Fuß betritt, und Gaufrid, der

langjährige Begleiter und Freund des Heiligen, konnte mit Recht von ihm sagen, daß seit den Tagen der Apostel Niemand so wie er in Wunderthaten, deren Kunde durch alle Länder gehe, gestrahlt habe. Diesen übernatürlichen Gnadengaben verbanden sich aber die reichsten Naturanlagen. Seine Schriften, Predigten und Briefe zeugen von der logischen Schärfe seines Verstandes, von klarem, energischem Willen, von staunenswerther Gedankentiefe und Ideenfülle, von vollendeter Beherrschung und hohem Reiz der Form. Größer noch muß Bernard's Rednergabe gewesen sein. „Anmuth war auf seinen Lippen ausgegossen und seine Reden von gewaltigem Feuer, so daß selbst seine glänzende Schreibweise die ganze Süßigkeit und Gluth seines Wortes nicht festzuhalten vermochte." Der Eindruck dieses Wortes vollendete sich jedoch durch seine zarte, gleichsam überirdische Erscheinung: „Die schlanke Gestalt hinfällig und durchgeistigt, das Haupt von hellblondem Haar und in's Röthliche spielendem Bart umgeben, die durchsichtigen Wangen sanft geröthet, die Augen von englischer Reinheit und taubengleicher Einfalt strahlend, das ganze Gesicht in Klarheit leuchtend." — Mit solchen Gaben ausgerüstet, war der heilige Bernard von Gott berufen, den gewaltigsten Einfluß auf seine Zeit zu üben. Wo er erschien, „nahm ihn das Volk mit unglaublicher Verehrung auf, als wenn ein Engel vom Himmel herabgestiegen wäre." So geschah es in Aquitanien und im stolzen Mailand, in Flandern wie am Rhein. Es sind großartige aber wahre Worte, in dem jener Gaufrid den übermächtigen Einfluß Bernard's auf seine Mitwelt feiert: „Wir lesen von Salomo, daß der Erdkreis sein Antlitz zu sehen verlangte. Gewiß ein gewaltiger Lobspruch, und doch ist vielleicht in diesem Punkte Bernard nicht geringer als Jener; denn es ist kaum glaublich, daß Salomo in all' seinem Ruhm die allgemeine Liebe der Welt in so hohem Grade besessen habe, wie Bernard in seiner Demuth. Ja, es dürfte schwer halten, in der Geschichte aller Zeiten einen Menschen zu finden, der, noch wandelnd unter den Menschen, einen gleich berühmten und geliebten Namen sich erworben hat vom Aufgang der Sonne bis zum Niedergang, vom Nordwind bis zum Südmeere." Was nur die Zeit an großen Fragen im Guten wie im Bösen bewegt, erfährt seine Entwickelung; Päpste und Könige hören auf seinen Rath; sein Wort, seine Erscheinung schaffen Frieden, beseitigen das Schisma, schließen der Häresie den Mund, und reißen die Christenheit zum Kreuzzug fort. — Gerade diese letzte Thätigkeit, die Predigt des zweiten Kreuzzuges, bildet wie den Höhepunkt seines Wirkens überhaupt, so namentlich seiner **Bemühungen um das heilige Land.**

Persönlich ist Bernard nie in Palästina gewesen. Freilich, schon in seiner Jugend, als er Brüder und Verwandte in Châtillon zu gemeinsamem geistlichem Leben um sich sammelte, hieß es bei den Leuten der Umgegend, er wolle nach Jerusalem pilgern. Das gab er nämlich selbst vor, um größeres Aufsehen zu vermeiden; nur dachte er dabei nicht an das irdische, sondern an den Abglanz des himmlischen Jerusalems, an das Kloster, zu dem er zu pilgern gedachte. Die Auffassung des Klosters als Abglanz des himmlischen Sion hat dann Bernard auch später wiederholt in der finnigsten Weise ausgeführt. So in einem Briefe an den Bischof von Lincoln, als ein englischer Pilger in Clairvaux eingetreten war, anstatt die Fahrt in's heilige Land fortzusetzen. Aehnlich schrieb er dem schwäbischen Ritter Gottfried von Staufen über dessen Bruder Heinrich, derselbe habe das Gelübde der Kreuzfahrt nicht aufgegeben, sondern in vollkommenerer Weise erfüllt, da er in Clairvaux Mönch geworden sei. Bei Ordensleuten aber hielt der Heilige eine Wallfahrt in's heilige Land nur aus besonders wichtigen Veranlassungen für räthlich. Als ein auf dem Bußgange nach Jerusalem begriffener Mönch in Clairvaux einkehrte, schickte Bernard ihn in sein Kloster zurück: was ein Mönch gefehlt, solle er nicht durch Umherschweifen in der Welt, sondern durch Buße im Kloster sühnen. Das himmlische, nicht das irdische Jerusalem zu suchen, sei Aufgabe der Ordensleute. In gleicher Weise stellte er der Anfrage eines Abtes, ob er in Jerusalem sich niederlassen solle, die ruhige Erwägung entgegen, daß seine Pilgerfahrt besser unterbleibe, da sie den Untergebenen zum Aergerniß gereichen könne. — Was

Bernard jedoch für Ordensleute ablehnte, förderte er bei weltlichen Personen, und einzeln auch bei Geistlichen mit Rath und That. Die Möglichkeit solcher Förderung der Pilgerfahrten in's heilige Land bot sich ihm durch die freundschaftlichen Beziehungen, welche er zu dortigen hervorragenden Persönlichkeiten unterhielt. Vor allem stand er in einem nahen Verhältniß zu der Königin Melisende von Jerusalem, der ältesten Tochter Balduin II. und Gemahlin von dessen Nachfolger Fulco von Anjou. In den uns erhaltenen vier Briefen an sie empfiehlt Bernard wiederholt seine eigenen Verwandten und andere Pilger, die auf der Gottesfahrt begriffen waren. Außer mit der Königin pflog der Abt dann einen Briefwechsel mit den geistlichen Häuptern des heiligen Landes, den Patriarchen von Jerusalem und Antiochien. Namentlich einer dieser Briefe an den Patriarchen Wilhelm von Jerusalem gehört zu den innigsten und schönsten, welche je der Feder des Heiligen entflossen sind. Die ganze Gluth seiner Liebe zu den Stätten der Erlösung spricht sich darin aus; die großartigsten Bilder der Schrift sind mit der nur ihm eigenen Beherrschung zum Lobe der heiligen Stadt zusammengetragen. Ein anderer dieser Briefe enthält den Dank für eine durch den Patriarchen übersandte Kreuzpartikel, und der große Schatz von Clairvaux, der erst durch die französische Revolution in alle Winde zerstreut worden ist, wies daneben noch eine zweite Partikel in Kreuzform auf, welche König Amaury von Jerusalem auf der Brust zu tragen pflegte, und, durch ein Gesicht des heiligen Bernard gemahnt, um das Jahr 1170 nach Clairvaux gesandt hatte. Hier in Clairvaux starb dann, gleichzeitig mit dem heiligen Malachias von Armagh, am 4. November 1148 der Patriarch Melchiades von Jerusalem. — Bei diesen engen Beziehungen Bernard's zu Palästina muß es einigermaßen Wunder nehmen, daß er, obwohl vom Könige und Patriarchen um Zusendung von Cisterciensern ersucht, dieser Bitte keine Folge geleistet hat. Die Verhältnisse des heiligen Landes schienen seiner liebenden Sorge für das Wohl seiner geistigen Söhne noch zu wenig gesichert. Wenigstens berichtet sein Leben ausdrücklich, er habe eine Klostergründung dort wegen der Einfälle der Heiden und der Gefahren des Klima's abgelehnt. Erst vier Jahre nach seinem Tode wurde von dem Kloster Morimond aus Beaumont in der Diöcese Tripolis als erstes Cistercienserstift in Syrien gegründet, und Beaumont ist dann der Ausgangspunkt weiterer Stiftungen des Ordens im heiligen Lande geworden. Dagegen war schon zu Lebzeiten Bernard's ein Clairvaux'er Mönch Bischof von Bethlehem. — In den nach Palästina gehenden Briefen des heiligen Abtes geschieht wiederholt der Templer Erwähnung, und gerade sein Verhältniß zu den fratres de militia templi bildet einen hervorragenden Punkt in seinen Beziehungen zum Morgenlande.

Der Orden der Tempelritter war um das Jahr 1118 durch Hugo de Payen und Gottfried von St. Omer in Jerusalem zum Schutz der Pilger und der heiligen Stätten gegründet worden. Ein neuer Gedanke, so recht dem Boden der idealen Kreuzzugs-Begeisterung entsproßt, lag ihm zu Grunde: die Verschmelzung der militia, der weltlichen Ritterschaft, mit den strengen Gelübden der Mönche, mit Armuth, Keuschheit und Gehorsam. Sitz des jungen Ordens wurde der an den Ort des frühern salomonischen Tempels angrenzende Theil des königlichen Palastes, weshalb die neue Ritterschaft den Namen milites templi erhielt. Unter den neun Rittern, welche den Kern des zu hoher Blüthe, aber leider auch zu großem Reichthum gelangenden Ordens bildeten, standen zwei dem heiligen Bernard besonders nahe. Der Eine war sein leiblicher Onkel Andreas, der Andere Graf Hugo von Champagne, Sohn des Gründers und Wohlthäters von Clairvaux. Das Band der Freundschaft mit den Templern wurde aber besonders fest geknüpft, als der Orden im Jahre 1128 zu Troyes seine erste Regel erhielt. Dort war nämlich auch Bernard auf ausdrücklichen Wunsch des Cardinal-Legaten Matthäus von Albano zugegen, und ihm wurde die Abfassung der Synodal-Beschlüsse anvertraut. Die hier gegebene Regel, deren Prolog von der erwähnten Betheiligung des Abtes berichtet, athmet so recht den kriegerisch-frommen Geist der Templer.

Zweifellos hat Bernard zu ihrem Erlaß in hervorragender Weise mitgewirkt; nur ist das im Einzelnen nicht zu erweisen, wie denn einzelne Theile der Regel in der uns erhaltenen Form erst spätern Datums sein können. Nach der festen Begründung des Ordens galt es nun, für seine Ausbreitung Sorge zu tragen, und wohl vornehmlich zu diesem Zwecke wandte sich der erste Großmeister zu wiederholten Malen an Bernard mit der Bitte: ut adversus hostilem (paganorum) tyrannidem quia lanceam non liceret, stylum vibrarem. So entstand denn der berühmte liber de laude novae militiae ad milites templi. Die Schrift Bernard's stellt in ihrem ersten Theile einen Lobpreis der neuen Ritterschaft dar, welche das Verdienst des Kriegers und Mönches in sich vereinige und dem heiligen Lande zu Trost und Zierde gereiche. Eine kurze Umschreibung des Lebens der Templer reiht sich daran, wie sie in strenger Einfachheit und Abtödtung sich auf den Kampf vorbereiten, in der Schlacht gleich Löwen rasend, sonst milder als Lämmer. Die letzten Abschnitte enthalten eine mystische Auslegung der heiligen Stätten, des Tempels, Bethlehem's und besonders des heiligen Grabes, welche zu einer tiefsinnigen Betrachtung über Wesen und Verdienst des Opfertodes Christi Veranlassung gibt. Derart war der heilige Bernard, nach den Worten seines Lebens, in der That der besondere Patron der Tempelritter, die dafür ihn und seinen Orden wiederum mit großer Verehrung umgaben. — Die dem heiligen Lande aus der Stiftung des neuen Ordens erwachsende Hülfe erwies sich indeß unzureichend, als Imad Eddin Zenki, Emir von Aleppo und Verweser des Sultanates von Mosul, die christliche Herrschaft im Morgenlande mit Vernichtung bedrohte.

Der zweite Kreuzzug, dessen Einleitung im Folgenden, auf Grund eingehender und stellenweise zu neuen Ergebnissen führender Untersuchung dargelegt ist, war die Antwort der Christenheit auf die Eroberung und Zerstörung Edessa's durch Zenki. Der Fall dieser Vormauer des christlichen Syriens in den Weihnachtstagen 1144 brachte zunächst Antiochien, weiter Tripolis und Jerusalem selbst in Gefahr: die Früchte des ersten Kreuzzuges standen auf dem Spiele. So erschienen denn im Laufe des folgenden Jahres Boten am französischen Hofe, bei Bernard von Clairvaux und vor allem bei Papst Eugen III. in Viterbo mit der Bitte um nachhaltige Hülfe. Die Vorstellungen dieser Boten zündeten an zwei Stellen zu gleicher Zeit. Am 1. December 1145 erließ Eugen seine Kreuzzugs-Bulle: Quantum praedecessores, durch welche er zunächst die Franzosen als Vorkämpfer des heiligen Landes, aber mit ihnen und durch sie auch die übrigen Völker in machtvollen Worten zum neuen Gottesstreit aufrief. Ehe dies Schreiben aber noch Wirkung thun konnte, hatte, unabhängig davon, Ludwig VII. von Frankreich seine Großen zu einem glänzenden Hoftage nach Bourges berufen und ihnen am Weihnachtsfeste 1145 seinen insgeheim gefaßten Entschluß mitgetheilt, in Person einen neuen Kreuzzug zu unternehmen. Dieser beispiellose Vorgang, daß der jugendliche Herrscher eines großen Reiches sich selbst in die Gefahren eines Kampfes im fernen Asien stürzen wollte, rief den ernsten Widerspruch der Großen hervor. Die Sache kam in Bourges nicht zum Austrage, man einigte sich vielmehr beiderseits zu einer Anfrage dieserhalb bei dem Orakel der Zeit, dem Abte von Clairvaux. Bernard indeß lehnte die Verantwortung einer so schwerwiegenden Entscheidung durchaus von sich ab und verwies den König an den Papst als naturgemäße Instanz. Eugen aber, dem die Frage jetzt unterbreitet wurde, stimmte dem hochherzigen Plane Ludwig's freudig zu, erneuerte am 1. März 1146 seine Bulle an die Franzosen und ließ dieselbe zugleich unter der allgemeinen Adresse: universis fidelibus Dei, welche in dem Cod. lat. 22201 fol. 257a der Münchener Staatsbibliothek vorliegt, an die ganze Christenheit ausgehen. Gern wäre jetzt der Papst, dem Beispiele seines großen Vorgängers Urban getreu, in Person über die Alpen gekommen, um die Vorbereitung des neuen Kreuzzuges selbst zu leiten. Aber ihn hielten die römischen Unruhen zeitweilig in Italien zurück und er war sich zudem bewußt, die weitere Durchführung der großen

Aufgabe in die Hand eines Mannes legen zu können, auf den sich bei diesem Anlaß die Blicke der Mitwelt wie von selbst hinwenden mußten. Der h. Bernard, Eugen's geistlicher Vater und Berather, der unvergleichliche Prediger, „welcher bei allen Völkern Galliens und Germaniens wie ein Prophet oder Apostel galt" (Worte des Bischofs Otto von Freising), erhielt durch päpstlichen Befehl den Auftrag, „als Zunge der römischen Kirche" den Völkern und Fürsten das Kreuz zu predigen. — Ein gewaltiger Auftrag, der die ganze weitere Vorbereitung des Zuges, soweit sie kirchlicher Natur, in die alleinige Hand des Abtes gab!

So erhob sich denn der h. Bernard aus der Stille seines trauten Klosters, das er nicht mehr zu verlassen gedacht, und kam nach Vezelay, wohin zu Ostern 1146 eine allgemeine Landes-Versammlung ausgeschrieben war. Auf freiem Felde vor den Thoren der Stadt erging zum ersten Male seine feuerige Predigt von den Leiden des hl. Landes und dem neuen Triumph des Kreuzes an den König, die Fürsten und die unzählbaren Volksmassen, welche rings die Ebene erfüllten. „Und als er nach seiner Weise in Himmelslauten den Thau des göttlichen Wortes ausgegossen hatte, da brauste von allen Seiten der ungestüme Ruf empor: »Kreuze, gebt uns Kreuze!« Wohl war ihrer eine große Zahl vorbereitet, aber rasch sind sie ausgetheilt oder vielmehr ausgesäet. Da zerriß Bernard sein Obergewand und säete die Stücke desselben als Kreuze unter die Menge aus. Wunder begleiteten den gewaltigen Vorgang", zu dessen Gedächtniß bald darauf eine Kreuzkirche an diesem Orte erstand. Die Kirche ist der Zeit zum Opfer gefallen, aber auch heute noch erinnert ein hochragendes Steinkreuz an dem Wege nach Auxerre an jenen unvergeßlichen Tag. Der Fortgang der Kreuzpredigt entsprach ihrem Beginne, und bald konnte Bernard dem Papste melden: „Du befahlst und ich gehorchte; ich predigte und die Zahl der Kreuzträger mehrt sich über alles Maß. Städte und Burgen werden leer, und nach den Worten der Schrift, kaum sieben Weiber finden einen Mann, der zurückbleiben will." Zu Pfingsten war der Abt in Toul, später wandte er sich nach dem Norden, kam nach Flandern und überschritt im Spätherbst die deutschen Grenzen, um hier durch volle drei Monate den ganzen Rhein entlang, von seinen Quellen bis nach Köln abwärts, das Kreuz zu predigen und die Gräuel der Judenverfolgung abzustellen. Wunder ohne Zahl bezeichneten seinen Weg, und die Begleiter, welche uns in der historia miraculorum in Germania patratorum einen von Tag zu Tag fortschreitenden Bericht über diese denkwürdige Fahrt erhalten haben, ermüdeten förmlich in der Mittheilung all' der Wunderheilungen, die Bernard an Jung und Alt, Hoch und Nieder wirkte. König Conrad der Staufer, welcher den Abt in Frankfurt auf seine starken Arme nahm, als ihn der unmäßige Andrang des Volkes zu erdrücken drohte, hielt sich lange weigerlich, das Kreuz zu nehmen, und in der That sprach manches gegen seine Theilnahme an dem neuen Zuge. Aber auch ihn riß das flammende Wort des Heiligen unwiderstehlich fort: zu Speyer im Kreise der Fürsten ließ er sich das Kreuz anheften, und Tausende folgten seinem Beispiele. Wohl konnte Bernard nicht überallhin selbst die Bewegung tragen, aber auch wo Andere in seinem Auftrage predigten, wie Hugo von Chartres in der Bretagne, Adam von Ebrach in Baiern, Heinrich von Olmütz in Böhmen und Mähren, stand das Volk unter dem Eindruck seiner Worte. — Denn neben der mündlichen Predigt wirkte der Heilige durch seine Sendschreiben.

Manche dieser Schreiben mögen gleich andern Actenstücken der Zeit verloren gegangen sein, aber die Zahl der uns erhaltenen ist gleichwohl größer, als man bisher angenommen hat. Dieselben hängen in Gedanken und Wortlaut enge zusammen, ohne daß sich gerade ein bestimmter Grundtypus aufweisen ließe, aus dem die verschiedenen Sproßformen entwickelt wären. Das älteste, schon bald nach dem Tage von Vezelay erlassene Schreiben fordert die Bretagner zum Kreuzzuge auf. Ihm am nächsten steht das Fragment eines vielleicht an die Flandrer gerichteten Manifestes, in welches zum ersten Male die da-

mals entbrennende Juden-Verfolgung hineinspielt. Bedeutend ausführlicher ist der Brief an Bischof und Volk von Brescia. Wiederum reichere Form hat das bisher nur dem Titel nach bekannte Manifest: ad gentem Anglorum, das unter anderm in den lateinischen Handschriften nr. 15316 fol. 133, und 14845 fol. 287 der Pariser National-Bibliothek vorliegt. Genauen Anschluß an das englische zeigt ein mit der allgemeinen Adresse: ad peregrinantes Jerusalem versehenes Sendschreiben, dessen Abschrift im Cod. lat. nr. 56 fol. 58a b der archivos de la corona de Aragon zu Barcelona aufbewahrt wird. Das für die Deutschen bestimmte Manifest hat die vorhergehenden in sich aufgenommen und steht an Umfang und feiner Durchbildung, wenn auch nicht an Kraft, über allen andern. Von Adressen dieses Manifestes sind erhalten eine an die Speierer, eine zweite an die Ostfranken und Baiern; die Existenz einer dritten an den Erzbischof Arnold von Köln wird durch den Münchener Cod. lat. nr. 22201 fol. 257a b bezeugt. Dem Inhalte der genannten Schreiben ferner stehen die an die Böhmen und an die Wendenfahrer gerichteten Sendbriefe. Endlich streift noch das schon dem Frühjahr oder Sommer 1146 angehörige Schreiben des Heiligen an den Kaiser Manuel von Constantinopel die obigen Briefe hie und da in den Gedanken wie in der Form. — Diese verschiedenen Rundschreiben nun waren ihrer ganzen Anlage und Durchführung nach vollkommen geeignet, der Kreuzzugs-Bewegung den mächtigsten Anstoß zu geben. Niemals hat der Feuergeist des h. Bernard ergreifendere Gedanken in großartigere Worte gekleidet: Sermo mihi ad vos, so beginnt das Manifest an die Deutschen, de negotio Christi, in quo est utique salus nostra. Nach einigen einleitenden Sätzen geht es weiter: Ecce nunc fratres acceptabile tempus, ecce nunc dies copiosae salutis. Commota est siquidem et contremuit terra, quia coepit Deus coeli perdere terram suam. Suam in qua est visus et annis plus quam triginta homo cum hominibus conversatus, suam utique quam illustravit miraculis, quam dedicavit sanguine proprio, in qua primi resurrectionis flores apparuerunt. Et nunc peccatis nostris exigentibus crucis adversarii caput extulere sacrilegum, depopulantes in ore gladii terram promissionis. Ad ipsum religionis christianae sacrarium inhiant ore sacrilego lectumque ipsum conculcare conantur, in quo propter nos vita nostra obdormivit in morte. Quid facitis viri fortes, quid facitis servi crucis? Itane dabitis sanctum canibus et margaritas porcis? . . . Quia ergo fecunda est virorum fortium terra vestra et robusta noscitur juventute referta, sicut laus est vestra in universo mundo et virtutis vestrae fama replevit universum orbem, accingimini et vos viriliter et felicia arma accipite christiani nominis zelo. . . Habes nunc fortis miles, habes vir bellicose, ubi dimices absque periculo: ubi et vincere gloria et mori lucrum etc. Ist es zu verwundern, daß unter dem Eindruck so gewaltiger Worte die Kreuzzugs-Bewegung bei dem kriegsfreudigen und vielfach rohen, aber jugendstarken und glaubensinnigen Geschlechte jener Zeit weiter und weiter ihre Wellen schlug? Die ganze Christenheit gerieth in Wallung: „Fast im gesammten Abendlande ruhte plötzlich," sagte Otto von Freising als Augenzeuge, „der Waffenlärm; nicht nur Fehde zu führen, sondern selbst öffentlich Waffen zu tragen, galt als Frevel. Der Geist des Pilgergottes hauchte nahezu das ganze Abendland an."

Der traurige Ausgang des zweiten Kreuzzuges ist bekannt. Das größte Unternehmen, zu welchem sich die abendländische Christenheit je geeinigt hat, ist in der denkbar kläglichsten Weise gescheitert. Die Hauptmasse der gewaltigen Kreuzheere, welche im Sommer 1147 unter Führung ihrer Könige auf dem Karlswege nach Constantinopel zogen und im Siegeslaufe Syrien zu gewinnen dachten, fand schon in Kleinasien den Untergang. Das Schwert der Feinde, die Tücke der Freunde, eigene Kopflosigkeit und Zuchtlosigkeit trugen gleichmäßig Schuld daran. Die Trümmer der stolzen Schaaren erreichten schließlich das hl. Land: wenigstens Damascus wollten sie jetzt im Bunde mit den syrischen Christen

erobern. Aber mochte sich hier die deutsche Tapferkeit noch so glänzend bewähren und König Konrad in den Gärten von Damascus durch die Stärke seines Armes Wunderdinge vollbringen, so vereitelte doch die Untreue der Pullanen den Erfolg, Muthlosigkeit riß ein, und in völliger Auflösung suchten die Kreuzfahrer auf verschiedenen Wegen die Heimath wieder zu gewinnen. Der Rückschlag dieses schmachvollen Endes war um so größer, je höher geschwellt die Siegeshoffnung gewesen war. „Niemals," so klagt eine französische Quelle dieser Zeit, „seit den Tagen der Gründung des Christenthums ist ein gleich großes Heer von Christen ruhmloser und elender zu Grunde gegangen." Was war unter diesen Umständen menschlicher und erklärlicher, als daß sich jetzt aller Orten Klage und Vorwurf gegen die Männer erhob, welche zu dem unheilvollen Zuge aufgerufen hatten? Niemanden aber traf naturgemäß dieser Vorwurf mit gleicher Kraft, wie den hl. Bernard von Clairvaux. „Gott will es," hatte er den Völkern gepredigt, und jetzt war Gottes Gericht hereingebrochen über diejenigen, welche der Predigt Gehör gegeben hatten. Mit furchtbarem Ernst trat daher an ihn die Frage heran, ob das stromweis vergossene Blut wirklich auf seiner Seele laste, oder ob er in der Vorbereitung des Kreuzzuges lediglich nach den Willen Gottes gehandelt habe. Wunder ohne Zahl schienen doch seiner gesammten Thätigkeit in dieser Angelegenheit das höchste Siegel göttlicher Beglaubigung aufgedrückt zu haben; so erbat er denn in dieser Seelennoth ein neues Zeichen von Gott. „Es ereignete sich," erzählt sein Begleiter Gaufrid, „daß zu der Zeit, als die erste Trauerbotschaft von dem Untergange des Kreuzheeres nach Frankreich drang, ein Vater dem Diener Gottes seinen blinden Sohn zur Heilung darstellte und dessen Widerstand durch vieles Bitten überwand. Der Heilige legte also dem Blinden die Hand auf und betete zum Herrn, Er möge Sich würdigen, an diesem Knaben durch Verleihung des Augenlichtes zu offenbaren, ob von Ihm selbst das Wort der Kreuzpredigt ausgegangen sei und Sein Geist der Predigt Seines Dieners zur Seite gestanden habe. Als er dann die Wirkung dieses Gebetes erwartete, sprach der Knabe plötzlich: „Was soll ich thun? Ich sehe!" Und sofort erhob sich der Jubelruf des umstehenden Volkes. Getröstet durch solche höchste Beweise seiner Schuldlosigkeit an dem Unglück, welches ein gottgefälliges und auch mit aller menschlichen Umsicht von Bernard vorbereitetes Unternehmen nach dem Rathschluß Gottes betroffen hatte, schrieb dann der Heilige einige Jahre später die feuerige Apologie seiner Kreuzzugs-Thätigkeit an den Papst Eugen. Beklagte er in dieser hochgemuthen Vertheidigung den Mangel an Ausdauer bei den christlichen Völkern, die nicht, wie dereinst die Juden, ein zweites und drittes Mal ansetzen wollten, um den Sieg zu erringen, so schien das Jahr 1150 diesen Wunsch des Heiligen erfüllen zu sollen.

Ein neuer Kreuzzug wurde derzeit in Frankreich geplant, und Bernard war für denselben mit altem Feuer thätig. Sein Brief an den Papst, in welchem dieser zu thatkräftiger Unterstützung des Unternehmens aufgefordert wurde, brachte zugleich die überraschende, aber den schwärmerisch-idealen Geist der Theilnehmer trefflich kennzeichnende Nachricht, daß Bernard selbst auf einem Tage in Chartres zum dux et princeps militiae für diesen Zug gewählt worden sei. Ein solches Amt widerstrebte nun zwar gleichmäßig der Demuth wie der klaren Umsicht des Abtes, und er bat deshalb dringend, doch in anderer Weise Fürsorge zu treffen, gleichwohl aber war er nach der Fassung des Briefes bereit, auf Befehl des Papstes auch dieses Opfer zu bringen und persönlich in's h. Land zu ziehen. Der ganze Plan verlief jedoch im Sande, ohne daß wir die nähern Umstände und Gründe klar zu erkennen vermögen. — So war für den h. Bernard der Lebensabend herangekommen und sein glühender Wunsch, dem h. Lande kräftige Hülfe zu Theil werden zu sehen, hatte keine Erfüllung gefunden. Es klingt daher eine gewisse Wehmuth und Entsagung aus dem letzten Briefe, welchen er noch im Jahre seines Todes an seinen Onkel Andreas, den spätern Großmeister der Templer, geschrieben hat. „Wehe über unsere Fürsten, die im Lande des Herrn nichts Gutes ausgerichtet haben, sondern schnell in die

Heimath zurückgekehrt, unglaubliche Schlechtigkeiten verüben, ohne Mitleid mit der Knechtschaft Joseph's zu hegen!" Der Brief enthält zugleich in Vorahnung seines nahen Todes Abschiedsgrüße an die Königin, die Templer und Hospitaliter, die Inclusen und Mönche der h. Stadt, sowie an seinen geistigen Sohn, den Bischof Girard von Bethlehem. Das Geschick des h. Landes aber beschäftigte die Seele des großen Abtes von Clairvaux noch bis in die letzten Tage seines irdischen Wandels, wo er prophetischen Geistes eine nahe Tröstung der Kirche von Jerusalem vorhersagte. Und gern haben sich später seine Jünger erzählt, wie in derselben Woche, da seine Seele „aus dem lichten Thale zu den ewigen Bergen der Klarheit emporstieg", das trotzige Ascalon von den Christen in glorreichem Sturm bezwungen worden sei.

Der zweite Tag der General-Versammlung begann mit einem in der St. Nicolaikirche von Herrn Prof. Dr. Dittrich gehaltenen Requiem für die verstorbenen Mitglieder der Gesellschaft. Um 9 Uhr hielt die philosophische Section eine Sitzung unter Leitung des Herrn Prof. Dr. Schütz. Zunächst sprach Herr Dr. August Spannenkrebs, Priester der Diöcese Ermland, über Leibniz' Stellung zur Scholastik.

Leibniz spricht ein Mal (Systema theologicum ed. Mogunt. p. 84) von den religiösen Genossenschaften und ähnlichen frommen Vereinigungen und Instituten und nennt sie „coelestis quaedam militia in terris". Auch auf die Görres-Gesellschaft kann dieser schöne Titel passend angewendet werden. Ebenso gleichen die Bestrebungen, denen sich dieser große Mann hingab, denjenigen, die unsere Gesellschaft hat. Daher ist es billig und recht, daß wir uns hier einige Augenblicke mit ihm beschäftigen. Doch soll er nur in *einer* Beziehung dem Auge des Geistes vorgeführt werden, nämlich in seiner *Stellung zur Scholastik*. Die beiden Fragen, um deren Beantwortung es sich dabei handelt, sind:

1. Wie *urtheilt* Leibniz über die Scholastik?
2. Wie stellt sich seine *Lehre* zu jener der Scholastiker?

1. Leibniz steht anfänglich der Scholastik feindselig gegenüber. Er will nicht in die Sümpfe (lacunae) derselben sich verirren; sie muß im Gegentheil aus der Herrschaft verdrängt werden. Zu diesem Zwecke empfiehlt sich der Gebrauch der Muttersprache in wissenschaftlichen Werken (cf. Opera philosophica ed. Erdmann, p. 61 sqq.). Doch übersieht er auch nicht das Gute der Scholastik (l. c.); es sind doch schließlich nur die Auswüchse der Spätscholastik, wogegen er eifert. Mit den Jahren wird sein Urtheil über die Scholastik immer bedächtiger, wiewohl er auch nicht die Mängel derselben verschweigt (cf. l. c. p. 121; 481; 598; 320 etc.). Speciell ist er voll des Lobes, wenn er auf den h. Thomas von Aquin zu sprechen kommt. „Thomas von Aquin ist ein Autor, welcher der Sache auf den Grund zu gehen pflegt" (l. c. 600, 300). Scharf tadelt er (Syst. theol. p. 228) diejenigen, welche einen Plato, Aristoteles, *einen h. Thomas von Aquin* und andere große Männer als Knaben verhöhnen („qui . . . Platoni, Aristoteli, divo Thomae aliisque summis viris tanquam pueris insultant").

Das Urtheil unseres Philosophen über die Scholastik würde sicher noch günstiger ausgefallen sein, wenn er die Koryphäen derselben noch gründlicher gekannt hätte. Das war ihm aber bei seiner, man kann wohl sagen allseitig in Anspruch genommenen Thätigkeit nicht möglich gewesen.

2. Um zu ermitteln, wie sich die Leibniz'sche *Doctrin* zur scholastischen stellt, wird es genügen, diejenigen Punkte hervorzuheben, welche der Scholastik eigenthümlich

sind, und zu denen die neuere Philosophie mehr oder weniger in Gegensatz getreten ist. Dazu gehören vornehmlich

a) Die Dialektik nach ihrer formalen Seite.

Hier ist näher zu unterscheiden die Methode des Lehrens im engern Sinne und die Methode des Disputirens. Die scholastische Lehrform tritt uns in edeler Vollendung in den Schriften des h. Thomas entgegen. Die Disputirform, wie sie uns jetzt erhalten ist, stammt aus späterer Zeit.

Leibniz bediente sich anfänglich in seinen Schriften einer Darstellungsmethode, die er öfter die mathematische nennt. Ihr liegt derselbe Gedanke zu Grunde, wie der scholastischen. In seiner Jugend wendet er sie unpassender Weise sogar bei historischen Darlegungen an. Ja, er geht in diesem Extrem noch weiter; er will nämlich eine Methode erfinden, vermöge welcher man auf dem Wege der mathematischen Combination und Berechnung aus den vorher ermittelten elementaren Begriffen die Wahrheiten nicht bloß beweisen, sondern auch neu bilden könne. Mit diesem Gedanken trug er sich bis an sein Lebensende. Doch hat er in den spätern Schriften selbst die mathematische Schreibweise ganz aufgegeben. Daraus folgt jedoch nur, daß er sie und zwar mit Recht bei Darstellungen nicht für geeignet hielt, die nicht für die Schule berechnet sind.

Die Disputirkunst und ihre Methode empfiehlt Leibniz gelegentlich sogar für die gewöhnliche Conversation. Er tadelt aber auch die Ausartungen derselben und verlangt entsprechende Reform (cf. Nouveaux essays sur l'entendement humain II. 7).

b) Das Verhältniß zwischen Wissen und Glauben ist eine Frage, welche in der Geschichte der Scholastik eine bedeutende Rolle gespielt, aber auch ihre richtige Lösung gefunden hat. Diese ist enthalten in der recht verstandenen Formel: ratio fidei ancilla.

Leibniz lehrt dasselbe. Der Theodicee schickt er eine Abhandlung über das Verhältniß zwischen Wissen und Glauben voraus, deren Resultat er in den Worten zusammenfaßt: la raison serve à la foi bien loin de lui être contraire. Des Nähern präcisirt er das fragliche Verhältniß folgendermaßen:

1. Findet sich ein angeblicher Glaubenssatz im Widerspruch mit einer nothwendigen, unabänderlichen Wahrheit, so ist er falsch.

2. Dagegen kann, ja wird vielfach ein Glaubenssatz den zufälligen Wahrheiten widersprechen, d. h. jenen Wahrheiten, deren Gegentheil keinen logischen Widerspruch enthält (z. B. die Naturgesetze); denn diese unterstehen der Dispensation des obersten Gesetzgebers.

3. Die eigentlichen Geheimnisse des Glaubens können zwar erfaßt und erklärt, aber nicht begriffen werden; a priori sind sie nicht erkennbar, wohl aber können sie nachträglich gegen Einwendungen geschützt werden.

c) Eine vorzugsweise der scholastischen Zeit angehörende Erscheinung ist der wissenschaftliche Gegensatz des Nominalismus und Realismus. Die Heroen der Scholastik bekennen sich bekanntlich zu dem sogenannten gemäßigten Realismus.

Leibniz ist anfänglich Nominalist. In seiner Erstlingsschrift vertheidigt er die These: omne individuum sua tota entitate individuatur. Doch entgeht ihm auch nicht die Gefahr des Nominalismus; diese besteht eben darin, daß man schließlich nur noch Collectivbegriffe, nicht mehr wahre Allgemeinbegriffe erhält; damit wird aber jede Demonstration aus allgemeinen Sätzen aufgehoben, es bleibt nur noch die Induction übrig. Aus diesem Grunde finden wir denn von nun an unsern Philosophen zwischen Nominalismus und gemäßigtem Realismus schwanken — den excessiven Realismus weist er entschieden zurück (cf. Nouveaux essays III, 6, § 32) —, ohne daß er zu einem bestimmten Schlußresultat gelangt, wie er denn überhaupt auf erkenntniß-theoretischem Gebiete in mehrern Punkten uns über seine Ansicht im Unklaren läßt.

d) Schließlich ist noch ein Punkt, welcher mehr als das Vorhergehende der scholastischen Philosophie das bestimmte Gepräge gegeben hat: es ist dies die von Aristoteles herübergenommene Lehre von der sogen. materia prima und den formae substantiales.

Leibniz sagte sich in diesem Punkte sofort von der Scholastik los und wandte sich den Neuern zu. Zuerst ist er Anhänger des Atomismus (cf. ed. Erdm. p. 124). Doch den überwand er gar bald, und von nun an ist er sein entschiedener Gegner. Dabei verfällt er aber in das entgegengesetzte Extrem: er leugnet schließlich ganz die materielle Seite im Körperlichen und behält nur noch subsistirende Kräfte (Monaden); die Ausdehnung, so erklärt er, ist nur Schein, sie kommt von der Unvollkommenheit unserer Erkenntniß her. — Mit dieser Lehre ist Leibniz der hauptsächlichste Vertreter des Dynamismus geworden. Im Princip ist er dieser Ansicht bis an sein Lebensende treu geblieben. Factisch aber sieht er sich oft genöthigt, dieselbe für einige Zeit aufzugeben. Und so zieht sich denn, wie Pesch (die großen Welträthsel) treffend bemerkt, durch seine Schriften der Gedanke hindurch, daß ein doppeltes substantielles Princip in der Körperwelt anzunehmen sei.

Leibniz urtheilt im Allgemeinen günstig über die Scholastik, seine Lehre stimmt in vielen Punkten mit der scholastischen überein, in andern Punkten sieht er sich zu derselben hingedrängt — das ist kurz das Ergebniß des gegenwärtigen Vortrages.

Hierauf berichtete Herr Prof. Dr. Schütz über den dritten Band der römischen Thomas-Ausgabe.

Von der prachtvoll ausgestatteten Folio-Ausgabe der Gesammtwerke des h. Thomas von Aquin, welche der Dominicaner-Orden unter dem Patronate und der Munificenz des h. Vaters zu Rom veranstaltet, darum auch editio Leonina genannt, erschien vor einigen Monaten der 3. Band. Entsprechend dem im 1. Bande (p. XXXIX) mitgetheilten Plane der ganzen Ausgabe enthält dieser neueste Band drei unvollständige Commentare des h. Thomas zu eben so vielen Schriften des Aristoteles, nämlich zu den Schriften *περὶ οὐρανοῦ* und *περὶ γενέσεως καὶ φθορᾶς* sowie zu den *μετεωρολογικά*, sodann ein analytisches und alphabetisches Sachregister zu diesen drei Commentaren und endlich die Ergänzungen der beiden Commentare zu der Schrift de generatione et corruptione und zu den meteorologica nebst einem kleinen dazu gehörigen analytischen Index.

Wir beginnen das Referat über den vorliegenden Band mit der Hervorhebung seiner Vorzüge, nicht solcher Vorzüge, welche ihm und seinen zwei Vorgängern gegenüber allen bisher erschienenen Gesammt-Ausgaben des h. Thomas gemeinsam zukommen, sondern bloß derjenigen, wodurch er selbst die zwei ersten Bände der neuen römischen Ausgabe übertrifft. Wir unterscheiden diese letztern Vorzüge in zwei Categorien.

Die erste derselben umfaßt die Vorzüge der Praefatio zum dritten Bande. Dazu rechnet zunächst, um mit dem Geringsten anzuheben, der Umstand, daß die Praefatio an Zahl nur eine ist, m. a. W., daß nicht analog, wie es im ersten Bande geschehen, jedem der drei Commentare eine besondere, sondern ihnen gemeinsam nur eine einzige textkritische Vorrede vorausgeht, ein Umstand, wodurch ein größerer Vortheil erzielt wird, als sich auf den ersten Blick vermuthen läßt, insofern nämlich die Wiederholung wichtiger Dinge überflüssig gemacht und die Orientirung über das Ganze bedeutend erleichtert wird. Ein anderer Vorzug unserer Praefatio besteht darin, daß sie, was weder in der des ersten noch in der des zweiten Bandes geschehen ist, von jeder der drei Schriften des Aristoteles eine Analyse ihres Inhaltes liefert. Auf das eingehendste wird sodann, und darin finden wir einen weitern und großen Vorzug unserer Praefatio gegenüber denen der zwei ersten Bände, die Authenticität eines jeden der drei Commentare untersucht und schließlich auf

das genaueste festgestellt, bis zu welchem Buche, Capitel und Capitelsabschnitt derselbe aus der Feder des Aquinaten geflossen ist. Im engsten Anschlusse daran wird selbstverständlich nicht unterlassen, zu ermitteln und mit Sicherheit oder wenigstens muthmaßlicher Weise anzugeben, von welchem Autor das Supplement des betreffenden Commentars herrührt, was leider so wenig eine einfache und leichte Arbeit war, daß die Herausgeber z. B. mit Bezug auf den Commentar zu den meteorologica nach ihrem jahrelangen Forschen auch jetzt noch nicht mit apodiktischer Gewißheit die Frage zu beantworten wagen, ob derselbe nur theilweise oder gänzlich dem h. Thomas zuzuschreiben sei (p. XXXVII).

Ferner gehören zu den großen Vorzügen, welche unserer Praefatio eigenthümlich sind, drei Capitel, zu denen man freilich auch in den Vorreden der ersten Bände ein Pendant mit Recht hätte erwarten dürfen. Davon weist das 1. Capitel darauf hin, daß die Methode der Erklärung, wie sie der h. Thomas in seinen Commentaren zu Aristoteles befolgt hat, geradezu klassisch sei, und sagt mit Bezug auf den Commentar zur Schrift de caelo et mundo: Est autem hoc commentarium ita in suo genere perfectum, ut vel ex hoc uno possit studiosus lector facile intelligere, iure ac merito s. Thomam ab antiquis expositorem per autonomasiam fuisse appellatum (p. VII). Das zweite Capitel macht darauf aufmerksam, welch eine reiche Ausbeute für die Philosophie die Commentare des Aquinaten zu den physischen und astronomischen Schriften des Stagiriten gewähren, indem es aus dem Commentar zur Schrift de caelo et mundo einige höchst interessante und eben so wichtige specimina doctrinae philosophicae des h. Thomas aufführt. Das letzte Capitel wendet sich dem physischen und astronomischen Theil der von Aristoteles verfaßten und von dem h. Thomas commentirten Schriften zu, und entwickelt die Hauptgründe, quae efficere possunt, ut aequiori animo simus erga antiquos, qui de his rebus tractaverunt (p. X), Gründe zur Beherzigung, zumal für diejenigen Vertreter der modernen Naturwissenschaft, welche in ihrem Wissenschaftsdünkel vermeinen, über die Naturwissenschaft der Alten vornehm die Nase rümpfen zu dürfen. Um den Inhalt dieses Capitels kurz zu resumiren, so heißt es darin: 1. sei den Alten nicht bloß die Schwierigkeit wohl bekannt gewesen, quae adest in investiganda natura corporum caelestium et in determinandis legibus, quibus in suis motibus parent, sie hätten auch die insufficientia mediorum eingestanden, quibus pro suo tempore instructi erant ad phaenomena caelestia exploranda (ib.); 2. hätten die Alten an ihren selbstausgedachten astronomischen Theorieen nicht in dem Sinne festgehalten, quasi reputarent eas omnino certas et demonstratas, sed habebant ipsas loco suppositionum, quibus conabantur rationem aliquo modo reddere de iis, quae sensibiliter apparent circa corpora caelestia eorumque motus; immo fatebantur, quod progressu temporis possibile erat (esset?) novam invenire rationem et magis certam explicandi phaenomena caelestia (p. XI); 3. endlich seien die Schriften des Aristoteles und die dazu gehörenden Commentare des h. Thomas für diejenigen von höchstem Werthe, qui historiam scientiae astronomicae ex propriis fontibus haurire eamque methodo ac certa ratione tradere cupiunt (ib.).

Was sodann die Vorzüge betrifft, welche dem Commentar-Texte des dritten Bandes gegenüber dem der beiden frühern Bände eigen sind, so mögen deren für jetzt nur zwei namhaft gemacht werden, freilich zwei der hauptsächlichsten. Zunächst ist es der, daß die im Commentar des h. Thomas mit ihrem initium citirten Texte des Aristoteles endlich genau mit der recipirten und corrigirten translatio antiqua in Einklang gebracht sind, so daß das Auffinden der Stellen, worauf im Commentar des h. Thomas verwiesen wird, nunmehr auf keine erheblichen Schwierigkeiten stößt. An zweiter Stelle sei darauf aufmerksam gemacht, daß die Veranstalter der neuen Thomas-Ausgabe bei Feststellung des Commentar-Textes jetzt endlich die allzu große, wie soll man sagen, Zähigkeit oder Aengstlichkeit aufgegeben haben, mit welcher sie an den zweifelsohne corrumpirten Lesarten der

editio Piana trotz der abweichenden Lesarten auch der besten Codices früherhin festhielten. Noch in der Vorrede zum zweiten Bande schrieben sie: Satis duximus, nunquam relinquere Pianam editionem, nisi quando certum erat, eam non resumptum iri ab aliquo, cui fortuna meliores codices obtulisset (p. XVII). Bei Herausgabe des dritten Bandes haben sie dieses Princip glücklicherweise aufgegeben, und zwar bis zu dem Grade, daß Ausdrücke der Piana weggelassen, weil sie überflüssig schienen (z. B. 65 a. 26; 109. b. 25), oder durch andere ersetzt wurden, welche stilistisch oder grammatisch sich etwas besser ausnehmen (z. B. 61. b. 6; 69. n. 9; 70. a. 14; 72. a. 36; 82. a. 35; 85. b. 12), selbst dann, wenn kein einziger Codex, sondern nur der Context die Aenderung rechtfertigte (z. B. 112. a. 19). Diesem Umstande haben wir es zu verdanken, daß das äußerst werthvolle Commentar-Fragment des h. Thomas zu der aristotelischen Schrift *περὶ οὐρανοῦ*, welches in der editio Piana (theils durch selbstbegangene omissiones homoteleutorum, d. i. durch Auslassungen von Satztheilen und ganzen Sätzen, die in ihren Endgliedern mit vorangehenden Satztheilen oder Sätzen gleichlautend sind, theils durch willkürliche Verbesserung solcher von andern verschuldeten omissiones, theils durch falsche Interpretation der in den Manuscripten enthaltenen compendia oder Abkürzungen) an zahlreichen Stellen bis zur Unverständlichkeit und Unkenntlichkeit entstellt war, jetzt in seinem ursprünglichen Wortlaute wohl so genau und klar wiederhergestellt ist, als es eine richtig angewandte Textrecension nur immer möglich macht.

Um aber nicht den Vorwurf der Einseitigkeit und Parteiischkeit zu verdienen, wollen wir neben den hervorgehobenen Vorzügen des neuesten Bandes der römischen Thomas-Ausgabe dasjenige nicht mit Stillschweigen übergehen, was auch ihr noch als eine Art von Mangel oder Unvollkommenheit anhaftet. Dabei berühren wir kleinere Dinge nicht, zumal solche nicht, welche auch in den ersten Bänden dieser Ausgabe vorkommen und auf die wir schon bei andern Gelegenheiten hingewiesen haben. Indem wir zur Aufzählung desjenigen übergehen, was auf uns am meisten den Eindruck einer Unvollkommenheit gemacht hat, so möchten wir zunächst darauf hinweisen, daß die apokryphen Stücke der beiden Commentare zur Schrift de generatione et corruptione und zu den meteorologica und die authentischen Theile, welche in der editio Piana unmittelbar aneinander gereiht sind, in der neuesten Ausgabe vollständig auseinander gerissen erscheinen, und zwar dadurch, daß zwischen denselben vier große indices stehen, während im ersten Bande dieser Ausgabe dem Commentar-Fragmente des h. Thomas zur aristotelischen Schrift *περὶ ἑρμενείας* das von Cajetan herrührende Supplement dazu ganz so, wie in den Codices und ältern Ausgaben geschehen, nur in anderer Schrift, unmittelbar angefügt ist. An zweiter Stelle will es uns als eine Unvollkommenheit dieser Ausgabe erscheinen, daß das Commentar-Fragment des h. Thomas zur aristotelischen Schrift *περὶ οὐρανοῦ* nicht ebenso ergänzt worden, wie jedes der drei andern bis jetzt edirten Commentar-Fragmente des h. Thomas, obgleich es den hochwürdigen editores doch ausgesprochener Maßen bekannt war, daß das dazu nöthige Supplement des Petrus von Alvernia, eines Schülers des h. Thomas, in vielen Codices und ältern Ausgaben vorkommt (p. XII). Eine fernere Unvollkommenheit, die wir schließlich erwähnen zu müssen glauben, ist die dreifache Paginirung dieses einen Bandes; die Seiten der Vorrede sind nämlich mit römischen, die der Commentar-Fragmente des h. Thomas sowie die dazu gehörigen indices mit arabischen und die Seiten der von andern Verfassern herrührenden Commentarstücke wieder mit römischen Ziffern bezeichnet, so daß infolge dessen ein Citat aus diesem Bande mit Angabe einer römischen Seitenzahl doppelsinnig ist.

Trotz der erwähnten, um so mehr also trotz der nicht erwähnten Mängel, welche dem dritten Bande der neuesten Thomas-Ausgabe anhaften, wird man aber, da dieselben ja nicht von wesentlichem Charakter sind, ohne die Wahrheit zu verletzen, sagen dürfen, daß die hochwürdigen Herausgeber mit diesem Bande annähernd das hohe Ziel erreicht haben,

welches Papst Leo denselben setzte, als er in seinem Motu proprio vom 18. Januar 1880 ihnen aufgab, dafür wohlweislich Sorge zu tragen, ne litterarum optima forma, ne accurata emendatio, ne intelligens in rerum singularum delectu iudicium desideretur (T. I. p. XXV), und daß die editio Leonina in diesem ihrem dritten Bande nicht bloß eine Ausgabe ist, quae nobilitate ac praestantia cum Piana comparari possit, wie es derselbe Papst in seinem Breve de academia s. Thomae Aquinatis Romae instituenda ausdrücklich gewünscht hatte, sondern auch die editio Piana und viel mehr noch alle andern nach derselben erschienenen Gesammtausgaben des h. Thomas, wie an typographischer Reinheit und Schönheit, so auch an textkritischer Genauigkeit und Zuverlässigkeit in der That weit überflügelt.

In üblicher Weise fand die General-Versammlung ihren Abschluß mit der um 12 Uhr beginnenden allgemeinen wissenschaftlichen Sitzung. Nachdem die Präsidenten der historischen und der philosophischen Section über den Verlauf der Sections-Verhandlungen berichtet hatten, hielt Herr Prof. Dr. Dittrich einen mit lebhaftem Beifall aufgenommenen Vortrag über die Kunstthätigkeit im Ordenslande Preußen während des Mittelalters. (S. erste Vereinsschrift für 1887, S. 65—97.)

In einem kurzen Schlußwort konnte der Vorsitzende darauf hinweisen, daß schon jetzt ein unerwartet günstiger Erfolg der General-Versammlung zu verzeichnen sei, indem sich 50 neue Mitglieder und eben so viele neue Theilnehmer angemeldet hätten, und ein Mitglied des ermländischen Klerus durch Zahlung eines Beitrags von 300 Mark als Ehrenmitglied beigetreten sei. Sodann brachte er im Namen des Vorstandes die nachstehende Resolution zur Kenntniß der Versammlung:

„In Erwägung, daß es Aufgabe der Görres-Gesellschaft ist, sämmtliche Zweige der Wissenschaft gleichmäßig zu pflegen, in Erwägung ferner, daß bisher thatsächlich einzelne Gebiete eine vorzugsweise Berücksichtigung gefunden haben, spricht die General-Versammlung den Wunsch aus, es möge der Görres-Gesellschaft vergönnt sein, Gelehrten, welche sich auf den Gebieten der Philosophie, der Naturwissenschaften, der Rechts- und Social-Wissenschaft bethätigen wollen, ihre Unterstützung angedeihen lassen zu können."

Dieselbe fand die einstimmige Billigung der General-Versammlung.

Hierauf ersuchte der Vorsitzende den in der Sitzung anwesenden Herrn Bischof von Ermland, der Versammlung, welche mit dem bischöflichen Segen begonnen worden, denselben auch zum Schlusse zu ertheilen. Der hochwürdigste Herr gab seiner Freude, der Görres-Gesellschaft Gruß und Segen bieten zu können, in warmen Worten Ausdruck und willfahrte gern der an ihn gerichteten Bitte.

Von den im Laufe dieses Jahres herausgegebenen Vereinsschriften haben die beiden ersten bereits in dem auf der General-Versammlung er-

statteten Bericht Erwähnung gefunden. Als dritte wurde zu gewöhnlicher Zeit an die Mitglieder versandt: Agostino Steffani, Bischof von Spiga i. p. i., apostolischer Vicar von Norddeutschland 1709—1726. Von Franz Woker.

Der Mitgliederbestand weist im abgelaufenen Jahre die folgenden Veränderungen auf. Dasselbe begann mit der Zahl von 15 Ehrenmitgliedern, 20 Mitgliedern auf Lebenszeit, 1759 Mitgliedern und 637 Theilnehmern. Neu hinzugetreten sind 1 Ehrenmitglied, 134 Mitglieder und 80 Theilnehmer; dagegen ausgeschieden durch den Tod oder durch andere Ursachen 121 Mitglieder und 62 Theilnehmer. Mithin ergibt sich der kleine Zuwachs von 1 Ehrenmitglied, 13 Mitglieder und 18 Theilnehmern.

Als eine erfreuliche Thatsache ist hervorzuheben, daß die Görres-Gesellschaft begonnen hat, in Nord-America Wurzel zu fassen. In der Person des Rev. M. J. Joerger, D. D. rector of St. John the Baptist, Jefferson Wis. fand sich ein rühriger Geschäftsführer; seinen Bemühungen verdanken wir den Beitritt von 15 Mitgliedern, unter ihnen der hochwürdigste Herr Kilian C. Flasch D. D., Bishop of La Crosse, Wis. Nicht ohne Theilnahme wird man diesseits des Oceans nachstehenden, an Herrn Joerger gerichteten Brief eines deutschen katholischen Priesters lesen.

Detour, Chippewa 60, Mich., 20. Dec. 1886.

Hochwürdiger Herr Doctor!

Wenn irgend Jemand hier zu Lande der Görres-Gesellschaft beitreten sollte, so bin ich es — einer von den Wenigen, die noch zu den Füßen des großen Lehrers gesessen, und wohl der Einzige in den Vereinigten Staaten von den Vierundzwanzig, die ihn zu Grabe getragen; nicht zu sprechen von dem, was ich schon früher dem Studium seiner Schriften dankte

Aber da kommt ein schlimmes Aber. Ich bin so gestellt, daß nichts für solche Zwecke übrig bleibt. Detour ist ein kleines Nest mit etlichen zwanzig katholischen Familien, wovon die meisten arme Fischersleute von theilweise indianischer Abkunft sind; was ich von den entferntern Indianern und Weißen bei meinen Besuchen bekomme, deckt kaum die Reisekosten. Wenn ich nicht ein wenig mit der Feder verdiente, — I could not make both ends meet. — — — — — — —

Mit größter Hochachtung
der Ihrige
E. Jacker.

Herr Dr. Joerger wußte ein Mittel zu finden, jenes schlimme Aber zu überwinden und hat seinen deutschen Mitbruder als Mitglied angemeldet. Für die Verbreitung der Görres-Gesellschaft in America ist ferner auch die

Filiale der B. Herder'schen Verlagshandlung in St. Louis Mo. thätig. Unter den neu Beigetretenen mögen sodann noch besondere Erwähnung finden der akademische Pius-Verein in Regensburg, der katholische Studenten-Verein Saxonia in München, das Cistercienserkloster Mehrerau bei Bregenz am Bodensee, die Landcapitel Hiegen in Württemberg und Gernsheim in Baden.

Die Vermögenslage der Gesellschaft ergibt folgendes Bild. Laut revidirter Rechnung wurde ein Vermögensbestand von M. 49961,17 aus dem Rechnungsjahr 1885 in das neue Rechnungsjahr 1886 übertragen (gegen M. 47162,72 am 1. Januar 1885). Die Gesammt-Einnahme in 1886 betrug M. 30608,85 (gegen M. 30303,60 in 1885), die Gesammt-Ausgabe M. 28904,93 (gegen M. 27505,15 in 1885). Das Rechnungsjahr schließt sonach mit einem Ueberschuß von M. 1703,92 ab, so daß ein Vermögensbestand von M. 51665,09 in das Rechnungsjahr 1887 übergehen wird.

Der Nominalbetrag des in Werthpapieren angelegten Vermögens beläuft sich wie im Vorjahre auf M. 30000. Der Betrag der Depositen bei zwei verschiedenen Bankhäusern, sowie eines verzinslichen Darlehens bezifferte sich am 31. December 1886 auf M. 12061,45 (gegen M. 10043,23 zu Ende 1885).

Die Gesammtsumme der Einnahme umfaßt an Beiträgen der Mitglieder M. 19730,27 (gegen M. 18075,91), an Beiträgen der Theilnehmer M. 2185,28 (gegen M. 1950,33). Erlös aus dem historischen Jahrbuch M. 5078,76 (gegen M. 6077,21), aus dem Verkauf von Vereinsschriften M. 1383,62 (gegen 1627,24), Zinsen M. 1582,22 (gegen M. 2197,11), Entschädigungen, Extragaben und Berichtigungen der Rechnung pro 1885 M. 77,60, Coursgewinn M. 571,10 (gegen M. 375,60).

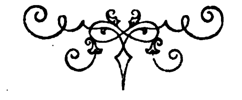
Aus der Gesammtsumme der Ausgaben entfallen auf Stipendien M. 3968,14 (gegen M. 4350), auf Schriftsteller-Honorare, ausschließlich der für das historische Jahrbuch, M. 2002,50 (gegen M. 1631,53), auf die Redaction des historischen Jahrbuchs M. 2400 (wie im Vorjahre), Honorare der Mitarbeiter M. 2259,26 (gegen M. 2164,77), Druck und Versendungskosten und sonstige Ausgaben für das historische Jahrbuch M. 4306,04 (gegen M. 3344,50), auf die Redaction des Staats-Lexicons M. 2590 (gegen M. 3116), Redaction der Vereinsschriften M. 662,80, Druck und Versendungskosten der Vereinsschriften und des Jahresberichts M. 4433,90, für die historische Handbibliothek in Campo santo in Rom M. 500,—, Druckausgaben, Reise-Entschädi-

gungen, Gehalt des Hülfssecretairs, Verwaltungskosten zc. M. 5268,09, Porti 514,20 (gegen M. 498,95).

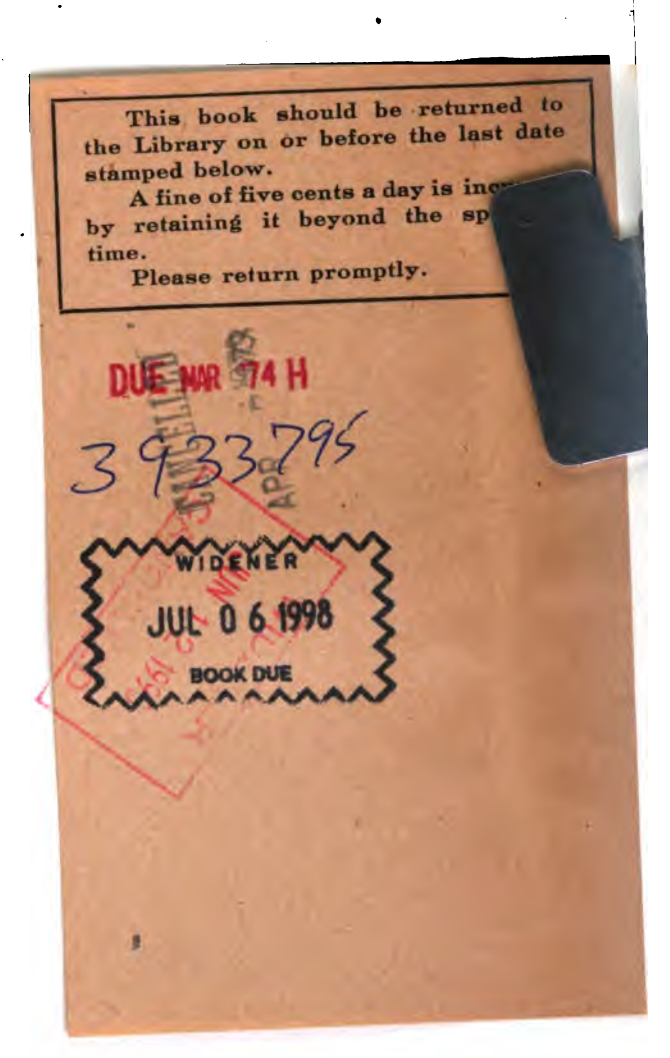
Immer wieder vorkommende Mißverständnisse veranlassen zu der Bemerkung, daß die Beiträge ausschließlich an den General-Secretair der Gesellschaft, Herrn Oberbürgermeister a. D. Kaufmann in Bonn, einzusenden sind, welcher die Geschäfte des Rendanten noch immer gütigst wahrnimmt. Zugleich sei die Bitte wiederholt, im Interesse einer leichten Geschäftsführung die Zahlungen möglichst frühzeitig bewerkstelligen zu wollen.



Inhalt.




3 2044 019 826 148


This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.
A fine of five cents a day is inc
by retaining it beyond the sp
time.
Please return promptly.
DUE MAR 74 H
3933795
WIDENER
JUL 0 6 1998
BOOK DUE

